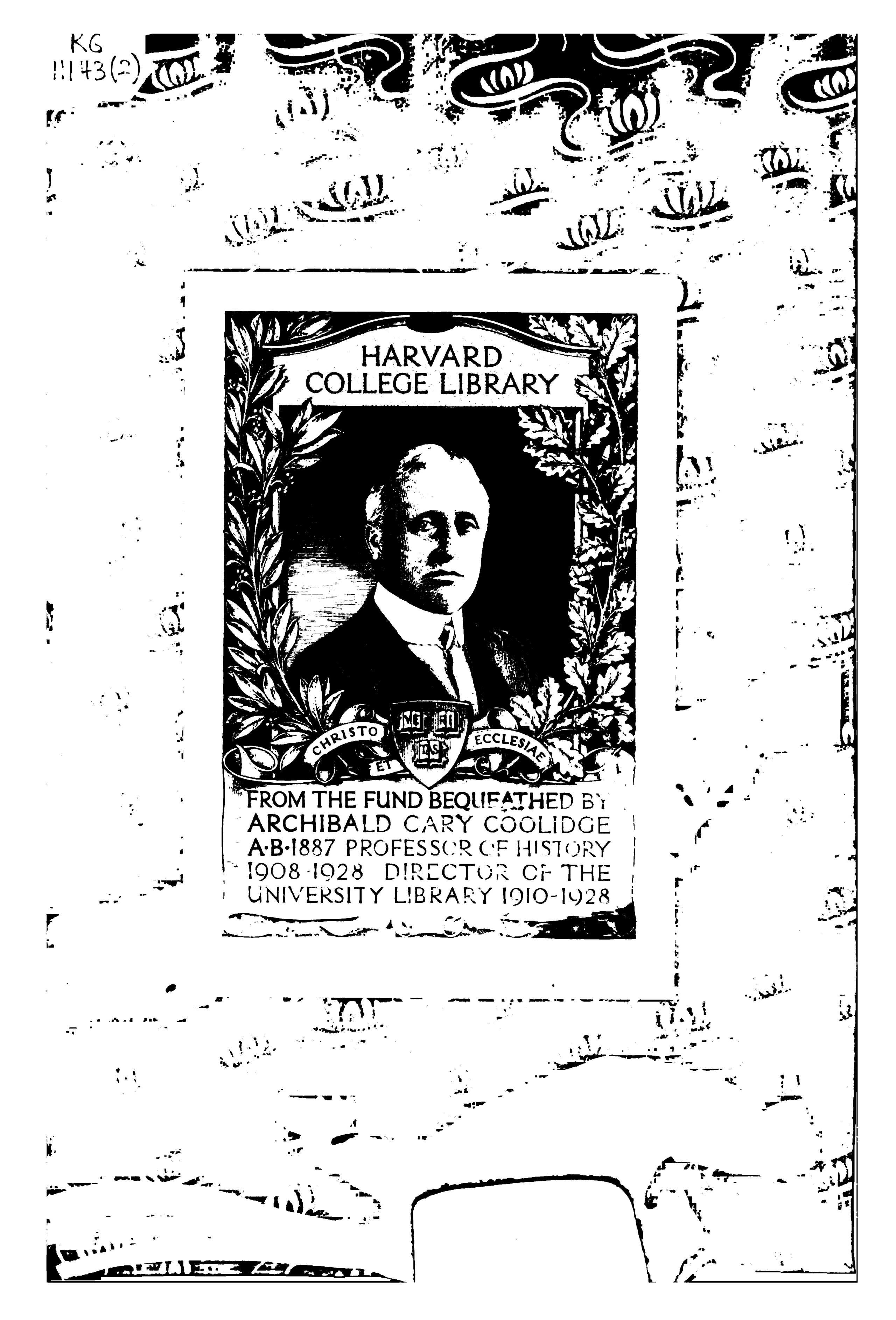

HARVARD
COLLEGE LIBRARY
CHRISTO
ET
ECCLESIAE
FROM THE FUND BEQUEATHED BY
ARCHIBALD CARY COOLIDGE
A·B·1887 PROFESSOR OF HISTORY
1908-1928 DIRECTOR OF THE
UNIVERSITY LIBRARY 1910-1928



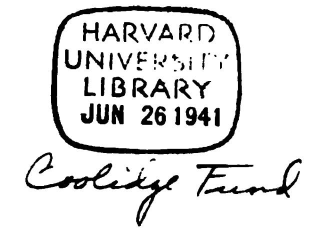
Vierteljahrshefte
für
Truppenführung und Heereskunde

Herausgegeben
vom
Großen Generalstabe

1905
Zweiter Jahrgang

Mit 121 Skizzen- und Kartenbeilagen und 25 Textskizzen

Berlin 1905
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—71



Der Inhalt ist nicht amtlich.



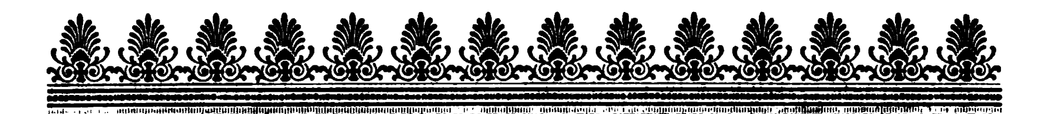
Inhaltsverzeichnis.

Erstes Heft.

Zweites Heft.

Drittes Heft.

Viertes Heft.



Der Sturm im Festungskriege.

Wie im Feldkriege der Nahkampf mit der Vervollkommnung der Feuerwaffen seltener geworden ist, und heute nach erlangter Feuerüberlegenheit häufig schon das Drohen mit dem Bajonettangriff genügt, um den erschütterten Gegner zum Weichen zu bringen, so wird auch im Festungskriege der letzte Akt des Angriffs, der Sturm, eine verhältnismäßig seltene Erscheinung werden, falls es dem Angreifer gelungen ist, ihn so vorzubereiten, daß der Gegner wahrhaft erschüttert ist. Wie die Erfahrung lehrt, werden öfter die Kräfte und der moralische Halt des Verteidigers durch den unglücklichen Ausgang des bisherigen Kampfes schon so erschöpft sein, daß er den Willen sich zu behaupten verliert und den Sturm nicht mehr abwartet, obwohl die Befestigungskunst alle ihre Hilfsmittel aufbietet, um dessen Abwehr so viel wie möglich zu erleichtern. Aber mag auch die Durchführung des Sturmes eine nicht gerade häufige Aufgabe sein, so ist sie doch nicht nebensächlich; sie fordert große Tatkraft und eingehende Vorbereitung von Führung und Truppe, daneben auch eine gewisse Beherrschung technischen Beiwerks. Der Angreifer darf den Sturm nicht als eine Aufgabe ansehen, die er am liebsten vermeiden möchte, er soll ihn vielmehr mit aller Energie so frühzeitig wie möglich erstreben, um den Kampf zum schnellen siegreichen Ende zu führen, andrerseits muß er aber auch, wenn er vor schwerwiegenden Enttäuschungen bewahrt bleiben will, mit der taktischen Seite der Aufgabe vertraut sein und die Vorbedingungen kennen, die ihm den Erfolg sichern, und ohne deren Erfüllung der Sturm meist nur ein zweckloses Menschenopfer bedeutet.

Die Ausführung des Sturmes wird sich für die Truppe um so leichter gestalten, je mehr sie sich von Künstelei fernhält und dem Verfahren im Feldkriege folgt. Allerdings liegt eine besondere Schwierigkeit stets darin, zu entscheiden, in welchem Umfange den besonderen Eigentümlichkeiten des Kampfplatzes eine Einwirkung auf die Taktik zugestanden werden muß. Ihre Berücksichtigung ist unvermeidlich, nur darf darunter der gesunde Geist der Ausführung nicht leiden. Diese Gefahr liegt unzweifelhaft um so näher, je weniger Führung und Truppe mit den Erscheinungen des

Festungskrieges vertraut sind, denn dann wird allzuleicht in der Überwindung unbekannter technischer Schwierigkeiten die Hauptaufgabe gesehen. Die früher in weiten Kreisen herrschende Unsicherheit auf diesem Gebiete erklärt wohl nicht zum wenigsten die lange Herrschaft des Schemas im Festungskriege, und wenn wir in nachstehenden Betrachtungen auch die Zeiten heranziehen, deren Taktik der unseren nicht mehr entspricht, so geschieht dies nicht nur, um die allgemein gültigen Regeln, die sich im Wechsel der Zeiten unverändert erhalten, festzulegen, sondern auch um zu zeigen, wie langsam gerade auf diesem Gebiete die Taktik im Kampfe mit veralteten Anschauungen sich der veränderten Waffenwirkung anzupassen vermochte.

Der Nahangriff im Festungskriege wurde namentlich seit Vaubans Zeiten in immer starrere Formen gebracht. Vaubans Grundsätze entsprachen zwar den damaligen Verhältnissen der methodischen Kriegführung sehr wohl, aber sie wurden auch in ihrer äußeren Form bei veränderten Verhältnissen zäh festgehalten. Das Verfahren wies der Technik die Hauptaufgabe bei der Vorbereitung des Sturmes zu und legte den Hauptwert darauf, den Sturm mit möglichst geringen Verlusten durchzuführen. Durch mühsame Erd- und Minenarbeit versuchte man, die Hindernisse zu überwinden und sich dem Angriffsziele bis auf nächste Entfernung zu nähern. Das forderte außerordentlich viel Zeit und begünstigte die abschnittsweise Verteidigung. Wochen- und monatelang standen sich deshalb oft die Gegner auf nächster Entfernung im mühsamen Ringen um jeden Fuß breit Erde gegenüber.

Hatte sich der Gegner, um Zeit zu gewinnen, von der auf wirksamster Gewehrschußweite liegenden dritten Parallele aus in den Besitz des gedeckten Weges gesetzt, so vermochte er den Sturm auf das Innere der Festung nicht unmittelbar anzuschließen. Er mußte sich vielmehr auf dem Kamm des Glacis eine Deckung, die sogenannte Glaciskrönung, schaffen, weil von hier aus Batterien die Bresche herstellen mußten. Dieser Aufenthalt im feindlichen Feuer war sehr gefährlich, er gab dem Verteidiger Zeit zu Gegenmaßregeln und erklärt das häufige Mißlingen sowie die oft sehr starken Verluste beim Sturm auf den gedeckten Weg. So verlor z. B. der Prinz Eugen bei der Belagerung von Lille 1708 bei zwei mißglückten Versuchen, sich in den Besitz des gedeckten Weges zu setzen, 11 000 Mann. Vielfach zog man daher die zeitraubende Sappenarbeit für das Vorgehen über das Glacis und die Glaciskrönung vor, und Vauban machte das zur Regel. Waren die Breschen hergestellt, so folgte im allgemeinen noch immer nicht der Sturm. Es wurde nun durch bedeckte Sappen oder Minen ein Grabenniedergang und anschließend ein gedeckter Grabenübergang, bei nassen Gräben ein Damm mit seitlicher Schutzwehr bis zum Fuß der Bresche hergestellt, und nun erst stand der Angreifer in schmaler Front zum Sturm bereit. Der Verteidiger hatte inzwischen vollkommen Zeit, sich auf die Abwehr einzurichten.

Wie schon die auch für schwache Besatzungen vorhandene Möglichkeit, beim Nahkampfe lange Widerstand zu leisten, erkennen läßt, hafteten diesem Verfahren große taktische Schwächen an. Keiner der Vorzüge, die dem Angriff gegenüber der Verteidigung innewohnen, die Möglichkeit, überlegene Kraft und Feuerwirkung an der entscheidenden Stelle einzusetzen, vermochte hier zur Geltung zu kommen. Die schmale Front, in welcher der letzte Sappenangriff vorging, gab vielmehr dem Verteidiger die taktische Überlegenheit; sie gestattete ihm, umfassendes Feuer gegen die Arbeiten des Angreifers zu richten. Das ganze Verfahren beruhte auf dem dem Wesen des Angriffs eigentlich fremden Grundgedanken, sich durch Erdarbeit dem Feuer des Verteidigers zu entziehen.

Man würde indessen zu weit gehen, wenn man die Ursache zu diesem langwierigen Verfahren allein in der geringeren Energie der Kriegführung suchen wollte. Gewiß spielte die Rücksicht auf Schonung der Truppen im Zeitalter der Kabinettskriege eine wichtige Rolle, aber das Verfahren würde sich nicht so lange behauptet haben, wenn es der damaligen Artillerie möglich gewesen wäre, die Hindernisse, vor allem eine gedeckte Eskarpenmauer, aus der Ferne zu zerstören und den Verteidiger vom offenen Walle zu vertreiben. Man mußte deshalb stets damit rechnen, von einer voll besetzten Feuerfront empfangen zu werden, und das ließ die möglichste Abkürzung des Weges, der beim Sturm selbst zurückzulegen war, erwünscht erscheinen.

Offenbar konnte dieses langwierige Angriffsverfahren dem Bedürfnis dann nicht entsprechen, wenn die strategische Lage eine schnelle Entscheidung erwünscht machte. Wir finden deshalb bei tatkräftigen Feldherren das Bestreben, sich dem Schema nicht unterzuordnen, den Kampf so viel wie möglich abzukürzen oder ihn durch den Überfall zu ersetzen, selbst wenn der Sieg dann größere Opfer erforderte. Ein bekanntes Beispiel dafür bildet die Erstürmung von Schweidnitz im Jahre 1761 durch den Feldmarschall Laudon. Friedrich der Große hatte seinen Hauptdepotplatz Schweidnitz lange Zeit durch das Lager bei Bunzelwitz gedeckt. Als er schließlich diese Stellung verließ und seine Armee nach Neiße führte, entschloß sich Laudon sofort, Schweidnitz durch Handstreich zu nehmen, denn wegen der Nähe der Armee des Königs war eine Belagerung ausgeschlossen. Die Festung besaß zahlreiche Schwächen, die Laudon aus der Zeit, wo sie sich vorübergehend in österreichischem Besitz befand, genau bekannt waren. Vier Forts, die durch schwache Befestigungen untereinander verbunden waren, bildeten die vordere Verteidigungslinie. Ihre Gräben besaßen zwar niedrige gemauerte Eskarpen, aber keine Flankierungsanlagen, die Kehlen waren nur durch Palisaden und Erdbrustwehren geschlossen. Die Stadtumwallung, die veraltet und durchaus nicht sturmfrei war, hatte einen Umfang von 3000 m. Die Besatzung, vier Regimenter mit einer Gesamtstärke von etwa 4000 Mann, war zur nachdrücklichen Verteidigung der Festung zu schwach. Die einzelnen Werke erhielten durchweg zu geringe Besatzungen, dennoch blieben nur schwache Reserven zur Verfügung des Kommandanten.

Zur Bedienung der ohnehin unzureichenden Festungsgeschütze waren nur 83 Artilleristen vorhanden. Die Artillerieverteidigung vermochte deshalb die zu schwache Infanterieverteidigung nicht genügend zu ergänzen. Am 30. September schloß Laudon die Festung zunächst durch leichte Truppen ein, rückte dann mit der Hauptmasse der Armee zur Täuschung des Verteidigers in der Richtung nach Reichenberg ab, kehrte aber im Schutz der Dunkelheit zurück. 100 Leitern waren schon am Tage zum Sturm bereitgelegt worden. Dann erhielten sämtliche Führer genaue Anweisung über die Ausführung des Unternehmens. Vier Kolonnen, jede in Stärke von fünfeinhalb Bataillonen, einer Eskadron, einer Batterie und einer Pionierabteilung zum Beseitigen oder Überdecken der Hindernisse, sollten 3⁰⁰ vormittags je eines der Forts angreifen, vier Bataillone wurden als Reserve bereitgestellt. Kavallerie sollte auf der nicht angegriffenen Front demonstrieren. Insgesamt führten 15 000 Mann den Sturm aus. Die Truppen wurden angewiesen, sich nicht mit Feuern aufzuhalten und nach Wegnahme der Forts möglichst mit dem zurückgehenden Gegner in die Festung einzudringen. Die weiteren Anordnungen blieben den Führern der einzelnen Kolonnen überlassen.

Der Kommandant, der durch Überläufer Nachricht vom Vorhaben der Österreicher erhalten hatte, beließ während der Nacht starke Patrouillen im Vorgelände und gab ihnen den Befehl, bei jedem verdächtigen Anzeichen zu feuern, um dem Feinde zu zeigen, daß man aufmerksam war. Die Österreicher gelangten dennoch meist unbeschossen zu den Werken, erhielten zwar auf den Glacis überall Feuer, fanden aber dann in den nicht mit Flankierungsanlagen versehenen Gräben Deckung. Drei Forts wurden nach kurzem Kampfe genommen, nur um das vierte und stärkste, das Galgenfort, wurde längere Zeit tapfer gerungen, bis es schließlich in die Hände der Stürmenden fiel. Die gesamte Besatzung der Forts wurde gefangen genommen, die nur schwach besetzte Stadtumwallung dann an mehreren Stellen erstiegen. Mit einem Verlust von 68 Offizieren, 1488 Mann wurde die Festung erkauft.

Daß ein derartiger Handstreich indessen immer nur die Ausnahme bildet und nur unter besonders günstigen Umständen gelingt, hatte Laudon bereits 1760 vor Cosel selbst erfahren, wo sein zweimaliger nächtlicher Sturm mit beträchtlichem Verlust abgewiesen wurde.

Das Bestreben, den letzten Teil des förmlichen Angriffs durch Fortfall der zeitraubenden Annäherungsarbeiten ganz im modernen Sinne abzukürzen, zeigen die Belagerungen Wellingtons in Spanien. Rücksichtslose Energie erzielte hier glänzende Erfolge, wenn auch die Durchführung wesentlich dadurch erleichtert wurde, daß es sich um veraltete Festungen handelte, deren Artillerieverteidigung schnell niedergekämpft wurde, und in deren sichtbare Eskarpenmauern aus größerer Entfernung Bresche gelegt werden konnte.

Typische Beispiele für Wellingtons Verfahren bilden die Belagerungen von Ciudad Rodrigo und Badajoz. Beide mußten so schnell wie möglich genommen werden, um

Entsatzversuchen der französischen Generale zuvorzukommen. Bei Ciudad Rodrigo wurden in wenigen Tagen zwei Breschen hergestellt, und obgleich die Annäherungsarbeiten noch etwa 200 m von den Werken entfernt waren, setzte Wellington den Sturm unverzüglich auf den 19. Januar 1812 7^{00} abends fest. Vier Kolonnen, zusammen mehr als zwei Brigaden, griffen konzentrisch die größere Bresche an, eine Brigade ging gegen die kleinere vor. Zwei und eine halbe Brigaden standen in zwei Gruppen auf 200 bis 300 m Entfernung zur Unterstützung bereit. Alle Kolonnen entwickelten zunächst Schützen, dann folgten Pionierabteilungen mit Heusäcken, die in den Graben geworfen wurden, um das Hinabspringen zu erleichtern. Die Kolonnen selbst waren mit Sturmleitern ausgerüstet. Die einzige vorhandene Flankierungsanlage wurde durch eine besondere Kolonne unschädlich gemacht. Die stürmenden Truppen wurden trotz der Dunkelheit ziemlich frühzeitig entdeckt und erhielten teilweise heftiges Feuer. Sie ließen sich indessen dadurch nicht aufhalten und erstürmten die Breschen nach kurzem Handgemenge. Der Sturm kostete 66 Offiziere, 640 Mann.

Dieser Belagerung folgte unmittelbar unter ähnlichen strategischen Verhältnissen die von Badajoz. Die Belagerungsartillerie erlangte hier sehr bald die Feuerüberlegenheit, kämpfte das vor der Angriffsfront liegende Fort Picurina so vollständig nieder, daß es ohne Schwierigkeit erstürmt werden konnte, und legte dann auf 500 m drei nahe beieinander liegende Breschen in die Südostecke der Hauptumwallung. Der Sturm wurde auf den 6. April 10^{00} abends festgesetzt, denn auch hier war keine Zeit zu verlieren. Während zwei Divisionen nebeneinander gegen die Breschen angesetzt wurden, sollte eine Division das die Nordostecke der Umwallung bildende und durch steile Felshänge schwer zugängliche Schloß mit Leitern ersteigen und eine Brigade von Westen her auf die gleiche Weise in die Stadt einzudringen suchen. Keine der Kolonnen vermochte in Deckung näher als auf 600 m an die Festung heranzugelangen. Der Angriffsbefehl für die Hauptkolonne enthielt folgende bemerkenswerte Punkte:

„Die 4. Division schickt 100 Mann nach den Steinbrüchen dicht vor dem gedeckten Wege und bringt, wenn deren Besatzung vertrieben, das Feuer der Face und des gedeckten Weges vom Bastion St. Maria zum Schweigen.

Jede Vorhut der beiden Divisionen besteht aus 500 Mann mit 12 Leitern. Ihre zum Stürmen bestimmten Leute tragen mit leichten Gegenständen gefüllte Säcke und werfen sie in den Graben, um den Truppen das Hinabsteigen zu erleichtern. Die Vorhut ist in zum Feuern und zum Stürmen bestimmte Abteilungen geteilt. Die Schützen breiten sich längs der Glaciskrete aus, um das feindliche Feuer zu unterdrücken. Die Spitzen beider Divisionen folgen ihrer Vorhut. Sie brechen nicht eher über die Deckung der Steinbrüche vor, bis sie die Vorhut die Bresche ersteigen sehen, rücken dann aber mit verdoppelter Eile vor. Jede Division läßt 1000 Mann in den Steinbrüchen als Reserve zurück.“

Allen Kolonnen wurde genau vorgeschrieben, wohin sie sich nach dem Ersteigen der Breschen zu wenden hatten. Ganz besonders wurde darauf hingewiesen, wie wesentlich das Gelingen des Sturms davon abhängig sei, daß die Truppen sich nach dem Eindringen in die Festung nicht zerstreuten, sondern in geordneten Verbänden zusammenblieben, um zum Niederwerfen des letzten feindlichen Widerstandes fähig zu sein.

Die Hauptkolonne gelangte ohne wesentliche Schwierigkeiten bis in den Graben, erstieg dann aber nicht die Breschen, sondern, infolge eines Versehens, im Dunkel der Nacht eine zur Deckung der Kurtine im Graben hergestellte unvollendete Erdschüttung, einen sogenannten Halbmond. Von hier vermochte sie in vernichtendem Feuer, und da außerdem der Graben wegen teilweiser Überschwemmung nur in schmaler Front gangbar war, nicht weiter vorzugehen und erlitt in mehrstündigem Kampfe schwere Verluste. Schon gedachte Wellington, den Befehl zum Rückzuge aus der unhaltbar werdenden Lage zu geben, als er erfuhr, daß die beiden Nebenkolonnen glücklicher gewesen waren. Sie waren zwar rechtzeitig entdeckt und beschossen worden, ließen sich aber nicht aufhalten und vermochten die Wälle zu ersteigen, weil der Feind in Erwartung eines Sturms auf die Bresche seine Hauptkräfte dort zusammengezogen und die übrigen Teile der Festung zu sehr entblößt hatte. Die von Westen eingedrungene Kolonne wendete sich sofort gegen den Rücken der Verteidiger der Breschen und ermöglichte auf diese Weise der eigenen Hauptmacht das Eindringen. Der Sturm kostete, hauptsächlich wegen des anfänglichen Mißerfolgs der Hauptkolonne, 317 Offiziere, 3344 Mann, gegenüber einer nur 4500 Mann starken Besatzung. Bei Ciudad Rodrigo wie bei Badajoz hatte der frühzeitige Sturm das rechtzeitige Eintreffen der Entsatzarmee vereitelt. Die Opfer erklären sich weniger durch die weite Entfernung, welche die Kolonnen zurückzulegen hatten, als durch die zähe Verteidigung und die schwere Ersteigbarkeit der Breschen.

Wellington hat das gleiche Angriffsverfahren auch gegen andere Festungen, wenn auch nicht immer mit demselben Erfolge, versucht. Zu seinem Schaden änderte er es bei der noch im gleichen Jahre stattfindenden Belagerung von Burgos dahin ab, daß zunächst nur ganz schwache Abteilungen den Sturm durchführten. Wahrscheinlich beabsichtigte er, das bei Badajoz so verlustreiche Zusammendrängen der Massen an den Breschen zu vermeiden. Auch wählte er diesmal, offenbar um Mißverständnisse zu verhüten, nicht die Nacht. Namentlich das erstere erwies sich als unzweckmäßig, denn die schwachen Abteilungen drangen zwar teilweise in die Festung ein, wurden aber vom Gegner wieder hinausgeworfen, bevor sie unterstützt werden konnten.

Durchaus im Gegensatze zu dieser Taktik steht das Angriffsverfahren, welches die Russen 1828/29 vor Braila, Varna und Silistria anwendeten. Sie vernachlässigten die Artillerievorbereitung gänzlich und suchten das Ziel allein durch den Sappenangriff und durch Minensprengungen zu erreichen. Das forderte sehr viel Zeit und

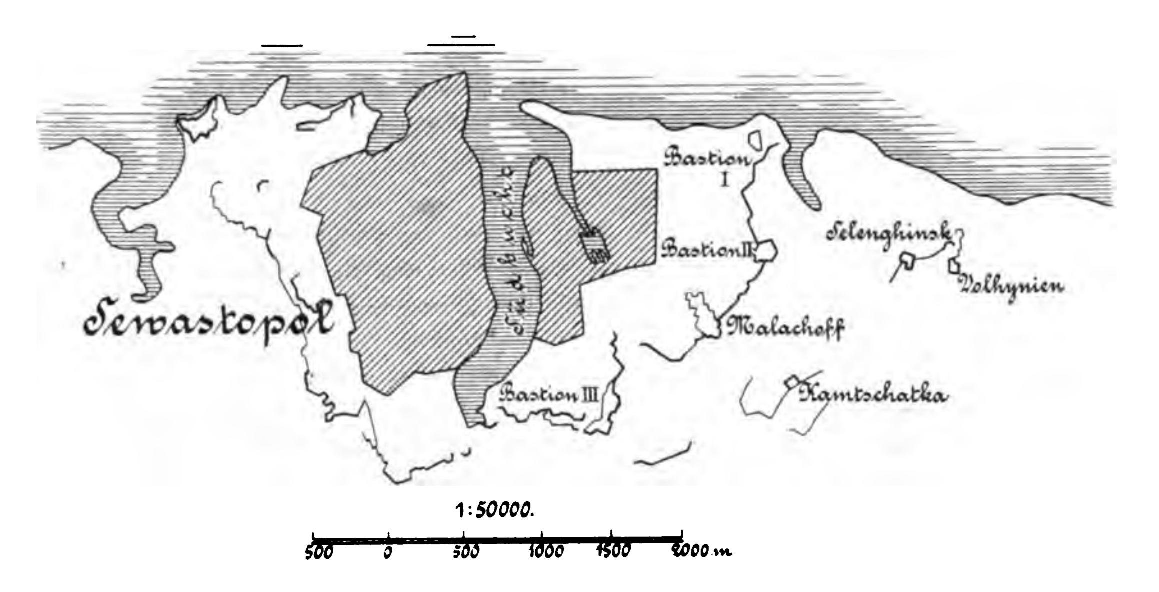
gab den Türken Gelegenheit, ihre zähe Tapferkeit im Nahkampfe voll zur Geltung zu bringen. Der Sturm auf Braila sollte dadurch eingeleitet werden, daß durch Minen zwei Breschen in die Eskarpenmauer gelegt wurden. Ein Teil der Minen gelangte indessen durch ein Mißverständnis nicht zur Sprengung, und da die Sturmkolonnen ohne Erkundung, ob die beabsichtigte Wirkung auch wirklich erreicht war, vorbrachen und statt zweier Breschen nur eine fanden, die überdies schwer gangbar war, drängten sich hier im feindlichen Feuer die Massen zusammen. Da sie kein Sturmgerät besaßen, um auch an anderer Stelle Angriffsversuche machen zu können und auf der schmalen Bresche der türkische Widerstand nicht gebrochen werden konnte, endete das Unternehmen unter schweren Verlusten mit einem gänzlichen Mißerfolge, der solchen Eindruck auf die Russen machte, daß sie von nun an sowohl vor Varna wie vor Silistria einen Sturm für aussichtslos hielten. Bei beiden Belagerungen wurden Monate im Nahkampfe zwecklos dazu verwendet, lediglich durch Erdarbeiten und Minensprengungen den Zugang zur Festung zu erzwingen.

Die erste Belagerung, die unter modernen großen Verhältnissen durchgeführt wurde, die von Sewastopol, bringt auch für die Ausführung des Sturms manches Lehrreiche*). Die verbündeten Franzosen und Engländer hatten es versäumt, sich unmittelbar nach ihrem Eintreffen durch gewaltsamen Angriff in den Besitz der damals noch gänzlich unvollendeten und nur schwach besetzten Behelfsbefestigungen der Landseite von Sewastopol zu setzen. Die Niederlage des größeren Teils der Belagerungsartillerie veranlaßte sie dann, den beabsichtigten Sturm nicht zu versuchen und zum förmlichen Angriff überzugehen. Dadurch gaben sie den Russen Zeit, ihre Stellung zu großer Stärke auszubauen und eine immer zahlreichere Artillerie ins Feuer zu bringen.

Die Belagerung führte in der Zeit vom Oktober 1854 bis zum Juni 1855 zu keinem wesentlichen Ergebnis. Es konnte nicht einmal verhindert werden, daß die Russen auf dem linken Flügel ihrer Stellung einige neue Werke, die Reduten Kamtschatka, Selenghinsk und Volhynien, die durch angehängte Schützengräben erweitert wurden, weit vor ihre Hauptverteidigungslinie vorschoben. Erst im Juni raffte sich der inzwischen erheblich verstärkte Angreifer zu tatkräftigem Vorgehen auf, richtete gegen die vorgeschobenen Werke ein überlegenes Artilleriefeuer, welches die Russen zwang, die Hauptmasse der Besatzung aus diesen Werken zurückzuziehen, und stürmte sie am 7. Juni nachmittags. Eine Division ging in zwei Kolonnen gegen die Reduten Selenghinsk und Volhynien, eine zweite Division gegen Kamtschatka vor. Letztere verwendete nur eine Brigade in vorderer Linie, die zweite Brigade als Reserve. Außerdem stand für beide Flügel noch je eine Division als Reserve und für das Ganze eine türkische Division als Hauptreserve bereit. Die südöstlich von Bastion III vorgeschobene Gruppe von Schützengräben sollte durch englische Truppen genommen werden. Die Sturmkolonnen hatten eine Entfernung von etwa 450 m zurückzulegen.

*) Skizze S. 8.

6^{30} nachmittags wurde durch Raketen das Zeichen zum Sturm gegeben. Der rechte Flügel nahm beide Werke im ersten Anlauf und hielt sie gegen heftige russische Gegenangriffe. Auch die von drei Seiten angegriffene russische Redute Kamtschatka wurde durch die vordere Brigade der linken Kolonne genommen, diese ließ sich aber dazu fortreißen, sofort auch gegen die russische Hauptstellung vorzugehen, wurde hier abgewiesen und bis über die bereits genommene Stellung hinaus zurückgeworfen. Nun erst griffen die hintere Brigade und dann auch die zweite Division ein und erstürmten das Werk endgültig. Der englische Angriff, der von einer 1000 Mann



starken Abteilung durchgeführt wurde, umging die Schützengräben, warf deren schwache Besatzung und behauptete sich im Besitz der genommenen Stellung.

Dieser Erfolg hob die Zuversicht der Armee so, daß sie allgemein einen Sturm auf die Hauptverteidigungsstellung verlangte. Im Streben nach schnellem Erfolge wurden indessen die Vorbereitungen dazu zu sehr übereilt. Am 17. Juni eröffnete die vorgeschobene Belagerungsartillerie das Feuer, und schon am 18. Juni 3^{00} vormittags erfolgte der Sturm, obwohl die Feuerüberlegenheit gegen die starke russische Artillerie noch keineswegs erkämpft war. Zwar hatten die beschossenen Werke sehr gelitten, aber das vom Angreifer während der Nacht unterhaltene Wurffeuer vermochte nicht, ihre Wiederherstellung zu hindern, so daß beim Tagesgrauen der Verteidiger völlig kampfbereit den Sturm erwartete. Drei französische Divisionen wurden gegen die Linie Bastion I—Bastion II—Malachoff, drei schwache englische Divisionen gegen Bastion III angesetzt. Eine französische Division stand in Reserve 2500 m rückwärts. Die Entfernung, welche die Truppen bis zu den Werken ohne Deckung zurückzulegen

hatten, betrug 300 bis 600 m. Wiederum sollte durch Raketen das Zeichen gegeben werden, aber ein Mißverständnis veranlaßte den rechten Flügel zu vorzeitigem Vorbrechen, ehe die anderen Kolonnen versammelt waren. Die in dichten Schützenlinien mit dahinter folgenden Kolonnen ohne Feuerunterstützung vorgehenden Truppen wurden nach zweimaligem Ansturm abgewiesen. Das gleiche Schicksal fand auch die Mitte, die erst vorgehen konnte, als der Angriff des rechten Flügels bereits gescheitert war. Nur ihr linker Flügel vermochte links vom Malachoff in die Verschanzungen einzudringen. Erst nach heißem Kampfe wurden hier die Franzosen, die von rückwärts nicht unterstützt wurden, von den von allen Seiten herbeieilenden Russen wieder aus der Stellung hinausgeworfen. Der linke Flügel, die Engländer, hatte im Kampfe um Bastion III ebenfalls keinen Erfolg. Ungenügende Feuervorbereitung und das Mißverständnis auf dem rechten Flügel, das den Feind vorzeitig aufmerksam machte, bildeten die Hauptursachen des Mißerfolgs. Den Sturm nach einem vereinbarten Zeichen zu beginnen, hatte sich hier nicht bewährt. Der Versuch bewies, daß es auch bei damaliger Bewaffnung nicht möglich war, eine voll besetzte, unerschütterte Verteidigungslinie zu überrennen. Die große Entfernung, welche die Truppen zu durcheilen hatten, erschwerte die Aufgabe zwar wesentlich, bildete aber nicht den entscheidenden Grund des Mißlingens.

Erst Anfang September wurde der Sturm wiederholt, der diesmal durch eine stark überlegene, vor allem aus zahlreichen Wurfbatterien bestehende Artillerie seit dem 17. August nachdrücklich vorbereitet wurde. Die Beschießung fügte den Russen in der Zeit vom 5. bis 7. September einen Verlust von 7500 Mann zu, weil sie in Erwartung des Sturms genötigt waren, ihre Reserven in die Nähe der bedrohten Werke vorzuziehen. Die Annäherungsarbeiten waren in schmaler Front keilförmig vorspringend bis an den Glacisfuß der beiden wichtigsten Werke, Bastion II und Malachoff, vorgetrieben worden, blieben aber gegenüber den Zwischenlinien und Bastion III 250 bis 300 m entfernt.

Das stete Drohen mit dem Sturm machte die Lage für den Verteidiger allmählich unerträglich; die bis dahin unerschütterte Besatzung begann, unter dem unausgesetzten Druck des Artilleriefeuers, das jedes Verlassen der Hohlräume unmöglich machte, zu wanken. Häufig wurde sie durch Feuerpausen der Artillerie in Erwartung des Sturms an die Feuerlinie gerufen, um dann durch das mit vermehrter Wucht wieder losbrechende Feuer schwere Verluste zu erleiden. Am 8. September bei Tagesanbruch hatten die Russen dennoch zur Abwehr des Sturms bereitgestanden. Als alles ruhig blieb, wurden die Truppen zum größten Teil wieder aus dem Bereich des Artilleriefeuers zurückgezogen. 12^{00} mittags begann der Sturm, gleichzeitig verlegte die Artillerie ihr Feuer auf das Gelände hinter den Werken. Die von einer Division angegriffene Malachoffbefestigung wurde gänzlich überrascht. Die Mannschaften befanden sich noch in den Hohlräumen, als die Franzosen bereits den Wall erstiegen

hatten. Nach halbstündigem Kampfe war das ganze ausgedehnte Befestigungssystem des Malachoff in den Händen der Franzosen. Die Verbindungslinie zwischen Bastion II und dem Malachoff wurde ebenfalls durch eine Division erstürmt, die 300 m im feindlichen Feuer zurückzulegen und drei Reihen von Wolfsgruben zu durchschreiten hatte. Sie ließ sich nach Wegnahme der vorderen Verteidigungslinie indessen dazu verleiten, sofort auch gegen die rückwärtige Stellung vorzugehen, wurde von der hier eingreifenden russischen Hauptreserve abgewiesen, vermochte sich aber schließlich nach mehrfachen Schwankungen wenigstens im Besitz der vorderen Verteidigungslinie zu behaupten. Der Sturm gegen Bastion II wurde trotz zäher Tapferkeit des Angreifers abgewiesen. Gegen Bastion III brachen die Engländer erst 20 Minuten nach dem Angriff der Franzosen vor. Sie wurden zwar von heftigem Feuer empfangen, drangen aber trotzdem in das Werk ein. Ein Flankenstoß seitlich stehender Truppen warf sie indessen wieder hinaus, denn diese Truppen wurden nicht dadurch festgehalten, daß auch die Zwischenlinien gleichzeitig angegriffen wurden. Eine Zeitlang wogte der Kampf, in den immer stärkere russische Kräfte eingriffen, hin und her, dann gingen die Engländer zurück. Weitere Anstrengungen waren allerdings auch zwecklos, denn der entscheidende Punkt, der Malachoff, befand sich im Besitz der Verbündeten. Die russische Verteidigungsstellung war unhaltbar geworden und wurde geräumt. Die Vorbedingungen dieses Sturms waren offenbar sehr viel günstiger als die des früheren. Die Besatzung war am Ende ihrer Widerstandskraft angekommen, die Artillerie niedergekämpft, die Infanterie erschüttert, und es war gelungen, die Infanteriestellung teilweise bis auf nächste Entfernung heranzuschieben. Durch geschickte Täuschung war die Besatzung gleichgültig gemacht, sie erwartete keinen Sturm mehr. Deshalb glückte die Überraschung am entscheidenden Punkte, aber auch nur hier. Man hat daraus vielfach den Schluß gezogen, daß es notwendig gewesen wäre, auf der ganzen Front mit den Annäherungsarbeiten näher an die anzugreifende Stellung heranzugehen. Das hätte zweifellos den Sturm erleichtert, aber doch auch sehr viel Zeit in Anspruch genommen, und die Entfernung der Sturmstellung war auch nur deshalb von solcher Bedeutung, weil, wie bei den früheren Stürmen, der Versuch gemacht wurde, ohne Feuerunterstützung den Gegner zu überrennen. Übrigens bewies der Sturm auf Bastion III und der gegen die Zwischenlinie Bastion II—Malachoff, daß nicht im Zurücklegen der Entfernung bis zu den Werken, sondern im Kampf mit den Reserven die Hauptschwierigkeit lag. Die intensive Vorbereitung der Artillerie hatte doch so viel erreicht, daß der Einbruch gelang. Wäre der Angriff gegen Bastion III in breiterer Front erfolgt oder wäre er rechtzeitig unterstützt worden, so wäre er wohl auch gelungen.

Ganz ähnliche taktische Anschauungen zeigen auch die Sturmversuche Grants im nordamerikanischen Sezessionskriege auf die Behelfsbefestigungen von Vicksburg und Petersburg. Auch hier wurde versucht, ausgedehnte Linien mit unerschütterter Be-

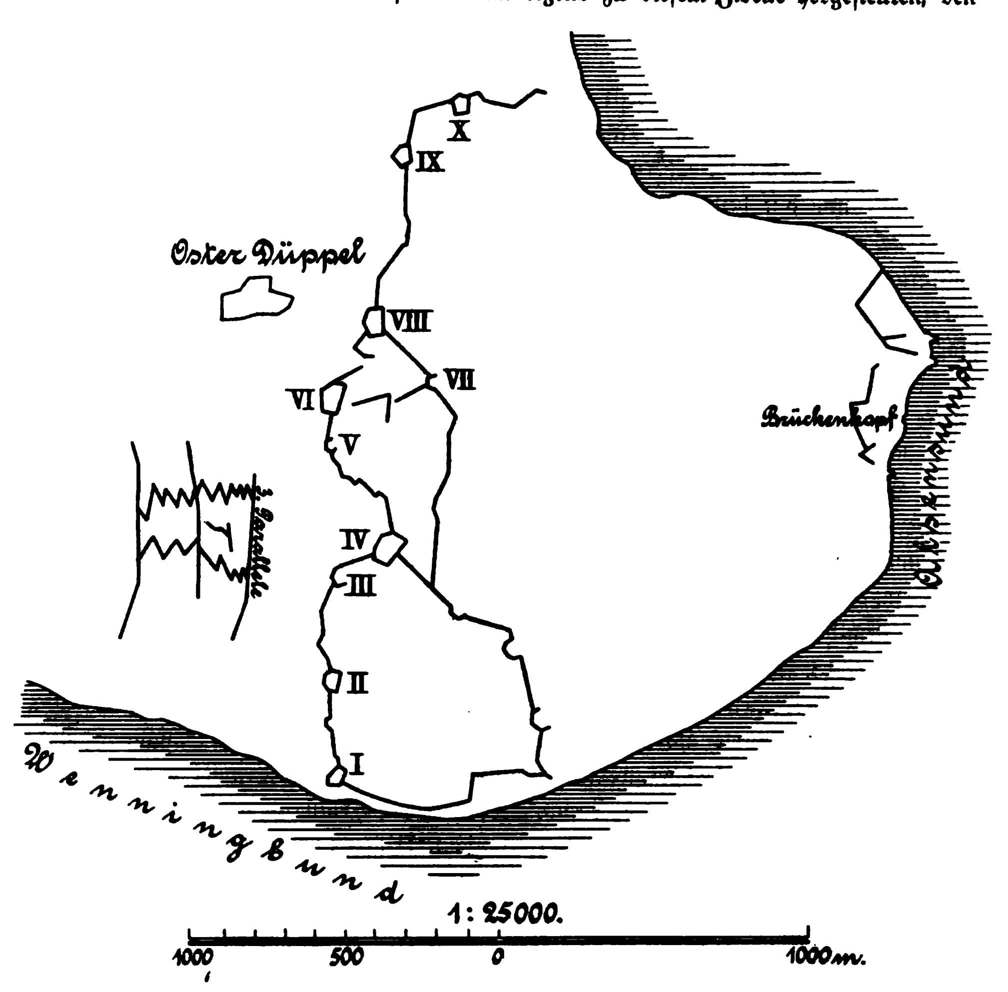
satzung ohne ausreichende Vorbereitung und Feuerunterstützung durch den Einsatz großer Massen zu überrennen, auch hier suchte man den Grund der Mißerfolge nicht im Fehlen der Feuerunterstützung und glaubte, nun auch gegen diese schwachen Befestigungen den förmlichen Sappenangriff anwenden zu müssen. Das nahm so viel Zeit in Anspruch, daß Vicksburg nur wegen Mangels an Lebensmitteln fiel, Petersburg aber viele Monate behauptet und nur mit Rücksicht auf die allgemeine Kriegslage geräumt wurde.

Ein durchaus moderner Geist durchweht dagegen die Anordnungen für den Sturm auf die Düppeler Schanzen.*) Auch hier handelte es sich allerdings nur um Behelfsbefestigungen, gegen die ein förmlicher Angriff eröffnet worden war, aber die sorgfältig ausgebaute und auf beiden Flanken durch die See und die Flotte geschützte Stellung besaß doch große Widerstandskraft. Neun Werke auf 2500 m Front, sämtlich durch starke Laufgräben untereinander verbunden und mit zahlreichen schweren Geschützen armiert, bildeten die vorderste Verteidigungslinie. 3 bis 4 m tiefe, mit Palisaden oder Sturmpfählen versehene Gräben sowie Drahtgitter, Wolfsgruben und sonstige Hindernisse erschwerten den Sturm. Hinter dem leichter angreifbaren linken Flügel und der Mitte lag eine zweite Linie von Verschanzungen. Eine Brückenkopfbefestigung schützte die nach Alsen hinüberführende Brücke. Da die Mittel der Feldarmee zur Überwindung dieser Stellung nicht ausreichten, wurde schwere Artillerie herangezogen, deren Feuer die Verteidigungsartillerie niederkämpfte, die Blockhäuser der Werke, die zur Unterbringung der Besatzung dienten, zerstörte und den Verteidiger zwang, die Hauptmasse der Besatzung aus den Werken zurückzuziehen. Bei Tage blieben diese nur von den Artilleristen, die in den Munitionsräumen Schutz fanden, und einigen Beobachtungsposten besetzt. Am 18. April, dem Tage des Sturms, war die vordere Linie von zwei stark zusammengeschmolzenen Brigaden, zusammen etwa 4200 Mann, besetzt, eine dritte Brigade stand rückwärts als Reserve, eine vierte in der Brückenkopfbefestigung. Der größere Teil der dänischen Armee stand auf der Insel Alsen und sollte erst im Falle eines feindlichen Angriffs in die Stellung vorgehen, da man überzeugt war, daß sich deren vordere Linie so lange halten würde, bis sie Unterstützung erhielt.

Prinz Friedrich Karl beabsichtigte ursprünglich, den Sturm von der zweiten Parallele aus auf 450 bis 500 m Entfernung anzusetzen, weil er im Interesse der politischen Lage einen schnellen Erfolg für erwünscht hielt. Ein Schreiben des Königs sprach sich indessen für die Anlage einer dritten Parallele aus, damit die Truppen nicht zu lange dem feindlichen Feuer ausgesetzt seien und die feindlichen Reserven keine Zeit behielten, rechtzeitig heranzukommen. König Wilhelm wies besonders darauf hin, daß sich der Herzog von Wellington auf Grund seiner Erfahrungen in Spanien persönlich ihm gegenüber dahin ausgesprochen habe, daß seine Angriffe immer nur dann geglückt seien, wenn sie mit bedeutender Überlegenheit unternommen worden seien.

*) Skizze S. 12.

Am 15. April wurde die dritte Parallele auf 250 bis 300 m Entfernung ausgehoben. Sie erhielt eine Sohlenbreite von 6,5 m und an sechs Stellen Ausfallstufen von je 20 m Breite. 46 Infanterie-, 5 Pionierkompagnien, 7 Offiziere, 144 Mann Festungsartillerie sollten in sechs Kolonnen gegen die Schanzen I bis IV vorgehen. Sie übten vom 11. April ab an eigens zu diesem Zwecke hergestellten, den



dänischen Befestigungen ähnlichen, Anlagen die Durchführung des Sturms ein. Die vorderste Kompagnie jeder Kolonne sollte in Schützenlinien bis zum Grabenrande der Werke vorgehen, diese zu umfassen suchen und gegen die sichtbare Besatzung feuern. Hindernisse, die sie unterwegs treffen würden, sollten, wenn sie nicht überschritten werden könnten, von den unmittelbar folgenden Arbeiterabteilungen beseitigt werden. Diese bestanden aus einer Pionierabteilung und einer Infanteriekompagnie mit

Leitern, Brettern und anderem Sturmgerät. Ihnen folgten mit 80 m Abstand zwei bis drei Sturmkompagnien, und diesen mit 120 m Abstand der Rest der Kolonne, zwei bis fünf Kompagnien als Reserve. Die zweite und vierte Kolonne waren stärker als die übrigen, weil sie sich zum Teil gegen die Laufgräben rechts und links von den Schanzen II und IV zu wenden hatten. Jeder Mann der Sturmkolonnen erhielt einen leeren Sandsack zum späteren Verbauen der Kehle der genommenen Werke. Sobald die Brustwehr erstiegen war, sollten sich die Schützen gegen die Kehle wenden, um der Besatzung den Rückzug abzuschneiden.

Die Brigaden Canstein, Raven und vier bespannte Batterien bildeten die Hauptreserve. Erstere sollte bei Beginn des Sturmes in die dritte Parallele, letztere bis in Höhe der zweiten vorgehen. Vom Ermessen des Höchstkommandierenden wurde es abhängig gemacht, ob nach Eroberung einer oder mehrerer Schanzen noch weiter vorgegangen werden sollte. Jedenfalls sollten die in die Werke eingedrungenen Truppen diese nicht mehr verlassen, sondern sich bis zum letzten Mann halten. Mündlich fügte der Prinz bei der Besprechung des Unternehmens hinzu, daß die Kommandeure der Kolonnen zum Festhalten der Schanzen einen Teil der Infanterie, die Artillerie und die Pioniere zurückhalten sollten. Der Rest könne, da die Kolonnen sehr stark seien, weitergehen, um vielleicht gleichzeitig mit dem Feinde in die zweite Linie einzudringen. Den Kampf mit den feindlichen Reserven sollte die Hauptreserve führen. Die übrigen preußischen Truppen, die Brigaden Roeder und Schmid sowie die Garde-Division, wurden rückwärts bereitgehalten, die Brigade Goeben war angewiesen, einen Scheinübergang nach Alsen zu machen. Die Artillerie sollte bei Beginn des Sturmes das Feuer einstellen, nur die von Süden von jenseits des Wenningbundes her die Stellung flankierenden Belagerungsbatterien sollten gegen vorrückende feindliche Kolonnen und die zweite Befestigungslinie im Feuer bleiben.

Eine sechsstündige lebhafte Beschießung leitete den Sturm ein, dann brachen 10^{00} vormittags nach gleichgestellten Uhren die Kolonnen vor. Sie wurden sehr bald von Kartätsch-*) und Gewehrfeuer namentlich von den Zwischenlinien her empfangen, denn die Dänen waren durch das plötzliche Verstummen des Artilleriefeuers aufmerksam geworden. Auch die Besatzungen der Schanzen erreichten diese meist noch unmittelbar vor dem Angreifer. Dennoch vermochte das Feuer die stürmenden Truppen nirgends aufzuhalten, denn die dänische Artillerie war zum großen Teil bereits außer Gefecht gesetzt, die Infanterie zunächst nur schwach.

Die Schützen erreichten überall sehr schnell den Grabenrand. Bei einigen Kolonnen warfen sie sich sofort zugleich mit den Arbeitern in den Graben, da der Gegner nur sehr schwach war, bei den meisten Kolonnen deckten sie durch ihr Feuer

*) Nach Reitzenstein, „Der Angriff und die Verteidigung fester Plätze“ fielen im ganzen 19 Kartätsch- und vereinzelte Granatschüsse.

das Beseitigen der Palisaden. Nur die Kolonne 4 ließ sich, da ihre vordersten Führer fielen, von ihrem Angriffsziel ablenken und schloß sich dem Sturm auf Schanze III an. Nur Teile wendeten sich sofort gegen Schanze IV, wohin der Führer der Kolonne dann auch die Reservekompagnien sandte. 10^{05} war die erste, 10^{13} die letzte Schanze in preußischem Besitz. Einige waren ohne große Schwierigkeiten genommen, da die Besatzung noch nicht eingetroffen war, bei anderen, namentlich II und IV, entspann sich dagegen ein sehr heftiger Kampf. Das Beseitigen der Palisaden machte teilweise erhebliche Schwierigkeiten. Die Verbindungslinien wurden ebenfalls binnen kurzer Zeit genommen.

Etwa der dritte Teil des Gesamtbestandes der Sturmkolonnen ging sofort gegen die zweite Verteidigungslinie vor und nahm auch diese im ersten Anlauf. Die übrigen Truppen richteten die erste Schanzenreihe zur Verteidigung ein. Nunmehr begann sich aber das Eingreifen dänischer Reserven fühlbar zu machen. Ihr Vorgehen brachte die preußischen Truppen zum Stehen. Es kam zu einem Feuergefecht, in welches 10^{45} die preußische Hauptreserve (Brigade Canstein) mit zugeteilter Feldartillerie entscheidend eingriff. Sie hatte 10^{20} den Befehl erhalten, die zweite Schanzenlinie zu nehmen. Die Eroberung des rechten Flügels der feindlichen Stellung führte von 11^{00} vormittags ab die andere Brigade der Hauptreserve durch. Obwohl ein Sturm auf den Brückenkopf zunächst nicht beabsichtigt war, gingen die Truppen, unterstützt von Teilen der Garde und der Brigade Schmid, auch hiergegen vor. Es entspann sich ein heftiger Feuerkampf, doch leiteten die Dänen sehr bald den Rückzug ein. 1^{30} nachmittags brachen die Preußen auch in diese Verschanzung ein. Mit einem Verlust von 71 Offizieren, 1130 Mann bezahlte der Angreifer den Sieg, während der Verteidiger einschließlich der Gefangenen 108 Offiziere, 4706 Mann verlor.

Die dänische Stellung war nicht schwächer als die von Sewastopol, Petersburg und Vicksburg, und doch gelang es dem Angreifer, den verhältnismäßig großen trennenden Raum und die Hindernisse zu überwinden sowie den Kampf mit den feindlichen Reserven siegreich zu Ende zu führen. Es können nicht technische Äußerlichkeiten sein, die hier zum Erfolg, dort zum Mißerfolg führten. Die wirksame Vorbereitung durch eine überlegene Artillerie, welche die vordere Verteidigungslinie stark schwächte, die zweckmäßige Unterstützung durch Infanteriefeuer, die sorgsam durchdachte und tatkräftige Durchführung des Sturmes und nicht zum wenigsten das Gefühl der unbedingten Überlegenheit des Angreifers bildeten die Vorbedingung des Sieges. Wohl hafteten dem Verfahren bei Düppel auch einige Schwächen an, die Vernachlässigung der Zwischenlinien, die sehr geringe Frontbreite der Sturmstellung und die Feuereinstellung der Artillerie, aber in seinen wesentlichen Zügen bildet es doch die Grundlage für die heute übliche Durchführung des Sturmes.

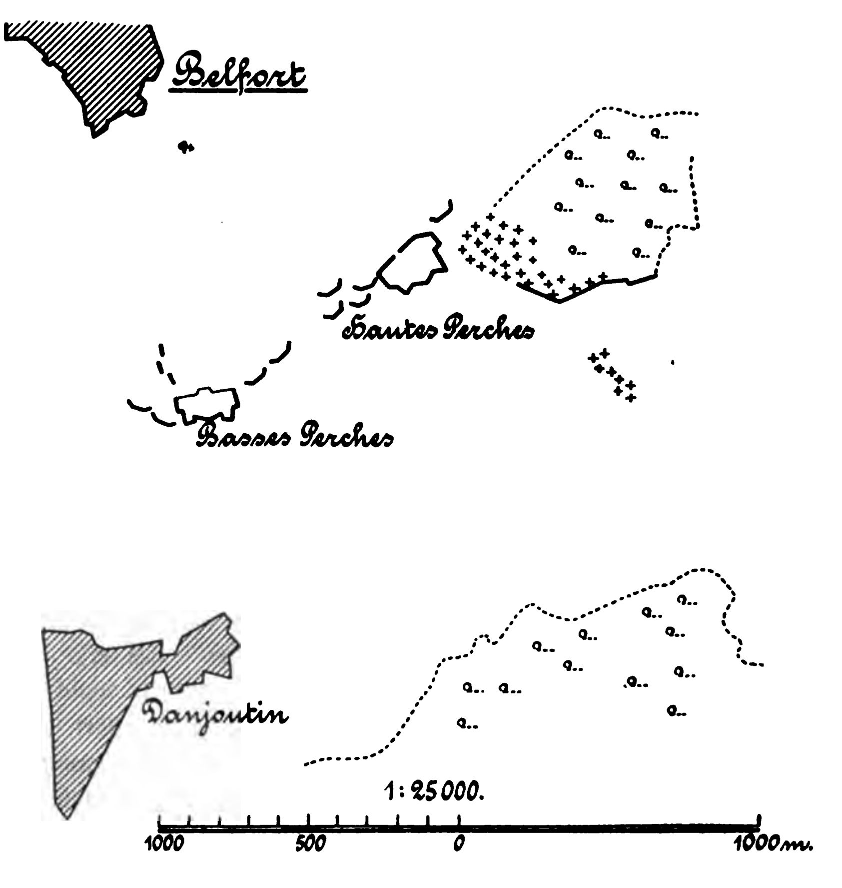
Das gegen die Behelfsbefestigung von Düppel für zweckmäßig erachtete, bewährte Angriffsverfahren wurde von der deutschen Führung im Festungskriege des Jahres

1870/71 trotzdem nicht angewendet. Die Armee hielt in dieser Beziehung noch zu sehr an den veralteten Formen fest und fand auch sehr wenig Gelegenheit, ihre Taktik wie im Feldkriege durch die Lehren der Praxis der veränderten Feuerwirkung anzupassen. Offenbar fehlte ihr auf diesem Gebiete die ausreichende Vorbildung. Nur so erklären sich die mehrfachen Versuche eines Handstreichs ohne alle technischen Hilfsmittel. Die Festungen waren mangelhaft ausgerüstet und schwach besetzt, ein Sturm hätte deshalb unter Umständen Erfolg gehabt, aber bei der Durchführung des Unternehmens fehlte jede sachgemäße Vorbereitung. So mißlang der unter günstigen Vorbedingungen unternommene Versuch eines Handstreichs auf Toul am 16. August 1870 lediglich deshalb, weil es den Truppen an Sturmgerät zum Übergang über den nassen Graben fehlte. Da die Infanterie im Schutze des unübersichtlichen Geländes bis auf das Glacis vorzugehen und von hier aus die Infanterieverteidigung niederzuhalten vermochte, wäre der Sturm andernfalls vielleicht gelungen. Ebenso mangelhaft vorbereitet waren die nicht zur Durchführung gelangten Handstreiche auf Straßburg, Verdun und Diedenhofen und der improvisierte Sturmversuch auf das von der Belagerungsartillerie niedergehaltene Fort Mortier bei Neubreisach.

Der Nahangriff auf Straßburg hielt streng am Vaubanschen Schema fest. Obwohl die Artillerie die Bresche aus großer Entfernung herstellte, wurde ein Vorgehen mit der Sappe bis auf das Glacis, eine Glaciskrönung und ein Grabenniedergang und -übergang für notwendig gehalten. Dabei besaß der Angreifer die unbedingte Feuerüberlegenheit, der Verteidiger verhielt sich gänzlich passiv, und ein Gewinn von wenigen Tagen wäre für die allgemeine Kriegslage sehr erwünscht gewesen. Die Breschen waren allerdings noch nicht völlig gangbar, da die Artillerie absichtlich Erdböschungen und Mauerteile hatte stehen lassen, um das Anlegen von Hindernissen auf der Bresche zu verhindern. Diese Reste sollten erst unmittelbar vor dem Sturm herabgeschossen werden. Die vielfach verbreitete Ansicht, daß der Zustand der Breschen einen Sturm noch nicht ermöglicht hätte, erklärt sich dadurch. Der Verteidiger fühlte, daß er an der Grenze des Widerstandes angekommen war, er hatte keine Hoffnung auf eine Abwehr des Sturms, weil es ihm nicht möglich schien, Reserven in der Nähe der Bresche dauernd im feindlichen Feuer bereitzuhalten.

Der ganze Feldzug zeigt nur einmal einen durchgeführten Sturm, den auf die Perchesforts vor Belfort, und dieser hatte keinen Erfolg. Generalleutnant v. Treskow entschloß sich, in dem richtigen Bestreben, die langwierige Belagerung abzukürzen, zu einem Handstreich, da die Nachricht einging, daß die behelfsmäßig gebauten Werke durch die Beschießung schon stark gelitten hätten und ihre Besatzung schwach und unzuverlässig sei. Die Tiefe der nicht mit Flankierungsanlagen versehenen Gräben war unbekannt, wurde aber richtig auf etwa drei Meter angenommen. Versuche, sie nachts zu erkunden, scheiterten an der Wachsamkeit der Besatzung.

Jedes Werk sollte durch ein Infanteriebataillon und eine Pionierkompagnie angegriffen werden, und zwar sollten eine Kompagnie und die Pionierkompagnie gegen die Front, je eine Kompagnie gegen die Flanken vorgehen und eine Kompagnie als Reserve folgen. Die Gräben sollten durch hineingeworfene Schanzkörbe und Faschinen gangbar gemacht werden. Am 26. Januar 6[30] abends wurde das Feuer gegen die Perches eingestellt, aber erst um 7[00] erfolgte der Sturm, weil es vorher noch zu hell



war. Die Kolonnen hatten mehr als 500 m ohne Deckung zurückzulegen. Der Verteidiger vermutete bereits einen Überfall, hatte die Besatzungen der Werke verstärkt und stellte jeden Abend Reserven hinter der bedrohten Stellung bereit. Der mit viel zu schwachen Kräften unternommene Sturm hatte unter diesen Umständen keine Aussicht auf Erfolg. Beide Kolonnen wurden rechtzeitig entdeckt und beschossen. Die Angriffe gegen die Front, die bei Hautes Perches noch durch ein Drahthindernis erschwert wurden, stockten deshalb bald. Zwar gelang es den gegen die Flanken von Basses Perches angesetzten Kompagnien, die angehängten Schützengräben zu nehmen

und das Werk zu umgehen, sie vermochten aber nicht in die Kehle einzudringen, sprangen zum größten Teil in den Kehlgraben hinab und konnten diesen, da sie keine Leitern besaßen, nicht wieder verlassen. Sie wurden deshalb von den eingreifenden französischen Reserven gefangen genommen. Das gleiche Schicksal hatten die in den Frontgraben eingedrungenen Teile der mittleren Kompagnie. Da die französische Festungsartillerie immer stärker in den Kampf eingriff, war eine Unterstützung von rückwärts nicht möglich. Der Angriff auf Hautes Perches wurde ebenfalls durch französische Reserven abgewiesen und auf die Nachricht von dem Mißerfolge bei Basses Perches endgültig aufgegeben.

Der ganze Versuch trug allzusehr das Gepräge eines schwachen Überfalls, der auf unrichtigen Voraussetzungen beruhte. Der Erfolg der bis zur Kehle von Basses Perches vorgedrungenen Kompagnien läßt immerhin die Vermutung zu, daß ein Angriff mit ausreichenden Kräften und unter Verwendung geeigneten Sturmgeräts Aussicht auf Erfolg gehabt hätte. Der Sturm kostete einen Verlust von 10 Offizieren, 427 Mann einschließlich der Gefangenen.

Welche Erfolge ein kühn angelegter und tapfer durchgeführter Sturm auch bei moderner Bewaffnung des Verteidigers gegen eine mit Forts versehene Festung zu erreichen vermag, zeigt der russische Sturm auf die türkische Festung Kars im Jahre 1877.*) Die Festung entsprach allerdings modernen Anforderungen namentlich insofern nicht, als die Sturmfreiheit ihrer Forts keine ausreichende war. Bei den meisten von ihnen war wegen des felsigen Bodens auf die Anlage von Gräben verzichtet worden. Da wo solche vorhanden waren, wie z. B. bei Ssuwari, Kanly und Karadag, fehlten gedeckte Flankierungsanlagen. Im Innern der wichtigeren Forts lagen bombensichere verteidigungsfähige Unterkunftsräume. Die Zwischenräume der Forts waren fast durchweg durch Schützengräben geschlossen. Die eigentliche Stadt war offen, die Zitadelle umschlossen verfallene Befestigungen.

Der etwa 20 000 Mann starke Verteidiger hatte zwar zum Teil schon durch die Schlacht am Aladja-Dag gelitten, schien aber zu zähem Widerstande entschlossen zu sein. Er vernachlässigte indessen den Vorpostendienst stark, so daß die Russen sich den Werken zur Erkundung ohne große Schwierigkeiten zu nähern vermochten.

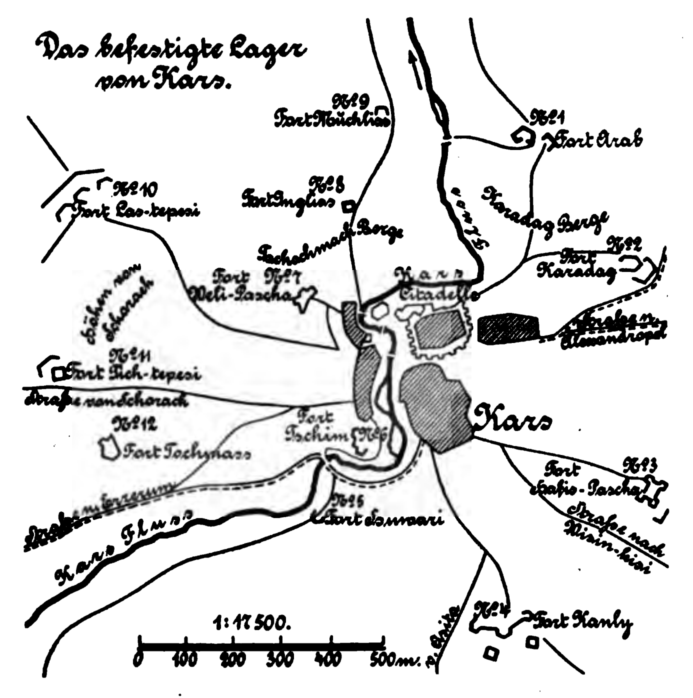
Die strategische Lage drängte zu raschem Handeln. Deshalb entschloß sich Großfürst Michail Nikolajewitsch zum Sturm; er wählte hierzu die Nachtzeit, da es der schwachen Belagerungsartillerie noch nicht gelungen war, die feindliche Artillerie zum Schweigen zu bringen. 15 000 Mann in sieben Kolonnen sollten den Angriff durchführen.

Die Kolonne 1 demonstrierte auf dem linken Flügel von Westen her gegen die Forts Tschim und Tochmaß, die Kolonne 6 von Norden, die Kolonne 7 auf dem rechten Flügel von Osten gegen die Forts Arab und Karadag. Den entscheidenden

*) Skizze S. 18.

Angriff führten von Süden her die Kolonne 2, drei Bataillone, gegen Ssuwari; die Kolonnen 3 und 4, zehn Bataillone und zwei Batterien, gegen Kanly; die Kolonne 5, fünf Bataillone und eine Batterie, gegen Hafis. Eine Reserve von zwei Bataillonen und einer Batterie stand auf dem rechten Ufer des Karsflusses hinter der Angriffsfront, eine Hauptreserve von vier Bataillonen, zwei Eskadrons und drei Batterien blieb zur Verfügung des Höchstkommandierenden. Die Hauptmasse der Kavallerie beobachtete die Nordwestfront.

Am 17. November 8[30] abends traten die Kolonnen unter dem Schutz der Dunkelheit den Vormarsch an, gleichzeitig demonstrierten die Truppen vor der Westfront,



hauptsächlich durch Artillerie. 9[00] abends wurde schwaches Feuer bei den türkischen Vorposten hörbar, das aber bald wieder verstummte, weil es nicht erwidert wurde. Dann brach plötzlich auf der ganzen angegriffenen Front das Feuer los. Die russischen Truppen waren indessen bereits ziemlich nahe an die Werke herangekommen. Fort Ssuwari fiel im ersten Ansturm, Kanly aber leistete hartnäckigen Widerstand und fiel erst nach beiderseits mit Heldenmut geführtem, zweistündigem Kampfe in russischen Besitz, nur die kasemattierte Kaserne wurde noch bis zum Morgen gehalten. Die auf Grund der Meldungen über den schweren Kampf nach Kanly gesandte russische Reserve traf gerade noch rechtzeitig ein, den Gegenstoß türkischer Reserven abzuweisen und diese bis auf die Stadtmauer zurückzuwerfen. Das Fort Hafis empfing die Russen zwar

mit heftigem Feuer, wurde aber trotzdem bald erstürmt. Der gegen die rechts vom Fort liegenden Schützengräben angesetzte Teil der 5. Kolonne drängte deren geworfener Besatzung unmittelbar nach und vermochte mit ihr von der Kehle aus in das wichtige Nachbarfort Karadag einzudringen. Als die 7. Kolonne dies erfuhr, erstürmte sie das Fort Arab. Das Schicksal von Kars war entschieden, sämtliche Forts auf dem rechten Ufer befanden sich, als der Morgen anbrach, in den Händen der Russen; die Zitadelle kapitulierte, und auch in die Stadt war der Angreifer bereits eingedrungen. Der Rest der Besatzung machte einen vergeblichen Versuch, sich in nordwestlicher Richtung durchzuschlagen, und streckte dann die Waffen. Der Sturm verursachte dem Angreifer einen Verlust von 77 Offizieren, 2196 Mann, aber der Besitz der wichtigen Grenzfestung und vor allem auch der großartige moralische Erfolg war der Lohn für die kühne Tat. War auch Kars keine vollwertige Festung, so befand sie sich doch mindestens in dem gleichen Zustande wie viele moderne Festungen unmittelbar nach der Kriegserklärung, ehe die Armierung beendet ist. Dem entschlossenen Zugreifen wird wohl auch in Zukunft auf diesem Gebiete mancher Erfolg blühen.

Das moderne Befestigungssystem hat durch sein Bestreben, die Anlagen der erhöhten Artilleriewirkung zu entziehen, sehr wesentlich an Sturmfreiheit eingebüßt. Erdböschungen sind an allen dem Artilleriefeuer zugänglichen Punkten an die Stelle der schwer ersteigbaren und leicht zu verteidigenden Mauern früherer Zeiten getreten, und wenn auch Drahthindernisse, gemauerte Kontreskarpen und Gitter die Annäherung erschweren, so muß doch die Sicherung gegen den Sturm heute mehr durch Feuer als durch Hindernisse erstrebt werden. Das Zusammenfassen der Festungsanlagen in kleine isolierte Werke mit weiten, nur behelfsmäßig geschlossenen Zwischenräumen bietet dem gewaltsamen Angriff verlockende Aussichten. Zwar ist auch die Stärke der Verteidigung durch die Verbesserung der Feuerwaffen gewachsen, und das Zurücklegen der Entfernung bis zu den feindlichen Werken im ungebrochenen, feindlichen Feuer ist ungleich schwieriger geworden, aber dieses Feuer vermag, nachdem der Angreifer einmal die Feuerüberlegenheit erkämpft hat, nur noch zu beschränkter Wirkung zu gelangen. Die Angriffsartillerie macht den Aufenthalt des Verteidigers außerhalb der Hohlräume unmöglich und verzögert dadurch im Augenblick des Sturms die Besetzung der Feuerlinie, die Infanterie des Angreifers vermag durch das konzentrische Feuer überlegener Schützenlinien die Verteidigung kleiner Werke völlig niederzuhalten.

Die Ausführung des Sturms hat sich im Laufe der Zeit ähnlich, wenn auch weit langsamer verändert als die Durchführung des Nahangriffs im Feldkriege. Der Feuerkampf ist gegenüber der Stoßkraft der Massen auch hier an die ihm gebührende Stelle getreten, und ein Überrennen des Gegners ist auch auf geringen Entfernungen nicht mehr durchführbar. Feuerwirkung bekämpft man nicht durch Erdarbeiten, sondern durch Feuer, und nur wenn wir daran festhalten, erscheint es nicht

mehr als ein Widerspruch, wenn wir uns heute trotz der Verbesserung der Feuerwaffen berechtigt glauben, von zeitraubenden Annäherungsarbeiten mehr als früher abzusehen und den Sturm schon aus größerer Entfernung anzusetzen.

Strategische Gründe machen heute die möglichste Beschleunigung des Angriffs auf Festungen stets erwünscht, denn die Zeit fordert schnelle Entscheidungen nicht nur im Feldkriege. Die Leistungsfähigkeit der Artillerie gestattet eine Beschränkung der Annäherungsarbeiten, weil sie ihre Aufgaben heute aus der Ferne zu lösen vermag. Die beschleunigte Durchführung des Infanterieangriffs ist auch deshalb erwünscht, weil der lange Aufenthalt des Angreifers in den Annäherungsgräben und Infanteriestellungen unter dem Feuer zurückgezogener feindlicher Wurfbatterien sehr verlustreich sein könnte. Schließlich müßte die Infanterie, wenn sie sich auf dem Glacis nochmals eingraben wollte, der Unterstützung der eigenen Artillerie entbehren, und der Widerstand des Gegners würde wieder aufleben.

Für die Entfernung, aus welcher der Sturm angesetzt wird, dürfte wie im Feldkriege die Strecke maßgebend sein, welche die Infanterie in vollem Laufe zu durcheilen vermag, so daß sie noch gefechtsfähig das Ziel erreicht. Zwar hat sie im Festungskriege dabei noch Hindernisse zu überwinden, aber das gleicht sich dadurch aus, daß sie hier den Sturm ohne Gepäck und völlig ausgeruht beginnt. Die Entfernung von 200 bis 300 m, die sich bei Düppel bewährte, dürfte sich auch jetzt noch empfehlen. Zwar erleichtert jedes nähere Herangehen die Ausführung des Sturms, aber es erschwert unverhältnismäßig die Vorbereitungen. Da die Sturmtruppen vor Beginn des Sturms bereitgestellt werden und auch eine gewisse Zeit aushalten müssen, bedürfen sie hier einer Deckung gewährenden Sturmstellung. Deren Herstellung ist keine leichte Aufgabe, muß doch, wenn die Arbeit nicht sehr viel Zeit in Anspruch nehmen soll, von freistehenden Arbeitern im wirksamsten Feuerbereich des Gegners gearbeitet werden, und dessen angespannte Aufmerksamkeit und seine Beleuchtungsvorrichtungen machen eine vorzeitige Entdeckung leicht möglich. Nur bei Nacht ist eine solche Arbeit ausführbar, und es muß dahin gestrebt werden, daß sie wenigstens so lange unbemerkt bleibt, bis sich die Arbeiter eine notdürftige Deckung geschaffen haben. Es ist deshalb nicht zweckmäßig, durch allmähliches Vortreiben der Annäherungsarbeiten dem Gegner zu zeigen, daß der Moment gekommen ist, in dem die Sturmstellung gebaut werden muß, sondern es empfiehlt sich, überraschend in diese letzte Stellung vorzugehen und die Annäherungsgräben nachträglich herzustellen. Es ist ferner durchaus notwendig, daß die Artillerie während des Baues ihr Feuer unverändert fortsetzt, wenn man auch damit die Gefahr in Kauf nimmt, daß unter Umständen einmal Splitter bis in die eigenen Reihen zurückfliegen. Am besten wird dem dadurch vorgebeugt, daß die Beobachter der Batterien bis in die Sturmstellung vorgeschoben werden, um von hier aus das Feuer zu leiten, und die Batterien selbst so nahe wie möglich an die Ziele herangeschoben werden. Die Kriegsgeschichte lehrt,

daß das Herstellen solcher Stellungen selbst in großer Nähe des Gegners verhältnismäßig oft gelungen ist. Heute sind die Verhältnisse vielleicht noch günstiger, weil die Artilleriewirkung dem Gegner das Beobachten des Vorgeländes außerordentlich erschwert und das Vorschieben von Posten und Patrouillen in diesem Stadium des Kampfes nahezu unmöglich macht. Auch das Auftreten von Scheinwerfern wird immer nur von kurzer Dauer sein, weil sie sofort ein starkes Artilleriefeuer auf sich lenken werden.

Da der Sturm sich nicht nur gegen die Werke, sondern auch gegen die Zwischenstellung richtet, muß die Sturmstellung auf der ganzen anzugreifenden Front, in schwächerer Ausführung möglichst auch da, wo man nur beschäftigen will, hergestellt werden. Wenn auch ihre Lage wesentlich von der Geländegestaltung abhängig ist, so empfiehlt es sich doch nicht, sie wie bei Sewastopol nur gegen die Werke so weit wie möglich vorzutreiben, denn ein gleichzeitiger Einbruch auf der ganzen Linie ist sehr erwünscht. Ihre Verbindung mit den rückwärtigen Stellungen oder Geländebedeckungen durch Annäherungswege ist zweckmäßig, damit das Vorführen der Sturmtruppen auch bei Tage erfolgen kann. Verzichtet man darauf, so müssen die Truppen bei Nacht ihren Platz einnehmen, dann aber unter Umständen, wie bei Düppel, sehr lange warten. Das ist gegenüber isolierten kleinen Befestigungen unbedingt zulässig, könnte aber bei großen Festungen gefährlich werden, wenn der Gegner die Sturmstellung aus zurückgezogenen Wurfbatterien beschießt.

Mit Fertigstellung der Sturmstellung beginnt der Zeitraum steter Bedrohung, die den Verteidiger zwingt, Reserven näher an die gefährdete Stellung und damit in den Bereich des Artilleriefeuers vorzuziehen und die Truppen unausgesetzt bereitzuhalten. Sewastopol und Düppel zeigen, wie sehr das seine Kräfte und seinen moralischen Halt auf die Probe stellt. Jetzt gilt es, durch wiederholtes plötzliches Schweigen oder Verlegen des Artilleriefeuers wie auch durch Scheinbewegungen der Infanterie ihn immer wieder zum Besetzen der Feuerlinie zu veranlassen, ihm dabei durch Artilleriemassenfeuer schwere Verluste zuzufügen und es schließlich dahin zu bringen, daß die so oft blutig enttäuschte Besatzung zögert, die Hohlräume zu verlassen. Kaum irgendwo zeigt sich die Unterlegenheit der Defensive, ihre unbedingte Abhängigkeit von den Maßnahmen des Gegners, schärfer ausgeprägt als hier. Der Verteidiger vermag sich nur dann in beschränktem Umfange gegen dieses Verfahren zu schützen, wenn er noch intakte gepanzerte Beobachtungsstände besitzt. Auch deren Aussicht wird indessen durch den Rauch der Geschosse sehr oft verhindert werden. Eine Erschütterung des Gegners wird sich deshalb in den meisten Fällen, wie auch Sewastopol zeigt, selbst dann erreichen lassen, wenn starke Hohlräume der Besatzung Schutz gewähren, denn das Wesen der Erschütterung liegt darin, daß das Selbstvertrauen schwindet und die Überlegenheit des Angreifers anerkannt wird. Auch wirkt, wie viele Erfahrungen beweisen, der lange Aufenthalt in Kasematten, die nicht verlassen werden können, an sich schon stark demoralisierend.

Sehr viel leichter wird natürlich in dieser Beziehung die Bekämpfung der Zwischenräume der Forts sein, denn von deren Besatzung kann auch bei sorgfältiger Friedensvorbereitung stets nur ein kleiner Teil bombensicher untergebracht werden, wenn der bevorstehende Sturm zum Heranziehen von Verstärkungen zwingt.

Der günstigste Zeitpunkt für die Durchführung des Sturms ist, rein theoretisch betrachtet, der Tagesanbruch, weil dann die Truppen im Schutze der Nacht herangeführt werden können, der erste Anlauf im Tagesgrauen erfolgen, für die weitere Durchführung des Kampfes aber das Tageslicht ausgenutzt werden kann. Wie mehrere Beispiele beweisen, steht dem aber der gewichtige Nachteil gegenüber, daß der Verteidiger den Sturm am meisten bei Tagesanbruch erwartet, und daß er die Nacht zum Ersatz der Verluste oder zur Ablösung erschütterter Truppenteile verwenden kann. Das während der Nacht fortdauernde Artilleriefeuer kann zwar auf bestimmten Punkten, vor allem in den Werken, jede Bewegung sehr erschweren, aber doch nicht auf den weiten anzugreifenden Räumen die gleiche Wirkung mit Sicherheit herbeiführen. Diese Gründe, vor allem die Unwahrscheinlichkeit einer Überraschung bei Tagesanbruch, haben häufig den Anlaß gegeben, den Sturm bei vollem Tageslicht durchzuführen, und die Erfahrung beweist, daß das sehr wohl durchführbar ist, wenn nur die Vorbedingung des Erfolgs gegeben, d. h. der Feind erschüttert ist. Ohne Zweifel stellt gerade das Zögern des sturmbereiten Angreifers besondere Anforderungen an die Widerstandskraft und Aufmerksamkeit des Verteidigers und zwingt ihn, entweder die voll besetzte Stellung dem Artilleriefeuer auszusetzen oder die Besatzung zur Unzeit zu schwächen.

Die Nachtzeit ist häufig für den Sturm gewählt worden, weil sie die Überraschung des Gegners erleichtert und dessen Feuerwirkung vermindert. Aber dem Nachtangriff stehen ähnliche schwerwiegende Bedenken gegenüber wie im Feldkriege. Das Erkennen der Angriffsziele und der Gegenmaßregeln des Feindes ist erschwert, eine einheitliche Leitung des Kampfes, namentlich das rechtzeitige Einsetzen der Reserven zum Ausnutzen eines Erfolges, ist kaum denkbar, und auf die Unterstützung durch Artilleriefeuer muß im großen und ganzen verzichtet werden. Nun gibt allerdings der Festungskrieg die Möglichkeit, durch genaue Erkundung und Anweisung der Führer diese Nachteile sehr viel mehr herabzumindern, als das im Feldkriege möglich sein würde, und Schweidnitz und Kars beweisen, daß auch größere Kämpfe bei Nacht durchführbar sind, im allgemeinen eignet sich die Nacht aber mehr für kleinere Unternehmungen, weniger für den großen entscheidenden Kampf. Man wird sie auch für Handstreiche wählen, wenn es nicht gelungen ist, das Feuer des Verteidigers niederzukämpfen. Ein Sturm bei Nacht drückt aber doch immer das Gefühl aus, daß man sich dem Gegner nicht überlegen fühlt, und er bietet beim Kampf mit der blanken Waffe dem Verteidiger, selbst wenn er sich in der Minderzahl befindet, große Vorteile, weil dieser mit der Örtlichkeit besser vertraut ist.

Die Vorbereitungen für den Sturm müssen ohne Zweifel mehr auf Einzelheiten eingehen als ein Befehl zum Angriff im Feldkriege, weil das Durchschreiten der Hindernisse und die Eigenart der Ziele bestimmte Wege vorzeichnen und ein Zusammenwirken aller Verbände zum gleichen Ziele sich anders nicht erreichen läßt. Da der Festungskrieg die Möglichkeit eingehender Erkundung bietet, muß dieser Vorteil auch unbedingt ausgenutzt werden. Vorbildlich ist auf diesem Gebiete gerade der Vertreter der rücksichtslosesten Offensive, der General Suworow, der seine kühnen, allerdings auch blutigen Stürme, z. B. den auf Ismail 1790 und auf Praga 1794, auf Grund eigener sorgfältigster Erkundung durch persönliche Unterweisung der Unterführer im Gelände so sorgsam vorbereitete, daß jede Kolonne genau über den Weg, den sie einzuschlagen hatte, unterrichtet war. Die Fertigkeit der Truppen im Überwinden von Hindernissen und ihr Selbstvertrauen hob er sehr wesentlich durch Vorübungen der Sturmtruppen an Verschanzungen. Dieses Verfahren ist mit gleichem Erfolge auch bei Düppel angewendet worden und dürfte sich auch für die Zukunft empfehlen, weil es die Truppe mit der Aufgabe vertraut macht.

Wenn somit die Zeit des Beginns, die Ziele, die zu erreichen, und die Wege, die einzuhalten sind, genau vorgezeichnet werden müssen, um die Einheitlichkeit zu wahren, so dürfte die Art der Ausführung, die Einteilung der Kolonnen, die Abstände, mit welchen sich ihre Unterabteilungen zu folgen haben, bei heutigen großen Verhältnissen doch am besten den ausführenden Unterführern überlassen bleiben, denn alles das läßt sich von einer zentralen Stelle aus nicht übersehen. Ein Schema würde die Selbsttätigkeit einengen, und jeder unvorhergesehene Zwischenfall könnte den Zusammenhang gefährden, während ein gewisses Maß von Selbständigkeit die Unternehmungslust anregt und den Führer befähigt, auf Grund eigener Erfahrungen zu handeln. Allerdings ist es notwendig, daß die Führer, um in diesem Sinne selbständig und zweckmäßig handeln zu können, mit ihrer Aufgabe vertraut sind und unter der Berücksichtigung technischer Einzelheiten den Überblick nicht verlieren.

Dem Vorteil der Überraschung ist zu allen Zeiten besonderer Wert beigelegt worden, und in manchen Fällen war ihm allein der Erfolg zu danken. Ohne Zweifel ist auch die Wahrscheinlichkeit eines Gelingens der Überraschung heute noch größer als früher, weil das Brisanzfeuer den Aufenthalt außerhalb der Hohlräume unmöglich macht und die Beobachtung des Angreifers erschwert. Dennoch würde es gefährlich sein, im Gelingen der Überraschung, wie es vielfach geschieht, die Vorbedingung des Erfolgs zu sehen. Das würde zur Vernachlässigung der Feuerwirkung und zu dem Versuche führen, sich lediglich durch rücksichtsloses Vorwärtsstürmen in den Besitz des erstrebten Objekts zu setzen, und das ist bei heutiger Waffenwirkung nicht möglich, wenn der Verteidiger noch kampffähig ist. Heute das Gelingen des Sturmes allein auf die Überraschung aufzubauen, wäre nichts anderes als ein Glücksspiel, ein Wettlauf nach der Feuerlinie, bei dem der Verteidiger allzu günstige

Aussichten hat. Die Truppe kann doch nicht wieder zurückgehen, wenn sie sieht, daß die Überraschung nicht gelingt. So sehr man auch bestrebt sein wird, sich die Vorteile der Überraschung nicht entgehen zu lassen, so muß die Truppe doch überzeugt sein, daß der Sturm auch gelingen muß, wenn der Gegner aufmerksam ist, daß der Erfolg vor allem in der größeren Feuerkraft des Angreifers liegt und von den Sturmkolonnen auch kleine Räume nicht ohne Feuerunterstützung durchmessen werden können.

Dem Infanteriefeuer bleibt deshalb bei der Durchführung des Sturms eine wichtige Aufgabe vorbehalten, welche die Artillerie, mag sie auch vorher den Gegner erschüttert haben, nicht allein zu lösen vermag. Die Bedeutung des Schützenfeuers beim Sturm ist in demselben Maße gewachsen wie im Feldkriege. Ursprünglich stürmte der Angreifer nur in Kolonnen ohne Feuer, dann hielt er es für notwendig, schwache Schützenlinien vorausgehen zu lassen, doch hatten diese in den meisten Fällen mehr den Zweck, das Feuer des Verteidigers von den Kolonnen abzulenken als es niederzuhalten. Heute darf der Angreifer nicht mehr als vorstürmende Scheibe ein lohnendes Ziel für das Feuer des Verteidigers bilden, sondern er muß dieses durch starke, möglichst umfassend wirkende Schützenlinien niederzuhalten suchen, und darauf, daß das gelingt, beruht allein der sichere Erfolg. Kein Kopf darf sich über der Brustwehr des Verteidigers zeigen, ohne zugleich das Ziel überlegenen Feuers zu bilden. Man wird deshalb heute die Überraschung des Gegners in erster Linie dazu ausnutzen, dichte Schützenlinien bis auf nächste Entfernung an die Werke herangehen zu lassen. Sie allein, nicht aber die eng zusammengedrängten Kolonnen, sind nötigenfalls auch befähigt, kurze Strecken im feindlichen Feuer zurückzulegen. Die Sturmstellung muß so eingerichtet sein, daß die Schützenlinien von vornherein in breiter Front vorzugehen vermögen. Drahthindernisse werden sie nicht durchschreiten können. Deshalb wird es meist zweckmäßiger sein, vom diesseitigen Rande des Hindernisses aus das Feuer aufzunehmen und dadurch die endgültige Fertigstellung der Sturmgassen für die Kolonnen zu decken. Die Hindernisse werden zwar zum großen Teil durch Artilleriefeuer zerstört sein, aber sie bedürfen doch mindestens der Aufräumung. Ihre Beseitigung durch Pioniere vor Beginn des Sturms ist eine sehr schwierige Aufgabe, deren Durchführung zum Einstellen oder Verlegen des Artilleriefeuers zwingt, um die damit beauftragten Abteilungen nicht zu gefährden, wodurch gleichzeitig der Gegner aufmerksam gemacht wird. Jedenfalls ist ein sehr genaues Zusammenwirken mit der Artillerie notwendig, wenn die Arbeit gelingen soll. Größere Unternehmungen, wie z. B. das Zerstören von Flankierungsanlagen durch Schachtminen, werden wohl nur gelingen, wenn der Verteidiger völlig demoralisiert ist, und ist das der Fall, so werden sie unnötig sein.

Eine besonders schwierige Aufgabe wird für den Angreifer allerdings stets darin liegen, das Eingreifen der Flankierungsanlagen gegen den Grabenübergang zu ver-

hindern, denn wenn auch die Kriegsgeschichte wenig Anhalt dafür bietet, ob solche Anlagen allein fähig sind, das Durchschreiten des Grabens zu verhindern, so müssen sie doch möglichst außer Tätigkeit gesetzt werden. Heute zwingt die gesteigerte Artilleriewirkung, die Flankierungsanlagen unter die Kontreskarpe zu legen, wo sie nur erreicht werden können, wenn Batterien in der Verlängerung des Grabens aufgestellt werden. Sie gewinnen somit bedeutend an Widerstandskraft gegen das Artilleriefeuer, sind aber umsomehr Unternehmungen beim Sturm selbst ausgesetzt. Ihre dauernde Zerstörung ist nun zwar stets anzustreben, gelingt sie indessen nicht, so müssen sie durch herabgeworfene oder herabgelassene Sprengladungen, vielleicht auch schon durch deren Gase vorübergehend außer Tätigkeit gesetzt werden, und deshalb werden Pioniertrupps zu diesem Zwecke den Sturmkolonnen unmittelbar vorauszugehen haben.

Die Kolonne ist gegen moderne Waffen eine sehr ungünstige Angriffsformation, doch müssen die Sturmtruppen sich ihrer bedienen, weil sie die Hindernisse auf schmalen Gassen zu durchschreiten haben. Ihre Nachteile werden dann weniger hervortreten, wenn der Sturm in möglichst vielen kleinen Kolonnen durchgeführt und dadurch die Feuerwirkung des Gegners zersplittert wird. Die Zeit der noch bei Sewastopol verwendeten großen Sturmkolonnen ist endgültig vorüber. Es ist sehr fraglich, ob es zweckmäßig ist, den Kolonnen genau vorzuschreiben, in welchem Abstande sie den Schützenlinien zu folgen haben. Ein allgemeines Schema für sämtliche Kolonnen empfiehlt sich wohl im allgemeinen nicht, der Führer der einzelnen Kolonne vermag das besser zu beurteilen. Er wird sich den Befehl für das Vorbrechen vielleicht selbst vorbehalten und seine Anordnungen vom Verhalten des Feindes, dem Vorschreiten seiner Schützenlinie und den Erfolgen der Aufräumungsarbeiten abhängig machen. Jedenfalls müssen Stockungen der Kolonnen an den Hindernissen vermieden werden, und sie werden deshalb erst vorgehen dürfen, wenn die Aufräumungsarbeiten beendet sind und auch die Schützenlinie ihre Feuerstellung erreicht hat. Beim Durchschreiten der Hindernisse und dem Hinabsteigen in den Graben genießen sie dann noch den Schutz des Feuers der Schützenlinien. Das bei Kars angewendete Hinabwerfen von Heusäcken in den Graben ist wohl auch neben der Benutzung von Gleitstangen zweckmäßig, weil es das Hinabspringen zahlreicher Mannschaften ermöglicht und zugleich etwaige Hindernisse auf der Grabensohle überdeckt.

Besondere Schwierigkeiten werden nach wie vor nasse Gräben dem Nahangriff bereiten, doch dürften sie nicht gerade häufig sein, weil die Werke auf erhöhten Punkten zu liegen pflegen. Ihre Sturmfreiheit hat durch die jetzige Artilleriewirkung nur insofern gelitten, als Schleusenanlagen, die den Wasserstand auf einer bestimmten Höhe zu halten haben, jetzt leichter aus der Ferne zu zerstören sind. Nur Gräben mit ausreichender natürlicher Wassertiefe bilden daher ein vollwertiges Hindernis. Aber nach sie werden heute kaum noch zur Herstellung eines Grabenniedergangs und eines

Dammes nötigen. Sie werden, wenn nur der Feind niedergehalten wird, auf tragbaren Brücken aus luftgefüllten Gegenständen überschritten werden können.

Gegen die hebbaren Panzertürme mit Kartätschgeschützen, die in modernen Werken vielfach zur Abwehr des Sturms bestimmt sind, ist das Infanteriefeuer machtlos. Sie werden, wenn sie bombensichere Decken besitzen, von der Artillerie meist nicht zerstört sein. Bei modernen Werken muß daher auf ihre Tätigkeit gerechnet werden. Man wird versuchen, ihre Wirkung dadurch zu zersplittern, daß man an möglichst vielen Punkten gleichzeitig angreift. Da ihre Seitenwände der Gewichtersparnis wegen meist nur gegen Gewehrfeuer schützen, dürfte es auch gelingen, sie bei Beginn des Sturms oder bei Scheinangriffen durch leichte Geschütze aus der Sturmstellung oder von sonstigen geeigneten Punkten aus zu zerstören, sobald sie sichtbar werden. Fehlschüsse sind auf diese Entfernung kaum denkbar.

Nicht gepanzerte Sturmabwehrgeschütze sind wenig zu fürchten, vorausgesetzt, daß die Artillerie den Sturm genügend vorbereitet hat. Sie werden auf den zerwühlten Wällen kaum rechtzeitig in Stellung zu bringen sein, und wenn das dennoch gelingen sollte, wäre ihre Bedienung dem Infanteriefeuer des Angreifers ausgesetzt.

Daß die Angriffsartillerie ihr Feuer während des Sturms nicht einstellen darf, hat Düppel gezeigt. Sie wird im Gegenteil gegen das Gelände hinter der feindlichen Stellung lebhaft feuern, um den anrückenden Reserven soviel wie möglich zu schaden. Um ein erfolgreiches Zusammenwirken mit den stürmenden Truppen zu ermöglichen, muß sie aber ihre Beobachtungsstellen so weit vorschieben, daß von dort aus jede Einzelheit des Kampfes genau verfolgt werden kann, damit nicht der Fall eintritt, daß die eigene Artillerie das Fortschreiten des Angriffs hemmt. Eine Anzahl von Batterien werden sich vielleicht auch darauf vorbereiten, ihre Beobachtung sofort in die genommene Stellung vorzuschieben, was heute wenig Zeit in Anspruch nimmt. Andere werden bespannt bereitstehen, sofort dorthin vorzugehen, denn es ist wünschenswert, daß die Infanterie auch im letzten Entscheidungskampfe, bei dem doch rückwärtige Befestigungen eine wichtige Rolle spielen werden, der Unterstützung durch schwere Artillerie nicht entbehrt. Auch die Mitwirkung der Feldartillerie ist bei dieser Aufgabe notwendig.

Solange die Forts die eigentlichen Kampf- und Artilleriestellungen bildeten, waren sie auch das wichtigste Ziel des Angriffs. In demselben Maße, wie ihre Bedeutung gesunken und die Hauptkraft der Verteidigung, insbesondere die gesamte Kampfartillerie, in das Zwischengelände verlegt worden ist, mußte die Zwischenlinie auch bei der Durchführung des Sturms an Bedeutung gewinnen. Da heute die Hauptfeuerwirkung von den Zwischenräumen der Forts ausgeht, liegt in deren Überwindung auch die eigentliche Entscheidung. Es ist kaum anzunehmen, daß die wenigen Kompagnien in den Forts einen entscheidenden Einfluß auf den Verlauf des Kampfes

ausüben werden, und auch in der Feldschlacht greift man nicht die festen Stützpunkte unter bloßer Beschäftigung der Zwischenlinien an, sondern man durchbricht zuerst die letzteren und nimmt dann die Stützpunkte durch umfassenden Angriff. Der Angriff gegen die Zwischenlinie darf deshalb nicht auf Kosten des Sturms auf die Forts geschwächt werden, denn ihm fällt auch der Kampf mit den feindlichen Reserven zu, die so oft dem Angreifer den anscheinend sicheren Sieg wieder entrissen haben. Gegen die Forts werden besser zahlreiche kleine Kolonnen als große Massen angesetzt. Der Angreifer muß darauf vorbereitet sein, nötigenfalls den letzten Kampf unabhängig von der Wegnahme der isolierten, rings von Schützenlinien eingeschlossenen Werke durchzuführen.

Der richtige Einsatz der Reserven ist bei der Durchführung des Sturms, wie die Erfahrung lehrt, von geradezu ausschlaggebender Bedeutung, denn auch der Verteidiger hat seine Stellung erst dann verloren, wenn der Gegenstoß seiner Reserven abgewiesen ist. Die Führung der Reserven des Angreifers ist daher eine ebenso wichtige wie schwierige Aufgabe. Kleine Reserven, möglichst von jeder Sturmkolonne ausgeschieden, müssen in vorderster Linie bereitstehen, jeden kleinen Erfolg auszunutzen oder die Entscheidung in dem schwankenden Kampfe zu geben. Größere Reserven für ganze Abschnitte werden weiter rückwärts bereitzuhalten sein, dem bereits gelungenen Einbruch den nötigen Nachdruck zu verleihen, und schließlich wird sich der oberste Führer auf dem Kampffelde eine Hauptreserve zur Verfügung halten, um damit die volle Entscheidung zu erstreben. Die übrigen Fronten der Einschließungsstellung werden zu diesem Zwecke stark entblößt werden können. Zeichen- und Telegraphenverbindungen müssen zur Beschleunigung des Einsetzens der Reserven wohl vorbereitet sein, denn der Erfolg kann von Minuten abhängen.

Wenn auch eine ganze Reihe von Beispielen zeigt, daß ein Rückschlag dadurch eintrat, daß sich der Angreifer nicht mit der Wegnahme der vordersten Verteidigungslinie begnügte, sondern sofort in Unordnung dem weichenden Gegner nachdrängte und dann von frischen Truppen geworfen wurde, so darf die Abhilfe dagegen doch nicht darin gesucht werden, daß man sich mit einem beschränkten Erfolge begnügt, sondern wie bei Düppel darin, daß unter entsprechender Festhaltung der genommenen Stellung möglichst starke Teile der Sturmtruppen, rechtzeitig unterstützt von den Reserven, den Kampf fortsetzen. Die Hauptaufgabe fällt dabei allerdings den Reserven zu. Dann kommt der erschütterte Gegner nicht zum Halten und reißt vielleicht seine frischen Truppen mit in den Rückzug hinein. Was so unter Ausnutzung des moralischen Erfolgs gewonnen wird, müßte andernfalls in neuem schweren Kampfe errungen werden. Die stürmenden Truppen, insbesondere ihre Führer, müssen sich nur darüber klar sein, daß ein sinn- und regelloses Weiterstürmen nicht zweckmäßig ist, sondern eine gewisse Leitung des Gefechts, genau so wie in der Feldschlacht, erst den vollen Erfolg verbürgt.

Nebenangriffe können, wie das Beispiel von Badajoz beweist, auch beim Sturm von ausschlaggebender Bedeutung sein. Sie zersplittern unter Umständen die Kraft des Gegners oder treffen vielleicht eine nur schwach besetzte Stelle, denn auch der Verteidiger wird seine Kräfte zur Abwehr des Sturms zusammenziehen. Die nicht auf das Kampffeld herangezogenen Truppen werden zu solchen Unternehmungen verwendet werden müssen, denn niemand darf während des Entscheidungskampfes untätig sein. Sie werden auch nicht nur demonstrieren, sondern energisch angreifen, sonst erfüllen sie den Zweck nicht. Ist es möglich, zu solchen Unternehmungen auch bespannte schwere Artillerie zu verwenden, welche die Aufgabe erhält, das Feuer der Werke niederzuhalten, so werden sie besonders wirkungsvoll sein.

Wir haben gesehen, daß die Form des heutigen Sturms den Truppen einen gewissen Spielraum lassen muß. Nur wenige allgemein gültige Regeln können die Grundlage ihres Handelns bilden, und nur der Kampfplatz sieht anders aus als im Feldkriege, die Taktik nicht. Wichtiger aber noch als die Form ist das moralische Element, das Gefühl der Überlegenheit des Angreifers, der nur dazu schreitet, den letzten wohlverdienten Erfolg zu ernten. Führer, die, wie Suworow, die eigene Energie den Truppen einzuflößen verstehen, werden auf diesem Gebiete auch unter schwierigen Verhältnissen das scheinbar Unmögliche leisten. Ohne Opfer ist das freilich nicht möglich, aber kaum irgendwo im Kriege ist die Scheu vor Verlusten so wenig angebracht wie hier, wo in erster Linie die größere Tatkraft entscheidet. Jeder Schritt vorwärts macht die Aufgabe leichter, der Rückzug aber kommt der Vernichtung gleich. Die stürmende Truppe muß wissen, daß er unmöglich ist.

Das langdauernde tapfere Ringen um die Festung Port Arthur, das die Aufmerksamkeit der ganzen modernen Welt in Spannung erhält, regt ganz naturgemäß die Frage an, ob nicht die heutigen Festungen mit ihrer hoch entwickelten Technik der Wirkung der modernen Angriffsmittel doch sehr viel länger zu widerstehen vermögen, als das bisher im allgemeinen angenommen wurde, ob deshalb nicht auch die aus den Erfahrungen der bisherigen Kriegsgeschichte geschöpften Grundsätze über die Durchführung des Sturms erneuter Prüfung bedürfen. Zwar sind die bisher zur Verfügung stehenden Nachrichten noch zu ungenau, als daß sich daraus feststehende Schlüsse schon jetzt ziehen ließen, immerhin sind die Tatsachen doch wenigstens in großen Zügen so weit erkennbar, daß ein allgemeines Urteil möglich ist.

Zeitungsnachrichten sprechen schon seit langer Zeit von japanischen Sturmversuchen. Sie meinten damit früher die langwierigen Kämpfe um den Besitz vorgeschobener Stellungen, denn die eigentlichen Werke bilden erst in letzter Zeit das Ziel des Angriffs. Die Verteidigung des Vorgeländes, die hier mit solchem Erfolge angewendet worden ist, scheint durch die Geländegestaltung und wohl auch durch die Möglichkeit, die Stellungen durch die Artillerie der Hauptverteidigungslinie zu unter-

stützen, sehr begünstigt worden zu sein, während die unzureichende Stärke der japanischen schweren Artillerie das Fortschreiten des Angriffs verzögert zu haben scheint.

Die Festungswerke selbst entsprechen technisch wohl schwerlich ganz den Anforderungen, die wir an eine moderne Festung zu stellen pflegen. Sie sind wahrscheinlich zum großen Teil erst nach dem Kriegsausbruch behelfsmäßig verstärkt worden, zum Teil auch neu entstanden. Sie werden aber von einer starken Besatzung der besten russischen Linientruppen verteidigt, die für diese ihnen eigentlich nicht zufallende Aufgabe verwendet werden mußten, weil die Sicherung des Flottenstützpunktes wegen der Eigenart der Kriegslage von ganz außerordentlicher Bedeutung war. Von solchen festgefügten Verbänden können ohne Zweifel ungleich höhere Leistungen erwartet werden als von den Reserve- und Landwehrformationen, aus denen moderne Armeen den Hauptteil der Festungsbesatzungen bilden müssen, wenn sie sich für den Kampf im Felde nicht unzulässig schwächen wollen. Ihren Leistungen weit mehr als dem technischen Zustande der Werke ist die lange Widerstandsdauer zuzuschreiben. Deshalb würde sich ein Schluß auf europäische Verhältnisse, auf die Widerstandsdauer der Festungen im allgemeinen, nur dann ziehen lassen, wenn Port Arthur eine technisch vollendete, aber von Truppen minderer Güte verteidigte Festung wäre, der Angreifer aber nachweislich über eine genügende Zahl von modernen Angriffsmitteln verfügte.

Alle diese Voraussetzungen treffen aber anscheinend nicht zu. Den Japanern ist es bisher noch nicht gelungen, durchweg die Feuerüberlegenheit zu erkämpfen und ihre Angriffe sachgemäß und ausreichend vorzubereiten. Die starke russische Artillerie, die wie bei Sewastopol durch Geschütze und Bedienungsmannschaften der Kriegsschiffe wirksam ergänzt worden ist, beherrschte im Verein mit dem völlig ungebrochenen Feuer der Infanterie das Vorgelände lange Zeit vollständig, vertrieb die Japaner aus genommenen Stellungen und scheint auch in letzter Zeit erst wenig gelitten zu haben. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Zahl der japanischen schweren Steilfeuergeschütze, dieser wirkungsvollsten Waffe des Festungskrieges, unzureichend ist. Vielleicht fehlt es auch an Munition, das Feuer dauernd zu unterhalten, denn die häufigen Nachrichten von dem Beginn einer neuen Beschießung deuten auf Unterbrechungen in der Feuertätigkeit hin, die dem Verteidiger Gelegenheit bieten würden, sich zu erholen. Endlich scheint es auch nicht ausgeschlossen, daß das Feuer durch das Bestreben, die im Hafen liegenden Schiffe möglichst frühzeitig zu zerstören, zu sehr zersplittert worden ist. Jedenfalls geben selbst die japanischen Berichte zu, daß die Angriffe im August und September nicht genügend durch schwere Artillerie unterstützt werden konnten. Aber auch wenn der Versuch gemacht worden ist, diesem Fehler neuerdings abzuhelfen, so wäre doch durch die Artillerie allein eine ausreichende Vorbereitung und Unterstützung des Sturms nicht zu erreichen gewesen, und die Nachrichten lassen annehmen, daß dem durchaus notwendigen Zusammenwirken der Waffen, dem Niederhalten der Infanterieverteidigung während des Sturms durch Infanteriefeuer, zu

wenig Wert beigelegt worden ist. Der Erfolg scheint zu sehr durch rücksichtsloses Vorstürmen erstrebt worden zu sein. Das war nach unzureichender Artillerievorbereitung und bei der Notwendigkeit, Hindernisse im feindlichen Feuer zu überschreiten, doppelt gefährlich. Die Beseitigung der umfangreichen Hindernisse konnte wohl nur sehr unvollkommen durchgeführt werden, weil Artillerie für diese Aufgabe nicht entbehrlich war und Pioniertrupps in dem vom Feuer des Verteidigers beherrschten Vorgelände diesen Zweck nicht zu erreichen vermochten. Dazu kommt schließlich noch, daß der harte Felsboden die Arbeiten des Nahangriffs sehr erschwert und daß die Geländegestaltung der Verteidigung günstig ist.

Wenn unter diesen Umständen die Angriffe lange Zeit hindurch von dem unerschütterten Verteidiger stets abgewiesen wurden und entscheidende Erfolge bis heute*) noch nicht erzielt werden konnten, so entspricht das durchaus den Erfahrungen von Sewastopol, Vicksburg und Plewna. Alle Tapferkeit konnte über die Unmöglichkeit, unter solchen Umständen zu siegen, nicht hinweghelfen. Der Sturm bildete einen Versuch, dessen Gelingen unwahrscheinlich war, nicht den wohl vorbereiteten Abschluß des einheitlich und folgerichtig durchgeführten Angriffs.

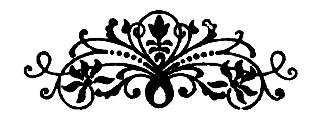
Schwerwiegende Gründe müssen die Japaner zu dem Versuche geführt haben, unter Vernachlässigung der bisherigen Kriegserfahrungen den Erfolg unter gewaltigen Menschenopfern immer wieder zu erzwingen. Die leicht geglückte Wegnahme der Festung im japanisch-chinesischen Kriege hat wohl den ersten Anstoß zu einer Unterschätzung ihrer Widerstandsfähigkeit gegeben. Ihre Besetzung durch Rußland nach ihrer im Friedensschlusse erzwungenen Räumung hatte das Volk so erregt, daß es stürmisch die sofortige Zurückeroberung verlangte und mit höchster Spannung als erste Siegesbotschaft vom Kriegsschauplatze den Fall von Port Arthur erwartete. Aber auch militärische Gründe machten die baldige Wegnahme dringend erwünscht, mußte doch die Vernichtung der im Hafen liegenden Flotte den Besitz der Seeherrschaft endgültig sichern. Inwieweit auch noch andere Gründe, wie z. B. der Wunsch, für die Offensive nach der Mandschurei einen gesicherten Stützpunkt im Rücken zu gewinnen oder durch die Bedrohung der Festung die russische Armee zu einer verfrühten Offensive zu verleiten, dabei mitgesprochen haben, entzieht sich unserer Beurteilung. Die Energie der japanischen Angriffs, die Rücksichtslosigkeit, mit der man auch schwere Opfer ertrug, muß ohne Zweifel als durchaus berechtigt anerkannt werden, der Weg aber, auf dem man den Erfolg zu erzwingen suchte, war gegenüber einer derartig besetzten und verteidigten Festung nicht zweckmäßig, mögen nun die inneren Gründe des Mißerfolgs in der Unzulänglichkeit der Angriffsmittel oder in der Unterschätzung der Feuerwirkung zu suchen sein. Ob wenigstens der eine Zweck des Angriffs, die

*) Anfang Dezember.

Vernichtung der Flotte, durch Artilleriefeuer erreicht ist, werden die nächsten Ereignisse lehren.

Überraschend tritt beim Angriff sowohl wie bei der Verteidigung auch auf taktischem Gebiete die Ähnlichkeit mit den Kämpfen um Sewastopol hervor. Nur in einer Beziehung liegen die Verhältnisse für die Russen ungünstiger als dort, der Abschluß der Festung verhindert einen Ersatz der verbrauchten Kräfte. Es ist daher nicht ausgeschlossen, daß die Besatzung schließlich doch der schon viele Monate dauernden Anspannung erliegt. Hält sie aber aus, so wird, wie bei Sewastopol, nicht der weitere Ausbau der Erdarbeiten und wohl auch nicht der Einsatz immer neuer Massen zum Erfolge führen. Auch die Erfahrungen werden jenen gleichen und deshalb eine Änderung der bestehenden Grundsätze nicht bedingen, wenn sie auch äußerst lehrreiche Aufschlüsse über die moderne Waffenwirkung bringen werden. Sollen wir auch aus den letzten japanischen Fortschritten schon Schlüsse ziehen, so wäre vielleicht die Annahme berechtigt, daß der Erfolg des Sturms sich in Zukunft bei derartiger Zähigkeit der Verteidigung und bei der großen Ausdehnung heutiger Festungen nicht immer durch einen einzigen großen Schlag erreichen lassen wird, sondern sich mehr aus einer Reihe kleinerer Teilerfolge zuweilen erst allmählich ein Gesamtergebnis herausbilden wird.

Ludwig,
Oberleutnant im Hohenzollernschen Fußartillerie-Regiment Nr. 13,
kommandiert zur Dienstleistung beim Großen Generalstabe.





Studien über Clausewitz.

(Schluß.)

VII. Nur ein starkes Gemüt widersteht den Eindrücken des Krieges.

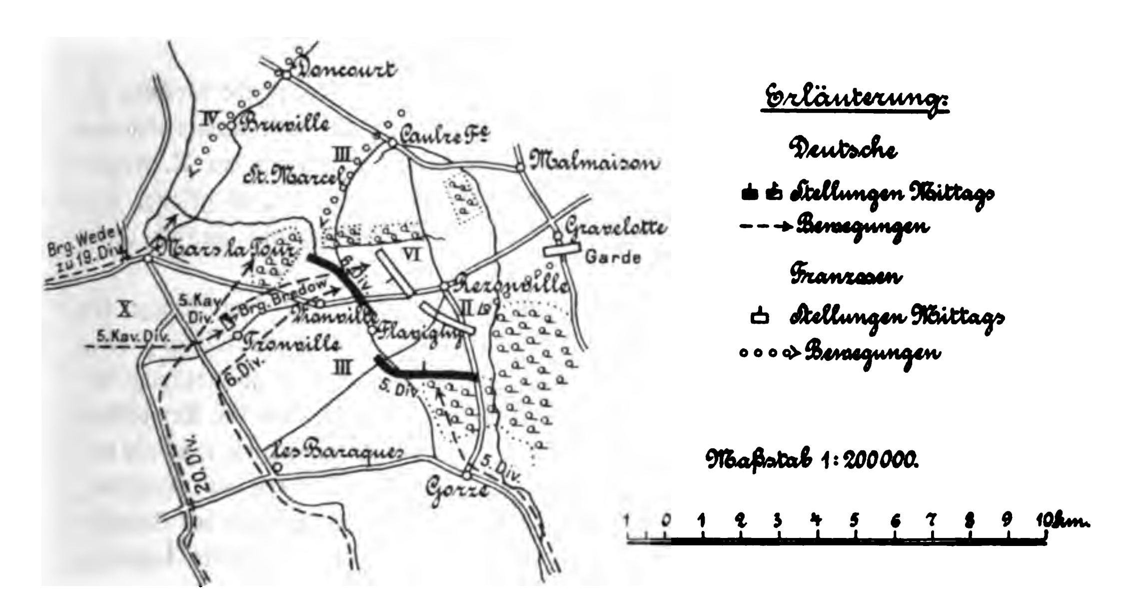
> „Ein starkes Gemüt ist nicht ein solches, welches bloß starker Regungen fähig ist, sondern dasjenige, welches bei den stärksten Regungen im Gleichgewicht bleibt, so daß trotz den Stürmen in der Brust der Einsicht und Überzeugung wie der Nadel des Kompasses auf dem sturmbewegten Schiff das feinste Spiel gestattet ist."
>
> Vom Kriege. I. Buch, 3. Kap.

Der Krieg stellt als das Gebiet der Gefahr, der körperlichen Anstrengungen und der Ungewißheit fortgesetzt die höchsten Anforderungen an die Seelenstärke des Führers, am meisten aber bedarf er ihrer unter den Eindrücken des Kampfes selbst. „Solange eine Truppe voll guten Mutes, mit Lust und Leichtigkeit kämpft, ist selten eine Veranlassung da, große Willenskraft in der Verfolgung seiner Zwecke zu zeigen; sowie aber die Umstände schwierig werden — und das kann, wo Außerordentliches geleistet werden soll, nie ausbleiben — so geht die Sache nicht mehr von selbst, wie mit einer gut eingeölten Maschine, sondern die Maschine selbst fängt an Widerstand zu leisten, und diesen zu überwinden, dazu gehört die große Willenskraft des Führers. Unter diesem Widerstande wird man sich nicht gerade Ungehorsam und Widerrede denken, wiewohl auch diese bei einzelnen Individuen häufig genug vorkommen, sondern es ist der Gesamteindruck aller ersterbenden physischen und moralischen Kräfte, es ist der herzzerreißende Anblick der blutigen Opfer, den der Führer in sich selbst zu bekämpfen hat und dann in allen anderen, die unmittelbar oder mittelbar ihre Eindrücke, ihre Empfindungen, Besorgnisse und Bestrebungen in ihn übergehen lassen. So wie die Kräfte in dem Einzelnen ersterben, diese nicht mehr vom eigenen Willen angeregt und getragen werden, lastet nach und nach die ganze Inertie der Masse auf dem Willen des Feldherrn; an der Glut in seiner Brust, an dem Lichte seines Geistes soll sich die Glut des Vorsatzes, das Licht der Hoffnung aller anderen von neuem entzünden; nur insoweit er dies vermag, insoweit gebietet er über die Masse und bleibt Herr derselben; sowie das aufhört, sowie sein eigener Mut nicht mehr stark genug ist, den Mut aller anderen wieder zu beleben, so zieht ihn die Masse zu sich hinab in die niedere Region der tierischen Natur, die vor der Gefahr zurückweicht und die Schande nicht kennt. Dies sind die Gewichte, welche der Mut und die Seelenstärke des Führers im

Kampfe zu überwinden haben, wenn er ausgezeichnetes leisten will. Sie wachsen mit den Massen, und so müssen also die Kräfte auch zunehmen mit der Höhe der Stellen, wenn sie den Lasten angemessen bleiben sollen."*)

Die hier von Clausewitz erwähnten Eindrücke stürmten auf die deutschen Führer am 16. und am 18. August 1870 mit einer bei der früheren Waffenwirkung nicht gekannten Stärke ein.

Als General v. Alvensleben am 16. August im Verlauf der einleitenden Kämpfe den Eindruck gewann, daß er weit überlegene Kräfte, vielleicht sogar die ganze französische Rhein-Armee vor sich habe, trug er dennoch kein Bedenken, die Schlacht mit



verwandter Front durchzukämpfen, wiewohl er hierzu vorläufig im wesentlichen nur über sein eigenes III. Armeekorps verfügen konnte. Er war nur bedacht, „das physische Mißverhältnis der Kräfte durch die moralische Kraft des Angriffs auszugleichen."**) Bis 12³⁰ nachmittags gelang es denn auch, das 2. französische Korps zurückzuwerfen, doch dieses fand Aufnahme durch eine Division der Kaiserlichen Garde und das 6. Korps, auch machte sich der Anmarsch des 3. französischen Korps gegen den in den Tronviller Büschen befindlichen linken deutschen Flügel in bedenklicher Weise bemerkbar. Es bedurfte hier des Einsatzes der letzten verfügbaren Infanteriereserven. Über die Lage gegen 2⁰⁰ nachmittags schreibt General v. Alvensleben:

*) Vom Kriege. I. Buch, 3. Kap.

**) Kriegsgeschichtliche Einzelschriften, Heft 18. Das Generalkommando III. Armeekorps bei Spichern und Vionville. Aufzeichnung des Generals v. Alvensleben.

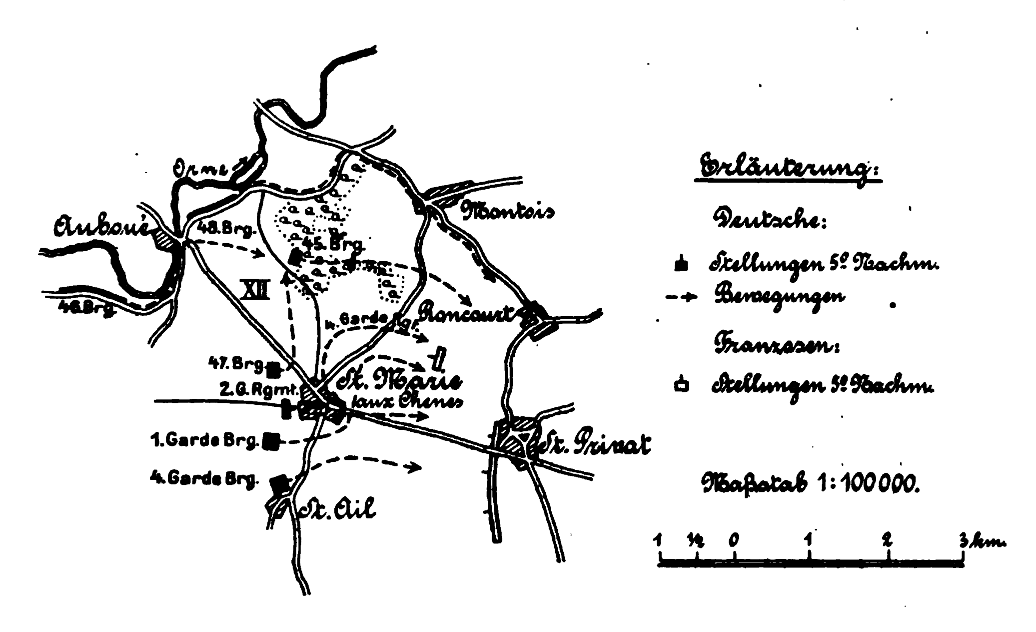
„Das Aszendant, welches das III. Armeekorps bisher über den Feind sich erkämpft und erhalten hatte, erschien unter bemerkbaren Offensivvorbereitungen des Feindes der 6. Infanterie-Division gegenüber bedroht. . . . . Es erschien ziemlich gleichgültig, ob der Feind in seinem Abmarsche nach Westen etwas mehr oder weniger westlich aufgehalten wurde, und war deshalb eine etwaige rückwärtige Bewegung vorgesehen und überlegt. Der Gedanke aber, unsere Verwundeten und das Schlachtfeld dem Feinde zu überlassen, war unerträglich. . . . . Das Aufgeben des Aszendant wäre ein Wagnis für den Ausgang des Tages gewesen, wogegen kleinere Wagnisse verschwanden. Ich beschloß deshalb, dem Feinde mit weiterem Angriffe zuvorzukommen, und zwar mit der Kavallerie, da die 6. Infanterie-Division ihre bedeutenden Verluste und der Ermüdung der Leute wegen dazu nicht mehr imstande war."

Es erfolgte daher jetzt die berühmte Attacke der Kavallerie-Brigade Bredow, die dem schwer bedrängten linken Infanterieflügel nördlich Vionville Luft machte und das Vorgehen der Franzosen ins Stocken geraten ließ. Das Eingreifen des X. Armeekorps zur Linken des III. brachte dann die ersehnte Entlastung, und es gelang, trotz einzelner Rückschläge auch beim X. Armeekorps die Schlacht defensiv glücklich durchzufechten.

Die überlegene Tragweite des Chassepotgewehres war vor dem Kriege den Deutschen wohl theoretisch bekannt, die ersten Erfahrungen über die Wirkung eines annähernd modernen Bleiregens auf dem Schlachtfelde aber konnten sie natürlich nur auf diesem selbst machen. Das Chassepotfeuer hat am 16. August beim III. Armeekorps gewaltig aufgeräumt, allein die Infanterie wurde durch eine vortrefflich wirkende und geschickt geführte Artillerie ausgiebig unterstützt. Die Lage forderte eine Fesselung des weit überlegenen Feindes, das aber konnte nur durch Herantragen des Angriffs auf wirksame Schußweite des Zündnadelgewehrs bewirkt werden. Anders lagen die Verhältnisse für die 1. Garde-Infanterie-Division bei St. Privat am 18. August, wo Reibungen verschiedener Art ein gedeihliches Zusammenwirken von Infanterie und Artillerie nicht zustande kommen ließen.

Als General v. Pape vom kommandierenden General des Gardekorps den Befehl erhielt, mit seiner um St. Marie versammelten 1. Garde-Division an und nördlich der Chaussee vorgehend St. Privat anzugreifen, machte er auf die Schwierigkeiten aufmerksam, die diesem Angriff auf dem völlig offenen, glacisartig zum Dorfe ansteigenden Hange entgegenstanden, zumal das massiv gebaute Dorf noch nicht unter Artilleriefeuer genommen, der Feind daselbst sonach noch völlig unerschüttert sei, auch die mit der Umfassung des rechten feindlichen Flügels betrauten Sachsen noch weit zurück wären. Da indessen die 4. Garde-Infanterie-Brigade bereits südlich der Chaussee zum Angriff vorging, blieb es bei dem gegebenen Befehle. Unter verheerendem frontalem und flankierendem Feuer des Feindes überschritt die 1. Garde-Infanterie-Brigade die Chaussee und entwickelte sich nördlich von dieser St. Privat gegenüber. Ihre beiden

Regimenter gelangten schließlich, stark gelichtet und vielfach untereinander vermischt, in einer einzigen Schützenlinie bis auf 500 und 600 m an das Dorf heran, ihr rechter Flügel etwa 600 m nördlich der Chaussee. In die Lücke zwischen der 4. und 1. Garde-Infanterie-Brigade wurde alsdann vom Divisionskommandeur das 2. Garde-Regiment eingeschoben, das sich unter schwersten Verlusten an den Feind heranarbeitete. Auf dem gegen Roncourt zurückgebogenen linken Flügel der 1. Garde-Infanterie-Brigade rückte das 4. Garde-Regiment ein. Dieses hatte seine erste Entwicklung gedeckt in einer von St. Marie nach Auboué hinziehenden Schlucht vornehmen können



und erreichte die Feuerlinie mit ungleich geringeren Verlusten als die übrigen Regimenter der Division.*)

Den tapferen Bataillonen war es gelungen, sich auf Schußweite des Zündnadelgewehrs am Hange von St. Privat, den Ort umklammernd, einzunisten. Ihre Angriffskraft war damit zunächst erschöpft. Doch auch der Feind war schwer erschüttert, und als schließlich die Umfassung durch die Sachsen immer drohender wurde, auch die Artillerie kurze Zeit St. Privat, dieses Bollwerk des rechten feindlichen Flügels, unter

*) Die Verluste der Regimenter entfallen zum weitaus größten Teil auf das erste Vorgehen bis in die bezeichnete Feuerstellung am Hange von St. Privat. Es büßten am 18. August ein:

Regiment	Offiziere	Mann
1. Garde-Regiment z. F.	36 Offiziere,	1056 Mann
3. „ „	36 „	1060 „
2. „ „	39 „	1076 „
4. „ „	29 „	524 „

Feuer genommen hatte, erhoben sich die gelichteten Schützenschwärme der Garde zu einem letzten entscheidenden Sturm auf das Dorf.

Die Wirkung des noch ungebrochenen feindlichen Feuers während des Vorgehens seiner Bataillone schildert der Kommandeur der 1. Garde-Infanterie-Brigade, Generalmajor v. Kessel, sehr anschaulich, wie folgt:

„Schützen wie Kolonnen mußten sich öfter niederwerfen, um Atem zu schöpfen; ich muß es anerkennen, daß ein Zuruf sie immer schnell wieder in die Höhe brachte und die Bewegung vehement fortgesetzt wurde..... Die einzelnen Leute gingen meist vorgebeugt, mit abgewandtem Gesicht, immer als wenn sie vor einschlagendem Hagelwetter Schutz suchen wollten. Der Gesichtsausdruck bei den Leuten war oft ganz entstellt, das furchtbare und unvermindert anhaltende Feuer übte unverkennbar seine entsetzliche Wirkung auch in moralischer Beziehung aus. Ich befahl nun, daß alle Spielleute fortgesetzt blasen und alle Tambours schlagen sollten, ich selbst rief unausgesetzt, so laut ich konnte, nichts als: vorwärts.“*)

Aus diesen Worten geht deutlich hervor, welchen schweren Proben das Gemüt eines Führers im heutigen Gefecht, das Stunden überdauert, ausgesetzt ist. Bei Vionville sowohl wie bei St. Privat begannen „die Kräfte des einzelnen zu ersterben“, und auf dem Willen der Führer lastete nach und nach die ganze Inertie der Masse. Noch höhere Ansprüche als selbst im schwersten Angriffsgefecht, treten an den Führer heran, wenn der Kampf eine ungünstige Wendung nimmt. Wehe ihm, wenn es dahin kommt, daß sich „an der Glut in seiner Brust, an dem Lichte seines Geistes die Glut des Vorsatzes, das Licht der Hoffnung aller anderen nicht mehr entzündet, wenn er nicht mehr über die Masse gebietet und ihrer Herr zu bleiben vermag.“

Als bei Belle Alliance gegen 7^{00} abends der erste Angriff der Preußen gegen die rechte Flanke der französischen Armee vorübergehend zum Stehen gekommen war, setzte Napoleon seine letzte Reserve, zehn Bataillone alter Garde ein, um durch einen wuchtigen Angriff den linken Flügel Wellingtons einzudrücken. Als dieser letzte verzweifelte Versuch, das Schicksal des Tages zu wenden, scheiterte, als die auserlesene Truppe, an deren Adlern der Ruf der Unbesiegbarkeit haftete, zurückflutete, entrang sich dem Kaiser der Ruf: „C'est fini“. Er drückte damit aus, daß der Augenblick gekommen war, wo ihn die Masse zu sich hinabziehen mußte in die niedere Region der tierischen Natur, die vor der Gefahr zurückweicht und die Schande nicht kennt.

Als bei Königgrätz die österreichische Nord-Armee unter dem Druck des doppelt umfassenden preußischen Angriffs zusammenbrach, verließ Benedek das Schlachtfeld erst mit der letzten noch geschlossenen Infanterie-Brigade, die bestimmt war, den zur Deckung des Rückzuges eingesetzten Kavallerie-Divisionen als Rückhalt zu dienen. Er

*) Kunz, Kriegsgeschichtliche Beispiele aus dem deutsch-französischen Kriege von 1870/71. Der Kampf um St. Privat la Montagne.

durchritt alsdann die lange Artillerielinie, die der preußischen Verfolgung Halt gebot, und setzte sich mit seinem arg zusammengeschmolzenen Stabe überall rücksichtslos der Gefahr aus. „Nie hatte er in seinen Feldzügen kühner dem Tode ins Antlitz geschaut. Er wurde später gefragt, ob er eine feindliche Kugel gesucht habe; er verneinte es mit den Worten: Ich habe gar nicht an mich gedacht, meine Gedanken waren nur mit meinen Soldaten."*)

Auf alle großen Entscheidungsschlachten finden die Worte Anwendung: „Man findet also, daß der Besiegte sich viel tiefer unter die Linie des ursprünglichen Gleichgewichts hinuntersenkt, als der Sieger sich über sie erhebt; darum haben wir, wenn wir von der Wirkung des Sieges sprechen, hauptsächlich diejenige im Auge, welche sich bei dem besiegten Heere kund tut. Ist diese Wirkung in einem Gefechte von großem Umfang stärker, als in einem von kleinem, so ist sie in der Hauptschlacht wieder viel stärker als in einem untergeordneten Gefecht. Die Hauptschlacht ist um ihrer selbst willen da, um des Sieges willen, den sie geben soll, und der in ihr mit der höchsten Anstrengung gesucht wird. Hier an dieser Stelle, in dieser Stunde den Gegner zu überwinden, ist die Absicht, in welche der ganze Kriegsplan mit allen seinen Fäden zusammenläuft, alle entfernten Hoffnungen und dunklen Vorstellungen von der Zukunft sich zusammenfinden; es tritt das Schicksal vor uns hin, um die Antwort auf die dreiste Frage zu geben. — Dies ist die Geistesspannung nicht bloß des Feldherrn, sondern seines ganzen Heeres bis zum letzten Troßknecht hinab, freilich in abnehmender Stärke, aber auch in abnehmender Wichtigkeit. Zu allen Zeiten und nach der Natur der Dinge waren Hauptschlachten niemals unvorbereitete, unerwartete blinde Dienstverrichtungen, sondern ein großartiger Akt, der aus der Masse der gewöhnlichen Tätigkeiten teils von selbst, teils nach der Absicht der Führer hinreichend hervortritt, um die Spannung aller Gemüter höher zu stimmen. Je höher aber diese Spannung auf den Ausgang ist, um so stärker muß die Wirkung desselben sein."**)

Der unglückliche Ausgang einer Hauptschlacht wirkt am stärksten auf den Feldherrn selbst. „Die Gewichte, die sein Mut und seine Seelenstärke zu überwinden haben, wachsen mit den Massen," seine Kräfte müssen daher den Lasten des hohen Amts angemessen sein. Es war das nicht der Fall bei dem unglücklichen Führer der österreichischen Nord-Armee. Das zeigte sich auch bei Königgrätz. Statt die Last seiner Stellung bis zuletzt zu tragen, warf er sich in das Getümmel des Kampfes und ließ seine Korpsführer ohne Weisungen für den Rückzug. Auch Blücher handelte nicht richtig, wenn er, hingerissen durch sein feuriges Temperament, sich als Oberbefehlshaber bei Ligny in den abendlichen Reiterangriff verwickeln ließ. Für den höheren Führer, vor allem aber für den Oberbefehlshaber einer Armee geziemt sich eine größere Zurückhaltung, wenn er den Überblick über das Ganze nicht verlieren

*) Friedjung a. a. O. 5. Auflage. II. S. 310.
**) Vom Kriege. IV. Buch, 10. Kap.

will. Begibt er sich persönlich in die Zone der Gefahr, so werden die Eindrücke des Kampfes gar zu unmittelbar auf ihn einwirken und seine Aufmerksamkeit zu sehr fesseln. Napoleon verstand es gelegentlich meisterhaft, solche Zurückhaltung zu üben. Bei Bautzen saß er, bis die Entscheidung heranreifte, gelassen auf einem Feldstuhl und blieb taub gegen alle Bitten um Unterstützung, die von seinem unglücklich fechtenden rechten Flügel kamen, da die Entscheidung auf dem entgegengesetzten Flügel durch einen umfassenden Angriff des Marschalls Ney erfolgen sollte.

Wir verstehen gleichwohl, daß Männer vom Schlage Blüchers und Benedeks bei drohender Niederlage der auf sie einstürmenden Empfindungen durch nähere persönliche Anteilnahme am Kampfe Herr zu werden versuchten. Wir ehren bei ihnen das instinktive soldatische Gefühl, das sie gerade in solchen Augenblicken den feindlichen Geschossen entgegentrieb. Es heißt tatsächlich fast Übermenschliches vom Führer fordern, wenn er in solcher Lage noch kühle Zurückhaltung üben soll, denn „das Gefühl, besiegt zu sein, ist keine bloße Einbildung, über die man Herr werden könnte; es ist die evidente Wahrheit, daß der Gegner uns überlegen ist, eine Wahrheit, die in den Ursachen so versteckt sein konnte, daß sie vorher nicht zu ersehen war, die aber beim Ausgang immer klar und bündig hervortritt, die man auch vielleicht vorher erkannt hat, der man aber in Ermangelung von etwas Reellerem Hoffnung auf den Zufall, Vertrauen auf Glück und Vorsehung, mutiges Wagen entgegenstellen mußte. Nun hat sich dies alles als unzulänglich erwiesen, und die ernste Wahrheit tritt uns streng und gebieterisch entgegen..... Und nun die Wirkung außer dem Heer bei Volk und Regierung! Es ist das plötzliche Zusammenbrechen der gespanntesten Hoffnungen, das Niederwerfen des ganzen Selbstgefühls..... Anstatt daß jeder entschlossen herbeieilen sollte, um dem Unglück zu steuern, fürchtet jeder, daß seine Anstrengung eine vergebliche sein werde, und hält zögernd inne, wo er eilen sollte, oder läßt gar mutlos die Arme sinken, alles dem Fatum anheimgebend." *)

Man wird nicht fehlgreifen in der Annahme, daß Clausewitz, als er diese Worte niederschrieb, der Zusammenbruch Preußens im Jahre 1806 vorgeschwebt hat. Wo, wie hier mit dem alten Preußen, zugleich ein ganzes Regierungssystem einstürzt, werden sich die Wirkungen schwerer Niederlagen stets ähnlich äußern.

Ein weiteres Beispiel dieser Art bietet uns Frankreich im Jahre 1870. Solche Ereignisse legen die Frage nahe, ob auch ohne einen derartigen Zusammenbruch des ganzen Staatsmechanismus die Wirkung einer Niederlage heutigen Tages, wo bei allgemeiner Wehrpflicht das ganze Volk in Mitleidenschaft gezogen ist, sich ähnlich verhängnisvoll gestalten kann, ob wirklich die ersten Schläge alles entscheiden, so daß alle späteren Opfer, wie sie auch Frankreich im zweiten Abschnitt des Krieges 1870 71 in reichem Maße gebracht hat, umsonst sind.

---

*) Vom Kriege. IV. Buch, 10. Kap.

Es ist nicht zu verkennen, daß es weit weniger die Opfer an Menschenleben als die wirtschaftlichen Schwierigkeiten sind, die der längeren Dauer eines Krieges mit Millionenheeren in Kulturländern entgegenstehen. Der Begriff des Vernichtungskampfes wird hier immer nur eine relative Bedeutung haben. In diesem Sinne sagt Clausewitz: „So wild die Natur des Krieges ist, so liegt sie doch an der Kette der menschlichen Schwächen,"*) und „Der ganze Krieg setzt menschliche Schwäche voraus und gegen diese ist er gerichtet."**)

Die neuere Geschichte kennt daher kaum den Widerstand eines Staatswesens bis aufs äußerste. Nur der nordamerikanische Bürgerkrieg bildet eine Ausnahme. Hier fochten die Konföderierten zuletzt einen wahren Verzweiflungskampf. Bei ihnen fielen Armee und Volk zusammen, und sie galten allesamt der Union gegenüber als Rebellen. Für sie gab es daher kein Paktieren, keine Zugeständnisse, wie sie in einem Kriege zwischen zwei Nationen schließlich immer ein Mittel zum Frieden bilden, für sie gab es nur Sieg oder Untergang. Dieses Zweierlei stand mit handgreiflicher Klarheit vor aller Augen, bildete nicht, wie sonst so oft selbst in nationalen Kriegen, nur eine hohle Phrase.

Kann sonach ein heutiger Kulturstaat den Widerstand bis aufs äußerste gar nicht durchführen, so gewinnt der Ausgang der ersten großen Waffenentscheidung eine gewaltige Tragweite. Man wird daher trachten, in sie so stark als irgend möglich einzutreten. Gleichwohl gewähren bei einer selbstbewußten, ehrliebenden Nation gerade die heutigen Volksheere das Mittel zu weiterem Widerstande und die Aussicht, eine Wendung des Kriegsglücks herbeizuführen. Dieses ist zu allen Zeiten wandelbar gewesen. Treffend bemerkt Droysen,***) das Glücksspiel des Krieges sei in dem Schicksal der Nationen allein nicht ausschlaggebend, nur das Unterliegen in dem Kampf um Sein oder Nichtsein zeuge von Schäden oder Schwächen, die die Geschichte nicht verzeihe. Wo daher eine gesunde Grundlage vorhanden ist und reine Beweggründe herrschen, wird ein vorübergehendes Mißgeschick, wie im Leben des einzelnen, so auch in dem eines ganzen Volkes wieder ausgeglichen werden können. Mit Recht fährt Droysen fort: „Das Reichsein, die Fülle materieller Mittel, die Masse tut es nicht allein; es sind andere, ethische Momente, die den Sieg verbürgen und erringen: die gepflegte Bildsamkeit bis tief hinab, die Ordnung und Unterordnung, die der Masse Form gibt, die Disziplin, die sie verwendbar und auch im Mißlingen in sich gewiß macht, der Wetteifer aller edlen Leidenschaft, der die Seelen stählt und spannt, der starke Wille, der das Ganze lenkt, die Macht des Gedankens, der zum gewollten Ziele führt."

Das gilt auch noch für unsere Zeit wie für die Tage von Hohenfriedeberg, auf die sich diese Worte beziehen, denn die Macht der Persönlichkeit, die ihre Wurzel in

*) Vom Kriege. III. Buch, 16. Kap.
**) Vom Kriege. IV. Buch, 10. Kap.
***) Preußische Politik V². Friedrich der Große. S. 502.

der Kraft des Gemüts hat, ist nicht geringer als zu König Friedrichs Zeit. Im Gegenteil, die heutigen Massenheere können am wenigsten starke Persönlichkeiten entbehren. Auch uns bleibe daher König Friedrich vorbildlich, von dem so schön gesagt worden ist: „Wenn Gneisenau die Menschen darauf ansah, ob ihre Seele der »Elevation« fähig sei, so hat Friedrichs Seele zum höchsten Schwunge sich zu erheben vermocht. Aus unerschöpflichem Quell gewann er die Kraft des Gemüts, von der Fichte gesagt hat, daß sie es sei und nicht die Gewalt der Arme, welche Siege erringe. Diese Kraft des Gemüts war es, die ihn im tiefsten Unglück aufrecht erhielt, die ihn im Unglück hat wachsen lassen, die ihm den Anspruch auf den Namen des Großen gegeben hat. An Friedrichs Leidensgeschichte lernt man das Dichterwort ermessen von dem großen gigantischen Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt."*)

Nach Clausewitz „liegt der Unterschied der Gemütskonstitutionen wahrscheinlich dicht an der Grenze der körperlichen Kräfte, die sich in dem menschlichen Organismus regen, und gehört jener Amphibiennatur an, die wir Nervensystem nennen, die mit der einen Seite der Materie, mit der anderen dem Geiste zugewendet scheint."**) Er unterscheidet hinsichtlich der Beschaffenheit des Gemüts vier verschiedene Arten von Menschen. Zunächst: die phlegmatischen und indolenten. „Sie können nicht leicht aus dem Gleichgewicht gebracht werden, aber freilich kann man das nicht Seelenstärke nennen, wo es an aller Kraftäußerung fehlt. Es ist aber nicht zu verkennen, daß solche Menschen eben wegen ihres beständigen Gleichgewichts im Kriege von einer gewissen einseitigen Tüchtigkeit sind. Es fehlt ihnen oft das positive Motiv des Handelns, der Antrieb, und als Folge davon die Tätigkeit, aber sie verderben nicht leicht etwas."

Die zweite Art, „sehr regsame Menschen, deren Gefühle aber nie eine gewisse Stärke überschreiten, die gefühlvollen, aber ruhigen Menschen, werden von kleinen Gegenständen leicht zum Handeln angeregt, von großen aber leicht erdrückt. Im Kriege wird es ihnen weder an Tätigkeit noch an Gleichgewicht fehlen, aber etwas Großes werden sie nicht vollbringen."

An dritter Stelle werden die „sehr reizbaren" Menschen erwähnt, „deren Gefühle sich schnell und heftig wie Pulver entzünden, aber nicht dauernd sind. Ihre aufbrausenden und aufflammenden Gefühle sind an sich für das praktische Leben und also auch für den Krieg nicht sehr geeignet. Sie haben zwar das Verdienst starker Antriebe, aber diese halten nicht vor. Wenn indessen in solchen Menschen die Regsamkeit die Richtung des Mutes und des Ehrgeizes hat, so wird sie im Kriege auf niedrigen Stellen oft sehr brauchbar aus dem bloßen Grunde, weil der kriegerische Akt, über den ein Führer der niederen Stufen zu gebieten hat, von viel kürzerer Dauer ist. Hier reicht oft ein einzelner mutiger Entschluß, eine Aufwallung

---

*) Koser, a. a. O. Vorwort.

**) Vom Kriege. I. Buch, 3. Kap.

der Seelenkräfte hin. Ein kühner Anfall, ein kräftiges Hurra ist das Werk weniger Minuten, ein kühner Schlachtenkampf ist das Werk eines ganzen Tages und ein Feldzug das Werk eines Jahres.

Bei der reißenden Schnelligkeit ihrer Gefühle ist es solchen Menschen doppelt schwer, das Gleichgewicht des Gemüts zu behaupten; daher verlieren sie häufig den Kopf, und das ist für die Kriegführung die schlimmste ihrer Seiten. Aber es würde gegen die Erfahrung sein, zu behaupten, daß sehr reizbare Gemüter niemals stark, d. h. auch in ihren stärksten Regungen im Gleichgewicht sein könnten. Warum sollte auch das Gefühl für die eigene Würde in ihnen nicht vorhanden sein, da sie in der Regel den edleren Naturen angehören. Dies Gefühl fehlt ihnen selten, es hat aber nicht Zeit wirksam zu werden. Hinterher sind sie meist von Selbstbeschämung durchdrungen. Wenn Erziehung, Selbstbeobachtung und Lebenserfahrung sie früh oder spät das Mittel gelehrt haben, gegen sich selbst auf der Hut zu sein, um in Augenblicken lebhafter Anregung sich des in ihrer Brust ruhenden Gegengewichts noch bei Zeiten bewußt zu werden, so können auch sie einer großen Seelenstärke fähig sein."

Es liegt auf der Hand, daß eine strenge Scheidung zwischen den hier von Clausewitz aufgeführten Typen nicht möglich ist, daß vielmehr die Äußerungen ihrer Gemütsart es oft zweifelhaft erscheinen lassen werden, zu welcher Klasse man sie zu rechnen hat. Gibt doch Clausewitz selbst zu, daß es „gegen die Erfahrung sei, zu behaupten, daß sehr reizbare Gemüter nicht auch in ihren stärksten Regungen im Gleichgewicht sein könnten". Danach werden sie, wenn sie solches Gleichgewicht „durch Erziehung, Selbstbeobachtung und Lebenserfahrung" erworben haben, sich kaum merkbar von der vierten Art von Menschen unterscheiden, welche „durch kleine Veranlassungen nicht in Bewegung zu bringen sind, und die überhaupt nicht schnell, sondern nach und nach in Bewegung kommen, deren Gefühle aber eine große Gewalt annehmen und viel dauernder sind. Dies sind die Menschen mit energischen, tief und versteckt liegenden Leidenschaften. Diese wenig beweglichen, aber darum tief bewegten Menschen, die sich zu den vorigen wie die Glut zur Flamme verhalten, sind am meisten geeignet, mit ihrer Titanenkraft die ungeheuren Massen wegzuwälzen, unter welchen wir uns bildlich die Schwierigkeiten kriegerischen Handelns vorstellen können."

Die geniale Bewältigung dieser Schwierigkeiten fordert in den höchsten Stellen eine Abgeklärtheit, zu welcher „sehr reizbare" Naturen nur schwer gelangen; dennoch haben solche, wenn auch zumeist an zweiter Stelle, im Kriege häufig hervorragendes geleistet. Von dem berühmten Führer des I. preußischen Armeekorps im Befreiungskriege, General Yorck, sagt Clausewitz: „Ein heftiger, leidenschaftlicher Wille, den er aber hinter anscheinender Kälte, ein gewaltiger Ehrgeiz, den er hinter beständiger Resignation verbirgt, und ein starker kühner Charakter zeichnen diesen Mann aus. General Yorck ist ein rechtschaffener Mann, aber er ist finster, gallsüchtig und verstockt und darum ein schlimmer Untergebener..... Er war unbedenklich einer der

ausgezeichnetsten Männer unserer Armee. Scharnhorst, welcher seine hohe Brauchbarkeit in einer Zeit, wo sich wenige brauchbar gezeigt hatten, für um so wichtiger hielt, als sich damit eine große Abneigung gegen die Franzosen verband, hat sich mit ihm immer auf einem freundlichen Fuße zu erhalten gesucht, obgleich in Yorck immer ein unterdrücktes Gift gegen ihn kochte. Von Zeit zu Zeit schien es losbrechen zu wollen. Scharnhorst aber tat, als bemerke er es nicht, und schob ihn überall hin, wo ein Mann seiner Art nützlich werden konnte."*)

Als schwieriger Untergebener hat sich dann Yorck im Laufe der Feldzüge 1813 und 1814 allerdings gezeigt. Er trieb die Opposition gegen das Oberkommando der Schlesischen Armee vielfach bis zum offenen Ungehorsam, aber Blücher und Gneisenau sahen in dieser großen Zeit darüber hinweg, weil es ihnen nur um die Sache des Vaterlandes zu tun war. Sie wußten, daß sie nach dieser Richtung auf den „alten Isegrimm", den Helden von Wartenburg, zählen konnten.

Auch Bülow, der Kommandierende des III. preußischen Armeekorps, besaß ein leicht aufbrausendes Temperament und hat sich häufig mit seinen Vorgesetzten überworfen. Er konnte so heftig werden, daß er, im Zimmer auf- und abgehend, sich die Knöpfe von der Uniform riß. An ihm bewahrheitet sich andererseits vollkommen, daß solche Menschen „in der Regel den edleren Naturen angehören", denn er war bei aller Schroffheit ein durch und durch vornehmer und offener Charakter. Für die Verbündeten war es jedenfalls ein Glück, daß gerade diese ausgeprägte Persönlichkeit an der Spitze des III. preußischen Armeekorps stand. Die Tage von Gr. Beeren und Dennewitz wären sonst diesem Korps bei der Heerführung Bernadottes nicht beschieden gewesen.

Im Frieden werden derartige aufbrausende Naturen leicht als Vorgesetzte wie als Untergebene lästig; wenn ihnen aber wirkliche Tüchtigkeit und gute Charaktereigenschaften anhaften, soll man sich mit ihren Eigentümlichkeiten, so lange sie der Sache nicht schaden, abfinden. Scharnhorsts Verhalten gegenüber Yorck mag uns hier vorbildlich sein. Die nivellierende Richtung unserer friedfertigen Zeit ist ohnehin der Entwicklung stark ausgeprägter Persönlichkeiten nicht günstig. Es kann sich daher nicht darum handeln, solche zu unterdrücken und verkümmern zu lassen, oder sie ganz abzustoßen, sondern nur darum, sie in richtige Bahnen zu lenken.

Auf der anderen Seite mahnt die überhandnehmende Nervosität der Zeit dringend zur Selbstbeobachtung als des wirksamsten Mittels, „uns einer großen Seelenstärke fähig zu machen", jenen kräftigen Naturen „mit energischen, tief und versteckt liegenden Leidenschaften" ähnlich zu werden. Angeborene oder erworbene Gemütsruhe ist im Kriege unentbehrlich. Sie vermag unter Umständen manche andere Eigenschaft zu ersetzen, sagt doch Clausewitz von dem russischen Oberbefehlshaber,

---

*) Bd. VII. Feldzug von 1812 in Rußland.

General Barclay de Tolly, er habe sich im Gefecht von Walutina Gora 1812 „durch dasjenige ausgezeichnet, was überhaupt am besten in ihm gewesen sei und allein den Beruf zu einem bedeutenden Befehl in ihm begründet habe, nämlich durch eine große Ruhe, Standhaftigkeit und große Bravour.*) . . . . .

Im ganzen sind es mehr die prüfenden als die schaffenden, mehr die umfassenden, als die einseitig verfolgenden, mehr die kühlen als die heißen Köpfe, denen wir im Kriege das Heil unserer Brüder und Kinder, die Ehre und Sicherheit unseres Vaterlandes anvertrauen möchten.**)

VIII. Ohne Charakterstärke kann kein Führer im Kriege bestehen.

„Man muß stark sein in dem Glauben an die bessere Wahrheit wohlgeprüfter Grundsätze, und bei der Lebhaftigkeit der augenblicklichen Erscheinungen nicht vergessen, daß ihre Wahrheit von einem geringeren Gepräge ist. Durch dieses Vorrecht, welches wir in zweifelhaften Fällen unsrer früheren Überzeugung geben, durch dieses Beharren bei derselben gewinnt das Handeln diejenige Stätigkeit und Folge, die man Charakter nennt." Vom Kriege. I. Buch, 3. Kap.

„Mit dem Namen der Charakterstärke oder überhaupt des Charakters bezeichnet man das feste Halten an seiner Überzeugung, sie mag nun das Resultat fremder oder eigener Einsicht sein, und mag sie Grundsätzen, Ansichten, augenblicklichen Eingebungen oder was immer für Ergebnissen des Verstandes angehören . . . . Offenbar wird man von einem Menschen, der seine Ansicht alle Augenblicke ändert, wie sehr dies auch aus ihm selbst hervorgehen mag, nicht sagen: er hat Charakter. Man bezeichnet also nur solche Menschen mit dieser Eigenschaft, deren Überzeugung sehr konstant ist.***)

Wer die ganz andere Natur einer Entschließung im praktischen Leben kennt, besonders im Kriege unter dem Druck großer Verantwortlichkeit und bei tausend Ungewißheiten und Widersprüchen, der wird begreifen, daß es hierbei nicht ohne viele Zweifel abgehen kann und daß, was uns so einfach erscheint, wahrscheinlich nicht ohne den Beistand einer großen Willenskraft ins Leben treten kann. Darum ist bei den außerordentlichen Leistungen im Kriege das Verdienst der Konzeption immer das geringste, wenngleich die Richtigkeit derselben immer eine notwendige Bedingung bleibt." †)

Der größeren Wichtigkeit, die er hier der Willenskraft gegenüber der Konzeption zuweist, entspricht es, wenn Clausewitz auch das Festhalten an einer Überzeugung, die das Ergebnis fremder Einsicht ist, als Charakterstärke bezeichnet. In gleichem Sinne

---

*) Bd. VII. Feldzug von 1812 in Rußland.

**) Vom Kriege. I. Buch, 3. Kap.

***) Vom Kriege. I. Buch, 3. Kap.

†) Band VI. Feldzüge von 1799 in Italien und der Schweiz. 2. Teil.

äußert sich Th. v. Bernhardi über den Oberfeldherrn der Verbündeten in den Feldzügen von 1813 und 1814, den Fürsten Schwarzenberg. Da er kein Feldherr im eigentlichen Sinne gewesen, habe er der Leitung bedurft. „Aber wir müssen es hier wiederholen, es gehört bei weitem mehr dazu, als man gewöhnlich glaubt, daß man fähig sei, mit Folgerichtigkeit in einem bestimmten Sinne geleitet zu werden. Es gehört dazu eine Festigkeit und Sicherheit, die sich bei weitem nicht ein jeder geben kann. Ist der Feldherr, der sich selbst schon unsicher fühlt, gewöhnt, vielerlei Meinungen anzuhören, so kommt es wohl vor, daß er dadurch nur noch unsicherer wird und zu keinem durchgreifenden Urteil, zu keiner Überzeugung, mithin zu keinem eigentlichen Entschlusse gelangen kann."*)

Ähnlich lautet Moltkes Urteil in seinem bekannten Ausspruch über die Zusammensetzung der Hauptquartiere, wenn er sagt: „Es gibt Feldherren, die keines Rates bedürfen, die in sich selbst erwägen und beschließen; ihre Umgebung hat nur auszuführen. Aber das sind Sterne erster Größe, deren kaum jedes Jahrhundert aufzuweisen hat. In den allermeisten Fällen wird der Führer eines Heeres des Beirats nicht entbehren wollen. Dieser kann sehr wohl das Resultat gemeinsamer Erwägung einer kleineren oder größeren Zahl von Männern sein, deren Bildung und Erfahrung sie vorzugsweise zu einer richtigen Beurteilung befähigt. Aber in dieser Zahl schon darf nur eine Meinung zur Geltung kommen..... Dem Kommandierenden bleibt dabei vor dem Ratgeber das unendlich schwerer wiegende Verdienst, die Verantwortlichkeit für die Ausführung übernommen zu haben.**)

In seiner Schrift „Über die Verantwortlichkeit im Kriege"***) sagt Erzherzog Albrecht von Österreich, der Sieger von Custoza, nachdem er ebenfalls die persönliche Verantwortlichkeit des Feldherrn betont hat: „Man hat früher vielfach geglaubt, durch die Beigabe eines hervorragenden Mannes als Genenalstabschef oder adlatus die Mängel eines zum Armeekommandanten Erkorenen — geringere Kriegserfahrung, fehlende Kenntnisse, Schwäche des Charakters usw. — in genügendem Maße ersetzen zu können; doch die Erfahrung lehrt, daß stets die bitterste Enttäuschung solchen Versuchen nachfolgte. Warum diese sich so häufig in der Geschichte wiederholen, erfordert eine Erläuterung.

Da niemand vollkommen ist und gerade bei entschiedenen Charakteren auch die Schattenseiten kräftiger ausgeprägt zu sein pflegen, so ist es allerdings wünschenswert, ja oft notwendig, daß die einflußreichen Personen der Umgebung mit ihren etwa zu analogen Charakteren nicht zur schädlichen Steigerung dieser Schattenseiten beitragen, und daß daher im Gegensatze der Feldherr und seine nächsten Gehilfen sich gewisser-

*) Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals Grafen v. Toll. III.

**) Der italienische Feldzug des Jahres 1859, herausgegeben vom Großen Generalstabe. Neubearbeitung von 1904. S. 10.

***) Wien 1869. Faesi & Frick.

maßen kompensieren sollen. Dieser ganz richtige Satz, bei welchem stets Grundbedingung bleibt, daß eben der Feldherr zu seinem schwierigen Posten ganz, oder doch wenigstens was die wichtigsten Eigenschaften desselben betrifft, tauge, wurde aber öfter so aufgefaßt, als ob der Mangel unentbehrlicher Feldherrneigenschaften bei einem Armeekommandanten durch die Talente eines Gehilfen ersetzt werden können, und darin lag der gefährliche Irrtum.

Man erwähnt oft als Beweis des Gegenteils Radetzky und Heß, Blücher und Gneisenau, vergißt aber die Tatsache, daß ersterer, ein Feldherr in vollem Sinne des Wortes, damals — nämlich 1848 bis 1849 — bereits weit über 80 Jahre zählte und aus diesem Grunde einer besonderen Unterstützung in physischer wie moralischer Beziehung und dazu eines so edlen, sich selbst vergessenden, ebenso hingebungsvollen als bescheidenen, dabei der Aufgabe vollkommen gewachsenen Mannes bedurfte, wie es sein langjähriger Vertrauter Heß war. Blücher aber, obwohl während der Befreiungskriege bedeutend jünger und rüstiger als Radetzky 1848, hatte allerdings wenig studiert, verband aber mit großer Kriegserfahrung und gesundem, scharfem Urteile Menschenkenntnis, große Beharrlichkeit und einen eisernen Willen, der vor keinem Hindernis zurückschreckte. Er war viel mehr als ein bloßer „Haudegen" und fand seine volle Kompensation an dem ebenso ausgezeichneten als bescheidenen Gneisenau. . . . Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß jene berühmt gewordenen Generalstabschefs schwerlich ihre glänzenden Eigenschaften zur vollen Geltung gebracht haben würden, wenn sie, statt an der Seite hochbegabter Feldherren zu stehen, es mit unfähigen, kleinlichen und unberechtigten Einflüssen zugänglichen oder gar aller moralischen Autorität baren Charakteren zu tun gehabt hätten.

Es gibt Dinge, die niemand dem Feldherrn ersetzen kann, wenn sie ihm mangeln. Fehlt ihm z. B. die geistige Selbständigkeit so weit, daß er aus der Fülle aller möglichen Entschlüsse nicht die entsprechendsten zu erkennen vermag; fehlt ihm ferner die Festigkeit, einen Entschluß auszuführen und unter allen Umständen Gehorsam und Pflichterfüllung im Heere aufrechtzuerhalten, so wird diesem schweren Übelstande niemand abhelfen können."

Die Zeit Friedrichs des Großen kannte die Stellung eines Chefs des Generalstabes in unserem Sinne noch nicht. Auch der König äußert sich jedoch bereits in ähnlichem Sinne wie Clausewitz und Moltke, wenn er sagt: „Inzwischen glaube ich, daß ein General, welchen auch ein Subalternoffizier einen guten Rath giebet, davon profitiren muß, allermassen ein rechtschaffenes Mitglied des Staates, wenn es auf den Dienst des Vaterlandes ankommet, sich selbst vergisset, und auf das wahre Wohl der Sachen siehet, ohne sich zu embarassiren, ob dasjenige, so ihn dahin leitet, von ihm selbst oder von einem andern komme, dafern er nur sonst seinen guten Endzweck dadurch erreichet."*)

*) Generalprincipia vom Kriege. XXV. Art.

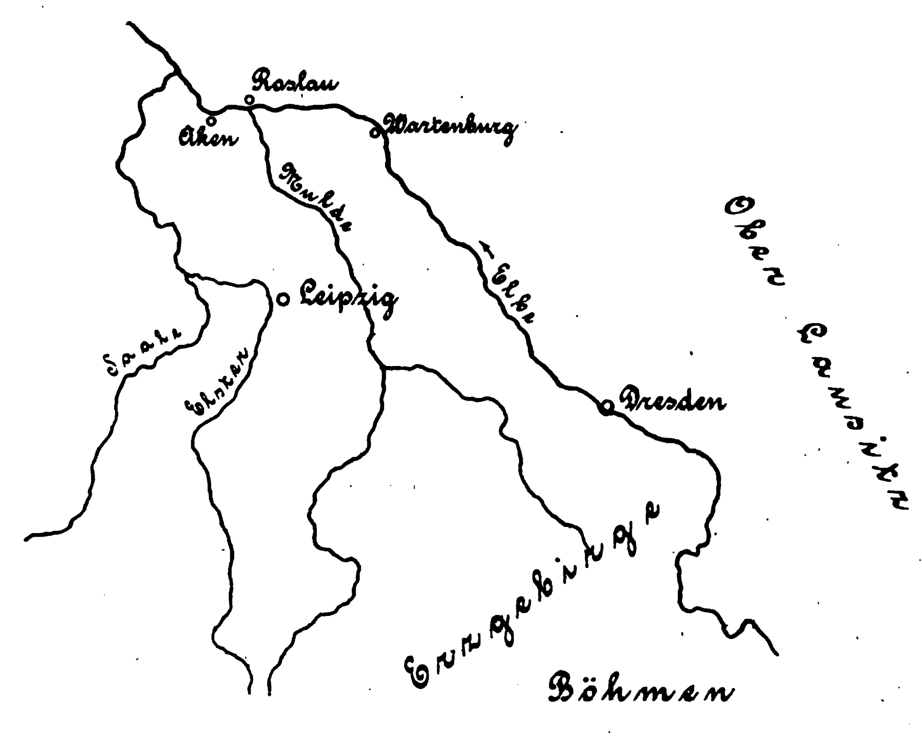
Auch der begabteste Generalstabschef kann dem Feldherrn die Verantwortung nicht abnehmen. Ist der Feldherr zugleich Monarch, so besteht diese Verantwortlichkeit nur gegenüber dem eigenen Gewissen, jeder im Auftrage Handelnde ist Rechenschaft nach oben hin schuldig. Um durch diese in seinem Tun nicht beirrt zu werden, muß er frei sein von jeder Scheu vor Verantwortung. Diese aber ist nur gefestigten Charakteren eigen, die Menschenfurcht nicht kennen. In dieser Hinsicht bildet Blücher ein unerreichtes Vorbild. In seiner hohen Verantwortungsfreudigkeit liegt sein eigenstes Verdienst, und dieses bleibt ihm ungeschmälert, wenn auch die operativen Gedanken des Schlesischen Hauptquartiers Gneisenaus Kopfe entsprangen. Wie Blücher jede Scheu vor Napoleon fremd war, dessen Nähe sonst stets die verbündeten Generale in Befangenheit versetzte, so bekundete er auch dem eigenen Könige, dessen hohen Verbündeten und dem Oberkommandierenden Fürsten Schwarzenberg gegenüber stets vollsten Freimut.

Dem Ansinnen, nach dem mißlungenen Vorstoß der verbündeten Haupt-Armee gegen Dresden, die Masse der Schlesischen Armee zu deren Verstärkung nach Böhmen zu führen, widersetzte sich Blücher. Die Unabhängigkeit, die er sich zu wahren verstanden hatte, benutzte er dann später, um aus eigener Initiative einen Rechtsabmarsch seiner Armee von der Ober-Lausitz an die Elbe durchzuführen. Indem die Schlesische Armee sich den Stromübergang bei Wartenburg erkämpfte, veranlaßte sie die verbündete Nord-Armee, bei Roslau und Aken ebenfalls den Uferwechsel zu vollziehen. Blücher gab damit den eigentlichen Anstoß zu dem letzten entscheidenden Vorgehen aller verbündeten Streitkräfte, das zur Niederlage Napoleons bei Leipzig führte.

Als dann Napoleon die verbündete Haupt-Armee, die in der allgemeinen Richtung auf Leipzig den Vormarsch über das Erzgebirge angetreten hatte, nur durch einen Teil seiner Kräfte beobachten ließ und mit seiner Hauptmacht Anfang Oktober an der Mulde abwärts gegen die Schlesische und die Nord-Armee vorstieß, wich Blücher gemeinsam mit dem Führer der Nord-Armee, dem Kronprinzen von Schweden, über die Saale aus und verhinderte dadurch den Kronprinzen an einem Rückzuge über die Elbe. Zum zweiten Male im Verlauf des Herbstfeldzuges 1813 löste sich Blücher auf diese Weise vollständig von seinen Verbindungen los. Als Führer der schwächsten der drei verbündeten Armeen nahm er es auf sich, durch selbständiges Handeln die Kriegslage für die Gesamtheit bestimmend zu gestalten. In gleicher Weise hat sich dann auch im Feldzuge 1814 in Frankreich die Schlesische Armee als die treibende Kraft in der Kriegführung der verbündeten Mächte erwiesen.

Diese Verantwortungsfreudigkeit und der schöne Freimut des alten Helden sollten uns für immer eine Mahnung sein, darüber zu wachen, daß die Selbsttätigkeit in unserem Offizierkorps nicht in langem Frieden verloren geht. Sie hat bisher stets als eine seiner schönsten Kennzeichen gegolten. Schon Friedrich der Große sagt: „Ein General, welchen der Souverain seine Truppen anvertrauet, muß durch sich

selbst agiren, und das Vertrauen, welches der Souverain in die Merite dieses Generals setzet, authorisiret ihn, daß er die Sachen vor sich und nach seiner Einsicht mache."*) Der König verlangt immer wieder, daß seine Offiziere „etwas auf ihre Hörner" zu nehmen verstehen. Dem selbständigen Handeln unserer Führer danken wir zum großen Teil unsere Erfolge von 1870; unsere Felddienst-Ordnung**) trägt daher nur unseren besten Traditionen Rechnung, wenn sie sagt:



„Ohne Scheu vor Verantwortung soll jeder Offizier in allen Lagen — auch den außergewöhnlichsten — seine ganze Persönlichkeit einsetzen, um seinen Auftrag zu erfüllen, selbst ohne Befehle für Einzelheiten abzuwarten. Die höheren Vorgesetzten müssen dieses Einsetzen der Persönlichkeit anregen und fördern."

Bedurfte Blücher durchaus der Ergänzung durch Gneisenau, so konnte dieser wiederum, dank der Verantwortungsfreudigkeit des Feldherrn, seine hohen Gaben

*) Generalprincipia vom Kriege. XXV. Art.
**) Einleitung. Z. 4.

unbehindert entfalten. Er bedurfte solcher Freiheit, denn er erscheint als eine durchaus selbständige, abgeschlossene Persönlichkeit neben seinem Feldherrn. Aber nicht nur seinem Chef des Generalstabes allein brachte Blücher Vertrauen entgegen. Den Gegensatz zwischen den beim Oberkommando der Schlesischen Armee und bei Yorcks Stabe obwaltenden Verhältnissen schildert Droysen*), wie folgt: „Wenn Blücher, neidlos und voll großsinnigen Vertrauens, seinen Gneisenau gewähren ließ und auch Müffling, auch die jüngeren Offiziere des Stabes sich in wetteifernder Selbständigkeit bewegen durften, so war in Yorcks Stabe die strengste Regel, die gemessenste Ordnung, jeder auf seinen Bereich gewiesen. Yorck befahl, ordnete, leitete alles selbst, so schreibt einer seiner Adjutanten, er verlangt von seinen Untergebenen nur Rapport und Gehorsam; keiner, vom ersten bis zum letzten, übt den mindesten Einfluß auf ihn."

Vermöge seines Gewährenlassens erzielte Blücher die höchsten Leistungen von seiner Umgebung. Blieb er auch von dieser abhängig, so sind seine Taten darum nicht minder sein eigenstes Werk, denn sie tragen den Stempel seines Wollens, und wenn je ein Feldherr, so hat Blücher den Beweis erbracht, daß es nicht vorzugsweise kalte Verstandesarbeit ist, sondern vor allem ein tapferes warmes Herz, das den großen Soldaten kennzeichnet.

Als ein Mann von ausgesprochener Eigenart erscheint Suworow. „Wenn wir die affektierte Wunderlichkeit ausnehmen, so läßt sich Suworow ganz füglich mit Blücher vergleichen. In beiden war die subjektive Seite des Feldherrn höchst ausgezeichnet, aber beiden fehlte die klare Einsicht in die objektive Welt, und so bedurften sie beide des Rats und der Leitung.... Suworow war ein Mensch von einem feurigen Willen, großer Kraft des Charakters und vielem natürlichen Verstande, der in den Kriegen gegen die Türken eine tüchtige Schule durchgemacht hatte. Konnte diese Schule den Bedürfnissen einer Kriegführung gegen französische Armeen nicht ganz genügen, und mußte seine rohe Wunderlichkeit einer einfachen verständigen Leitung so zusammengesetzter Tätigkeit, wie ein Krieg zwischen den gebildeten Völkern es ist, oft Schwierigkeiten in den Weg stellen, so weiß doch jedermann, daß jene Wunderlichkeit meistens eine angenommene Rolle war, die sein treffender Verstand nur auf der Außenseite der Dinge walten und nicht bis in die Hauptentscheidungen des Handelns dringen ließ. Wenn man dabei annimmt, daß in Beziehung auf die zusammengesetzteren Verhältnisse und Formen des Krieges zwischen gebildeten Völkern der österreichische Generalstab, an dessen Spitze ein sehr gebildeter und ausgezeichneter Mann, der General Chasteler, stand, manches erzeugt haben wird, so tritt man dadurch dem individuellen Verdienste Suworows in keiner Weise zu nahe. Der vollkommenste Generalstab mit den richtigsten Ansichten und Grundsätzen bedingt noch nicht die ausgezeichnete Führung einer Armee, wenn

*) Yorcks Leben. III.

die Seele eines großen Feldherrn fehlt; die einer großen Feldherrnnatur angeborene Richtung des Blicks und des Willens aber ist auch da ein vortreffliches Korrektiv gegen die in ihre eigenen Pläne sich verwickelnde Generalstabsgelehrsamkeit, wo sie derselben im übrigen als Instrument nicht entbehren kann."*)

Das beharrliche Verfolgen eines gefaßten Planes ist im Kriege besonders schwer, weil „in den zahlreichen und starken Eindrücken, welche das Gemüt erhält, und in der Unsicherheit alles Wissens und aller Einsicht mehr Veranlassungen liegen, den Menschen von seiner angefangenen Bahn abzudrängen, ihn an sich und anderen irre zu machen, als dies in irgend einer anderen menschlichen Tätigkeit vorkommt.

Der herzzerreißende Anblick von Gefahren und Leiden läßt das Gefühl leicht ein Übergewicht über die Verstandesüberzeugung gewinnen, und im Dämmerlicht aller Erscheinungen ist eine tiefe, klare Einsicht so schwer, daß der Wechsel derselben begreiflicher und verzeihlicher wird. Es ist immer nur ein Ahnen und Herausfühlen der Wahrheit, nach welchem gehandelt werden muß. Darum ist nirgends die Meinungsverschiedenheit so groß als im Kriege, und der Strom der Eindrücke gegen die eigene Überzeugung hört nie auf. Selbst das größte Phlegma des Verstandes kann kaum dagegen schützen, weil die Eindrücke zu stark und lebhaft und immer zugleich gegen das Gemüt gerichtet sind."**)

Hiernach könnte es scheinen, als ob Menschen mit viel Gemüt für die Durchführung schwerer kriegerischer Aufgaben ungeeignet sein müßten, und doch lehrt die Geschichte das Gegenteil. Bei Friedrich dem Großen finden wir zuzeiten eine „tränenreiche Gefühlsschwelgerei, die im Schmerze wühlt",***) und wie der König, so waren auch Lee und Moltke im Privatleben weiche Menschen. Gleich ihm aber verstanden sie ihre Gefühle zu meistern und, wo der Kriegszweck es erforderte, gegen sich selbst und andere jene Rücksichtslosigkeit an den Tag zu legen, ohne die ein echter Kriegsmann nicht denkbar ist. Sie fanden stets darin einen Ausgleich ihres Wesens, daß ihr reiches Gemüt bei aller Heftigkeit seiner Regungen doch stets im Gleichgewicht blieb. „Wie sehr aber das Gleichgewicht des Gemüts die Charakterstärke befördert, ist leicht einzusehen, daher auch Menschen von großer Seelenstärke meistens viel Charakter haben." †)

Umgekehrt haben ausgesprochen geistreiche Leute häufig wenig Charakter. Das Genie bildet freilich auch hier eine Ausnahme, wie uns gerade die Persönlichkeit König Friedrichs lehrt, dessen Vielseitigkeit überhaupt unter allen Kriegsleuten unerreicht dasteht. Sehr bezeichnend sagt Graf Segur††): „Beaucoup d'esprit et de bon sens avec autant de caractère, c'est le génie! Les deux premières de

*) Band V. Feldzüge von 1799. 1. Teil.
**) Vom Kriege. I. Buch, 3. Kap.
***) Koser, a. a. O. Vorwort.
†) Vom Kriege. I. Buch, 3. Kap.
††) Zitiert nach Pierron, a. a. O.

ces qualités font voir dans toute affaire le point capital, et la troisième fait employer toutes ses forces pour y arriver. Mais généralement, plus on a d'esprit, moins on a de caractère; l'esprit nous montrant le faible aussi bien que le fort de toute affaire, d'où il arrive qu'il nous laisse irrésolu."

Die klare Einsicht in die Dinge schützt sonach noch nicht gegen Unentschlossenheit. „Nur die allgemeinen Grundsätze und Ansichten, welche das Handeln von einem höheren Standpunkt aus leiten, können die Frucht einer klaren und tiefen Einsicht sein, und an ihnen liegt, sozusagen, die Meinung über den vorliegenden individuellen Fall gewissermaßen vor Anker. Aber das Halten an diesen Resultaten eines früheren Nachdenkens gegen den Strom der Meinungen und Erscheinungen, welche die Gegenwart herbeiführt, ist eben die Schwierigkeit. Zwischen dem individuellen Fall und dem Grundsatz ist oft ein weiter Raum, der sich nicht immer an einer sichtbaren Kette von Schlüssen durchziehen läßt, und wo ein gewisser Glaube an sich selbst notwendig ist und ein gewisser Skeptizismus woltätig. Hier hilft also nichts anderes als ein gesetzgebender Grundsatz, der, außer das Denken selbst gestellt, dasselbe beherrscht; es ist der Grundsatz, bei allen zweifelhaften Fällen bei seiner ersten Meinung zu beharren und nicht eher zu weichen, bis eine klare Überzeugung dazu zwingt." *)

Solches Beharren bei seiner ersten Meinung kann allerdings unter Umständen zu weit gehen.

Als Napoleon im Februar 1814 in die getrennt vorgehenden Marschstaffeln der Schlesischen Armee hineinstieß, **) hätte die Vorsicht geboten, die vereinzelten Korps hinter die Marne zurückzunehmen. Dann bot man Napoleon keine greifbaren Ziele und sicherte sich die Vereinigung unter dem Schutze der Marne. Im Herbst zuvor hatte die Schlesische Armee sich stets durch rechtzeitiges Ausweichen einer ihr drohenden Gefahr zu entziehen gewußt. Hier wurde indessen anders verfahren. Yorck und Sacken sollten sich auf der kleinen Pariser Straße den Weg nach Vertus bahnen, und als Olsufiew bei Champaubert zersprengt war, von Sacken und Yorck aber keine Nachricht einlief, blieben die Korps von Kleist und Kapzewitsch dennoch am 11. und 12. Februar bei Vertus bis zur weiteren Klärung der Lage stehen. Napoleon hatte den Marschall Marmont mit 5000 Mann bei Etoges zur Beobachtung Blüchers zurückgelassen, als er sich von Champaubert auf Montmirail wandte. Es erfolgte aber weder ein Angriff auf Marmont, noch wurden die beiden hinteren Korps der Schlesischen Armee hinter die Marne zurückgenommen. Offenbar wurde hier zu lange an der anfänglichen Absicht festgehalten, wenn man auch nicht vergessen darf, daß Blücher und Gneisenau am Ende einer langen Siegeslaufbahn wohl mit Recht mehr wagen zu können glauben mochten, als zu Beginn des Feldzuges. Es mußte ihnen

*) Vom Kriege. I. Buch, 3. Kap.
**) Vergl. 1. Jahrgang, Heft I, S. 125.

mit Recht widerstreben, durch einen freiwilligen Rückzug hinter die Marne den begonnenen Marsch auf Paris einzustellen. Es hieß das, dem soeben erst bei La Rothiere besiegten Gegner ein Zeichen seiner Achtbarkeit, der ohnehin stets zögernden Haupt-Armee scheinbar die Berechtigung ihres Verfahrens zugestehen.

Darüber wurde dann freilich versäumt, den einheitlichen Entschluß zur Versammlung hinter der Marne, wie ihn die Lage geboten hätte, zu fassen. Auch hierbei ist indessen zu bedenken, daß für den Handelnden im Kriege die Dinge niemals so klar liegen, wie sie uns nachträglich bei voller Kenntnis der Verhältnisse auf beiden Seiten erscheinen. „Es ist freilich dem Feldmarschall Blücher diese Ruhe am 11. und 12. als ein Fehler anzurechnen, aber freilich nur ihm, denn der größte Teil der Generale würde in dieser Ungewißheit auch stehen geblieben sein." *)

Ist sonach ein allzu festes Beharren bei dem einmal gefaßten Entschlusse nicht immer angebracht, so wiegen die Fehler, die dadurch gemacht werden, doch leicht gegen den hohen Wert, der im allgemeinen dem Festhalten an der ursprünglichen Absicht innewohnt. Gerade Blücher und seine Ratgeber, Gneisenau und Grolman, haben das durch ihr Verhalten nach der Schlacht bei Ligny bewiesen.**)

Die drei ersten Korps der preußischen Armee waren dort von der Hauptmacht Napoleons am 16. Juni 1815 geschlagen worden, während das vierte, Bülow, sich noch im Anmarsch von Lüttich befand. Ney hatte gleichzeitig mit dem abgesonderten linken Flügel der französischen Armee bei Quatrebras einen unentschiedenen Kampf gegen die dort erst mit Teilen eingetroffene Armee Wellingtons durchgefochten. Napoleon nahm an, daß die Preußen, wenn sie auch zunächst in der Richtung des empfangenen Stoßes, d. i. nordwärts, zurückgewichen waren, doch danach trachten würden, sobald als möglich wieder ihre natürliche Verbindungslinie, die maasabwärts zum Niederrhein führte, zu gewinnen, so daß er sich jetzt mit seinen Hauptkräften gegen Wellington wenden konnte. Sein ganzer Feldzugsplan war auf eine Trennung der Verbündeten gerichtet, und fast schien es, nachdem die Preußen bei Ligny das Feld hatten räumen müssen, als sollte ihm die Verwirklichung seiner Absicht gelingen. Die preußische Armee hatte sich jedoch im Laufe des 17. bei Wavre vereinigt, wo die zu ihrer Verfolgung abgezweigte französische Armeeabteilung des Marschalls Grouchy erst am 18. mit ihr die Fühlung wiedergewann. „Blücher hatte seine natürliche Rückzugslinie aufgegeben, um mit dem Herzoge von Wellington in Verbindung zu bleiben; denn da die erste Schlacht gewissermaßen verpfuscht war, so war er zu einer zweiten entschlossen und ließ den Herzog von Wellington wissen, daß er ihm mit seiner ganzen Armee zu Hilfe kommen wolle.... Dieser Entschluß Blüchers ist unstreitig des höchsten Lobes würdig. Gegen alle Vorspiegelungen, welche in solchem Falle hergebrachte Regeln und falsche Klugheit eingeben mußten, folgt er dem gesunden Menschenverstande, entschlossen, sich am

*) Band VII. Feldzug von 1814.

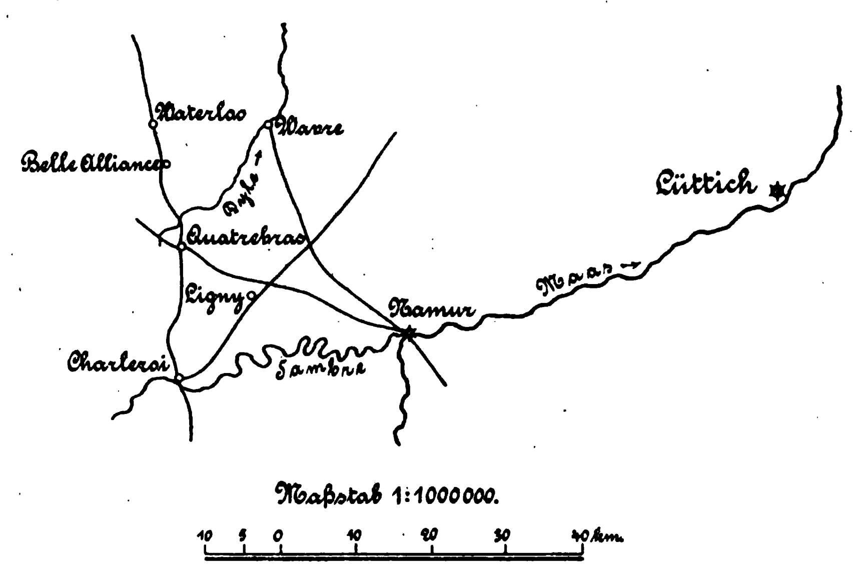
**) Skizze S. 52.

18; zu Wellington zu wenden und lieber aus seinem Kriegstheater gewissermaßen auszuwandern als die Sachen halb zu tun." *)

Dieses Festhalten an dem leitenden Gedanken des Feldzuges, dem vereinten Schlagen mit der Armee Wellingtons, wurde bei Belle Alliance durch den vollkommensten Sieg gekrönt.

Als eine Abart der Charakterstärke bezeichnet Clausewitz den Eigensinn: „Sehr schwer ist es oft, im konkreten Falle zu sagen, wo jene aufhört und dieser anfängt, dagegen scheint es nicht schwer, den Unterschied im Begriffe festzustellen.

Eigensinn ist kein Fehler des Verstandes; wir bezeichnen damit das Widerstreben gegen bessere Einsicht, und dieses kann nicht ohne Widerspruch in den



Verstand als das Vermögen der Einsicht gesetzt werden. Der Eigensinn ist ein Fehler des Gemüts. Diese Unbeugsamkeit des Willens, diese Reizbarkeit gegen fremde Einrede haben ihren Grund nur in einer besonderen Art von Selbstsucht, welche höher als alles andere das Vergnügen stellt, über sich und andere nur mit eigener Geistestätigkeit zu gebieten. Wir würden es eine Art von Eitelkeit nennen, wenn es nicht allerdings etwas Besseres wäre; der Eitelkeit genügt der Schein, der Eigensinn aber beruht auf dem Vergnügen an der Sache..... Eigensinn ist keine bloße Steigerung der Charakterstärke, denn es gibt sogar sehr eigensinnige Menschen, die wegen Mangel an Verstand wenig Charakterstärke haben." **)

In der Tat tritt uns der Eigensinn nicht selten als das Ergebnis einer gewissen Beschränktheit entgegen. Diese glaubt sich durch Nachgiebigkeit etwas zu ver-

*) Band VIII. Feldzug von 1815.
**) Vom Kriege. I. Buch, 3. Kap.

geben. Häufig aber findet sich der Eigensinn auch bei hochbedeutenden Männern und findet bei ihnen seine Erklärung iu der ursprünglichen Gemütsanlage sowie in den Einwirkungen der Lebensschicksale.

Neben der rücksichtslosen soldatischen Entschlossenheit lag in Suworow eine große Eigenwilligkeit und hohe Reizbarkeit. Die Freude an den unter Beihilfe österreichischer Truppen in Oberitalien erfochtenen Siegen wurde ihm förmlich dadurch vergiftet, daß er seine Machtbefugnis durch den Wiener Hof beschränkt sah, dessen politische Bestrebungen der Feldmarschall nicht billigte. Durch die Art, wie er über diese Dinge an Kaiser Paul berichtete, hat der Feldherr der Koalition selbst nicht wenig dazu beigetragen, sie zu lockern.

Wie in der operativen Leitung der Armee, so offenbarte sich Suworows Eigenwilligkeit gelegentlich auch auf dem Gefechtsfelde. Die Schlacht bei Novi entbrannte unter ganz anderen Voraussetzungen, als er sie gehegt hatte. Das österreichische Korps Kray befand sich bereits seit Stunden im schwersten Gefecht, sein Führer aber sandte vergeblich einen Adjutanten nach dem anderen zu den benachbarten russischen Truppen, um sie zum Eingreifen zu veranlassen. Deren Generale wagten nicht, ohne einen Befehl des Feldmarschalls vorzugehen. Suworow aber hatte sich in seinem Quartier eingeschlossen und befohlen, niemand vorzulassen. Erst nach geraumer Zeit gelang es, seine Einwilligung zum Eingreifen der russischen Truppen zu erwirken.

Eigensinn kann unter Umständen bewirken, daß sich ein Führer die schönsten Erfolge entgehen läßt.

Yorck, dessen Korps in den Februartagen 1814*) die zweite, rechts rückwärts des Korps Sacken befindliche Vormarschstaffel der Schlesischen Armee bildete und die Gegend von Chateau Thierry erreicht hatte, als Napoleons Vorstoß von Sezanne her erfolgte, würdigte die Gefahr richtiger, als das weiter zurück befindliche Oberkommando und war geneigt, sich mit Sacken hinter der Marne zu vereinigen. Das Oberkommando glaubte ihn indessen — und das mit vollem Recht — vereint mit Sacken dem Feinde überlegen**) und befahl die Vereinigung der beiden Korps links der Marne bei Montmirail, von wo sie suchen sollten, nach Etoges durchzubrechen. Yorck, der eigensinnig bei seiner Auffassung beharrte, kam dem Befehl jedoch nur halb nach, indem er, auch als ihm Sackens Entschluß, sich nach Montmirail zurückzuwenden, bekannt geworden war, diesen nicht mit allen Mitteln unterstützte, sondern nur unzureichende Maßnahmen traf, um das russische Korps, nachdem es geschlagen war, aufzunehmen und ihm den Uferwechsel bei Chateau Thierry zu ermöglichen. Dadurch gelang es Napoleon, beide Korps hintereinander zu schlagen und sie mit

*) Vergl. 1. Jahrgang, Heft IV, S. 545.

**) Die Korps von Yorck und Sacken zählten vereinigt einige 30 000 Mann, gegen die Napoleon höchstens 20 000 einsetzen konnte.

großem Verlust über die Marne zurückzuwerfen. Mit Recht sagt Th. v. Bernhardi: „York war unter so vielen tüchtigen Führern, deren sich das preußische Heer damals rühmen durfte, einer der tüchtigsten; vielleicht als der erste unter allen zu nennen, wo es auf die unmittelbare Handhabung der Truppen auf dem Schlachtfelde ankam; er war unzufrieden mit seiner Stellung und hielt sich zu einer höheren berechtigt und befähigt —: hier boten ihm die Ereignisse eine seltene Gelegenheit, sich selbst in die erste Reihe der Heerführer zu stellen und in unabhängiger Tätigkeit die Hand erschütternd an Napoleons Macht zu legen —: er aber sah die Ruhmeskränze nicht, die seine Stirne streiften." *)

IX. Das Wesen der kriegerischen Persönlichkeit.

„Die kriegerische Tugend ist für die Teile überall, was der Genius des Feldherrn für das Ganze ist".
Vom Kriege. III. Buch, 5. Kap.

„. . . . Der kriegerische Genius ist ein harmonischer Verein der Kräfte".
Vom Kriege. I. Buch, 3. Kap.

„Krieg ist ein bestimmtes Geschäft, verschieden und getrennt von den übrigen Tätigkeiten, die das Menschenleben in Anspruch nehmen. Von dem Geiste und Wesen dieses Geschäfts durchdrungen sein, die Kräfte, die in ihm tätig sein sollen, in sich üben, erwecken und aufnehmen, das Geschäft mit dem Verstande ganz durchdringen, durch Übung Sicherheit und Leichtigkeit in demselben gewinnen, ganz darin aufgehen, aus dem Menschen übergehen in die Rolle, die uns darin angewiesen wird: das ist die kriegerische Tugend in dem einzelnen."

So verschieden auch nationale Kriege bei allgemeiner Wehrpflicht von den Unternehmungen der ehemaligen Condottieri sind, immer werden „diejenigen, welche das Geschäft des Krieges treiben, sich als eine Art von Innung ansehen, in deren Ordnungen, Gesetzen und Gewohnheiten sich die Geister des Krieges vorzugsweise fixieren. Man würde also bei der entschiedensten Neigung, den Krieg vom höchsten Standpunkt aus zu betrachten, sehr Unrecht haben, den Innungsgeist (esprit de corps) mit Geringschätzung anzusehen. Dieser Innungsgeist gibt dem, was wir kriegerische Tugend des Heeres nennen, gewissermaßen das Bindemittel ab zwischen den natürlichen Kräften, die in derselben wirksam sind. Es schließen an den Geist der Innung die Krystalle kriegerischer Tugend leichter an. . . . . Wieviel Großes der kriegerische Geist, die Gediegenheit des Heeres, die Veredlung des Erzes bis zum strahlenden Metall schon geleistet, sehen wir an den Macedoniern unter Alexander, den römischen Legionen unter Cäsar, an der spanischen Infanterie unter Alexander Farnese, den Schweden unter Gustav Adolph und Karl XII., den Preußen unter Friedrich dem Großen und den Franzosen unter Bonaparte. Man müßte absichtlich

---

*) a. a. O. IV.[1].

die Augen verschließen gegen alle historischen Beweise, wenn man nicht zugeben wollte, daß die wunderbaren Erfolge dieser Feldherren und ihre Größe in den schwierigsten Lagen nur bei einem so potenzierten Heere möglich waren."*)

Diese Worte von Clausewitz sind wohl dazu angetan, den Wert des soldatischen Innungsgeistes in das richtige Licht zu setzen. Ihn verkennen, heißt den Wert der kriegerischen Tugend leugnen, kommt einer Mißachtung aller historischen Erfahrung gleich. Die Geringschätzung, die dem sogenannten soldatischen Kastengeiste jetzt widerfährt, geht denn auch vorzugsweise von solchen aus, die den Geist der Innung in der Armee deshalb hassen, weil er das festeste Bollwerk gegen die Verwirklichung ihrer Absichten bildet.

Es kann sich immer nur darum handeln, Auswüchse solchen soldatischen Innungsgeistes zu beseitigen, die mit dem Wesen der allgemeinen Wehrpflicht nicht vereinbar sind. Denn „mit dem erweiterten und veredelten Bandengeist soll man nicht das Selbstgefühl und die Eitelkeit stehender Heere vergleichen."*) Ein solches bildete mit seinem Loskaufssystem und seiner infolgedessen vorhandenen großen Zahl altgedienter Troupiers das kaiserlich französische des Jahres 1870. Es hat sich in den Augustschlachten mit glänzender Tapferkeit geschlagen, aber sein Selbstgefühl und seine Eitelkeit standen nicht im Verhältnis zu seinem inneren Wert. Das Offizierkorps war, zumal in den höheren Graden, seiner Aufgabe nicht gewachsen.

Die englische Armee, die sich durch Werbung ergänzt, versagte anfangs in Südafrika einem zivilisierten und ebenbürtig bewaffneten Gegner gegenüber. Wenn auch die Schwierigkeiten, die der Kriegsschauplatz bot, nicht unterschätzt werden dürfen, wird man doch sagen können, daß eine durch allgemeine Wehrpflicht ergänzte Armee mit den Buren besser fertig geworden wäre. Eine geworbene Armee kann der Zahl nach immer nur verhältnismäßig schwach sein. Ihre Wirksamkeit wird sich in heutiger Zeit auf Kolonialkriege beschränken, wie denn auch solche das eigentliche Feld kriegerischer Tätigkeit der Engländer letzthin gewesen sind. Wo es auf die Bekämpfung eines zivilisierten Gegners ankam, haben sich stets die Mängel der Werbearmee gezeigt; so ließ schon der Krimkrieg ganz ähnliche Versäumnisse im englischen Heerwesen hervortreten wie der Burenkrieg. Eine geworbene Armee muß des Geistes entbehren, der in einer solchen lebt, die das Volk in Waffen darstellt und die sich für das Dasein der Nation schlägt. In einem ziffernmäßig beschränkten Heere, das nicht die kriegerische Schule für die Mehrzahl der Bürger bildet, geht leicht, wie das Beispiel der Franzosen im Jahre 1870 lehrt, der Gedanke an den großen Krieg verloren. In einem Offizierkorps, das im Ernstfalle die breite Masse des Volks hinter sich weiß und mit dieser zu rechnen gewohnt ist, schärft sich das Gefühl der Verantwortlichkeit weit mehr, fassen große kriegerische Gedanken weit eher Wurzel. Hier

*) Vom Kriege. III. Buch, 5. Kap.

nur erhält sich der Idealismus, dessen der Offizier bedarf, wenn ihm sein Beruf bei längerem Frieden nicht eintönig werden, wenn nicht jener schlimmste aller Tyrannen die Oberhand gewinnen soll, als den schon Lloyd die Routine bezeichnet.

Das geschulte Volksheer hält die richtige Mitte zwischen dem Berufsheere und undisziplinierten Volksaufgebot, wie es die Buren darstellten. Auf diese finden durchaus die Worte Anwendung: „Man kann sich vorzüglich schlagen wie die Vendeer und großes bewirken wie die Schweizer, die Amerikaner, die Spanier, ohne kriegerische Tugend zu entwickeln..... Die kriegerische Tugend eines Heeres erscheint als eine bestimmte moralische Potenz".*) Sie bildete sich erst im Laufe des Krieges bei den einzelnen Buren-Kommandos aus, die nach Niederwerfung der Hauptmacht unter einzelnen tüchtigen Führern den Guerillakrieg noch fortsetzten, in der Masse des Milizheeres war sie nicht vertreten.

Die allgemeine Wehrpflicht entsprang in Preußen ursprünglich einer Notlage. Mit ihrer Hilfe sühnte im Jahre 1813 der Staat die Schuld von 1806 und der voraufgehenden Zeit. In dieser hatte sich die kriegerische Tugend, die einst in König Friedrichs Heer gelebt hatte, nicht lebendig fortgebildet, denn „ein gewisser schwerer Ernst und strenge Dienstordnungen können die kriegerische Tugend einer Truppe länger erhalten, aber sie erzeugen sie nicht; sie behalten darum immer ihren Wert, aber man soll sie nicht überschätzen. Ordnung, Fertigkeit, guter Wille, auch ein gewisser Stolz und eine vorzügliche Stimmung sind Eigenschaften eines im Frieden erzogenen Heeres, die man schätzen muß, die aber keine Selbständigkeit haben. Das Ganze hält das Ganze, und wie bei dem zu schnell erkalteten Glase zerbröckelt ein einziger Riß die ganze Masse. Besonders verwandelt sich die beste Stimmung von der Welt beim ersten Unfall nur zu leicht in Kleinmut und, man möchte sagen, in eine Art von Großsprecherei der Angst: das französische sauve qui peut. Ein solches Heer vermag nur durch seinen Feldherrn etwas, nichts durch sich selbst. Es muß mit doppelter Vorsicht geführt werden, bis nach und nach in Sieg und Anstrengung die Kraft in die schwere Rüstung hineinwächst. Man hüte sich also, Geist des Heeres mit Stimmung desselben zu verwechseln".*)

Paßt der erste Teil der hier angeführten Sätze Wort für Wort auf die bei Jena unterlegene preußische Armee, so findet der Schluß in vielem seine Bestätigung durch die Ereignisse auf französischer Seite im Jahre 1870. Die Armeen, die bei Jena und Sedan unterlagen, haben beide ruhmvoll gefochten, es sind Fehler ihrer Führung und Ausbildung, die das Unglück verschuldet haben. Darin liegt eine eindringliche Mahnung, auf Erhaltung des kriegerischen Geistes auch im Frieden fortgesetzt bedacht zu sein. Uns ist nicht mit einem Heere gedient, das „mit verdoppelter Vorsicht" geführt werden muß, dessen Stimmung alsbald verraucht, wir können unter den heutigen Verhältissen nicht zusehen, „bis die Kraft unseres Heeres nach und nach

---

*) Vom Kriege. III. Buch, 5. Kap.

in Sieg und Anstrengung in die schwere Rüstung hineinwächst". Der erste Kanonenschuß schon muß uns stark genug finden, diese Rüstung zu tragen, muß uns allen Anstrengungen gewachsen finden. Wir brauchen den Sieg sofort, darum gilt es ihn mit allen Mitteln im Frieden vorzubereiten, ihn unentwegt als das eigentliche Ziel unserer Ausbildung festzuhalten. Dann werden wir in einem großen nationalen Kriege jene reichhaltige Begeisterung erzielen, „welche noch etwas mehr leisten läßt, als was die Ehre der Waffen fordert, welche das Unmögliche versucht, um das Höchste zu erreichen".*)

In dem Streben, dieses Höchste zu erreichen, liegt recht eigentlich die innere Berechtigung des soldatischen Berufs, der sich zu unserer Zeit an den bloßen Begriff der Waffenehre nicht mehr genügen lassen kann, sondern sich auf das Pflichtbewußtsein gründet.

„Die moralische Bedeutung des Krieges offenbart sich in allem, was an ihm (nicht in ihm) zur Erscheinung kommt. Überall wo im menschlichen Leben ein Kampf ausbricht, bei dem es sich nicht bloß auf beiden Seiten um die Befriedigung blinder Habgier oder um die zwecklosen Ausbrüche bloßer Rauflust handelt, überall, sobald in einen Kampf auch nur ein schwacher Schimmer dessen hereinbricht, was der Mensch seine Pflicht nennt, überall da taucht sofort jenes geheimnisvoll erhabene Gefühl auf, mit dessen bitterer Süße sich nichts Menschliches messen kann, da ja das Leben selbst auf seiner Wage wie eine Feder leicht emporschnellt: das Gefühl der Ehre. Das Gefühl der Selbstehre, das Bewußtsein von der eigenen Persönlichkeit, welches den Menschen hinaushebt über die Bedingungen der gemeinen Natur und ihn verknüpft mit einer überweltlichen Ordnung der Dinge, ist eben nichts weiter als Konzentrierung der moralischen Kraft im einzelnen. Als eine Art Vorrecht, als heiliges Besitztum erscheint sie folgerichtig beim Soldaten..... Der Krieger wacht eben darum so eifersüchtig über seine Ehre, weil er fühlt, daß einzig sie es ist, die ihn — aber damit auch von Grund aus — über sein Zerrbild, den Gladiator, erhebt".**)

Zu diesem Zerrbilde erniedrigen den Soldaten die Apostel des ewigen Friedens, weil ihnen die klare Vorstellung wahrer Mannhaftigkeit abgeht. Ihnen fehlt das Verständnis für die Größe der Aufopferung und des Leidens, die der Krieg erfordert. Sie vermögen es nicht zu fassen, daß es Menschen geben kann, denen ein ehrenvoller Tod als die höchste Lebensaufgabe erscheint.

Bewußt oder unbewußt spricht sich in solcher Verkennung der moralischen Bedeutung des Krieges zugleich eine Nichtachtung der Bedeutung der menschlichen Persönlichkeit überhaupt aus, wie sie sonst nur rein materialistischer Weltanschauung

*) Worte Moltkes in „Der italienische Feldzug des Jahres 1859". Herausgegeben vom Großen Generalstab. Neubearbeitung von 1904. S. 261.

**) Grenzboten. 47. Jahrgang, Nr. 10. 1. 3. 1888. „Der wahrhafte Friede. Allerlei Kriegsphilosophie".

entspringt. Die eigentliche Grundlage der Lehre vom ewigen Frieden ist denn auch nichts anderes wie Egoismus und Hang zur Bequemlichkeit, der sich freilich unter einem verschwommenen Idealismus verbirgt. Diese Richtung verkennt völlig, daß in dem Aufgehen in einer großen Idee des praktischen Lebens ein weit gesunderer Idealismus waltet. Die Geschichte lehrt, daß Nationen, die nicht bereit waren, mit den Waffen in der Hand für ihre Ehre einzutreten, unrettbar der Versumpfung verfallen sind. Es ist daher gut, daß „immer, wenn die Gesellschaft Anstalten zu einem sorglosen, von keiner moralischen Rücksicht beschränkten Genusse macht, sich am Horizont das Gespenst der politischen Sorge, der moralische Ergänzer des staatlichen Gesetzes: der Krieg erhebt .... Der ewige Friede wäre für die Menschheit ein verhängnisvolles Geschick, denn sie müßte es mit Dreingabe ihrer edelsten Eigenschaften, ihrer höheren Bestimmung erkaufen".*)

Wir wollen deshalb unserer Aufgabe, diese edelsten Eigenschaften zu wecken und zu pflegen, eingedenk sein, uns ungesunden humanitären Einflüssen verschließen. „Wenn das blutige Schlachten ein schreckliches Schauspiel ist, so soll das nur eine Veranlassung sein, die Kriege mehr zu würdigen, aber nicht die Schwerter, die man führt, nach und nach aus Menschlichkeit stumpfer zu machen, bis einmal wieder einer dazwischen kommt mit einem scharfen, der uns die Arme vom Leibe weghaut".**) Die heutigen Weltverhältnisse aber sind sicherlich dazu angetan, daß großen Auseinandersetzungen zwischen den Staaten mit bewaffneter Hand entgegengesehen werden muß.

Wir haben bereits einmal ähnliche trügerische Lehren der Friedfertigkeit, wie sie jetzt so vielfach verbreitet werden, in unserem Volke Platz greifen sehen und sind dafür empfindlich bestraft worden. Die weichliche philanthropische Richtung, die 1806 die höheren Schichten der Bevölkerung beherrschte, hat an der Schmach dieses Jahres den reichsten Anteil. In jenem Geschlecht war vielen mit dem Begriff des wahrhaften Krieges auch der der wahrhaften kriegerischen Persönlichkeit verloren gegangen. Sie besannen sich auf ihn erst wieder in den Jahren der Fremdherrschaft. Wenn aber Heinrich v. Treitschke***) für die Niederlagen des Jahres 1806 das rechte Wort gefunden hat, wenn er sagt, wir empfänden sie inmitten unserer ruhmvollen Kriegsgeschichte noch heute „wie selbsterlebtes Leid", so mögen wir darin zugleich eine Mahnung erblicken, uns geistigen Strömungen bewußt zu verschließen, die geeignet sind, uns die Klarheit der Auffassung über unseren Beruf zu trüben. Solche Strömungen treten jetzt in mancherlei Gestalt auf. Sie hüllen sich in ein nebelhaft-philosophisches Ge-

*) Grenzboten. a. a. O.
**) Vom Kriege. IV. Buch, 11. Kap.
***) Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. I.

wand und sind nicht immer auf den ersten Blick in ihrer ganzen Gefährlichkeit zu erkennen. Diese besteht vor allem darin, daß sie geeignet sind, die strengen Begriffe soldatischer Pflichtauffassung zu verschieben, uns die Freude am Beruf zu beeinträchtigen, ja dem Gedanken Vorschub leisten, daß es eine überlebte Sache sei, für die wir wirken.

Um uns vor solchen schwächenden Einflüssen zu bewahren, gibt es keinen besseren Schutz als die kraftvolle Ethik, die in Clausewitz' Lehren enthalten ist. Fußen sie doch auf den Erfahrungen jener Zeit, die den jähen Sturz und bald darauf die unvergleichliche Erhebung unseres Vaterlandes gesehen hat. Clausewitz hat 1813 die allgemeine Wehrpflicht aus der Not des Krieges bei uns entstehen sehen. Wollen wir der Aufgabe gewachsen bleiben, die kriegerische Tugend, die sich damals in unserem Volksheere zeigte und die sich noch drei Menschenalter später in drei glücklichen Kriegen bewährte, lebendig zu erhalten, wollen wir ein Volk in Waffen wahrhaft für den Krieg, für die Tat erziehen, dann gilt es vor allem, den zersplitternden und zersetzenden Richtungen der Zeit zum Trotz nach „harmonischem Verein der Kräfte" zu streben. In dem Ringen nach diesem Ideal beruht unser eigentliches Lebensziel, in seiner Verwirklichung das Wesen der kriegerischen Persönlichkeit.

Die Wege, auf denen wir zum „harmonischen Verein der Kräfte" gelangen, werden so verschieden sein, wie diese Harmonie sich in den einzelnen Charakteren äußert. In strenger Selbstzucht, durchdrungen von innerer Religiosität, sind Männer wie Scharnhorst, Gneisenau, Lee, Moltke an dieses Ziel gelangt, und weil die Lauterkeit ihres Wesens so augenfällig hervortritt, erscheinen sie uns wie die lebendige Verkörperung des von Clausewitz aufgestellten Ideals. Darüber aber darf nicht übersehen werden, daß es auch Naturen von hohem, ja vom höchsten kriegerischen Wert gegeben hat, die, wenigstens in sittlicher Beziehung, dieses Ideal nicht erfüllt haben.

Die Gewohnheit des Schlachtfeldes erzeugt leicht einen gewissen Fatalismus, der für manchen großen Krieger ein Ersatz für die Religion geworden ist. Das Kriegsleben verwildert, und selbst im Frieden ist die Umgebung, in der der Mensch seine Entwicklungsjahre durchgemacht hat, sehr häufig entscheidend für sein Inneres. Das sollte bei Beurteilung der Männer des Krieges mehr, als vielfach geschieht, berücksichtigt werden. Wo bliebe selbst ein Blücher, wenn wir diesen Mann, in dem einst die kriegerische Tendenz unseres Volkes verkörpert war, vom kleinlichen philisterhaft moralisierenden Standpunkte betrachten wollten. Sein Stabschef Gneisenau war eine durchaus anders geartete Natur. Ihm war das wüste Treiben des Feldlagers, an dem Blücher Gefallen fand, stets zuwider, aber er wußte, was er an seinem Führer hatte, er achtete seiner kleinen Schwächen nicht, sondern sah nur auf die großen Eigenschaften des alten Helden. Gleich ihm sollen wir den kriegerischen Geist auch

dort ehren, wo der „harmonische Verein der Kräfte“ uns nicht in allem erreicht zu sein scheint.

Das Wesentliche ist und bleibt doch immer, daß der Mensch in einer großen Sache aufgeht, daß er nicht nur die Befriedigung seiner Eitelkeit und seinen eigenen Vorteil sucht. In solchem Sinne geübt, ist das Streben nach Vervollkommnung der eigenen Persönlichkeit nicht Selbstzweck, sondern nur ein Mittel, um uns auszurüsten für das, was im Kriege allein den Wert des Soldaten bestimmt, die Tat.

Frhr. von Freytag-Loringhoven,
Oberstleutnant und Abteilungschef im großen Generalstabe.





Der Nachschub im Kriege.

„Alles, was über Heeresverpflegung geschrieben ist, bewegt sich in theoretischen Systemen, die große Kunst ist ihre Anwendung auf unzählige und nicht vorher zu berechnende Spezialfälle." So schrieb der verewigte Feldmarschall Graf Moltke im Anfang des Jahres 1860.*)

Die Worte nehmen fast den Mut, sich an die Aufgabe zu wagen. Der praktische Friedensdienst im Heere bietet aber an keiner Stelle die Gelegenheit zur Erprobung und Übung der Vorschriften, die über den Nachschubdienst bestehen. Daneben darf man sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß die Frage des Nachschubs mit dem Anwachsen der Massen, die der Krieg in Bewegung setzt, in steigendem Maße an Bedeutung zunimmt. Es ist fraglich, ob selbst ein reiches Land imstande sein wird, die Bedürfnisse der Heeresmassen an Verpflegung zu befriedigen. Mit den Massen wächst außer der Höhe des Bedarfs die Schwierigkeit der Zuführung an die einzelnen Teile. Eine klare Übersicht über die verschiedenen Glieder des Organismus und über ihr Ineinandergreifen zu einem lebendigen Ganzen ist daher ein dringendes Bedürfnis für alle diejenigen, die an irgend eine Stelle des großen und schwerfälligen Körpers mit ihrer Arbeit berufen sind.

Vielleicht gelingt es der nachfolgenden Betrachtung, nicht bloß ein theoretisches System zu geben, sondern das Pulsieren des Lebens durch den gesamten Organismus an einem praktischen Beispiele zur Anschauung zu bringen.

Kriegslage.

Skizze 1.

Nach einem schwer errungenen Siege waren die roten Hauptkräfte — in Feindesland — bis an die Werra und Weser vorgedrungen, die blauen Armeen unter allmählicher Loslösung vom Feinde über die Elbe zurückgegangen. Die Eisenbahnen bis zur Weser nördlich des Main, an denen nur leichte Zerstörungen stattgefunden hatten, sind wieder im Betriebe.

Das große Hauptquartier von Rot beabsichtigt die Fortführung der Offensive gegen

*) Militärische Werke II, 2. Teil, taktisch-strategische Aufsätze 1857—1871, S. 18.

die Elbe oberhalb Dessau, mit den Hauptkräften südlich des Harzes. Kräfte, die bis in die Gegend Hildesheim—Hannover gelangt waren, sollen als Nord-Armee nördlich des Harzes vorgehen und unter Beobachtung von Magdeburg — starke blaue Festung — den Anschluß an die übrigen Armeen gewinnen. Das große Hauptquartier rechnet vorläufig diesseits der Elbe auf keinen ernsten Widerstand. Der linke Flügel der südlich des Harzes vorgehenden Hauptkräfte soll von Northeim aus am 3. August Nordhausen erreichen.

Die Nord-Armee befindet sich seit dem 25. Juli mit dem

XX. Armeekorps an der Straße Elze—Hildesheim,
XXI. „ „ „ „ Springe—Rethen,
V. Reservekorps „ „ „ Leveste—Hannover,
6. Kavallerie-Division in der Gegend von Braunschweig.

Nach den Marschanordnungen des Armee-Oberkommandos soll am 2. August erreichen:

das XX. Armeekorps . . . Ilsenburg,
„ XXI. „ . . . Hornburg,
„ V. Reservekorps . . Wolfenbüttel.

Die 6. Kavallerie-Division hat Befehl, ihre Vorwärtsbewegung in der Richtung auf Magdeburg fortzusetzen und gegen die Saale und die Elbe bis unterhalb Magdeburg aufzuklären.

Etappenhauptort bisher Hameln, Grenze des Etappengebiets die Weser.

Erwägungen des Etappeninspekteurs.*)

Für die ersten Marschtage braucht mit einer Einwirkung des Feindes nicht gerechnet zu werden. Sie rückt aber in demselben Maße in den Bereich der Möglichkeit, in welchem sich die Armee der Elbe nähert. Die Tatsache, daß der am Rhein erfochtene Sieg nur bis an die Weser geführt und der Feind hinter der Elbe Zeit zur Ergänzung seiner Kräfte gewonnen hat, stellt sogar in Aussicht, daß die Elbe nicht ohne eine neue Entscheidung überschritten werden wird. Es läßt sich noch nicht mit voller Sicherheit beurteilen, ob der Gegner eine solche westlich der Elbe zu suchen vermag, oder ob er es vorzieht, den Übergang der roten Streitkräfte abzuwarten.

Im ersteren Falle steht zu erwarten, daß er die Lage von Magdeburg zu einer Einwirkung gegen die Flanke des roten Vormarsches ausnutzen wird, um nicht auf rein frontales Vordringen angewiesen zu sein. Dem Stoße würde die Nord-Armee in erster Linie ausgesetzt sein und vielleicht durch ihn gezwungen werden, ihren Rücken nach Südwesten zu nehmen. Auch ohne ein entscheidendes Vorgehen des Feindes aus

*) Dazu Kriegs-Etappenordnung, Punkt 29—49, 62, bes. auch 2. Abs., und 63.

Magdeburg kann die von dort aus immer mögliche Bedrohung der Verbindungen im weiteren Vorschreiten dazu führen, die Etappenlinie der Nord-Armee **südlich** des Harzes zu verlegen, wenn nicht eine enge Einschließung oder Belagerung der Festung den Absichten des großen Hauptquartiers mehr entspricht. Viel weniger läßt sich jetzt eine Entwicklung der Lage absehen, durch welche die Nord-Armee gezwungen werden könnte, ihren Rücken mehr nach Norden zu nehmen.

Daraus folgen die Grundzüge für die Einrichtung des Etappengebietes während des bevorstehenden Vormarsches.

So lange sich nicht der Grad der Einwirkung des Feindes **diesseits** der Elbe einigermaßen übersehen läßt, empfiehlt es sich nicht, mit dem **Etappenhauptort** der Armee zu nahe zu folgen. Andererseits würde seine Entfernung sich bald sehr weit spannen, wenn er in Hameln zurückbliebe. Daher möchte seine baldige Verlegung zunächst nach Hildesheim in Aussicht genommen werden.

Geht er über Hildesheim hinaus, so wird seine Verlegung in die Gegend südlich oder südwestlich des Harzes erschwert, weil vorläufig noch nicht mit Sicherheit auf die Betriebsfähigkeit der Eisenbahnen in diesem Gebiete gerechnet werden kann. Um ein Urteil in dieser Hinsicht bald zu gewinnen, muß der Chef der Baudirektion*) Auftrag zur Besichtigung der betreffenden Linien**) erhalten.

An Hildesheim ist den Armeekorps eine unmittelbare Anknüpfung ohne Schwierigkeiten möglich, bis ihre Anfänge etwa die Oker erreicht haben (2. August).***) Von dort ab würde aber ein Nachschieben von Etappenvorräten notwendig werden, ohne daß deshalb der Etappenhauptort schon weiter folgen müßte. In jedem Falle wird unverzüglich an die Wiederherstellung der Strecke Hildesheim—Halberstadt gegangen. Sie erleichtert nicht allein das Vorschieben von Vorräten für die Nord-Armee in hohem Grade, solange diese in ihrer Richtung bleibt, sondern gewinnt in jedem Falle Bedeutung für die Kräfte, die gegen Magdeburg Verwendung finden, sei es zu bloßer Beobachtung, sei es zur Einschließung oder Belagerung.

Für die **Gruppierung der personellen und materiellen Mittel** ergeben sich folgende Gesichtspunkte:

1. Verpflegung.

Schon die Tatsache, daß bis auf weiteres mit Landtransport gerechnet werden muß, beschränkt den Umfang der nachzuschiebenden Vorräte. Eine solche Beschränkung

---

*) Dazu Kriegs-Etappenordnung, Punkt 126—138.

) Hildesheim—Ringelheim—Halberstadt und Ringelheim—Oschersleben, Ringelheim—Seesen—Herzberg und Seesen—Kreiensen. Bestimmt zur Erkundung werden Beamte der Baudirektion, denen einige Reiter oder Radfahrer beigegeben werden. Nach vorwärts brauchen sie über die Avantgarden der vormarschierenden Armeekorps nicht hinauszugehen. Die erstgenannte Bahnlinie ist für die **nächsten Bedürfnisse die wichtigste.

***) Dazu die Berechnung S. 87, vorletzter Absatz u. flgde.

entspricht außerdem den Anforderungen der allgemeinen Lage. Solange sich die Verhältnisse diesseits der Elbe nicht weiter geklärt haben und die Möglichkeit einer Verschiebung der Etappenlinien besteht, ist eine große Belastung der Verbindungen mit Vorräten nicht erwünscht. Hält sich der Nachschub in den Grenzen des laufenden Bedürfnisses, so kostet eine Verlegung weder unnütze Zeit noch Mühe. Nur ist notwendig, daß am Etappenhauptort genügende Vorräte zur Stelle sind, und daß das Mittel für Bewältigung des Massenverkehrs, die Eisenbahn, betriebsfähig zur Verfügung steht, sobald sich die Lage geklärt und gefestigt hat, damit der Etappenhauptort mit einem schnellen und weiten Sprunge nach vorwärts folgen kann.

Die Möglichkeit einer Bedrohung von Magdeburg her verweist den Nachschub auf die südlichen Straßen hinter der Armee. Vermag eine einzige Chaussee die Belastung allein zu tragen, so kann recht wohl auf die über Grasdorf—Ringelheim—Goslar heruntergegriffen werden. Im Bedarfsfalle stehen nicht weit nördlich von ihr weitere Straßen als Aushilfe zur Verfügung. Die Kolonnen bleiben dadurch auch in der Nähe der Eisenbahn, die im Falle der Vortreibung des Betriebes die Vorräte rasch zu übernehmen vermag.

Schwierigkeiten für die Anknüpfung des V. Reservekorps sind daraus nicht zu erwarten. Die jetzige Front in Verbindung mit der südöstlichen Richtung des Vormarsches führt ganz von selbst zu einer Staffelung der Armeekorps nach links. Sie wird wegen der möglichen Bedrohung von Magdeburg her voraussichtlich auch beibehalten werden. Aus ihr heraus kann das V. Reservekorps seine leer gewordenen Verpflegskolonnen sehr gut in westlicher Richtung auf weiter zurückgelegene Punkte der Nachschubstraße zurückzuschicken, wie dies die Übersicht auf Seite 71 erkennen läßt.

2. Munition und Sanitätsmittel.

Ein grundsätzlicher Unterschied in der Art des Nachschubs von Verpflegung einerseits, von Munition und Sanitätsmitteln andererseits wird durch zwei Gesichtspunkte herbeigeführt.

Die Verpflegung muß einen täglich sich erneuernden Bedarf befriedigen, Munition und Sanitätsmittel brauchen nur an den seltenen Tagen des Kampfes erreichbar zu sein.

Zu den Zeiten, wo sich die zur Krisis angespannte Lage in taktischen Entscheidungen löst, sind die Armeekorps durch die Verpflegsbestände, die sie bei sich führen — eiserner Bestand, Lebensmittelwagen und Verpflegungskolonnen der Armeekorps — zu einem zeitweisen Aufgeben der Verbindung mit den nachgeschobenen Etappenvorräten befähigt. Gerade dann wird aber die nahe Heranführung von Munition eine brennende Notwendigkeit, die Deckung des Bedarfs an Sanitätsmitteln läßt dagegen einigen Aufschub zu.

In der angenommenen Lage sind größere taktische Zusammenstöße kaum viel früher zu erwarten, als in der Nähe der Saale.

Würden umfangreiche ruhende Munitionsvorräte in dem allmählich vorschreitenden Etappengebiet jetzt schon niedergelegt, — etwa in der Gegend von Salzgitter oder Goslar — so ist eine Anknüpfung der Munitionskolonnen der Armeekorps von der Saale her unmöglich. Ein Teil der Etappenmunitionskolonnen, mindestens ein voller Tagesbedarf der Armeekorps, muß daher als bewegliche Reserve der Armee in Reichweite folgen und ihre Auffüllung aus ruhenden Vorräten oder ihr Austausch durch volle Kolonnen dauernd gesichert sein.

Aus demselben Grunde wird für die Ergänzung der Sanitätsmittel in Aussicht genommen, die Trainkolonne des Lazarett-Reservedepots*) beladen bis an den jeweiligen vordersten Landetappenort hinter dem XX. Armeekorps vorzuschieben. Der Etappengeneralarzt wird weiter dafür sorgen, daß eine Sektion des Kriegslazarettpersonals*) am 4. August Goslar erreicht und von dort rasch weiter nach vorwärts befördert werden kann.

3. Telegraphennachbau.

Dieselben Rücksichten, welche die übrigen Etappeneinrichtungen dicht an den Harz verweisen, geben Anlaß, auch mit dem Nachbau ständiger Telegraphenleitungen hier einzusetzen. An die Etappentelegraphendirektion geht daher der Befehl, mit dem Vormarsch des XX. Armeekorps am 31. Juli beginnend, von Hildesheim eine doppelte Verbindung herzustellen, und zwar die eine längs der Eisenbahn bis Goslar, von dort weiter über Wernigerode—Ballenstedt, die andere über Salder—Liebenberg bis Vienenburg und weiter längs der Eisenbahn auf Halberstadt.

Etwa notwendige Abzweigungen zu seitwärts gelegenen Orten mit Etappenbesatzungen dürfen vorläufig mit Feldkabel hergestellt werden.

Der Stand des Nachbaus hinter der Armee ist täglich sowohl dem Armee-Oberkommando wie der Etappeninspektion telegraphisch zu melden, dem ersteren, damit die Unterlagen für die Anknüpfung der Armeetelegraphenleitungen gegeben sind. An der Nachbauspitze muß reichlich Material über den eigenen Bedarf mitgeführt werden, um die Ansprüche der Armee- und Korpstelegraphenabteilungen rasch befriedigen zu können.

4. Sicherung des Etappengebiets.

Auf den Nachschubstraßen dicht am Harz genügen schwächere Besatzungen in den Etappenorten. Stärkerer Schutz ist im Norden erforderlich, wo ein Herumgreifen feindlicher Streifabteilungen von Magdeburg her nicht ausgeschlossen erscheint. Demgegenüber wird am besten die Okerlinie von Wolfenbüttel ab besetzt und zwischen

*) Kriegs-Sanitätsordnung §§ 109, 112, 128, 129.

Wolfenbüttel und Hildesheim ein Etappenposten eingeschoben. Östlich des Oker wird voraussichtlich stärkere Besetzung von Halberstadt und Einfügung eines Verbindungspostens zwischen Halberstadt und Wolfenbüttel hinter dem Schiffgraben genügen.

Für den Fall eines ungestörten Vormarsches würde sich die Sicherung des Etappengebiets nach und nach in der Weise ausgestalten, wie sie die Übersichtskarte zeigt. Die Grenze des Etappengebiets kann am 4. August bis an den Oker, am 5. oder 6. August vielleicht bis an die Bode vorgeschoben werden.

Der auf der Skizze veranschlagte Bedarf an Etappentruppen muß umgehend bei dem Generalinspekteur des Etappen- und Eisenbahnwesens beantragt werden, soweit er sich nicht aus den bisherigen Etappenbesatzungen decken läßt, sei es, daß Kräfte durch Vorschiebung der Grenze der rückwärts eingesetzten Generalgouvernements frei werden oder daß eine Herabsetzung der bisherigen Besatzungen möglich erscheint.

Es ist Sache des Chefs des Generalstabes der Etappeninspektion, den ganzen Wirtschaftsplan in seinen Grundzügen festzulegen. Außer der Skizze der Sicherung gehört dazu eine Übersicht über die gesamte Nachschubbewegung vom Etappenhauptort ab sowie über die dabei in Betracht kommenden Straßen und den Grad ihrer Belastung, diese als Unterlage für die Baudirektion zu den ihr obliegenden Instandhaltungsarbeiten.*)

Die Grundlage für die gesamte Etappenbewegung liefert der Verpflegsnachschub. Er stellt die nächsten und ununterbrochenen Bedürfnisse dar. In den Verpflegsnachschub wird nach Prüfung und — wo nötig — Verschiebung durch den Chef des Generalstabes die Bewegung der übrigen Kolonnen mit reichlichen Sicherheitszwischenräumen eingefügt.

Der Etappenintendant.

Als Ausgangspunkt für die Maßnahmen des Etappenintendanten dient der Umfang des täglichen Bedarfs.

Seine Berechnung stößt in allen theoretischen Übungen auf größere Schwierigkeiten als in der Wirklichkeit. Dort steht sie trotz aller Annahmen mehr oder weniger in der Luft, hier geben die Erfahrungen des bisherigen Verlaufs, das Urteil, das sich aus dem täglichen Leben in unmittelbarer Anschauung gebildet hat, ohne weiteres einen greifbaren Anhalt. Es versteht sich von selbst, daß ihm ein genügender Sicherheitszuschuß hinzugefügt wird.

Um schwierige Verhältnisse unserer Betrachtung zugrunde zu legen, mag als Annahme gelten, daß die Armee im Lande bei mäßig enger Unterbringung an Mundverpflegung — abgesehen von frischem Fleische. — voraussichtlich nicht mehr als etwa

*) Punkt 137 der Kriegs-Etappenordnung.

ein Drittel, an Hafer mit Rücksicht auf die Jahreszeit nur etwa ein Fünftel bis ein Sechstel, an Heu den vollen Bedarf finden wird. Daß frisches Fleisch aus dem Lande gedeckt werden kann, unterliegt selbst bei ungünstigsten Verhältnissen kaum einem Zweifel. Wenn nicht, bleibt nur selten etwas anderes übrig als Zuführung der notwendigen Ergänzung in Dauerfleisch. Daß jede Möglichkeit des Nachschubes von frischem Fleisch ergriffen und die Einrichtung von Viehdepots nahe hinter der Armee nicht versäumt wird, muß der Etappenintendant dauernd im Auge behalten.

Legt man die vorstehenden Annahmen zugrunde, so würde für die Gesamtverpflegsstärke der Nord-Armee eine tägliche Last von etwa 100 000 kg für Portionen und 222 000 kg für Rationen bewegt werden müssen.*) Das erfordert einen Park von annähernd 330 bespannten Wagen, zu denen ein Reservebestand von 30 Fahrzeugen und Gespannen wohl nicht zu hoch gegriffen ist.

Falls das Mehl zur Broterbackung ebenfalls nicht in vollem Umfange im Lande aufgetrieben werden könnte, würde auch dessen Nachschub noch den Fuhrpark belasten. Der Gesamtbedarf an Backmehl stellt sich täglich auf etwas über 60 000 kg.**) Nur unter besonders ungünstigen Verhältnissen würde es vielleicht nötig werden, etwa die Hälfte nachzuführen, die rund eine halbe Kolonne zu 30 Wagen in Anspruch nimmt.

Es bedarf keiner weiteren Ausführung, daß die unverhältnismäßige Belastung des Nachschubes durch die Rationen bald die Leistungsfähigkeit des Landtransportes erschöpfen muß. Den raschen Bewegungen einer Kavallerie-Division zu folgen, wird auf die Dauer kaum jemals durchführbar sein. Dafür besitzen aber die Kavalleriekörper in ihrer größeren Beweglichkeit ein Mittel, ihre Unterkunft auf genügende Entfernung vom Feinde zu verlegen und auf einen größeren Raum zu verteilen. Sie gewinnen auf solche Weise ein weiteres Gebiet zur Ausnutzung für den Unterhalt.

Wahrscheinlich wird daher die Kavallerie-Division ihren Nachschub nur zu einem Bruchteil verbrauchen. Trotzdem empfiehlt es sich für den Etappenwirtschaftsplan, mit dem vollen Bedarf zu rechnen. Dann können sich die Transportmittel unter keinen Umständen als unzulänglich erweisen; es wird sich vielmehr bald ein gewisser Überschuß ergeben, der für unvorhergesehene Bedürfnisse zur Verfügung steht.

---

*) Drei Armeekorps und eine Kavallerie-Division rund 125 000 Mann.
Durch Nachschub zu decken 94 000 Portionen mit einem Durchschnittsgewicht von 1,1 kg . . . . — rund 100 000 kg.
Drei Armeekorps rund 39 300 Pferde, eine Kavallerie-Division rund 5200 Pferde, insgesamt 44 500 Pferde. Durch Nachschub zu decken etwa 5/6 des Bedarfs, d. i. annähernd 37 000 Rationen zu 6 kg . = rund 222 000 kg.
Dadurch, daß volle Verpflegsstärke zugrunde gelegt ist, ergibt sich von selbst ein beträchtlicher Sicherheitszuschuß aus den Abgängen an Kranken usw.

**) Gewicht des Mehls für volle Brotportionen (750 g) nur knapp 500 g.

Mit Rücksicht auf die Unsicherheit der Eisenbahnbetriebsverhältnisse östlich Hildesheim und die Unsicherheit der allgemeinen Lage muß, wie schon erwähnt worden ist, die Vorschiebung ruhender Vorräte in mäßigen Grenzen gehalten werden. Dafür ist die Bereithaltung einer ansehnlichen beweglichen Reserve an der Spitze der Nachschubeinrichtungen um so dringendere Notwendigkeit. Nur sie sichert dem sonst starren Organismus eine genügende Biegsamkeit, um unerwarteten Wendungen rasch folgen zu können.

Die Mittel dazu liegen in den Etappenfuhrparkkolonnen.*) In der Heimat ausgehoben und mit zuverlässigem Personal ausgestattet, sind sie den Magazinfuhrparks, die meist erst durch Beitreibung an Ort und Stelle zusammengebracht werden, in ihrer Zusammensetzung und Leistungsfähigkeit durchschnittlich überlegen. Es ist daher ratsam, nur soviel an den laufenden Verkehr abzuzweigen, als man in der jeweiligen Lage entbehren zu können glaubt. Für den inneren Dienst der Magazine und den regelmäßig pulsierenden Nachschub ruhender Vorräte müssen Magazinfuhrparkkolonnen genügen.

Der Einwand, daß vermutlich der Umfang des Bedarfs von vornherein zur Festlegung aller verfügbaren Transportmittel zwingen wird, kann nicht als stichhaltig gelten. Es deutet schon auf eine Schwäche, wenn die Bewältigung des Verkehrs den gesamten Fuhrpark zu erschöpfen beginnt. Dann ist man nicht mehr in der Lage, plötzlichen Bedürfnissen rasch gerecht zu werden. Vorausschauende Bereitstellung zahlreicherer oder Schaffung leistungsfähigerer Mittel (Eisenbahn, Selbstfahrer) muß solchem Notstande rechtzeitig vorbeugen.

Im vorliegenden Falle braucht der erste Abschnitt des Wirtschaftsplanes nicht weiter als etwa bis an die Saale zu reichen. Mit der Annäherung der Armee an diesen Fluß wird sich nach und nach erkennen lassen, in welcher Richtung sich die Dinge weiter entwickeln werden.

Dazu genügt der Nachschub ruhender Vorräte etwa bis Ilsenburg. Verfügt der Etappenintendant dort außerdem noch über eine bewegliche Reserve von etwa 12 Etappenfuhrparkkolonnen, so vermag er — unsere Annahme für den voraussichtlichen Bedarf zugrunde gelegt — weitere drei Märsche, d. i. bis dicht an die Saale, zu folgen. Dann wäre den Proviant- und Fuhrparkkolonnen der Armeekorps die Anknüpfung noch möglich, wenn die Armee an die Mulde gelangt wäre.

Immerhin kann es notwendig werden, etwa vom 8. August ab den Eisenbahnbetrieb wenigstens bis Halberstadt durchzuführen, um mit weitem Sprunge der Armee zu folgen, falls der Vormarsch ohne Aufenthalt in der bisherigen Richtung weiterführt. Lassen die Feststellungen der Baudirektion diese Erwartung nicht mit Sicherheit zu, so bleibt nichts anderes übrig als die Organisierung neuer Fuhrparks in der

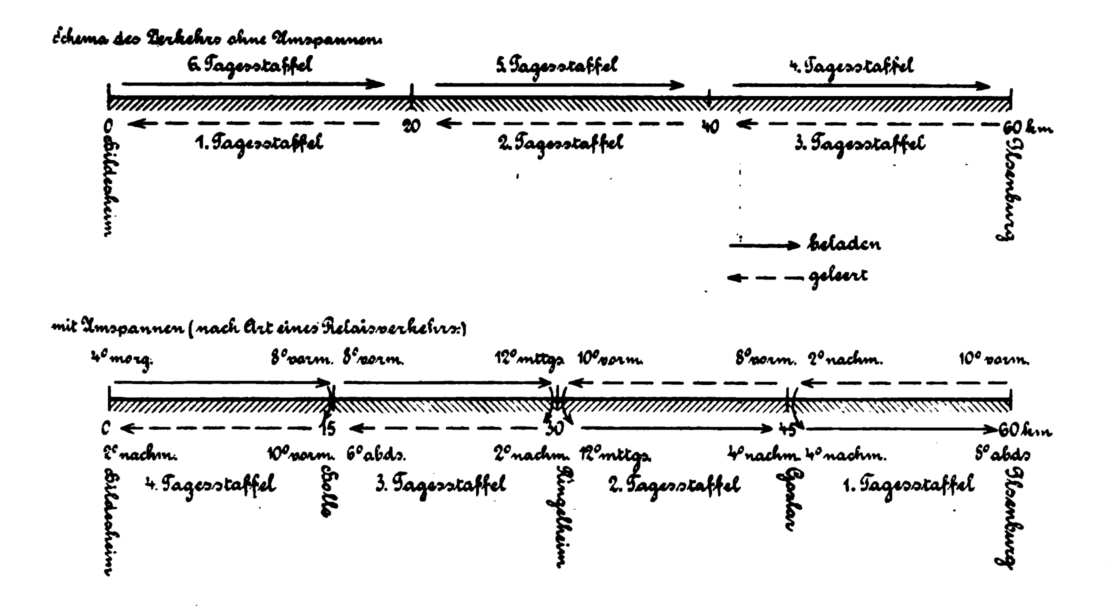
*) In der Regel sechs für jedes Armeekorps.

Gegend Halberstadt—Quedlinburg—Wernigerode oder einstweilige Streckung einer schmalspurigen Feldbahn längs des Harzes. Die jeweiligen Verhältnisse müssen entscheiden, zu welchem Mittel man greift. Um es zur Wirkung zu bringen, ist baldiger Entschluß in dieser Richtung geboten.

Für den regelmäßigen Nachschubbetrieb von Hildesheim bis in die Gegend von Ilsenburg ergeben sich zwei Möglichkeiten: entweder gehen die Kolonnen mit denselben Gespannen und Führern von Anfang bis zu Ende durch und leer wieder zurück, oder es findet Umspannen statt.

Im ersteren Falle kommt man für die rund 60 km kaum mit weniger als sechs Tagesstaffeln aus — drei beladen auf dem Vormarsch, ebensoviel leer auf dem Rückmarsch. Einem veränderten Bedürfnisse in der Zusammensetzung des Nachschubs kann frühestens nach drei Tagen entsprochen werden, weil neu beladene Kolonnen so lange brauchen, um den Ausgabepunkt zu erreichen.

Im letzteren Falle kommt man vielleicht mit etwas geringeren Kräften aus, weil die Gespanne die Hälfte jeder Tagesleistung nach einer Ruhepause mit leeren Fahrzeugen zurücklegen, sich die Gesamtleistung mehr verteilt und ihnen daher eine größere Entfernung zugemutet werden darf. Auch die Rückkehr in die gleiche Unterkunft trägt zur Schonung der Gespanne bei, die notwendige Reserve an Zugtieren und Fahrzeugen läßt sich planmäßiger verteilen und ausnutzen. Der Hauptvorzug dieser Art des Verkehrs liegt aber darin, daß sie, wie die beigefügte Skizze erkennen läßt, notwendig werdende Veränderungen in der Zusammensetzung des Nachschubs auf rund 60 km an demselben Tage zur Wirkung bringt, wozu die andere Art drei Tage



braucht, wenn nicht außergewöhnliche Leistungen verlangt werden sollen. Dem gegenüber steht der Nachteil, daß die Führer täglich ihre Wagen wechseln müssen.

Die Bereitstellung zu der letzteren Art bedarf planmäßiger Regelung vom ersten Tage der Vorwärtsbewegung an, damit auf der ganzen Strecke die gleichmäßige Verteilung der Gespanne mit leeren Wagen am Tage vor Beginn des regelmäßig pulsierenden Verkehrs durchgeführt ist. Zweckmäßigerweise wird die Vorschiebung der Verkehrsstaffeln schon für den Nachschub der ersten Tage ausgenutzt, wie es das folgende Beispiel anschaulich macht:

	1. August	2. August	3. August	Vom 4. August ab
1. Staffel	Hildesheim—Gr. Heere	Gr. Heere—Goslar	Goslar—Ilsenburg	Ilsenburg—Goslar Goslar—Ilsenburg
2. Staffel	—	Hildesheim—Gr. Heere	Gr. Heere—Goslar	Goslar—Ringelheim Ringelheim—Goslar
3. Staffel	—	Hildesheim—Gr. Heere	Gr. Heere—Holle	Holle—Ringelheim Ringelheim—Holle
4. Staffel	—	—	—	Hildesheim—Holle Holle—Hildesheim

Unterstrichene Orte geben den Marsch beladener Kolonnen, doppelt unterstrichene den Punkt für Magazinierung der Bestände an.

Im allgemeinen empfiehlt sich wohl die letztere Art mehr für langandauernden Verkehr. Welche im vorliegenden Falle angewendet werden soll, ist für unsere Betrachtung unerheblich. Auf beide Arten könnte die Füllung der leer werdenden Verpflegskolonnen der Armeekorps, wie folgt, vorgeschlagen werden:

Es kann sein am	Der Anfang des			Rückmarsch der an dem nebenstehenden Tage leer gewordenen Kolonnen des			Vorschiebung der Vorräte
	XX. Armeekorps	XXI. Armeekorps	V. Reservekorps	XX. Armeekorps	XXI. Armeekorps	V. Reservekorps	
				nach			
31. 7.	Baddeckenstedt	Dinklar	Evern	Hildesheim		Hannover	Durch Eisenbahn.
1. 8.	Goslar	Salder	Gr. Lafferde	Gr. Heere	Hildesheim		Nach Gr. Heere durch Et. Fhrp. Kol. am 1. nachm., deren Rückmarsch zu neuer Beladung am 2. vorm.
2. 8.	Ilsenburg	Hornburg	Wolfenbüttel	Goslar	Gr. Heere		Nach Goslar durch Kolonnen für den regelmäßigen Verkehr; Eintreffen am 3. 8. gegen Mittag früh genug, da die geleerten Kol. d. AK. erst am 3. zur Füllung ankommen. Nach Gr. Heere s. oben.
3. 8.	Blankenburg	Derenburg	Hessen	Ilsenburg*)			
4. 8.	Ballenstedt	Quedlinburg	Halberstadt	Ilsenburg			

Vom 5. ab wird Entgegenführung von Vorräten durch Etappen-Fuhrparkkolonnen notwendig werden, die ihrerseits nach Ilsenburg zur Füllung zurückkehren.

Die Bewegung der Armee könnte hiernach mindestens bis zum 7. oder 8. ohne einen Ruhetag vorwärts gehen, ohne daß einer einzigen ihrer Verpflegskolonnen eine starke Leistung zur Anknüpfung nach rückwärts zugemutet worden wäre. Bis zu diesem Zeitpunkt würde daher die Verpflegsreserve der Armeekorps dauernde Auf-

*) Es versteht sich von selbst, daß für jedes Armeekorps getrennte Empfangsstellen eingerichtet werden. Falls sich örtliche Schwierigkeiten ergeben, tritt Heranziehung nahe gelegener Ortschaften ein. Sache des Intendanten oder des an Ort und Stelle leitenden Intendanturbeamten ist es, selbständige Anordnungen darüber zu treffen und zu melden.

füllung erfahren haben. Außerdem sind die ersten Maßregeln jetzt schon eingeleitet, um mit Etappenvorräten auch dann weiter folgen zu können.

Ein Punkt bleibt noch zu berücksichtigen.

Es ist schon erwähnt, daß mit der Annäherung an die Saale die Möglichkeit einer taktischen Entscheidung ins Auge gefaßt werden muß. Für diesen Fall ist der Verbrauch eiserner Portionen wahrscheinlich. Daher nimmt der Etappenintendant jetzt schon in Aussicht, Vorräte für deren Ersatz nach vorwärts zu schieben. Zwei Etappenfuhrparkkolonnen würden reichlich den eintägigen Portionsbedarf aller drei Armeekorps fassen; läßt es der Gesamtbestand an Fuhrparks zu, so würden drei Etappenfuhrparkkolonnen schon einen beträchtlichen Überschuß für den Fall des stellenweisen Verbrauchs einer zweiten eisernen Portion zur Verfügung stellen.

Dann blieben an Etappenfuhrparkkolonnen immer noch drei übrig, die zur Vorführung von Mehl, zunächst bis Ilsenburg, dienen könnten. Von dort aus würden zu diesem Zweck am besten die Armeefuhrparkkolonnen Verwendung finden, die von Ilsenburg vielleicht außerdem noch die Zuführung des Haferbedarfs an die Kavallerie-Division übernehmen.

Dazu würde die Genehmigung des Armeeintendanten notwendig sein.

Um die Betrachtung nicht mit Einzelheiten der Ausführung zu belasten, darf darauf verzichtet werden, die Einfügung der Märsche der Etappenmunitionskolonnen*) und der Trainkolonnen des Lazarett-Reservedepots in die Bewegung des Verpflegsnachschubs zu verfolgen. Die beigefügte Skizze ergibt, welche Gruppierung bis 4. August abends erreicht sein soll, falls sich der Vormarsch der Armee bis dahin ohne Einwirkung des Feindes vollzieht.

Skizze 1.

Nur nebenbei sei darauf hingewiesen, daß der Etappenintendant, der Etappengeneralarzt und der Etappentelegraphendirektor ihre Ansprüche an die Etappentrains dem Etappeninspekteur, d. i. dem Chef des Generalstabes, einreichen. Von dort erhält der Kommandeur des Etappentrains seine Weisungen.**) Nur der Kommandeur des Etappenmunitionsparks verfügt selbständig über die Mittel des Munitionsnachschubs.

Entwicklung der strategischen Lage bis 4. August abends.

Die Armee setzte den Vormarsch bis zum 4. August ungestört fort. Sie erreichte an diesem Tage die schon angegebenen Punkte, XX. Armeekorps Ballenstedt, XXI. Armeekorps Quedlinburg, V. Reservekorps Halberstadt. Die Kavallerie-Division befand sich in der Gegend von Gr. Quenstedt, starke feindliche Kavallerie jenseits der Bode bei Gröningen ihr gegenüber.

*) Punkt 101 Kriegs-Etappenordnung.

**) Punkt 67 Kriegs-Etappenordnung, Abs. 1.

Auch südlich des Harzes war es zu Zusammenstößen mit dem Gegner bisher noch nicht gekommen.

Nach vorliegenden Nachrichten hatte aber der Feind am 2. August die Elbe in breiter Front bei Wittenberg und südlich überschritten und war im Vorgehen nach der Saale begriffen. Patrouillen des XX. Armeekorps waren am 4. bei Bernburg angeschossen worden, solche des XXI. Armeekorps meldeten am Abend feindliche Infanteriesicherungen bei Gr. Mühlingen und Biere südwestlich Schönebeck.

Das große Hauptquartier beabsichtigte, den Vormarsch weiter fortzusetzen und den Feind anzugreifen. Das Oberkommando der Nord-Armee bestimmte das V. Reservekorps und die 6. Kavallerie-Division, die Sicherung der Flanke zu übernehmen.

Auf der Linie Hildesheim—Halberstadt sollte am 5. August der Betrieb bis Ringelheim aufgenommen werden.

Der Etappeninspekteur der Nord-Armee am 4. August abends.

Ob der Gegner die Saale überschreiten wird, ist noch nicht sicher. In jedem Falle steht eine Schlacht etwa am 7., vielleicht noch früher, bevor. Die Gestaltung der Lage rückt die Möglichkeit eines Frontmachens der Nord-Armee gegen Norden in greifbare Nähe. Ein Mißerfolg kann die Armee sehr leicht zum Rückzug in den Harz zwingen.

Die von Ilsenburg vorgeschobenen Teile müssen daher beweglich bleiben, und durch ihre Gruppierung an den Ausgängen der Harzstraßen muß dafür gesorgt werden, daß ihre Verschiebung auch in südlicher oder südwestlicher Richtung ohne weiteres erfolgen kann.

Mit dem Zuspitzen der Lage zu einer Entscheidungsschlacht tritt der Nachschub an Munition vor den der Verpflegung in den Vordergrund. Unter diesem Gesichtspunkte führen die über Ilsenburg vorrückenden Gruppen reichlichen Munitionsersatz, an Verpflegung nur den notwendigen Bedarf vor. Er steht in den bereitgestellten zwölf Etappenfuhrparkkolonnen bewegungsfähig zur Verfügung.

Am besten werden die vordersten Gruppen ausschließlich aus Munitionskolonnen gebildet. Gerade bei der Zuspitzung der Lage zur Krisis ist es kein Nachteil, wenn die leeren Verpflegungskolonnen der Armeekorps durch einen größeren Rückmarsch die Straßen dicht hinter der Armee entlasten, während umgekehrt die Etappenmunitionskolonnen den leeren Munitionskolonnen der Korps möglichst weit entgegengehen müssen, um die letzteren bei der an sich nicht allzu reichlichen Ausstattung der Armeekorps schnell wieder gefüllt zur Verfügung zu stellen und um deren Kräfte nicht für weite Rückmärsche in Anspruch zu nehmen. Sie werden gegebenenfalls für außergewöhnliche Anforderungen nach vorwärts gebraucht.

Der schon vorgeschobene Teil des Kriegslazarettpersonals und die Trainkolonne des Lazarett-Reservedepots brauchen über Goslar hinaus vorläufig nicht zu folgen. Auch von dort aus ist eine Ablösung etablierter Feldlazarette für den Fall einer Schlacht an der Saale früh genug möglich.

Der Materialersatz bei den Truppensanitätsformationen kann ohnehin nicht auf diese Trainkolonnen angewiesen werden. Er steht aus den Feldlazaretten — am besten den festgelegten — zur Verfügung, die mit voller Sicherheit genügende Ergänzung vorläufig im Lande herbeizuschaffen vermögen.

Schon jetzt bedarf aber die Rückführung von Verwundeten eingehender und planmäßiger Vorbereitungen.

Mit allen Gruppen muß gesicherte telegraphische Verbindung bestehen. Die Etappentelegraphendirektion erhält Befehl, doppelte Verbindung mit Stationen in Wernigerode, Blankenburg und Gernrode weiterzuführen.

In diesem Sinne gehen die Anweisungen an den Etappenintendanten, die Kommandeure des Etappentrains und des Etappenmunitionsparks sowie an den Etappen-Generalarzt. In einer gemeinsamen Zusammenkunft bei dem Chef des Generalstabes, die wenige Stunden auf die Zustellung der schriftlichen Anweisungen folgt, können alle Zweifel beseitigt und die Einzelheiten der Ausführung in Einklang gebracht werden.

Es ist für den Zweck der Abhandlung, nur die Hauptgesichtspunkte zu berühren, nicht erforderlich, diesen Einzelheiten der Ausführung zu folgen. Die beigefügte Skizze ergibt, wie die Entwicklung geplant ist.

Skizze 1.

Nur zwei Punkte seien noch berührt, der Munitionsnachschub und die Verwundetenzerstreuung.

Bei dem ersteren handelt es sich nur noch um den Nachschub der ruhenden Vorräte. Es versteht sich von selbst, daß sie für den Vormarsch nicht gebraucht werden, so lange er sich außerhalb der feindlichen Wirkungssphäre vollzieht.

Ruhender Vorräte bedarf es — abgesehen von kleinen Verbrauchsdepots für die Etappentruppen, die stark genug sein können, um gelegentlichen Zufallsbedarf der Armee zu decken — erst dann in stärkerem Umfange, wenn taktische Zusammenstöße möglich werden. Sie müssen nahe genug sein, um den leer gewordenen Etappenmunitionskolonnen mit Sicherheit eine rechtzeitige Beladung zu gewährleisten. Bei einem Munitionsdepot etwa in Wernigerode würde das aller Voraussicht nach der Fall sein. Von dort aus könnten die aufgefüllten Etappenmunitionskolonnen nach allen Richtungen verschoben werden, um wieder in Reichweite der Armee zu gelangen.

Der Kommandeur des Etappenmunitionsparks muß in vorausschauender Dirigierung der verfügbaren Transportmittel den Nachschub der — gewissermaßen — zweiten Staffel, der ruhenden Vorräte, rechtzeitig einleiten. Im vorliegenden Falle liefert die Aufnahme des Eisenbahnbetriebes bis Ringelheim die Möglichkeit, einen

beträchtlichen Teil des Magazinfuhrparks — die Tagesstaffeln 3 und 4 — zeitweise zum Munitionstransport zu verwenden, so daß alle oder fast alle Etappenmunitionskolonnen als bewegliche Reserve zunächst in der Gegend von Wernigerode vereinigt und nach Bedarf noch weiter vorgeschoben werden können. Die Beendigung der Beladung der Kolonnen in Ringelheim bis zum 6. früh würde schon genügen. Die Kolonnen vermögen dann sogar ohne starke Marschleistungen Wernigerode bis 7. mittags zu erreichen, früh genug für alle Fälle. Selbst wenn es schon am 6. westlich der Saale zur Schlacht kommen sollte, treffen in Wernigerode keinesfalls irgendwelche Kolonnen vor dem 7. abends zur Auffüllung ein. Bei Munition vollzieht sich außerdem das Umladen von Kolonne zu Kolonne erheblich leichter als bei Verpflegungsbeständen, wo die Verschiedenartigkeit der Vorräte und die Notwendigkeit der Herstellung ihres richtigen gegenseitigen Verhältnisses in der Beladung den Empfang ohne übersichtliche Lagerung erschweren.

Man sieht, wie der nur zeitweise Bedarf an Munitionsersatz die Anordnungen des Nachschubs im Vergleich zu dem unterbrochenen Bedarf an Verpflegung beeinflußt.

Was die Zurückführung der Verwundeten betrifft, so bildet die Grundlage für eine wirklich umfassende Zerstreuung die Eisenbahn mit ihren Sanitäts- und Krankenzügen. Die Betriebsfortführung über Ringelheim hinaus ist daher von einschneidender Bedeutung, und es würde Pflicht des Etappen-Generalarztes sein, sich beim Chef des Generalstabes Gewißheit darüber zu verschaffen, welchen Punkt die Herstellungsarbeiten bis zum 7. mittags mit Sicherheit erreicht haben werden, und die Krankentransportkommission danach einzusetzen.

In Blankenburg, beim Fortschreiten des Vormarsches bis zur Saale auch in Quedlinburg und Ballenstedt, sollen Etappenlazarette eingerichtet werden, von denen aus ärztliches Personal den zurückkommenden Verwundetentransporten*) in deren Unterkunftsbereich entgegengeschickt werden kann. Die Einrichtung von Sammellazaretten**) und Leichtkrankensammelstellen**) hat vorläufig Zeit, bis sich der Bedarf einigermaßen übersehen läßt und bis sicher ist, daß keine rückgängige Bewegung der Armee eintritt.

Für den letzteren Fall erscheint es dringend nötig, Transportmittel bereitzustellen, um möglichst alle Leichtverwundeten, die den Transport ohne Gefährdung vertragen, bis zur Eisenbahnendstation zurückzuführen. Sie fallen sonst dem Gegner — nach ihrer Herstellung als Gefangene — in die Hände. Alle beim eintretenden Bedarf erreichbaren leeren Magazinfuhrparkkolonnen liefern außer beigetriebenen Fahrzeugen dazu die Mittel. Ihre Verwendung muß mit dem Etappenintendanten vereinbart und die Bereitstellung von Lagerstroh vorbereitet werden.

*) Marsch- und transportfähige Leichtverwundete.

**) Erstere für Verwundete, deren volle Herstellung bald zu erwarten ist, letztere für solche, die einer dauernden Lazarettpflege überhaupt nicht bedürfen.

Betrachtungen.

Die vorstehenden Zeilen weisen darauf hin, wie sehr die Etappeneinrichtungen der Nährboden sind, aus dem der Armee täglich neue Lebenskraft zufließt und der ihr außerdem alle abgestoßenen Teile abnimmt. Theoretische Bearbeitungen des Stoffes möchten infolgedessen von dieser Grundlage ausgehen und nicht — wie es häufig zu sein pflegt — ihr Schwergewicht vorwiegend auf die Vermittelung zwischen dem Etappengebiet und den Truppen, den Verkehr der Verpflegskolonnen der Armeekorps, legen. Ohne die feste und dauernde Verbindung mit ihrem Nährboden hängt die Bewegung bis zu den Truppen mehr oder weniger in der Luft.

Es ist ein charakteristisches Merkmal aller Einrichtungen, die für den Heeresnachschub vorhanden sind, daß eingeleitete Maßnahmen erst nach geraumer Zeit zur Wirkung kommen. Sie vermögen infolgedessen plötzlichen Wendungen nicht unmittelbar zu folgen, wenn ihre Leitung deren Eintreten nicht vorausgefühlt und in vorausschauender Weise durch biegsame Gruppierung der Mittel das Einschlagen der neuen Richtung vorbereitet hat.

Dazu ist eine klare Übersicht über die strategische Lage und ihre voraussichtliche Gestaltung sowie der frische, lebendige Eindruck der Entwicklung unerläßliche Bedingung. Sie erfordert ununterbrochene persönliche Verbindung des Etappeninspekteurs mit dem Armee-Oberkommando, namentlich in den Zeiten einer herannahenden Krisis. Schnelle Beförderungsmittel müssen ihm die Freiheit wahren, vom Oberkommando rasch an Punkte seines Befehlsbereichs zu gelangen, wo seine Anwesenheit vorübergehend notwendig wird.

Dafür bedingt die Übersicht über den umfangreichen Befehlsorganismus, die zweckmäßige Verknüpfung seiner, zum großen Teil auf weiten Raum zerstreuten Glieder die ständige Anwesenheit des Chefs des Generalstabes an dem Mittelpunkt, an dem alle Fäden zusammenlaufen und von dem die Anstöße für die Bewegung ausgehen, an dem Etappenhauptorte.

Für die Bewältigung der Massentransporte, um die es sich handelt, ist Eisenbahnbetrieb auf einigermaßen beträchtliche Entfernung die notwendige Voraussetzung. Nach dem weiter oben gemachten Überschlag stieg bei einer so kleinen Heeresgruppe, wie die angenommene, der Bedarf an Zugpferden allein für die Verpflegung bei einer Entfernung von 60 km auf rund 1450 bis 1500 Gespanne.*) Rechnet man den Bedarf für Munitionsnachschub, für den inneren Magazinverwaltungsdienst usw. hinzu, so läßt sich leicht begreifen, daß bei Verdoppelung oder gar Verdreifachung

*) Für eintägigen Bedarf erforderlich 330 zweispännige Wagen. Auf 60 km erforderlich mindestens 4 Tagesstaffeln, also 1320 Gespanne. Dazu Reserve an Pferden und Wagen sowie 2 bis 3 Kolonnen zu 60 Fahrzeugen für Mehlnachschub.

der Nachschubstrecke nicht nur die Zusammenbringung der erforderlichen Zugtiere auf Schwierigkeiten stoßen, sondern auch ihre Ernährung eine arge Belastung bilden muß. Der ganze Betrieb wird außerdem, zunehmend mit der Entfernung und mit den zu bewältigenden Massen, in hohem Grade schwerfällig und starr.

Schon Selbstfahrer würden eine große Erleichterung gewähren. Vorläufig hängt es aber noch mehr oder weniger vom Zufall ab, ob ihre Beschaffung gelingt, und immer wird ihre Ausnutzung stark beeinflußt werden von der Beschaffenheit und den Steigungsverhältnissen der Straßen.

Die Nachführung des Eisenbahnbetriebes bis möglichst nahe an die Armee unter Aufbietung aller Kräfte anzustreben, muß daher stets der leitende Gesichtspunkt bleiben.

Im vorliegenden Beispiel ist von dem vorläufigen Endpunkte des Bahnbetriebes, dem Etappenhauptorte ab, der Landetappenverkehr nicht für jedes Armeekorps auf eine besondere Straße verwiesen, sondern hinter der Armee planmäßig zusammengefaßt worden. Die darin liegenden Vorteile machen es erwünscht, eine solche Zusammenfassung grundsätzlich anzustreben.

Der ganze Befehlsorganismus und Verwaltungsapparat arbeitet viel einfacher und sicherer, er beansprucht viel weniger Kräfte für seinen inneren Dienst, seine Überwachung und Sicherung, wenn er sich nicht in zahlreichen kleinen Punkten über ein weites Gebiet zerstreut, sondern in größeren Gruppen zusammenzieht. Vor allem aber bleibt nur auf diese Weise bei den heutigen geschlossenen Vormarschfronten eine Verschiebung nach der Seite gewährleistet.

Nehmen wir zur Erläuterung unser Beispiel zu Hilfe.

Der Etappenhauptort für die Armee, die dicht südlich des Harzes vormarschiert, würde etwa Witzenhausen, vielleicht auch Göttingen sein. Werden von dort aus für jedes Armeekorps besondere Landetappenstraßen mit allen ihren Einrichtungen und ihrem pulsierenden Verkehr nach vorwärts durchgeführt, so unterliegt es keinem Zweifel, daß alle durchgehenden Straßen bis dicht an den Harz heran dazu in Anspruch genommen werden müssen. Macht sich dann, wie es durchaus nicht ausgeschlossen ist, die Verlegung der rückwärtigen Verbindungen der Nord-Armee nach Süden nötig, so würden sie südlich des Harzes keinen Platz finden, so lange die Neben-Armee dort alle Straßen besetzt. Ein unentwirrbares Durcheinander wäre wohl die unausbleibliche Folge.

Die Zusammenfassung des Nachschubes hinter jeder Armee beseitigt die Unbeholfenheit und Starrheit der Verbindungen. Wird sie von Göttingen oder Witzenhausen aus auch nur bis Nordhausen oder gar einem noch südlicher gelegenen Punkte durchgeführt, so findet die Nord-Armee südlich des Harzes mindestens eine, wahrscheinlich sogar mehr durchgehende Straßen frei.

Die planmäßige Vereinigung der rückwärtigen Verbindungen gewährt noch einen andern wichtigen Vorteil. Wie unser Beispiel erkennen läßt, gestattet sie, einer feind-

lichen Bedrohung auszuweichen, indem man den Nachschub so weit wie möglich hinter dem nicht bedrohten Flügel zusammenzieht.

Erst vom Endpunkte dieser Zusammenfassung der Landetappenverbindung, an den die leeren Kolonnen der Armeekorps anknüpfen oder von denen aus ihnen bewegliche Vorräte noch entgegengeschoben werden, nicht vom Etappenhauptort ab würden die Zufuhrwege zu der Front der Armee auseinanderlaufen.

Die Etappeneinrichtungen sind am flüssigsten in der Nähe der Armee, wo sie sich den Bewegungen der Truppen anschmiegen müssen. Je rascher die vordere Grenze des Etappengebiets der Armee folgt, desto schneller werden die Armeekorps von der Sorge für die Sicherheit und die polizeiliche Ordnung im Rücken befreit, desto rascher nimmt die Etappe die abgestoßenen, unbrauchbaren Teile an Menschen und Pferden in sich auf. Um nicht zu täglichem Wechsel veranlaßt zu sein, empfiehlt es sich, bei jedem Vorschieben der Grenze so weit wie möglich nach vorn zu greifen. Es liegt kein Grund dagegen vor, daß das Etappengebiet den Unterkunftsbereich der Trainstaffeln der Armeekorps mit erfaßt. Um so länger ist dann die Frist, die bis zum nächsten Nachrücken verstreichen darf. Erst das Zuspitzen der Lage zur Krisis zwingt auch in dieser Beziehung zu größerer Zurückhaltung, damit die örtlichen Einrichtungen der Etappe, die alle auf längere Beständigkeit berechnet sind, nicht ohne weiteres von einem Rückschlage ergriffen werden.

Nach rückwärts und seitwärts verschiebt sich die Grenze des Etappengebiets einer Armee nur selten und immer nur auf Anordnung des großen Hauptquartiers.*)

Die Verbindung zwischen dem Etappengebiet und den Truppen.

Wenn die Etappeneinrichtungen so planmäßig und nahe den Operationen folgen, wie das ihr Zweck erfordert, so liegt für die Truppen die Schwierigkeit nicht in der Anknüpfung nach rückwärts, wo sie die weit entgegengestreckte Hand nur zu ergreifen brauchen, sondern in der Weiterführung nach vorn.

In dieser Richtung handelt es sich um zwei getrennte Schritte, den Transport des Nachschubs bis zu den Truppen und seine Mitführung bis zum Verbrauch. Die erste Forderung erfüllen die Munitionskolonnen und Trains der Armeekorps, die letztere die Munitions- und Verpflegswagen der Truppen.

Für alle Truppenfahrzeuge ergibt sich, so lange die Armee in Bewegung bleibt, mit dem täglichen Vormarsch oder Rückmarsch der Truppen die volle Tagesleistung. Sie wird für die Lebensmittel- und Futterwagen nicht selten noch gesteigert, sobald das Hineintreten in die Wirkungszone des Feindes zum Abzweigen der großen Bagage zwingt. Durch das Wegschieben von den Truppen und durch das Heranziehen zu ihnen lassen sich nicht immer Umwege vermeiden.

*) Punkt 31 Kriegs-Etappenordnung.

Daraus folgt, daß den geleerten Fahrzeugen keine großen Märsche bis zum Füllungsort zugemutet werden dürfen. Gerade bei den Truppenfahrzeugen ist sorgsame Schonung der Kräfte von besonderer Bedeutung, damit sie imstande bleiben, im Notfalle selbst hoch gesteigerte Forderungen zu erfüllen.

Grundsätzlich müssen also die Munitionskolonnen und Trains so nahe herangezogen werden, als es die Einwirkung des Feindes irgend erlaubt, und alle Anordnungen unter dem Gesichtspunkte getroffen werden, den Truppenfahrzeugen jeden unnötigen Schritt zu ersparen, ihre Gespanne frisch zu erhalten.

Über den Munitionsersatz bedarf es keiner weiteren Ausführungen. Bei jeder Möglichkeit eines taktischen Zusammenstoßes versteht sich das Vorziehen eines genügenden Teils der Munitionskolonnen in Reichweite von selbst. Wann und bis wohin im Verlaufe eines Kampfes das weitere Heranführen an die leichten Munitionskolonnen zur Auffüllung des dort entnommenen Verbrauches angeordnet werden darf, entscheidet jedesmal die Entwicklung der taktischen Lage. Die leer gewordenen Kolonnen müssen, wie oben ausgeführt worden ist, bald die Anknüpfung an Etappenbestände finden, meist an Etappenmunitionskolonnen, die ihnen entgegengehen, in Ausnahmefällen — bei rückgängigen Bewegungen oder nach einem Stillstand — an ruhende Vorräte in nahen Munitionsdepots.

Die größeren Schwierigkeiten verursacht der täglich sich erneuernde Bedarf an Verpflegung.

Die Tiefe des Unterkunftbereiches stärkerer Verbände bedingt es, daß die Verpflegswagen der Truppen nach dem schon zurückgelegten Tagesmarsch für ihre Füllung nicht mehr bis an das Ende zurückgehen können, ohne auf die Dauer in ihrer Leistungsfähigkeit beeinträchtigt zu werden. Schon innerhalb einer Division kommt für die vorderen Teile ein Rückmarsch von rund einer Meile in Frage, der bei jeder Vorwärtsbewegung wieder nach vorn zurückgelegt werden muß. Innerhalb eines, auf eine Straße angewiesenen Armeekorps würde die Entfernung auf annähernd zwei Meilen steigen.

Als weiterer Gesichtspunkt macht sich die Zeit geltend.

Sobald die große Bagage für den Marsch ausgeschieden gewesen ist, kann nur unter günstigen Verhältnissen darauf gerechnet werden, daß die Verpflegswagen ihre Truppenteile schon in den frühen Nachmittagstunden erreichen. Die Lebensmittelausgabe wird mindestens 1/2 bis 1 Stunde in Anspruch nehmen. Selbst wenn also eine Ruhepause für die Gespanne und das Begleitpersonal überhaupt nicht zugestanden wird, könnten die Wagen vor den späteren Nachmittagsstunden den Weg zum Füllungsort nicht antreten, wobei auch die notwendige Vereinigung in größeren Gruppen für die Zurückführung verlangsamend wirkt. Die Ankunft am Füllungsort und der Beginn der Beladung würde daher keinesfalls vor Abend zu erwarten sein.

Wesentlich günstiger gestalten sich die Verhältnisse, wenn die Verpflegskolonnen, aus denen die Ergänzung der Lebensmittel- und Futterwagen erfolgen soll, nicht am Ende des Unterkunftsbereiches Halt machen, sondern ihren Marsch weiter fortsetzen und in kleinere Empfangsgruppen verteilt werden. Durch solche Zerstreuung wird außerdem das Fassungsgeschäft vereinfacht und beschleunigt.

Nimmt man an, daß die I. Staffel der Munitionskolonnen und Trains bei nicht sehr naher Berührung mit dem Gegner dem Ende der Marschkolonne auf 5 bis 7 km folgt, so würden die Teile der Verpflegskolonnen, die für die vordersten Truppen bestimmt sind, bei einer Division etwa 12 km, bei einem Armeekorps annähernd 20 km zurückzulegen haben, um den Ausgabeort bis nahe an die Unterkunftsgruppen heranzulegen. Wenn sie den Befehl zum Vorrücken gegen Mittag erhalten, wo sich die Gruppierung für die Ruhe der Regel nach übersehen läßt, können die vordersten recht wohl ihren Bestimmungsort gegen 3[00] oder 5[00] nachmittags erreicht haben.

Der Grad der Einwirkung des Feindes gibt die Grenze, bis wohin das Vorziehen erfolgen darf. Nur bei schon ziemlich gespannter Lage wird es bedenklich sein, die für die Avantgarde bestimmten Kolonnenteile bis in den Zwischenraum zwischen Avantgarde und Gros zu schieben. Je mehr sich aber die Lage zuspitzt, desto mehr zieht sich der Unterkunftsbereich zusammen, so daß sich hierdurch der Marsch für die Truppenfahrzeuge zum Empfangsort verringert.

Ob die Proviant- oder Fuhrparkkolonnen in den Ausgabegruppen ihre Bestände erst niederlegen können, oder ob Überladung von Wagen zu Wagen eintreten muß, entscheidet die verfügbare Zeit. Im ersteren Falle vollzieht sich der Empfang leichter und glatter als im letzteren, wo jeder Lebensmittelwagen von verschiedenen Kolonnenwagen Bestände entnehmen muß, um seine Beladung in richtiger Zusammensetzung zu erhalten. Nicht immer, in naher Berührung mit dem Feinde nur selten, wird das schwierigere Verfahren zu vermeiden sein.

Nach Ausgabe ihrer Bestände an ihre Verbände haben die Verpflegsfahrzeuge der Truppen ihre Bestimmung erfüllt. Sie brauchen bis zum neuen Bedarf am nächsten Tage nicht bei ihren Verbänden zu bleiben. Darin liegt die Möglichkeit, ihnen frühzeitig auch dann Ruhe zu verschaffen, wenn ihre Füllung nicht unmittelbar im Unterkunftsbereiche der Truppen stattfinden kann, ihnen also ein Rückmarsch zugemutet werden muß.

An sich schon empfiehlt es sich, die Beladungspunkte an Ortschaften anzulehnen, wenn möglich außerhalb des Unterkunftsbereiches der Truppen. Ist der Ort frei oder werden wenigstens die nächsten Gehöfte von anderer Belegung ausgespart, so können die Gespanne der Lebensmittel- und Futterwagen sofort nach Ankunft am Füllungspunkt ausgeschirrt und zur Ruhe gebracht werden. Am nächsten Morgen

rücken dann die wieder gefüllten Fahrzeuge von hier aus nach dem Platze ab, wo sich die große Bagage versammelt.

Es würde eine Kräfteverschwendung sein, wenn man die Lebensmittelwagen am Abend wieder zu den Truppen ziehen wollte, um sie am nächsten Morgen von dort fortzuschicken.

Allerdings würden sie, falls bei den Truppen geschlachtet wird, vor ihrem Abrücken zum Auffüllungsort das frische Fleisch laden müssen. Ein anderer Ausweg wäre der, innerhalb eines Bataillons einen Lebensmittelwagen zum Transport des frisch geschlachteten Fleisches zurückzubehalten, die anderen drei zum Beladen mit der übrigen Verpflegung zu verwenden. Im Kriege wird ein Bataillon wohl schwerlich auseinandergerissen werden. Selbst wenn es auf Vorposten kommt, liegt keine große Schwierigkeit und kein großer Zeitverlust darin, von den Lebensmittelwagen zuerst den Bedarf des Vorpostengros abzuladen und dann je einen Lebensmittelwagen, ergänzt auf die volle Verpflegung einer Kompagnie, zu jeder Vorpostenkompagnie zu schicken.

Nur wenn die große Bagage auch für den Marsch bei den Truppen bleiben sollte, würde sich die Heranziehung der Verpflegswagen zu ihren Truppenteilen unmittelbar nach ihrer neuen Beladung wieder nötig machen. In solchem Falle befindet man sich aber noch völlig außerhalb der feindlichen Wirkungssphäre, ein Umstand, welcher gestattet, die Verpflegungskolonnen bis in den vordersten Unterkunftsbereich hineinzuführen. Dann würde also den Truppenfahrzeugen keine besondere Leistung auferlegt werden.

Jedenfalls bedürfen die Anordnungen für die Verpflegung in jedem einzelnen Falle vom Generalkommando ab bis zu den unteren Truppenführern sorgsamer Überlegung, damit die Verpflegswagen nicht bis in die späten Abendstunden ihre Kräfte in Hin- und Hermärschen vergeuden und im Notfalle nicht mehr zu außergewöhnlichen Leistungen befähigt sind.

Für das XX. Armeekorps könnten die Anordnungen am 1. August und 5. August etwa in folgender Weise erlassen werden:

1. Am 1. August:

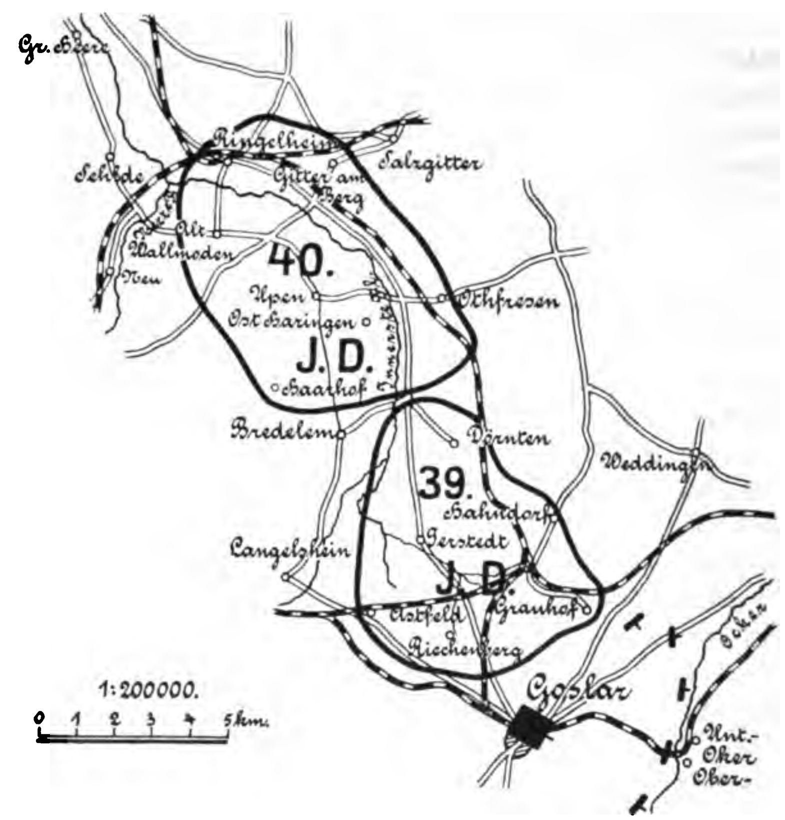
Schon am Abend des 31. Juli, wenn der Unterkunftsbereich zu diesem Zeitpunkt feststeht, sonst im Laufe des Vormarsches am 1. August, sobald der Übergang zur Ruhe sich übersehen läßt, erhält die I. Staffel der Munitionskolonnen und Trains vom Generalkommando folgenden Befehl:

„Das Armeekorps geht in Unterkunft zwischen Goslar und Ringelheim.
Fuhrparkkolonne 2 setzt den Vormarsch fort über Gr. Heere—Sehlde.
Sie steht zur Füllung leerwerdender Lebensmittel- und Futterwagen mit 1½ Zügen bei Alt-Wallmoden zur Verfügung der 40. Infanterie-Division,

mit dem Rest an der Chausseegabel 1½ km nordwestlich Dörnten zur Verfügung der 39. Infanterie-Division. Niederlegung etwa überschüssiger Bestände in Jerstedt und Sehlde.

Unterbringung für die Nacht zum 2. in Bredelem und Sehlde. Rückmarsch zur Wiederbeladung am 2. August nach Gr. Heere unter Aufbruch von Bredelem 10^{00} vormittags.*)

Generalkommando Goslar."



Skizze der Unterbringung XX. Armeekorps 1./2. August.

An die Divisionen geht in einem Punkte des Befehls zur Unterkunft die Weisung:

„Zur Füllung leer werdender Lebensmittel- und Futterwagen treffen über Gr. Heere—Sehlde ein:

½ Fuhrparkkolonne bei Alt-Wallmoden gegen 2^{00} nachmittags für die 40. Infanterie-Division,

*) Um diese Zeit haben die Truppen Bredelem aller Voraussicht nach überschritten.

1/2 Fuhrparkkolonne an der Chausseegabel 1 1/2 km nordwestlich Dörnten gegen 4^{00} nachmittags für die 39. Infanterie-Division.

Niederlegung überschüssiger Bestände bei der 39. Infanterie-Division in Jerstedt, bei der 40. in Sehlde. Unterbringung der Fuhrparkkolonne für die Nacht zum 2. in Bredelem und Sehlde."

In Jerstedt niedergelegte Verpflegung kann am 2. August die II. Staffel der Munitionskolonnen und Trains verbrauchen (siehe Marschübersicht auf der Übersichtsskizze). In Sehlde muß sie von Etappenmagazinbeamten übernommen und auf Anordnung des Etappenintendanten entweder nach Gr. Heere oder Goslar überführt oder sonst für den Etappenbedarf verbraucht werden. Grundsätzlich werden vorgezogene Kolonnen ganz entladen.

Die Fuhrparkkolonne ladet in Gr. Heere bis 3. früh und gewinnt in einem starken Marsche (rund 40 km) noch am 3. abends wieder Anschluß an die II. Staffel in Stapelburg, sonst am 4. in Heimburg (siehe Marschübersicht).

Anordnungen der 39. Infanterie-Division:

Mit Rücksicht darauf, daß die Avantgarde wohl sicher in Goslar ihren Bedarf reichlich decken kann, wird nicht ohne weiteres in Aussicht genommen, ihr Ersatz zuzuführen. Sie erhält aber folgenden Befehl:

„Bis 5^{00} nachmittags ist dem Divisionsintendanten nach Jerstedt mitzuteilen, ob und in welcher Höhe Ergänzung und Verpflegsbedarf aus Verpflegskolonnen nötig wird."

Im Bedarfsfalle sollen die erforderlichen Wagen*) entsprechend beladen und bis an den Nordwestausgang Goslar vorgeschickt werden, wo sie etwa 7^{00} abends eintreffen können. Es steht nichts entgegen, wenn die Lebensmittelwagen der Avantgarde dort bereits auf einem Parkplatze versammelt, ihre Gespanne in Unterkunft sind.

Für die Truppen des Gros liegt Jerstedt so günstig in der Mitte mit guten Verbindungen nach allen Orten des Unterkunftsbereichs, daß dieser Punkt zur Ausgabe bestimmt wird. Die Verpflegswagen der Truppen haben bis dorthin höchstens etwa 4 km Marsch. Es würde nicht zuviel Anstrengung sein, sie zu ihren Verbänden zurückkehren zu lassen. Sonst muß in Jerstedt ein Teil für ihre Unterkunft freigehalten werden. Auch die Möglichkeit liegt vor, nur die Wagen aus den entfernten Quartieren — etwa Grauhof — in Jerstedt zu behalten, die übrigen aber zurückzuschicken.

Wird Rückkehr zu den Truppenteilen allgemein in Aussicht genommen, so würde der Befehl für das Gros etwa lauten:

*) Am besten in Jerstedt beigetriebene, sonst Fuhrparkkolonnenwagen. Wenn Fuhrparkkolonnenwagen genommen werden müssen, ist für sie noch der Rückmarsch nach Bredelem nötig. Sie kommen also vor Mitternacht kaum zur Ruhe.

„Ergänzung der Verpflegsfahrzeuge, für deren Füllung die Bestände aus den Quartierorten nicht reichen, in Zerstedt von 6⁰⁰ abends ab. Die Wagen kehren nach ihrer Füllung zu ihren Truppenteilen zurück."

Anordnungen der 40. Infanterie=Division.

Hier könnten zwei Ausgabepunkte bestimmt werden, der eine für die Unterkunftsorte Upen, Ost=Haringen, Haarhof und Othfresen bei Upen, der andere für die Unterkunftsorte Alt=Wallmoden, Hohenrode, Gitter am Berg, Ringelheim bei Alt=Wallmoden. Wenn die Art der Kolonnenbeladung diese Teilung nicht zuläßt, müßte ein Ausgabepunkt bei Upen genügen. Die Verpflegswagen aus Ringelheim unbedingt, vielleicht auch die von Gitter am Berg und Alt=Wallmoden, die am 2. doch über Upen wieder vormarschieren müßten, werden dann in Upen zurückbehalten.

Aus dem vorstehenden Beispiele geht hervor, daß während der Bewegung der Truppen die Kolonnen unbedingt in ihren Teilen — mindestens Zügen, noch besser Sektionen — selbständig, d. h. mit allen Verpflegsteilen beladen sein müssen. Führen nur die ganzen Kolonnen alle Portionsteile, ist also eine Zerlegung in Züge oder Sektionen unmöglich, und muß daher nur ein Ausgabepunkt bestimmt werden, so würden die Verpflegswagen vom Anfang des Armeekorps einen Ausgabepunkt am Ende des Korps überhaupt nicht mehr erreichen. Wird er weiter nach vorn verlegt, etwa nach Ost=Haringen, so kommt für den Anfang des Gros immer noch ein Rückmarsch von annähernd 10 km in Frage. Dabei ist außerdem für die Truppen in Ost=Haringen eine arge Belästigung unvermeidlich. Vermutlich würde der Ort überhaupt nicht zu belegen sein, nur um den Verpflegswagen ein Unterkommen zu schaffen, da sie in die entfernteren Quartierorte nicht mehr zurückkehren können. Auch der Zeitbedarf für die Ausgabe erhöht sich ganz beträchtlich, wenn sie an einem Orte stattfinden muß.

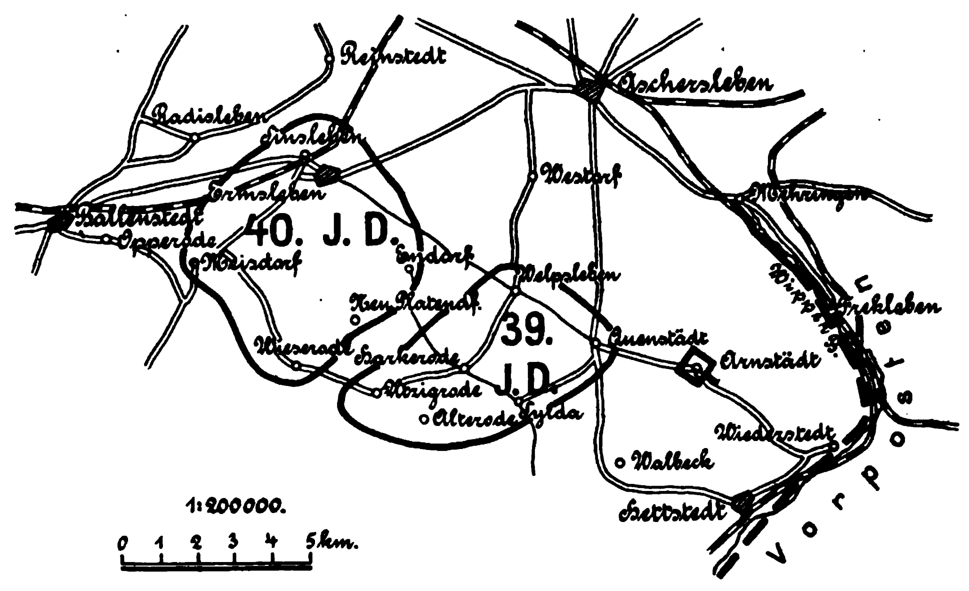
Für Zeiten des Stillstands hat die Beladung ganzer Kolonnen mit allen Verpflegsteilen keinen Nachteil, da die Verpflegswagen der Truppen nur den Marsch bis zu dem Ausgabepunkt und zurück zu leisten brauchen. Der Vorteil schnellerer Beladung der Kolonnen und besserer Ausnutzung ihres Raumes darf dann in den Vordergrund treten und ausgenutzt werden. Sobald aber die Bewegung der Korps beginnt, muß rechtzeitig eine andere Beladung angeordnet werden, durch die es möglich wird, mit einzelnen Kolonnenteilen den Verpflegsbedarf etwa einer Infanterie=Brigade nebst mehreren Batterien zuzuführen.

2. Am 5. August.

Die Nähe des Feindes macht es erwünscht, den Quartierbereich nicht mit Bewegung von Kolonnen und dem Verkehr an Ausgabepunkten für Verpflegung zu belasten. Die Zuspitzung der Lage bedingt eine größere Zurückhaltung der großen Bagage.

Die Anordnungen des Generalkommandos für die Verpflegung lauten daher im Befehl zum Übergang zur Ruhe wie folgt:

„Die Auffüllung der Verpflegsfahrzeuge findet statt für die 39. Infanterie-Division in Radisleben, für die 40. Infanterie-Division in Opperode. Die Gespanne nehmen während der Nacht Unterkunft in den genannten Orten.“



Skizze der Unterbringung XX. Armeekorps 5./6. August.

An die I. Staffel wird befohlen:

„Das Armeekorps geht zwischen Sinsleben, Meisdorf, Quenstädt in Unterkunft.

Zur Auffüllung der Verpflegsfahrzeuge der Divisionen trifft über Ballenstedt ein:

Proviantkolonne 1 in Opperode,*)
" 2 in Radisleben.*)

Unterkunft für die Nacht zum 6. in Rieder. Wiederbeladung in Blankenburg,**) wo Eintreffen bis zum Mittag des 6. zu erfolgen hat.“

Der Befehl für den Vormarsch von Blankenburg zur II. Staffel wird telegraphisch am 6. nachmittags nach Blankenburg geschickt, weil sich unter den gespannten Verhältnissen noch nicht sicher übersehen läßt, ob nicht vielleicht schon am 6. eine Verschiebung eintritt.

---

*) Die Kolonnen können ohne Anstrengung gegen 2^{00} oder 3^{00} nachmittags von Blankenburg, wo am 6. die 1. Staffel war (siehe Marschübersicht auf Übersichtskarte), eingetroffen sein. Sie legen ihre Bestände nieder und treten sobald als möglich den Rückmarsch in ihre Quartierorte an.

**) Dazu Bemerkung 3 auf der Übersichtskarte.

In den vorstehenden Anordnungen baut sich die Verpflegung auf den Beständen der Lebensmittelwagen auf. Das wird auch — abgesehen von den Ausnahmefällen der Quartierverpflegung in den Zeiten der Ruhe und bei weiter Unterkunft — immer der Fall sein.

Der Lebensmittelwagen und Futterwagen führt der Kompagnie, Eskadron und Batterie am schnellsten und sichersten den vollen Bedarf zu. Die Beitreibung, bei rascher Bewegung auf die eigenen Unterkunftsorte beschränkt, hängt in ihrem Ergebnis vom Zufall ab und bedarf der Zeit, ehe sie zu einiger Wirkung gebracht werden kann. Unmittelbar nach dem Einrücken wird die Truppe durch Arbeiten für die Einrichtung und Sicherung in Anspruch genommen. Daher werden die an Ort und Stelle zusammengebrachten Vorräte öfter zur Neufüllung der Lebensmittelwagen als zur Befriedigung des unmittelbaren Bedarfes dienen. Das sichert auch eine bessere Ausnutzung durch planmäßigere Zusammenbringung unter Mitwirkung der Ortsbehörde und durch richtige Verteilung der Lebensmittel.

Im übrigen muß der Grundsatz, die Verpflegswagen aus beigetriebenen Vorräten zu beladen, von jedem Ortskommandanten im Auge behalten werden. Überschüssige Lieferung kann den Truppen als Zuschuß zur vorgeschriebenen Verpflegung zugute kommen. Der Rest muß zusammengebracht und der Divisionsintendantur gemeldet werden.

Im allgemeinen hat die Anhäufung solcher Rester durch die Truppen im Bewegungskriege keinen großen Wert. Die im Lande verbleibenden Vorräte dienen vielleicht für spätere Ausnutzung, vor allem werden sie durch die nachfolgenden Etappenbehörden, die dazu Zeit und Mittel haben, viel sicherer und wirksamer zusammengebracht.

In der bisherigen Betrachtung ist noch nirgends die Rede gewesen von der Einteilung der Verpflegskolonnen der Armeekorps in ständige Tagesstaffeln und ihre Verschiebung nach einem festen Kolonnenbewegungsplan, der in theoretischen Betrachtungen und Übungen eine wichtige Rolle in Anspruch zu nehmen pflegt.

Er wird den praktischen Bedürfnissen in keiner Weise gerecht. Nur in Zeiten des Stillstandes mit immer gleichbleibendem Bedarf, gleichbleibenden Entfernungen und Richtungen kann es vielleicht einmal angezeigt sein, darauf zurückzugreifen. In Zeiten der Bewegung schließen ihn mehrere Gründe aus.

Zunächst führen die Kolonnen nur die Erfüllung zu der Verpflegung zu, soweit sie das Land nicht zu befriedigen vermag. Daraus ergibt sich eine tägliche Verschiedenheit des Bedarfs, die einer starren Zerlegung der vorhandenen Reserve in gleiche Teile zuwider ist. Nicht verbrauchte Kolonnen zwingen zu baldiger Verwendung, wenn ihre Bestände nicht leiden sollen, und stören die feste Einteilung der Tagesstaffeln.

Die Verpflegskolonnen sind ferner nicht von gleicher Art. Sie bestehen aus den geringer beladenen, daher beweglicheren Proviantkolonnen und den schwerfälligeren Fuhrparkkolonnen. Die gleichmäßigen Tagesstaffeln verwischen diesen Unterschied und können dazu führen, daß in dem Augenblick, wo die Lage schnellere und größere Bewegungen erfordert, die dazu befähigten Proviantkolonnen nicht an der Reihe und zur Stelle oder mit dem schwereren und langsameren Genossen, einer Fuhrparkkolonne, in einer Staffel zusammengespannt sind.

Die Verpflegsbestände in den Kolonnen sollen endlich eine bewegliche Reserve bilden. Dieser Bestimmung widerspricht es, wenn ihre Bewegung von vornherein bis an die Grenze dadurch ausgedehnt wird, daß die erste Tagesstaffel bei dem Verbrauch der letzten gerade wieder verfügbar wird. Die Reserve ist dann verschwunden, der Gesamtbestand für den laufenden Verbrauch schon eingesetzt. Man ist nicht mehr imstande, unerwarteten Veränderungen in der Lage oder im Bedarf, plötzlichen Wendungen nach anderer Seite mit ihren neuen Anforderungen folgen zu können. Der ganze Organismus hat seine Schmiegsamkeit und Biegsamkeit eingebüßt.

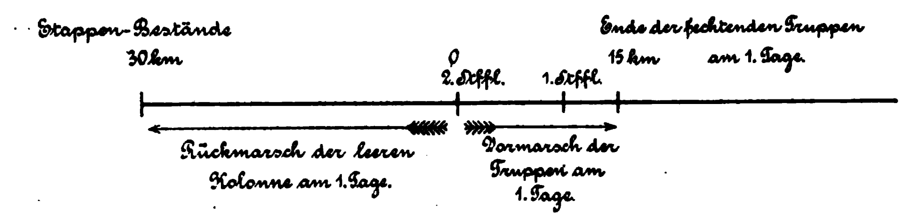
In der I. Staffel der Trains müssen genügende Bestände verfügbar sein, um den laufenden Bedarf zu befriedigen. Die II. Staffel muß reichliche Kolonnen enthalten, um jede Entnahme aus der I. Staffel rasch ersetzen zu können. Die Etappeninspektion hat die Verpflichtung, dafür zu sorgen, daß leer gewordene Kolonnen so schnell wie möglich und ohne große Anstrengung neue Füllung erreichen und bald wieder der Reserve in der II. Trainstaffel zufließen. Durch Ausnutzung von Fuhrparkkolonnen in wenig gespannter Lage wird erreicht, daß die Proviantkolonnen für starke Anforderungen verfügbar bleiben. Gegebenenfalls darf die Umladung von vollen Fuhrparkkolonnen auf leere Proviantkolonnen nicht gescheut werden, wenn die Lage die Einsetzung der letzteren noch weiter erfordert und ihre Zurücksendung zu den Etappenvorräten sie nicht schnell genug wieder verfügbar macht.

Das rastlose Fortschreiten der Entwicklung im Bewegungskriege verändert stetig die Bedürfnisse. Nur eine möglichst starke Reserve in der II. Staffel der Munitionskolonnen und Trains gibt dem Armeekorps die Möglichkeit des Bestehens, wenn es durch eine unvermutete Wendung der Dinge plötzlich in andere Richtung geworfen wird und seine Verbindung nach rückwärts zeitweise durchreißt. Der Kolonnenbewegungsplan mit seinen Tagesstaffeln ist dafür unbrauchbar.

Es verlohnt sich wohl eine kurze Überlegung, wie weit eine Verpflegskolonne bis zu den Ergänzungsbeständen der Etappe zurückgehen darf, um noch rechtzeitig den Anschluß an die II. Staffel der Munitionskolonnen und Trains wieder zu erreichen.

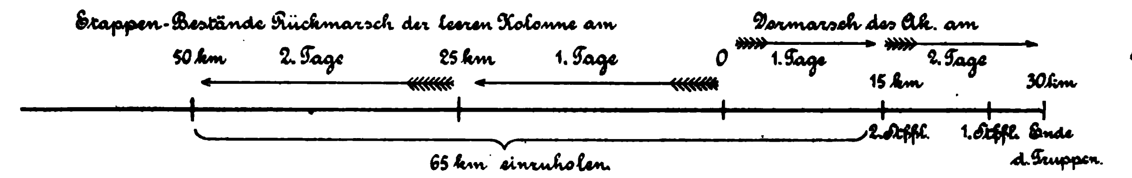
Legt man eine durchschnittliche Vormarschleistung für die Armeekorps von täglich nur 15 km zugrunde, so würde eine Verpflegskolonne, die vom Ende der fechtenden Truppen 30 km leer zurückgehen muß, bis zur II. Staffel etwa 30 km einzuholen

haben, wenn es ihr möglich sein sollte, die Vorwärtsbewegung schon am nächsten Tage wieder anzutreten.



Bei einer Marschleistung von 25 km würde sie die II. Trainstaffel am dritten Tage nach Beginn ihrer Vorwärtsbewegung, also am vierten Tage nach ihrer Leerung wieder erreichen, da sie jeden Tag 10 km einholt (25 km eigene Marschleistung, 15 km die der Armeekorps).

Hat die Kolonne 50 km, also zwei Märsche bis zu den Etappenvorräten zurückzugehen, so muß sie bereits 65 km bis zur II. Staffel einholen, wozu sie unter denselben Voraussetzungen wie oben sieben Tage braucht. Auf ihr Aufschließen wäre also erst am neunten Tage nach der Entleerung zu rechnen.



Bei einer Vormarschleistung des Heeres von täglich 20 km verschieben sich die Entfernungen beträchtlich zuungunsten der Kolonnen.

Die Verpflegsreserve der Armeekorps in den Kolonnen enthält den vollen Verpflegsbedarf auf etwa vier Tage. Sie muß sich sehr bald erschöpfen, wenn nicht eine erhebliche Ergänzung aus dem Lande genommen werden kann, und wenn nicht die Etappenbestände möglichst in nur einem Tagemarsch erreichbar bleiben. Jede weitgehende Erschöpfung dieser Reserve bedeutet aber, wie nicht genug wiederholt werden kann, eine Schwäche in der Verpflegslage der Armeekorps, wenn die Entwicklung der Dinge in unvorhergesehene Richtungen führt und die Anknüpfung an die Etappenvorräte zeitweise fraglich wird.

Entwicklung der Lage bis 6. August abends.

Die Nord-Armee erreichte am 5. August mit dem rechten Flügel die Wipper. An der Saale waren anscheinend starke feindliche Kräfte eingetroffen.

In Fortsetzung des Marsches am 6. August kam die Nord-Armee, mit dem XX. und XXI. Armeekorps südlich der Wipper, mit dem rechten Flügel auf Alsleben vor-

gehend, an der Saale in enge Fühlung mit dem Gegner. An einzelnen Stellen fanden bereits leichte Kämpfe statt.

Der Feind war an diesem Tage im Norden hinter der Saale stehen geblieben, hatte aber den Fluß bei Halle und südlich überschritten. Dort war es bereits zu ernsten Gefechten, aber ohne Entscheidung gekommen. Patrouillen der Nord-Armee hatten Staßfurt am Nachmittag des 6. August besetzt gefunden. Für den 7. August wird auf der ganzen Front die Entscheidungsschlacht erwartet.

Bei der Nord-Armee ist das V. Reservekorps bei Winningen zurückgehalten worden, um im Falle des Überganges feindlicher Kräfte über die Bode zwischen Wipper und Bode zum Angriff vorzugehen.

Der kurze Blick auf die Lage erscheint als Abschluß nicht überflüssig, weil er beweist, daß die Gruppierung im Etappenbereich in der Tat jedem Ausgang der bevorstehenden Entscheidung zu folgen vermag.

Selbst im ungünstigsten Falle, einer Niederlage, die zum Rückzug in südwestlicher Richtung zwingt, ist auf den Harzstraßen die Verschiebung von Munition und Verpflegung möglich, um den Bedarf zu sichern, bis die Verlegung auch des Etappenhauptortes durchgeführt ist. Unerläßliche Voraussetzung ist freilich telegraphische Verbindung zu allen Gruppen und von der Armee bis zum Etappenhauptort.

Die Anwesenheit des Etappeninspekteurs bei der Armee ist in den Tagen der Krisis eine weitere Notwendigkeit. Unter dem unmittelbaren Eindruck der Entwicklung bleibend, muß er in dem Augenblick, wo sich mit Sicherheit der Ausgang der Entscheidung übersehen läßt, durch Telegramme an seinen Chef des Generalstabes den Anstoß für die Bewegung in der neuen Richtung geben.

Ohne vorausschauende Leitung und Bereitstellung wird man nicht in der Lage sein, ihr gerecht zu werden, und gerade zu dem Zeitpunkt, wo die Truppe am allerwenigsten eine Fessel ertragen kann und nach der Spannung der Krisis am dringendsten neuen Zuflusses und Abflusses bedarf, wird sich das Versagen oder Zerreißen der Verbindungen wie ein Bleigewicht an die Operationen hängen.

Die vorstehende kurze Betrachtung soll kein Schema für das Handeln sein. Sie hat absichtlich darauf verzichtet, mehr als die Grundzüge anzudeuten. Nur der lebendige Zusammenhang sollte erkennbar werden, der den Organismus durchdringen muß, wenn er zur beabsichtigten Wirkung kommen soll. Jede Anordnung ist berechtigt und wird zum guten Ziele führen, die aus dem lebendigen Geiste heraus getroffen wird, und die auf solcher Grundlage den inneren Bedürfnissen des Ganzen gerecht wird.

Löffler,
Major im Königlich Sächsischen Generalstabe.

Die neuen taktischen Vorschriften für das italienische Heer.

Ein kurzer Überblick über die Entwicklung der taktischen Ansichten im italienischen Heere, der einer Besprechung seiner neuesten taktischen Vorschriften*) vorausgehen mag, muß von dem italienisch-österreichischen Kriege des Jahres 1866 ausgehen. Es ist der einzige auf europäischem Boden ausgefochtene Krieg, den Italien in neuerer Zeit geführt hat. Die Lehren der Hauptentscheidung dieses Feldzuges, des Tages von Custoza, mußten zu einer starken Betonung der Offensive führen. Taktische Offensive der Österreicher siegte über defensive Untätigkeit der Italiener. Entschlossene Offensive heftete zu gleicher Zeit auch auf den böhmischen Schlachtfeldern den Sieg an die Fahnen der Verbündeten Italiens und lenkte den Blick auf Preußen als eine lehrende und bald auch führende Macht in militärischen Dingen; die bisherige militärische Anlehnung Piemont-Italiens an Frankreich begann an Boden zu verlieren. Entschieden ward die Abwendung von Frankreich, die Hinneigung zu dem deutschen Beispiel durch die ungeahnten und beispiellosen Erfolge der deutschen Heere in Frankreich. Die nächsten Jahrzehnte italienischen kriegsgeschichtlichen Studiums, taktischen Strebens, militärisch-literarischen Schaffens stehen unter dem Zeichen deutschen Vorbildes, deutscher Meinungskämpfe, deutscher Veröffentlichungen. Von weittragendem Einfluß war es, wie auf alle andern Staaten so auch auf Italien, als nach langem Harren 1888 das neue preußische Exerzier-Reglement erschien. Wie die Erfolge von 1870/71 Italien Grund geboten hatten, die Gesamtgestaltung der Wehrverhältnisse dem preußischen Muster anzupassen, so zeigte nun auch die wichtigste Ausbildungsvorschrift Italiens jener Periode, das provisorische Exerzier-Reglement von 1889, das 1892 dauernde Gültigkeit erhielt, sehr deutlich die Spuren des überwiegenden preußischen Einflusses.

Das Jahr 1896 brachte dann den abessinischen Feldzug. In seiner Eigenschaft als Kolonialkrieg, der sich unter ganz besonderen Verhältnissen, namentlich hinsichtlich des Gegners und des Geländes abspielte, wie sie europäische Kriege niemals zeigen

*) Allgemeine Regeln für die taktische Verwendung der großen Kriegseinheiten. (Norme generali per l'impiego tattico delle grandi unità di guerra.) Rom, E. Voghera. 1903.

werden, bot er keine neuen taktischen Grundlagen, keinen Anlaß zu einer Nachprüfung der taktischen und Ausbildungsvorschriften. Jedenfalls drängte er auch in Italien nicht das durch die Herausgabe des deutschen Infanterie-Reglements von 1888 neu angeregte Studium fremder taktischer Vorschriften zurück. Nach geistiger Verarbeitung der deutschen taktischen Anschauungen wandte sich das Interesse denen der Nachbarn im Westen und Osten, der Franzosen und Österreicher, zu. Aus solchen Grundlagen der vergleichenden Betrachtung erwuchsen im Jahre 1891 die „allgemeinen Regeln für die Verwendung der drei Waffen im Gefecht", die, ähnlich wie in einer früheren Periode unsere „Instruktion für die höheren Truppenführer" vom Jahre 1869, ein Jahrzent lang das „taktische Evangelium" der italienischen Armee gebildet haben.

Lebhafteste und eindringende Beachtung fand dann, namentlich im italienischen Generalstabe, der Burenkrieg in bezug auf moderne Waffenwirkung und ihre Folgerungen für die Taktik der Zukunft. Aber wie bei uns ist man auch in Italien in maßgebenden Kreisen der Ansicht, daß die Erfahrungen dieses Krieges nicht dazu angetan sind, zu einer Änderung der grundlegenden taktischen Anschauungen in europäischen Heeren zu führen.

Das oft behandelte Thema sei hier nur in aller Kürze und im Hinblick auf Italien gestreift. Dort, im Vaterlande Garibaldis, hat man gerade im Hinblick auf den Burenkrieg von parlamentarisch einflußreicher demokratischer und radikaler Seite stürmisch das Miliz- und Volksheer gefordert. Aber desto lebhafter ist in Heereskreisen das schließliche Unterliegen der Buren, die vollkommene Organisationslosigkeit ihrer Abteilungen, die mangelhafte, nur auf Kolonialkriege zugeschnittene Organisation der englischen Streitkräfte als Beweis dafür herangezogen worden, daß das bei einem Milizheer stets im Vordergrunde stehende Prinzip der reinen Defensive der Keim der schließlichen Niederlage ist; daß ein Milizheer sich nie zu der Höhe des offensiven Geistes erheben wird, den man von dem Heere einer europäischen Großmacht verlangen muß, daß Kolonialkriege nur in beschränktem Maße Lehren für die Führung großer europäischer Schlachteneinheiten liefern können.

Unter diesen Lehren steht als wertvollste nicht der Gewinn einer neuen Überzeugung, sondern die Bekräftigung einer alten, nämlich der Überzeugung von der Notwendigkeit, die Feuerüberlegenheit über den Gegner zu erwerben, bevor die Frucht des Sieges gepflückt werden kann. Diese Überzeugung geht auf die Lehren des Krieges von 1870/71 zurück. Sie bilden denn auch, wenigstens unsrer Empfindung nach, gewissermaßen stillschweigend die Grundlage auch der neuen „Norme" — um diese kurze Bezeichnung für die italienische Vorschrift zu gebrauchen — so gut wie diejenige der alten. Auf dieser Grundlage ruhen auch meistens die Besprechungen der neuen Norme in der italienischen Militärliteratur. Gegen die Bedeutung der taktischen Lehren des Völkerringens von 1870 und der großartigen Schlachtenbilder, die es aufgerollt hat, und die namentlich dank der deutschen Militärliteratur der letzten zwei Jahrzehnte

bis in die kleinsten Einzelheiten klar gelegt worden sind, treten nicht nur theoretische taktische Systeme und Vorschläge, wie die der Generale Langlois, Negrier, Dragomirow und anderer zurück, so geistvoll sie sein mögen, auch Nutzanwendungen des russisch-türkischen, des Buren-, des abessinischen Krieges können erst in zweiter Linie in Frage kommen. Wie weit die einzige größere Schlacht des abessinischen Krieges und damit der letzten 48 Jahre der Kriegsgeschichte Italiens, wie weit Adua neuzeitlicher taktischer Betrachtung nutzbar gemacht werden kann, wurde ja bereits angedeutet. Wir möchten dem italienischen Beispiel, bei der Besprechung der Norme Adua ganz außer acht zu lassen, nicht folgen, namentlich weil diese Schlacht nach der psychologischen Seite hin schätzbare Beiträge für Vergleichung und Beurteilung liefern kann.

Bilden so die Norme eine im besten Sinne moderne Vorschrift, so erheischen sie auch deshalb Beachtung, weil sie den Rahmen ihrer Darlegungen mit Vorbedacht so weit wie bisher keine andere Vorschrift spannen. Der Fortschritt von 1891 bis 1903 drückt sich rein äußerlich schon dadurch aus, daß allgemeine Regeln nicht allein „für die Verwendung der drei Waffen im Gefecht" gegeben werden sollen, was der Titel der alten Norme versprach, sondern jetzt die „taktische Verwendung der großen Kriegseinheiten*) (unità di guerra)" geregelt werden soll. Unter diesen verstehen die Norme Armeen, Armeekorps und Divisionen. Es entspricht dem, daß sie als Anlagen für den Feldgebrauch graphische Darstellungen des Armeekorps im Marsch in zwei Kolonnen sowie in einer Kolonne und zwar in gewöhnlicher und in aufgeschlossener Marschordnung, endlich einer Infanterie-Division im Marsch in einer Kolonne aufweisen. Reichliche ein- und beigedruckte Texterläuterungen in bezug auf Formationen, Abstände, Kolonnentiefen, Zuteilung von Parks und Kolonnen erhöhen den Wert dieser Anlagen. Die Norme betrachten also die taktische Bewegung und Führung der Massen in einem Zukunftskriege, sie wollen die taktischen Grundlinien, namentlich der Gefechtshandlung der Zukunft, auf einem europäischen Kriegstheater festlegen. Große Verhältnisse sind in großzügiger Weise behandelt.

Der Rahmen, den der Titel der neuen Norme kennzeichnet, das Gefecht von Armeen, Korps und Divisionen, ist insofern nicht eingehalten, als die Abschnitte über nächtliche Unternehmungen und über Operationen im Gebirge in neubearbeiter Form aus den alten Vorschriften herübergenommen sind.

Die Behandlung des Hauptstoffes von Kriegsmarsch und Gefecht ist den drei großen Gesichtspunkten

einer einzeln auftretenden,
einer im Verbande auftretenden und
einer am Flügel auftretenden Kriegseinheit

*) Wir glauben, bei der Besprechung einer italienischen Vorschrift an der italienischen Bezeichnung auch in der Übersetzung festhalten zu sollen.

untergeordnet und danach gegliedert. Der erste Abschnitt findet dann eine Unter=einteilung in den Kapiteln

Marsch mit Wahrscheinlichkeit der Begegnung mit dem Feinde,
Begegnung mit dem Feinde,
Angriffsverfahren,
Verteidigungsverfahren.

Diese Stoffanordnung trägt also dem Begegnungsgefecht großen Stils Rechnung und entspricht dem Gedanken unseres Exerzier=Reglements (II. 79): „Beim Angriff ist grundsätzlich zwischen dem Begegnungsgefecht und dem Angriff auf eine entwickelte, zum Widerstande bereite Front zu unterscheiden.“ In einem besonderen Abschnitt der Norme werden dann endlich noch Verfolgung und Rückzug behandelt.

Bei kurzer Besprechung dieses weitschichtigen Stoffes glauben wir im Interesse unserer Leser zu handeln, wenn wir an geeigneter Stelle Notizen über Ausbildungs=vorschriften, Bewaffnung und Ausrüstung der italienischen Armee anfügen, welche die Vorschriften der Norme zu erläutern geeignet sind. Es sei des weiteren gestattet, auf die Auffassungen und Vorschriften der alten Norme und anderer taktischer Vor=schriften einzugehen, wenn sie von denen der heutigen abweichen, solche Unterschiede werden am klarsten den Fortgang der taktischen Entwicklung erkennen lassen. Endlich mögen die Grundsätze unserer Vorschriften, der Feldbienst=Ordnung und der Exerzier=Reglements der verschiedenen Waffen da zum Vergleich herangezogen werden, wo die Meinungen noch auseinandergehen. Wir glauben, unsere Besprechung in dieser Beziehung nach folgenden fünf Streitfragen gliedern zu sollen:

größere oder geringere Initiative der mittleren und unteren Führung,
Stärke und Verwendung der Avantgarde,
Verwendung der Artillerie,
Gefechtsgliederung und Frontausdehnung,
Form des Angriffs.

Bedeuten die neuen Norme eine Abschwächung des Grundsatzes der Initiative, der Selbsttätigkeit der mittleren und unteren Führung? Nach dem Studium lediglich der „Einleitenden Bemerkungen“ der neuen Vorschrift im Vergleich mit den entsprechenden Absätzen früherer Vorschriften möchte man diese Frage bejahen. Die kurze Einleitung der Norme von 1891 klang in den Satz aus: „Der Führer einer Truppenabteilung, nicht gefesselt durch verpflichtende (tassative) Bestimmungen, besitzt in vollem Umfang jene Freiheit des Handelns, die untrennbar von der ihm auferlegten Verantwortlichkeit ist, und hat so die Möglichkeit, die eigene Initiative zu entfalten, eine wesentliche Eigenschaft für jeden, der im Kriege ein Kommando ausübt“, und der Gedanke dieser Darlegung fand in der „Vorschrift für den Dienst im Kriege“ in dem Kapitel „Gefechte“ eine

noch schärfere und vielleicht noch glücklichere Fassung: „Den Führern höheren Grades steht die höhere Leitung des Kampfes zu; sie dürfen also nicht die kleineren Maßnahmen der unterstellten Truppen regeln, sondern müssen sich auf das selbständige Handeln der ihnen unterstellten Führer verlassen. Deshalb ist der Grundsatz der Initiative einer der mächtigsten Faktoren des Sieges und ist anwendbar (si applica) auf alle Führergrade auf Grund der Verantwortlichkeit, die dem einzelnen obliegt." Dieser Gedanke hat jetzt in den „Einleitenden Bemerkungen" der neuen Norme folgende Fassung gefunden: „Den Führern der Abteilungen muß jene richtig bemessene (giusta) Freiheit des Handelns belassen werden, welche der ihnen übertragene Auftrag (mandato) erfordert, und die ihnen gestattet, innerhalb der Sphäre ihres Handelns und in Übereinstimmung mit dem allgemeinen Ziel jene Initiative zu entfalten, die jeder besitzen muß, der im Kriege ein Kommando ausübt." Unwillkürlich denkt man bei dem Streben, der völlig ungebundenen Initiative und Freiheit des Handelns durch bestimmte Rücksichten Zügel anzulegen, daß zwischen 1891 und 1903 der Tag von Adua liegt, zwischen dem September 1896, wo die „Vorschrift für den Dienst im Kriege" eingeführt wurde, und 1903 die Klarlegung des taktischen Verlaufes dieses Tages durch kriegsgerichtliche Feststellungen und kriegsgeschichtliche Forschungen. Wurde dieser Tag doch vorzugsweise deshalb verhängnisvoll, weil General Albertone, der Führer der Eingeborenen-Brigade auf dem linken Flügel, ohne Rücksicht auf das von Baratieri vorgezeichnete allgemeine Ziel, seiner Durchgängernatur keinen Zügel anlegte.

Das Gefühl, daß man in der neuen Vorschrift die Freiheit des Handelns der mittleren und unteren Führung tatsächlich eindämmen wolle, verliert sich jedoch, wenn man von den „einleitenden Bemerkungen" zu den eigentlichen Ausführungen der Vorschrift übergeht; die Theorie der ersteren hält der Praxis der letzteren nicht stand. Während in den alten Norme im wesentlichen nur noch bei der Tätigkeit der Kavallerie der Gesichtspunkt der Initiative hervorgehoben wurde, weisen die neuen zunächst schon im Vorwort darauf hin, daß „für den Führer einer großen Kriegseinheit die Freiheit des Handelns im Verhältnis seiner räumlichen Entfernung von dem Höchstkommandierenden wächst. Die Regel, auf den Kanonendonner loszumarschieren, um andere Abteilungen im Kampf zu unterstützen, muß Grundsatz der Solidarität zwischen den fechtenden Korps sein, und daran muß auch dann festgehalten werden, wenn das Aufgeben des eigenen übernommenen Auftrages nach dem Urteil des betreffenden Führers einen geringeren Nachteil darstellt als das Unterlassen des Vormarsches auf das Schlachtfeld." Diese Gedanken werden später durch die Feststellung ergänzt, daß die Unterstützung benachbarter gefährdeter Abteilungen nicht etwa in das Ermessen der einzelnen Führer gestellt, sondern Pflicht (obbligo) sei. „Der Grundsatz, »einer für alle und alle für einen«, dessen Anwendung den besten Kitt des allgemeinen inneren Zusammenhalts abgibt, muß im Kriege jeden Führer leiten und so jenes gegenseitige

Vertrauen erzeugen, ohne das die Gewinnung des Sieges unmöglich ist.“ Die Besprechung des Verhaltens einer Kriegseinheit im Verbande gibt ebenfalls Gelegenheit, auf das zu selbständigem Handeln anregende Gefühl der Mitverantwortlichkeit hinzuweisen; eine solche Einheit möge sich stets als „Ring einer Kette“ betrachten. Die Führung einer Flügeleinheit aber wird ganz besonders häufig sich nicht auf Befehle von oben, sondern auf eigene Initiative gründen müssen. Der Schlachttag von Custoza 1866, die psychologisch auch heute noch an der Hand aller Dokumente und Tatsachen schwer erklärbare Untätigkeit des Führers des 3. italienischen Korps, della Rocca, bei Villafranca, während auf den Höhen von Custoza der Entscheidungskampf ausgefochten wurde, hat im negativen Sinn eine eindringliche Lehre für die innere Notwendigkeit der angeführten allgemeinen Forderungen der Norme geboten; im positiven Sinne ist diese Lehre durch das Studium der preußisch-deutschen Führung der Jahre 1866 und 1870/71 auch in der italienischen Militärliteratur genugsam erhärtet worden.

Weitere Aufforderungen und Anleitungen zum eigenen Urteilen und selbständigen Handeln finden sich in folgenden, in aller Kürze anzuführenden Grundsätzen für bestimmte Lagen und einzelne Waffen. Ein Führer hat seine Maßnahmen nicht allein vom Gelände abhängig zu machen, sondern auch dessen Nachteile durch sachgemäße Formationen und verständige Feueranwendung auszugleichen. Eigener Initiative kann und muß ein opfervolles Eintreten der einen Waffe für die andere bis zur eigenen Vernichtung entspringen, z. B. der Infanterie für gefährdete Artillerie, der Kavallerie für erschöpfte munitionslose Infanterie, der Artillerie für geworfene, zurückgehende Infanterie; in letzterer Beziehung haben die sogen. sizilianischen Batterien bei Adua ein heldenmütiges Verhalten gezeigt. Bei der Artillerie wird nach den Norme diese Initiative ihre wirkungsvollste Betätigung in dem Einnehmen vorgeschobener Stellungen finden. Der Führer der selbständigen Kavallerie einer Kriegseinheit hat über die Entfernung, auf die er vorgehen will, im Hinblick auf das Gelände und die für den Aufmarsch der Kolonne erforderliche Zeit selbst zu bestimmen. Auch die Bezeichnung der Kavallerie als „fähig, die größte moralische Wirkung hervorzurufen und deshalb die wichtigsten Erfolge einzuheimsen, wenn sie mit richtiger Wahl des Augenblicks und mit Schnelligkeit des Entschlusses Kühnheit und Energie der Ausführung verbindet“, ist wohl geeignet, in dieser Waffe die Initiative zu wecken und zu pflegen. An anderer Stelle wird der Unterbindung dieses Strebens seitens der oberen Führung durch den Hinweis ein Riegel vorgeschoben, daß der Charakter der heutigen Schlacht nach deren Einleitung die Erteilung von sachgemäßen Befehlen an die Kavallerie fast unmöglich mache, daß Zeitpunkt und Art ihres Eingreifens in den Kampf der Regel nach ihrer eigenen Initiative überlassen werden müsse. In jedem Falle müsse sie, ebenso wie leichte Artillerie und Radfahrerabteilungen, beim Beginn

der Verfolgung selbsttätig und energisch, und zwar namentlich durch Flankenangriffe eingreifen.

Dem Ermessen der Führer von Korps, Divisionen und kleineren Kampfeinheiten wird auf den räumlich von der obersten Leitung schwer zu beherrschenden Schlachtfeldern der Zukunft oft die Wahl des Augenblicks zum Ansetzen eines flankierenden oder überflügelnden Angriffs überlassen bleiben müssen. In der Verteidigung wird der Gegenstoß nach abgewiesenem Angriff ebenfalls oft von der Entschlußfähigkeit der mittleren Führer abhängig sein, da sich die einmal versäumte Gelegenheit vielleicht nie wieder bietet. Die Initiative der unteren Führer, die der Mitwirkung der Unteroffiziere und selbst des einzelnen Soldaten bedarf, findet eine besondere Betonung in den Absätzen der Norme, die die letzte entscheidende, dem Einbruch vorangehende Phase der Angriffsschlacht schildern. In der Verfolgung darf die Selbsttätigkeit sogar zu „unüberlegten (temerari) Schritten“ führen. Zu tadeln ist in solchen Zeiten nur die „übermäßige Vorsicht“ (146).

Die schwierigsten Anforderungen an die Entschlußfähigkeit des Führers treten an diesen heran, wenn er vor der Frage steht, ob ein Gefecht durchzuführen oder abzubrechen ist. Diese Entscheidung steht allein dem Höchstkommandierenden zu, der auch allein die Verantwortlichkeit für sie trägt (147), aber in so schwieriger Lage der Unterstützung aller Unterführer bedarf. Die verhältnismäßig sehr eingehenden Bestimmungen der Norme über diese Phase des heutigen Kampfes verlangen in Anlehnung an unsere Feldienst-Ordnung die Übermittlung des Befehls zum Rückzug an die Unterführer in vertraulicher Weise; sie schreiben vor, daß den Unterführern außerdem eine Stellung, die sie mit ihren Truppen zu erreichen suchen müssen und womöglich auch mehr als e i n e Marschrichtung angegeben werden müsse; sie fordern als eine dem Rückzug vorhergehende Maßnahme die Rücksendung der Fahrzeuge, kurz, sie lassen die eingehende Berücksichtigung der Fehler und Unterlassungssünden von Baratieri auf dem Colle Rebbi Arienne erkennen, der sich gerade bei dem Rückzug am Tage von Adua als Soldat von tadelloser persönlicher Tapferkeit, aber nicht als Führer von Voraussicht und Entschlußfähigkeit erwies.

Bei aller Ausführlichkeit dieses Abschnittes gelangen aber doch auch die Norme an zwei Stellen zu dem Eingeständnis unseres Exerzier-Reglements, daß für den Rückzug, unter Voraussetzung vorgängiger Niederlage, reglementarische Bestimmungen nicht gegeben werden können; insbesondere die Aufgabe der Führung einer Arrieregarde ist nach ihnen so von den verschiedenartigsten Umständen abhängig, daß nicht Initiative genügt, sondern „Genialität“ helfend eintreten muß. Die Norme ziehen aus dem Charakter eines solchen Rückzugs nicht die Folgerung unseres Reglements, daß der oberste Führer nach Erlaß der entsprechenden Befehle das Gefechtsfeld zu verlassen habe, um die zurückgehenden Truppen mit neuen Befehlen empfangen zu können, daß dann „der Rest Sache der Unterführer sei“, daß also in der bedenklichsten

Kampfeslage alles auf deren Selbsttätigkeit beruhe, wohl aber stellen sie als notwendige Vorbedingung des geordneten Rückzugs und als einzige allgemein gültige Vorschrift einen kräftigen Gegenstoß hin. Sie verlangen, im Gegensatz zu unserer Felddienst-Ordnung, die unnützes Frontmachen zur Unterstützung einer Aufnahmestellung verurteilt, auch im weiteren Verlauf des Rückzugs „kurze und kräftige Gegenstöße", um die Verfolgungskraft des Gegners zu schwächen. Die Anregung zu diesen Gegenstößen weisen sie ausdrücklich den kleinen Abteilungen, der Initiative der unteren Führung zu.

Man kann behaupten, daß heute in allen Armeen selbsttätiges Handeln von der mittleren und unteren Führung gefordert, daß ihr solches auch in der Theorie überall zugebilligt wird, und in dieser Beziehung höchstens in Einzelfragen Zweifel entstehen können, während in der Praxis des Friedensdienstes, der Friedensübungen wohl überall der Theorie nicht voll entsprochen wird. Die Frage der Zusammensetzung, Aufgabe und Verwendung der Avantgarde ist aber eine praktisch wie theoretisch noch viel umstrittene. Von der warmen Anerkennung des von Initiative durchdrungenen Verhaltens der deutschen Führer bei Spichern und Colombey bis zu der in der englischen Vorschrift „Combined Trainings" niedergelegten Anschauung, daß die Avantgarde nur eine taktische Puffervorrichtung ohne Angriffs- und Widerstandskraft sein solle; von der Forderung ihrer Zusammensetzung lediglich aus Kavallerie, reitender Artillerie, Radfahrern und ganz schwachen eventuell berittenen Infanterieabteilungen bis zur Vorschrift unserer Felddienst-Ordnung, daß eine Infanterie-Division in der Regel ein Regiment zur Avantgarde zu bestimmen habe und in kleineren Verbänden die Stärke der Avantgarde auf 1/6 bis 1/3 der gesamten Infanterie zu bemessen sei — welch weites Gebiet von Meinungsverschiedenheiten in den taktischen Anschauungen! Es wird nicht behauptet werden können, daß der Burenkrieg in seinem vorwiegenden Charakter eines Kolonial- und Detachementskrieges dieses Problem geklärt und für die Avantgardenverhältnisse großer moderner europäischer Truppenkörper einwandfreie und immer anwendbare Lehren gegeben habe. Die neue italienische Vorschrift stellt sich diese Aufgabe.

In ihren diesem Thema gewidmeten Ausführungen behandelt sie in sehr viel klarerer Gliederung des Stoffes, als es die Norme von 1891 taten, und analog unserer Felddienst-Ordnung zunächst die Aufgaben von Kavalleriekörpern, die einer Kriegseinheit zugeteilt, aber für die Aufklärung selbständig gemacht sind. Es sind Aufgaben, denen 1870/71 weder die deutsche und noch viel weniger die französische Kavallerie in ausreichendem Maße gerecht geworden ist. Friedensübungen größten Stils haben diesem Zweige der kavalleristischen Ausbildung in Deutschland, Frankreich und Rußland fast jährlich Bereicherung der Anschauungen und Anregungen zugeführt, während in Italien in dieser Beziehung nur einzelne durch Königsmanöver ausgezeichnete Jahre in Frage kommen können. In reglementarischer Beziehung steht jedoch Italien, wenigstens hinsichtlich des zeitgemäßen

Charakters der Vorschriften, augenblicklich an der Spitze. Das italienische Heer besitzt seit dem Herbst 1903 eine „Vorschrift für den Aufklärungsdienst", die, von der Inspektion der Kavallerie entworfen, sich auf den Anschauungen und Vorschriften der Norme aufbaut und die Verhältnisse großer unabhängiger Kavalleriekörper eingehend und in durchaus modernem Sinne behandelt.

Diesen auf ein bis zwei Tagesmärsche vor die Armee vorgeschobenen Kavalleriekörpern werden in der Einleitung der neuen Vorschrift, im Hinblick auf den strategischen Aufmarsch einer Armee, die Aufgaben vorgezeichnet, „die Berührung mit dem Feinde zu suchen, seine Stärke, Verteilung und Bewegungen zu erkennen und darüber an den Armeeführer zu berichten". Im allgemeinen wird für diese Zwecke die gesamte Kavallerie zu verwenden sein, welche der betreffenden Truppeneinheit zur Verfügung steht. „Ist letztere ein Armeekorps, so pflegt man eine Abteilung abzuzweigen, um sie den Divisionen zuzuteilen, die sie zur Verbindung der Kolonnen, zum Nachrichtendienst und zur Seitendeckung verwenden."

Die vorgeschriebenen Friedensstärken der italienischen Eskadrons werden bekanntlich auch unter den günstigsten Verhältnissen nicht erreicht, für die Aufrechterhaltung der Kriegsstärken, die niedriger sind als die der anderen Mächte, wird die Pferdearmut des Landes ein Hindernis bilden. So werden sich sowohl für die selbständige Kavallerie wie für die Divisionskavallerie kaum Verhältnisse ergeben, die im Hinblick auf den voraussichtlichen Gegner günstige zu nennen sein werden.

Für die Entfernung der selbständigen Kavallerie von der Avantgarde ist die Anhaltszahl 8 bis 10 km der alten Norme sowohl im Text wie in den graphischen Anlagen der neuen fallen gelassen: es wird nur auf den Einfluß des Geländes und auf die Zeit verwiesen, welche die Hauptabteilung zum Aufmarsch braucht. „Entscheidend muß sein, daß die Meldung über Auftreten eines stärkeren Feindes so rechtzeitig erfolgt, daß die Kolonne oder die Kolonnen, welche die Kavallerie zu decken hat, ihren Aufmarsch vollziehen können, bevor sie in den Wirkungsbereich der feindlichen Artillerie gelangen."

Eine Reihe von Anordnungen sorgt für einen innigen taktischen Zusammenhang der selbständigen Kavallerie mit Avantgarde und Gros und beseitigt die frühere Unklarheit darüber, was die obere Führung von der Kavallerie zu verlangen, was diese zu leisten habe. Der Höchstkommandierende hat den Kavallerieführer eingehend über die eigenen Absichten und den daraus sich ergebenden Umfang des Aufklärungsgebiets zu orientieren und hat die Marschstraße des Gros der Kavallerie festzulegen; weiter ist bestimmt, daß die Meldungen der Kavallerie an den Höchstkommandierenden durch die Hände des Avantgardenführers gehen, dessen Marschstraße dem Führer der Kavallerie bekannt sein muß.

Eine Zuteilung stärkerer Kavallerie an die Avantgarde, wie sie unsere Felddienst-Ordnung kennt, ist in den Norme nicht vorgesehen. Dagegen sprechen sie

an zwei Stellen von einem mit der selbständigen Kavallerie in Verbindung handelnden, einer Armee vorgeschobenen großen Truppenkörper (Armeekorps oder Division), der in dem Vorwort **Allgemeine Avantgarde** (avanguardia generale) genannt wird. Bei der strategischen Versammlung einer Armee, die zunächst die Voraussetzung bildet, ist es ihre Aufgabe, „zu manövrieren und Widerstand zu leisten, bis die Armee an dem Punkte vereinigt ist, den der Führer festgesetzt hat.“ Handelt es sich um Vormarsch einer Armee und zwar einen solchen in mehreren Kolonnen, so wird die Kavallerie dieser einzelnen Kolonnen, rechts und links Verbindung suchend, eine vorgeschobene Linie bilden, die den Marsch der Hauptabteilungen deckt; sie kann dann ebenfalls einen besonderen Rückhalt an einem vorgeschobenen Armeekorps oder einer Division finden. „In diesem Falle können die einzelnen Kolonnen, wenn das Gelände es gestattet, die Stärke und den Abstand ihrer eigenen Avantgarden verringern und lediglich Sicherheitsabteilungen vorschieben.“ Die Aufklärungstätigkeit der Kavallerie darf durch das Zusammentreffen mit dem Feinde keinen Eintrag erleiden, ihr Vorgehen nur in dem Falle, wenn stärkere feindliche Kräfte es unmöglich machen. Der Aufklärung wird in dieser Phase ein Ziel vorgezeichnet, dessen Erreichung bei der räumlichen Ausdehnung der Zukunftsschlacht ebenso schwierig wie bedeutungsvoll sein wird: es gilt, die Stärke des Gegners und, wenn er in Stellung ist, deren Ausdehnung verläßlich festzustellen. Unter Umständen kann die Lage beim Feinde die Besetzung eines Punktes von entscheidender Wichtigkeit und sein Festhalten bis zum Eintreffen der Avantgarde nötig machen: Fußgefecht und Feuerwirkung treten dann in ihr Recht.

Als die Aufgabe der **eigentlichen taktischen Avantgarde** wird in dem Abschnitt „Marsch unter Wahrscheinlichkeit des Zusammentreffens mit dem Feinde“ bezeichnet, „für die unmittelbare Sicherheit der Kolonne zu sorgen und dem Feinde einen ersten Widerstand entgegenzustellen, um dem Gros zu ermöglichen, in geeigneter Weise und an wünschenswerter Stelle in Tätigkeit zu treten.“ Die früheren Norme waren in der Besprechung der „verschiedenen und auch widersprechenden, an die Avantgarde herantretenden Aufgaben“ und ihrer Anwendung auf einzelne taktische Lagen, deren Fülle doch nie erschöpfend behandelt werden kann, sehr viel wortreicher. Sie schrieben z. B. ausdrücklich ein energisches offensives Vorgehen gegen diejenigen Infanterieabteilungen des Gegners vor, die die stärksten Hindernisse des eigenen Vormarsches wären (das will doch also sagen gegen beliebig starke Kräfte), wenn es nicht gelingen sollte, auf andere Weise, z. B. durch das Gefecht der Kavallerie, Klarheit über die Verhältnisse beim Feinde zu gewinnen; sie brachten Hinweise auf das Eingreifen der gesamten Avantgarde, die in der Praxis wohl zu einem folgenschweren vorschnellen Einsetzen von Kräften führen konnten, wie es bei Amba Aladschi, bei den Flügelkolonnen von Adua der Fall war.

Wie weit und in welchem Sinne die neuen Norme sich über das Thema des Verhaltens der Avantgarde beim Zusammentreffen mit dem Feinde und beim Angriff aussprechen, möchten wir bei der Wichtigkeit des Gegenstandes durch wörtliche Wiedergabe der wichtigsten Sätze darlegen:

„37. Liegen nicht entgegengesetzte Befehle vor, so geht die Avantgarde offensiv gegen die feindlichen Abteilungen vor, die sie auf ihrem Marsch trifft, sei es, um möglichst schnell die ihr gegenüberstehende Stärke festzustellen und dem Gros unnötigen Aufenthalt zu ersparen, was geschehen würde, wenn sie sich durch bloße Kavallerie aufhalten ließe; sei es, um den Gegner über die wirklichen Verhältnisse der eigenen Kräfte zu täuschen und gegebenenfalls die Wirkung der Überraschung auszunutzen.

38. In bedecktem Gelände, wo es schwer ist, über die gegenüberstehenden Kräfte ein Urteil zu gewinnen, ist es ratsam, dem Angriff eine rasche, aber genaue Aufklärung des Geländes durch Patrouillen vorausgehen zu lassen, die schnell vom Haupttrupp der Avantgarde vorgetrieben werden.

39. Der Kommandeur der Avantgarde darf jedoch nicht, wenn nicht etwa schwerwiegende Gründe dazu raten, einen Feind, der in Stellung ist oder als sehr viel stärker erkannt ist, in entscheidender Weise (a fondo) angreifen; denn es muß vermieden werden, daß seine Truppen vor der Ankunft des Gros überwältigt werden, und ferner darf nicht die ganze Kolonne zu einem Eingreifen verpflichtet werden, das von dem Höchstkommandierenden nicht gewollt oder nicht genügend vorbereitet ist. Seine Aufgabe ist dann, ein hinhaltendes Gefecht einzuleiten und inzwischen in Erwartung von Befehlen zu versuchen, sich ein genaues Bild von der feindlichen Stellung und ihrer Ausdehnung zu verschaffen.

40. Die Haltung der Avantgarde kann eine ausgesprochen offensive sein, wenn die Möglichkeit sich bietet, einer Stellung von bemerkenswerter Wichtigkeit für die weitere Entwicklung des Kampfes sich zu bemächtigen, die vom Feinde nur schwach besetzt ist. Sollte die Avantgarde aber schon im Besitz einer solchen Stellung sein und der Feind versuchen, sie daraus zu werfen, so muß sie den lebhaftesten Widerstand entwickeln, um sie zu halten, vorausgesetzt, daß sie in kurzer Zeit vom Gros der Kolonne unterstützt sein kann."

Einfacher gestalten sich die Aufgaben der Avantgarde im Verteidigungsgefecht, genauer gesagt bei Besetzung einer Stellung im taktischen Bereich des Feindes. Sie lassen sich dahin kennzeichnen, daß der Avantgardenkommandeur seine Aufgaben erfüllt, der nicht nur den Gegner aufhält, sondern ihn auch zu einer Zeit und in einer Richtung zur Entwicklung veranlaßt, die den feindlichen Zwecken nicht entspricht.

Als genügend wichtig für eine wörtliche Wiedergabe erscheint auch eine neue Bestimmung, welche die Stellung des Avantgardenkommandeurs nicht ohne weiteres dem rangältesten der bei der Avantgarde befindlichen Offiziere überläßt, sondern in dieser Stellung ausdrücklich ein Bindeglied zwischen Gros und Avantgarde schafft. „Das

Kommando der gesamten Avantgarde wird von dem Kommandeur des nächsthöheren Truppenverbandes übernommen, d. h. von dem Kommandeur der zuvorderst marschierenden Brigade, wenn die Avantgarde ein Regiment Infanterie enthält, von dem Kommandeur der zuvorderst marschierenden Division, wenn der Avantgarde eine Brigade überwiesen ist." Von dem Kommandeur der an der Spitze der Kolonne marschierenden Division darf man mit Sicherheit annehmen, daß er in die Auffassung der obersten Führung in jeder Beziehung eingeweiht ist.

Die Fragen der Stärke und Zusammensetzung der Avantgarden und ihres Abstandes vom Gros sind im Text der neuen Norme mehr in allgemeinen Grundsätzen besprochen als in Einzelheiten geregelt. Der einzige sich vorfindende Zahlenanhalt ist die Bemessung ihrer Stärke auf 1/4 bis 1/6 der gesamten Kolonnenstärke. Die alten Norme gaben auch diesen Anhalt nicht, dagegen beziffert die „Vorschrift für den Dienst im Kriege" jenes Verhältnis auf 1/3 bis 1/6, wie auch unsere Felddienst-Ordnung es tut. Danach wäre in den Norme die moderne Strömung für schwächere Avantgarden in gewisser Weise zum Ausdruck gekommen. Abweichend von den Bestimmungen unserer Felddienst-Ordnung und in Erweiterung derer der alten Norme ist die Zuteilung von starker Feldartillerie an die Avantgarde in den neuen Norme als selbstverständlich betrachtet: „gemäß dem Gelände, das zu durchschreiten ist, weist man der Avantgarde eine so große Anzahl von Batterien zu, als man glaubt, in nützlicher Weise verwenden zu können."

Die Verwendung der Artillerie im Avantgardenverhältnis als „Deckungswaffe des Infanterieaufmarsches", die ja unmerklich in diejenige des „Gerüstes der Schlachtlinie" (capi saldi della linea di battaglia) übergeht, wird einheitlicher bei der Besprechung des gesamten Artilleriekampfes nach italienischer Auffassung zu erledigen sein.

Versuchen wir rückblickend die heutigen italienischen, in den Norme niedergelegten Anschauungen und Gesichtspunkte über taktische, an die Avantgarde sich anknüpfende Fragen zusammenzufassen, so möchten wir sagen: man verzichtet darauf, die unzähligen Lagen des heutigen Kampfes in Vorschriften zu beleuchten, man vertraut dem Urteil und dem Entschluß der im Geiste der Entschlußfreudigkeit erzogenen Führer, man bestrebt sich aber auch, die Entscheidung über die Form der Kampfeinleitung, die Wahl zwischen Abwehr oder Angriff, zwischen hinhaltender und entscheidender Gefechtsführung in die Hände des Höchstkommandierenden zu legen, von der „Auftragstaktik" möglichst bald zu dem „Gefecht mit Kommandoeinheiten" zu gelangen und unter Pflege eines allgemeinen offensiven Geistes ein gegenseitiges Zusammenwirken der Avantgarde und des Gros sicherzustellen. Es entspricht dem, daß Anweisungen für die Gefechtseinleitung und -führung der Avantgarde nicht mehr wie in den früheren Norme für die Lage gegeben sind, „wo der Feind gemeldet ist", sondern unter dem Titel „Zusammentreffen mit dem Feinde", daß sie also in eine Sphäre verlegt sind, wo

bei klarerem Einblick in die Verhältnisse der Einfluß des Höchstkommandierenden der maßgebende sein soll und wird.

Durchaus modern erscheinen die Norme in der nachdrücklichen Ausführlichkeit, mit welcher sie alle die Feldartillerie und ihr Auftreten im Verbande von Kriegseinheiten betreffenden Fragen behandeln. Sie gehen dabei technisch von der Grundlage eines einzigen Geschütztyps, eines schnellfeuernden Rohrrücklaufgeschützes ohne Panzerung und mit geringer Rauchentwicklung aus, wie es das neue Feldgeschütz 75A darstellt, organisatorisch von der Zuteilung von je einem Artillerie-Regiment (zu 5 Batterien von je 6 Geschützen) an die Divisionen und der Aufstellung von einem Korpsartillerie-Regiment zu 6 Batterien (zu 6 Geschützen), taktisch von einem ungefähr gleichen artilleristischen Kräfteaufwand auf beiden Seiten. Einer etwaigen Zuteilung von leichten oder schweren Feldhaubitzen an die Feldarmee geschieht nicht Erwähnung: es entspricht das der ablehnenden Haltung der italienischen Militärbehörden in dieser Frage, einer Haltung, die wohl stark durch einengende finanzielle Rücksichten bedingt ist.

Es ward berührt, daß die Norme beim Angriffsverfahren für die Avantgarde eine möglichst starke Artillerie fordern. So wird denn auch großer Wert darauf gelegt, daß schon für die erste Berührung mit dem Feinde ein sofortiges inniges Zusammenwirken des Kommandeurs der Avantgarde und desjenigen der Avantgarden-Artillerie gesichert ist. Ersterer läßt sich von dem Artilleriekommandeur an die Spitze der Avantgarde begleiten und trifft hier, wenn ein Eingreifen der Avantgarden-Artillerie für vorteilhaft erachtet wird, dafür die erforderlichen Anordnungen. „Die Batterien begeben sich dann schnellstens (rapidamente, in Steigerung des Ausdrucks celeremente der alten Norme) in die Stellungen, welche ihr Kommandeur entsprechend den Absichten des Avantgardenkommandeurs ausgewählt hat.“ Im Gegensatz zu früher ist also der Artillerie der Avantgarde die Möglichkeit gegeben, von verschiedenen Stellungen aus ihrer Aufgabe gerecht zu werden, den Gegner zur Entwicklung seiner Kräfte zu zwingen und im Zusammenhang mit der vorgehenden eigenen Infanterie zu bleiben.

Auch bei dem Gros besteht für dessen Führer die Verpflichtung, den Kommandeur der Artillerie an die Spitze zu entbieten, wenn die Avantgarde auf stärkere feindliche Kräfte gestoßen zu sein scheint. Hält er das Eingreifen des Gros für erforderlich, so muß seine erste Anordnung Klarheit darüber schaffen, ob die gesamte Artillerie des Gros ins Gefecht zu treten hat oder nur ein Teil von ihr; mit letzterer Möglichkeit rechneten die alten Norme nicht. Dann erst erfolgen die Anordnungen für den Aufmarsch der Infanterie.

Eine verpflichtende und alle Lagen erschöpfende Abgrenzung der Befehlseinwirkung des Höchstkommandierenden einer Kriegseinheit einerseits, des Artilleriekommandeurs andererseits auf die Artillerie kann nicht gegeben werden. Immerhin sind die neuen

Norme in dieser Beziehung viel bestimmter als die alten, und ihre die Einheitlichkeit der Leitung stärkenden Festsetzungen bedeuten einen entschiedenen Fortschritt. „Die taktische Verwendung der Artillerie wird unter gewöhnlichen Verhältnissen dem Führer der Kriegseinheit zufallen. Oft kann es aber auch vorteilhaft sein, daß er dem Artilleriekommandeur nur die nötigen Direktiven gibt und diesem die Sorge für die taktische Verwendung der ihm unterstellten Batterien überläßt."

Die italienische Vorschrift macht also weitgehende Zugeständnisse an die zu erwartenden großen Frontausdehnungen der Zukunft, die starke Inanspruchnahme des Höchstkommandierenden durch eine Fülle von Aufgaben, die gesteigerte Schwierigkeit einer einheitlichen, alle Teile des Schlachtfeldes umfassenden Leitung des Artilleriekampfes. Unser Exerzier-Reglement gestattet dem kommandierenden General nur „in besonderen Fällen, z. B. beim Angriff auf vorbereitete Stellungen", dem ältesten Brigadekommandeur der Artillerie die einheitliche Leitung des Artilleriekampfes zu übertragen. Die besondere Feuerleitung bleibt jedenfalls immer Sache der Artillerie. Nur wenn dieser Leitung eine einheitliche technische Auffassung zugrunde liegt, wird, wie die Norme betonen, entscheidende Feuerwirkung zu erzielen sein: die artilleristischen Befehlsverbände sind deshalb tunlichst aufrechtzuerhalten. Aber auch den Aufgaben der höheren taktischen Einheiten, der Divisionen, ist Rechnung zu tragen. Der Regel nach müssen in einem Armeekorps die den einzelnen Divisionen zugeteilten Batterien auch in deren Aufmarsch- und Gefechtsgelände verwendet werden, damit die Divisionen nicht der wirksamsten Unterstützung beraubt werden, über die sie für Einleitung und Durchführung des Gefechts verfügen. Auch dann, wenn in bestimmten Lagen, z. B. vor dem Einbruch in die feindliche Stellung, der Höchstkommandierende es für angezeigt hält, das Feuer der ganzen ihm unterstellten Artillerie gegen ein einziges Ziel zu richten, ist deshalb nicht etwa die örtliche Vereinigung der Batterien nötig; infolge der erweiterten Schußwirkung der modernen Geschütze wird auch ohne eine solche Vereinigung in den meisten Fällen das Zusammenwirken im Ziel möglich sein.

Unter den Gesichtspunkten für Art und Charakter des Eintretens der Artillerie in den Kampf stellen die Norme gewandte Schnelligkeit (prontezza) und Gleichzeitigkeit des Auftretens, sodann die Möglichkeit einer wirksamen und geschickten Feuervereinigung in den Vordergrund. „Die Artillerie tritt deshalb der Regel nach von Beginn des Gefechts an mit der größten verfügbaren Zahl von Geschützen auf und eröffnet das Feuer womöglich überraschend und gleichzeitig." Aber auch hier kann die Rücksicht auf das Zusammenwirken mit der Infanterie einschränkend und abschwächend wirken. „Um Munitionsverschwendung zu vermeiden, regelt die Artillerie ihr Feuer so, daß sich seine größte Wirkung dann entfaltet, wenn die Infanterie so weit vorgegangen ist, um Vorteil davon zu haben."

Für die ersten Batterien des Gros werden beim Angriffsverfahren mit Rücksicht auf die Einheitlichkeit der Artillerieverwendung meist Stellungen in Frage kommen, die

denen der Avantgardenartillerie benachbart sind, vorausgesetzt, daß von ihnen genügende Feuerentwicklung möglich ist. Im übrigen entscheiden für die Wahl der Feuerstellung zwei Rücksichten: es muß möglich sein, von ihr aus den Zwecken zu entsprechen, welche der Höchstkommandierende im Auge hat, sie muß aber auch die Möglichkeit der schnellsten (più rapida) Feuereröffnung bieten. Stellungen, welche zur Einnahme viel Zeit erfordern oder der Feuerleitung Schwierigkeiten bieten, sind also zu verwerfen. Nicht vorteilhaft erscheinen auch solche, die einen baldigen Stellungswechsel wahrscheinlich machen. Das Überschießen der eigenen Infanterie wird in unbedingterer Weise, wie es unser Reglement tut, gebilligt.

Im Verteidigungsverfahren geht die Rücksicht auf Wahl und Anweisung günstiger Stellungen für die Artillerie allen anderen vor. „Im allgemeinen wählt man solche Stellungen hinter der Feuerlinie der Infanterie, aber man zögert auch nicht, die Batterien in erster Linie unterzubringen, wenn nur auf diese Weise ein wirksames Feuer für sie möglich ist. Allzu sichtbare Stellungen sind zu vermeiden, weil sie, auch von weitem, dem Feuer des Angreifers ein gutes Ziel bieten.“ Handelt es sich um vorbereitete Stellungen, so werden Batteriedeckungen in größerer Zahl, als Batterien vorgesehen sind, ausgehoben, um bei übermächtigem Feuer des Gegners Stellungswechsel vornehmen zu können.

Der Grundsatz, Deckungswaffe für die Infanterie zu sein, in engem Zusammenhang mit ihren Aufgaben zu handeln, ist auch für die Durchführung des Artilleriekampfes im Angriffsverfahren der leitende. „Enthüllt die feindliche Artillerie von Anfang an mit direktem Feuer gegen die Artillerie oder gegen die angreifende Infanterie ihre Stellungen, so versuchen die Batterien, sie zum Schweigen zu bringen oder jedenfalls ihr Feuer auf sich zu lenken, um die Entwicklung der eigenen Infanterie zu erleichtern. Hält hingegen die feindliche Artillerie sich verborgen, um die volle Wirkung ihrer Tätigkeit für die vorgehende Infanterie aufzusparen, wenn diese, in wirksamen Schußbereich gelangt, ein günstiges Ziel bietet, dann erscheint es angezeigt (conviene), daß die Artillerie des Angreifers das Feuer überhaupt nicht oder nur mit einer Anzahl von Geschützen eröffnet, die den sich bietenden Zielen entspricht. Sie tritt mit dem Feuer aller Batterien gegen die feindliche Artillerie erst dann in Tätigkeit, wenn diese unabweislich gezwungen ist, einzugreifen, um die eigene Infanterie gegen das Vorgehen der Infanterie des Angreifers zu unterstützen.“

Der Aufmarsch und die Entwicklung der Infanterie des Angreifers ist erfolgt, der Kampf entbrennt auf der ganzen Linie. Die Aufgabe der Artillerie bleibt auf der gleichen Höhe der Verantwortlichkeit für eine ausreichende Unterstützung der Infanterie. Von der Führung der letzteren wird gefordert, daß sie die Truppen möglichst gedeckt in möglichst große Nähe des Gegners bringe, um von dort aus die Feuerüberlegenheit zu erringen; die Widerstandskraft des Gegners muß allmählich er-

schöpft, der Einbruch vorbereitet werden. Diese mit wenigen Worten skizzierten, so außerordentlich schwierigen Aufgaben der Infanterie muß die Artillerie erleichtern, „indem sie die feindlichen Abteilungen beschießt, welche die Infanterie am meisten belästigen, indem sie die Teilangriffe unterstützt, zu denen jene gezwungen ist, indem sie je nach Zeit und Ort die Schnelligkeit des Schießens erhöht und die Feuerleitung nach den taktischen Aufgaben der eigenen Infanterie regelt.“

Die Frage: „Sollen nicht erkennbare, durchaus gedeckte Ziele, z. B. Truppen, die in Berücksichtigung eingegangener Meldungen, des Geländes und des Verlaufs der feindlichen Verteidigungslinie an bestimmter Stelle vermutet werden, unter Artilleriefeuer genommen werden?“ behandelt unser Artillerie-Exerzier-Reglement in dem Abschnitt „Angriff auf befestigte Feldstellungen“ eingehend und unter Hinweis auf die Tätigkeit von Feldhaubitzbatterien, die durch das Granatfeuer von Kanonenbatterien unterstützt werden können. Da die Norme von der eventuellen Zuteilung von Steilfeuergeschützen und anderen, Sonderzwecken dienenden Geschützen, z. B. auch Maschinengewehren, an die Feldarmee absehen, so behandeln sie die Frage der Feldbefestigungen lediglich in ihren taktischen und fortifikatorisch-technischen Grundzügen; in bezug auf diese sei bemerkt, daß die Ausrüstung der italienischen Infanterie mit Schanzzeug im Verhältnis zu anderen Armeen trotz jahrelanger Erörterung der Frage noch immer eine ungenügende ist. Für die Fülle felbartilleristischer Fragen, die im Hinblick auf die geschickte Verteidigung vorbereiteter Feldstellungen durch die Buren sich dem Studium darbieten, liefern also die Norme keine bemerkenswerten Beiträge. Jene oben erwähnte besondere Frage des Schießens auf nicht erkennbare Ziele bejahen sie und führen als Grund dafür das Streben an, den Gegner zum Zeigen seiner Artillerie zu zwingen. Erst wenn das geschehen, könne eine Vereinigung des eigenen Artilleriefeuers auf die feindlichen Batterien und auf die Punkte stattfinden, die dem Höchstkommandierenden nach Klärung der Lage am wichtigsten erschienen.

Auch für die Kampftätigkeit der Artillerie im Verteidigungsgefecht bleibt der oberste Grundsatz das Zusammenwirken mit der Infanterie. Sie muß „ihre Tätigkeit dauernd derjenigen der Infanterie anpassen, indem sie ihr Feuer gegen die bedrohlichsten feindlichen Abteilungen richtet und ihr Ziel mit allen oder mit einem Teil der Geschütze wechselt, wenn das nötig ist“ (109). Die damit gegebene Anleitung, stets der Eigenart der Lage Rechnung zu tragen, wird von den Norme dann noch durch eine Reihe von Hinweisen auf besondere Fälle unterstützt. „Nicht immer wird der Artillerie des Verteidigers bei Beginn des Gefechts als Ziel die Artillerie des Gegners zufallen, oft wird sie einen Teil ihrer Geschütze gegen die Infanterie des Angreifers richten, wenn die von dieser angenommene Formation günstige Ziele bietet, namentlich aber, wenn die angreifende Infanterie im weiter entfernten Gelände weniger Schutz findet als in dem der Stellung nahegelegenen.“ Für die Verteidigungsartillerie ist

auch die Möglichkeit vorgesehen, mit der Feuereröffnung zurückzuhalten, um sich nicht vorzeitig dem Gegner zu entdecken und einen besonders günstigen Zeitpunkt für ihr Eingreifen abzuwarten. Gelegenheiten aber, die nicht ungenutzt und ohne Schnellfeuer vorübergehen dürfen, sind das Erscheinen feindlicher Artillerie-Marschkolonnen oder das ungedeckte Auffahren des Gegners. Während unser Reglement bereits in seinen „Allgemeinen Grundsätzen“ die Verwendung der Artillerie im Regiments- oder Abteilungsverbande als die Regel hinstellt, nehmen die Norme zu dieser Frage mit den Sätzen Stellung: „Die Batteriegruppen und die Abteilungen können je nach dem Gelände vereinigt oder getrennt verwendet werden; im allgemeinen strebt man danach, sie nicht in einer Stellung zu massieren, weil man so den Feind zwingt, sein Feuer zu verteilen (disseminare).“ Auch den Fall behandelt die italienische Vorschrift, daß die artilleristische Überlegenheit des Angreifers eine derartige ist, daß eine dauernde Durchführung des Kampfes die verteidigende Artillerie zu sehr schwächen würde. Es liegt dann im Machtbereich der obersten Führung, ein zeitweiliges Zurückgehen der Batterien in Deckung anzuordnen. Der Artilleriekommandeur ist nur in außerordentlichen Fällen zu einer solchen Maßnahme berechtigt. Die Batterien halten sich dann aber jederzeit bereit, günstige Gefechtslagen zur kräftigen Wiederaufnahme der Feuers auszunutzen. In völliger Übereinstimmung mit dem deutschen Reglement schreiben auch die Norme vor, daß, wenn der Angreifer zum Sturm vorgeht, alle anderen Rücksichten für die Artillerie des Verteidigers, auch die auf etwaigen Verlust der Geschütze schweigen: sie greift da ein, wo die Gefahr am drohendsten ist.

Die Aufgaben der Artillerie bei der Verfolgung sind in den Norme auffallenderweise nicht erörtert, wenn wir von der Bemerkung absehen, daß „Kavallerie, leichte Artillerie und Radfahrerabteilungen immer, wenn das Gelände ihre Verwendung gestattet, die geeignetsten Elemente einer gründlichen Verfolgung sind“. Die vom Geiste energischer Kräfteausnutzung beseelten Vorschriften unseres Exerzier-Reglements, die die Verwendung der gesamten Artillerie in rücksichtslosester Weise zur Ausnutzung des Sieges fordern, fehlen in den Norme.

Dagegen gibt die Betrachtung des Rückzuges außerhalb der Berührung mit dem Feinde einige Gesichtspunkte für die Verwendung der italienischen Artillerie. Häufige Aufnahmestellungen der Infanterie und Artillerie mit gutem Schußfeld vor der Front sollen schon auf weite Entfernungen den Gegner zur Entwicklung und zum Zeitverlust zwingen, der eigenen Führung aber die Möglichkeit des überraschenden Abbrechens (improvviso) des Gefechts geben. „Der Regel nach sind die letzten Abteilungen, welche die Stellung räumen, auserlesene Infanterie oder besser abgesessene Kavallerie (scelta) und die Artillerie. Diese Truppen eröffnen Schnellfeuer, verdecken die Absicht, den Widerstand aufzugeben und schaffen den anderen Truppen die Zeit, sich geordnet in Marsch zu setzen.“ Der Absatz ist mit der Annahme eines Rückzugs „außerhalb der Berührung mit dem Feinde“ (contatto) nicht recht in Einklang zu

bringen; die Fassung der Absätze 86 unserer Felddienst-Ordnung und 363/364 unseres Artillerie-Exerzier-Reglements ist glücklicher.

Versuchen wir auch für die im Vordergrunde stehenden artilleristischen Fragen eine Zusammenfassung der durch die Norme entwickelten Gedanken. Die Vorstellung eines die Regel bildenden großen Artillerieduells zu Beginn der Schlacht, die Annahme, daß der Ausgang dieses Duells auf den weiteren Verlauf der Schlacht entscheidend einwirke und eine wesentliche Bedingung des Sieges sei, ist in den Hintergrund getreten. Dagegen steht überall der Gedanke im Vordergrund: Artillerie und Infanterie sind auf ein inniges, mit dem ersten Schuß einsetzendes und bis zum Ende der Gefechtshandlung dauerndes Zusammenwirken angewiesen. Die Infanterie bleibt auch unter den heutigen Verhältnissen der gesteigerten Artilleriewirkung die Hauptwaffe, aber sie kann ihr Ziel, die Feuerüberlegenheit zu erringen und den erschütterten Gegner zu werfen, nur erreichen, wenn die Artillerie sie dauernd verständnisvoll unterstützt, ihre Kampfesweise der der Infanterie anpaßt: in diesem Sinne, aber auch nur in diesem Sinne, ist die Artillerie als schlachtentscheidende Waffe zu betrachten. Das führt nach dem italienischen Urteil zur Verwendung einzelner Artillerieabteilungen im Kampfbereich der betreffenden taktischen Einheiten und somit an den verschiedensten Stellen des weitausgedehnten Schlachtfeldes. Eine solche Verwendung wird nicht mehr als Verzettelung der Kräfte angesehen, die zusammenfassende Leitung des Artilleriekampfes durch die obere Führung wird mehr eine taktisch gesicherte als auf den örtlichen Überblick sich gründende sein müssen. Die Massenwirkung eines einheitlich geleiteten Feuers wird nicht mehr als die conditio sine qua non des schließlichen Erfolges angesehen werden dürfen. Die langgestreckten und gute Ziele bietenden Massenaufstellungen von Batterien, wie sie der Krieg von 1870/71 zeigte, werden nicht mehr auf dem Schlachtfelde zu finden sein. Des weiteren tragen die Norme dem Charakter des munitionsverschlingenden Schnellfeuergeschützes Rechnung und verwerten die unleugbaren Erfolge der geschickten und in langen Abschnitten des Kampfes sparsamen Artillerieverwendung der Buren: ein überlegt zurückhaltendes, nacheinander erfolgendes Einsetzen der verschiedenen Artillerieabteilungen kann namentlich in der Verteidigung bei Beginn des Kampfes und bei eigener zahlenmäßiger Unterlegenheit ein empfehlenswertes Mittel sein, um sich die Sicherheit eines langen Widerstandes und die Möglichkeit zu erhalten, in entscheidenden Augenblicken das stärkste Gewicht in die Wagschale zu werfen, denn damit sind die heutigen beiden stärksten Faktoren des artilleristischen Endsieges gegeben.

Von ausschlaggebender Wichtigkeit wird in einem großen europäischen Zukunftskriege die einheitliche Leitung von Heeresmassen, die sich aus Divisionen, Armeekorps und selbst aus Armeen zusammensetzen, und unter dem gegen früher außerordentlich gesteigerten Druck von Tragweite und Feuerwirkung der Artillerie- und Infanteriewaffen sein.

Schon in den „Vorbemerkungen" berühren die Norme diese Schwierigkeiten mit folgenden Sätzen: „Bei den Märschen einer Armee verpflichten die Schwierigkeiten, auf die ihre Verpflegung und Bewegung stößt, in der Entfernung vom Feinde eine breite Front einzunehmen und ebenso eine bedeutende, den Hilfsquellen und dem Wegenetz des Gebiets (scachiere), in dem sie operiert, entsprechende Tiefe. In der Nähe des Feindes dagegen muß die Front sich auf diejenige der Gefechtsgliederung (schieramento) zusammenziehen und die Tiefe sich so verringern, daß während der Dauer eines Kampftages die verschiedenen Kolonnen in der Lage sind, sich vollkommen zu entwickeln und am Gefecht teilzunehmen." Diese Sätze regeln die Breiten- und Tiefengliederung.

So heißt es in dem „Der Marsch des Gros" betitelten Abschnitt: „Um eine schnellere Gefechtsgliederung zu erreichen, ist es bei den Märschen der großen Kriegseinheiten angezeigt, mehr als eine Kolonne zu bilden, immer vorausgesetzt, daß man für die Dauer des Vormarschs so nahe beieinanderliegende Straßen zur Verfügung hat, um die Gefechtsgliederung in einer Frontbreite zu gestatten, die der Stärke der Kriegseinheit und dem gesteckten Ziel entspricht." Weiter heißt es: „Mit der Anordnung mehrerer Kolonnen wird der Marsch erleichtert. Jedoch erschwert eine übermäßige große Zahl der Kolonnen ihr Zusammenwirken (coordinamento); außerdem kann, wenn die verschiedenen Kolonnen nur geringe Stärke aufweisen, jene vernünftige Staffelung der Truppen nach der Tiefe verloren gehen, die bei Beginn der Gefechts-Aktion einer großen Kriegseinheit erforderlich ist, und der Widerstand kann dann an jedem Punkt nur schwach sein."

Die notwendige Ergänzung dieser mehr allgemeinen Bemerkungen durch Bestimmung der für die Gefechtsgliederung von den einzelnen Waffen anzunehmenden Formationen fehlt zur Zeit noch, da sie Sache der noch in der Ausarbeitung befindlichen Exerzier-Reglements sind. Dagegen geben uns die Norme eine Würdigung der Verkürzung der Aufmarschzeit durch aufgeschlossenes Marschieren (ordeni di marcia serrate) und Marschieren in Aufmarschformation (marce in formazioni di schieramento o prossime a questo). Die Marschlänge eines auf einer Straße marschierenden Korps sinkt durch das Aufschließen von 24400 m auf etwa 19000 m herab. Die Norme verlangen, daß die Frontbreite der Kolonne den größten Verengungen der zurückzulegenden Straße in der Ausdehnung des ganzen Marsches immer angepaßt sei, was, streng durchgeführt, bei der Beschaffenheit italienischer Straßen sehr oft zum Verzicht auf die ordine serrata führen wird. Andere, die Verkürzung der Aufmarschzeit erzielende breitere Formationen sollen nach den Norme in Rücksicht auf die starke Ermüdung der Truppe nur dann angewendet werden, wenn die Lage sie erfordert. Sicher aber werden solche Lagen, wie sie 1870 z. B. der Morgen des 18. August brachte, im Zukunftskrieg sehr häufig sein. Schon in der Entfernung von 5 bis 6 km von der feindlichen Stellung werden mit Rücksicht auf das Artilleriefeuer die Unterschiede zwischen Formationen

des Marsches und der Gefechtsgliederung sich verwischen. Daß letztere vollendet sein muß, bevor die Truppe in die Zone des feindlichen Artilleriefeuers tritt, schreiben die Norme ausdrücklich (53) vor und geben der flügelweisen Anordnung für sie den Vorzug, weil sie „die Aufrechterhaltung des taktischen Verbandes erleichtert und die Vermischung der Massen beschränkt".

Als Grundbedingung einer sachgemäßen und nicht überstürzten Gefechtsgliederung eines auf einer Straße marschierenden Armeekorps setzt die italienische Vorschrift voraus, daß der Führer des Korps den Divisionskommandeuren seine eigenen Absichten in bezug auf die Gefechtseinleitung mitteilt. Der Führer der vorderen Division kann dann rechtzeitig die Gliederung seiner Division bewerkstelligen, die sich „unter dem Schutz der Avantgarde und der Batterien des Gros, die ins Gefecht getreten sind", vollziehen wird, der Führer der am Ende marschierenden Division aber hat Gelegenheit, „rechtzeitig die eventuellen Änderungen der Marschrichtung zu befehlen und Maßnahmen zu treffen, die sein Eingreifen in den Kampf beschleunigen und wirksamer gestalten können; dazu würde beispielsweise gehören, daß die Truppen auf die ihnen zugewiesenen Objekte (obiettivi) direkt von der Straße und aus der Kolonne heraus dirigiert werden".

„Die Länge der Strecke, welche die Truppen vom Ausgangspunkt der Gefechtsgliederung zurücklegen müssen, um an die feindliche Stellung zu gelangen, verlangt, daß die verschiedenen Teile des Gros derartige Zwischenräume haben, daß sie die Deckungsmittel (accidentalità) des Geländes ausnutzen und sich gegen Sicht und Feuer des Gegners schützen können, ohne den Marsch der Nebenabteilungen zu stören. Die Gefechtsgliederung kann also auf einer größeren Front erfolgen, als diejenige sein wird, die man im Augenblick des Eintretens in das entscheidende Infanterie-Feuergefecht einnehmen wird. In dieser Weise und durch Vortreiben der Flügel wird es leichter sein, der Front selbst eine umfassende (avvolgente) Form zu geben, und es wird sich eine größere infanteristische Feuerentwicklung vom ersten Beginn des Gefechts an ermöglichen lassen." An die Geschicklichkeit der oberen und mittleren Führung werden hier hohe Anforderungen gestellt, besonders hohe, wenn es sich um den Anmarsch auf einer Straße handelt. Ein Deckblatt unseres Exerzier-Reglements vom März 1899 empfiehlt allerdings auch, den Aufmarsch aus der Marschkolonne zunächst durch das Abbiegen der Teten der Unterabteilungen nach den durch die Gefechtsabsicht gebotenen Marschzielen einzuleiten, aber es weist gleichzeitig auf die Gefahr hin, welche die frühzeitige Herstellung breiter Fronten mit sich bringt. Die durch die Norme angeratenen Bewegungen beschwören die Gefahr des Zeitverlustes in einer Lage herauf, wo, namentlich im Begegnungsgefecht, Zeitgewinn alles bedeutet.

Betont muß übrigens werden, daß nach den Norme von Anfang an eine starke Reserve auszuscheiden ist. Je nach dem Gelände und der größeren oder geringeren Klarheit der Lage soll sie ein Viertel bis die Hälfte des gesamten Korps be-

tragen! „Sie wird sogleich eingesetzt, wenn die Lage vollkommen geklärt ist, und man muß stets dessen eingedenk sein, daß eine Truppe, welche im richtigen Augenblick nicht teil am Kampfe nimmt, auf dem Schlachtfeld nutzlos ist." Immerhin wird diese Reserve die oben angedeutete zeitraubende Gefechtsentwicklung unter Umständen nicht mitmachen, sondern vielleicht zum Entscheidung suchenden frontalen Angriff eingesetzt werden. Auch diese auffallend starke Bemessung der Reserve auf eventuell die Hälfte des gesamten Korps läßt erkennen, daß man in Italien in Übereinstimmung mit den Anschauungen unseres Reglements an dem Grundsatz der Tiefengliederung auch für den Angriff festhält. Diese Feststellung wird auch durch den Gedanken nicht abgeschwächt, daß die betreffende Anhaltszahl vielleicht 1/3 bis 1/4 lauten würde, wenn das italienische Armeekorps aus drei Divisionen bestände, daß auch in Italien die Nachteile der Zweigliederung des Korps empfunden werden. Auch unser Exerzier-Reglement, das zur Reserve nicht weniger als ein Viertel des Ganzen zurückbehalten sehen möchte, weist ja darauf hin, daß die Aufrechterhaltung der Truppenverbände bestimmend für die Bemessung der Reserve sein muß. Nach der Fassung der Norme darf angenommen werden, daß in Aufrechterhaltung der Befehlseinheiten eine zur Reserve bestimmte Division die Verfügung über ihre Artillerie behält, daß also in diesem Falle der Korpskommandeur vor dem Einsetzen der Reserve nur mit einem Divisions-Artillerie-Regiment und mit der Korpsartillerie zu rechnen hat.

Wie groß die Frontausdehnung der einzelnen Kriegseinheiten sein soll, dafür bestimmte Vorschriften zu geben, lehnen die Norme zunächst ab, da hierbei die erstrebte und mögliche Ausdehnung der Feuerlinie, Wesen und Richtung der zu erreichenden Ziele, die Natur des Geländes entscheidend mitsprechen. Die Ziele können größere oder geringere Frontausdehnung und verschiedene Dichtigkeit in den verschiedenen Abschnitten der Feuerlinie wünschenswert machen, das Gelände kann veranlassen, die Feuerlinie in Teile zu zerlegen (spezzare) und Zwischenräume in sie einzuschalten, die durch Kreuzfeuer unschädlich gemacht werden müssen. Schließlich aber verstehen sich die Norme denn doch dazu, als Anhaltszahl für die Frontausdehnung eines Armeekorps von zwei Divisionen in Kriegsstärke beim Angriff 3 bis 6 km zu nennen. Ein Blick auf die alten Norme lehrt, eine wie bedeutende Umwandlung die italienischen Anschauungen nach dieser Richtung hin durchgemacht haben. Denn jene gaben die Zahlen 2 bis 3 km! Die zwingende Rücksicht auf die Feuerwirkung der modernen Waffen verlangt möglichste Freiheit der Geländebenutzung, diese erfordert breite Fronten, und ein weiterer Hinweis auf erhöhte Frontausdehnung liegt in der außerordentlich gesteigerten Bedeutung der Überflügelung und Umfassung. Neigt man doch in Frankreich dazu, dem Armeekorps unter Umständen eine Ausdehnung von 10 km zuzugestehen.

In der Verteidigung ändern sich zunächst die Verhältnisse der Gefechtsentwicklung und Tiefengliederung. Der Gegner, der von günstiger Stellung aus dauernd unter wirksames Feuer genommen werden soll, schreibt im allgemeinen die Entwicklung vor, und die Reservenanordnung ist eine andere als beim Angriff. Es werden hinter den Truppen der vorderen Linie Abschnittsreserven und eine dem Führer der Kriegseinheit zur Verfügung stehende Hauptreserve ausgeschieden werden müssen. Das Verhältnis zwischen den eigentlichen Verteidigungstruppen erster Linie und denen der Reserve bestimmt sich nach dem Gelände und dem allgemeinen Zweck. Liegt die Absicht vor, die Entscheidung zu beschleunigen, so wird man die Hauptreserve stärker machen, deren wichtigste Aufgabe die Gegenoffensive ist. Will man dagegen Zeit gewinnen, so weist man der vordersten Linie, der Trägerin des Feuergefechts, und den Abschnittsreserven mehr Kräfte zu. Immer aber ist, wie man sieht, auch in der Verteidigung dem Grundsatz der Tiefengliederung Rücksicht getragen. Diese Rücksicht, das Vorhandensein von Reserven, wird die Gefahren abschwächen, denen Verteidigungsstellungen besonders unterliegen, die des mangelnden Flankenschutzes und der Verzettelung der Kräfte.

Fehlen auf den Flanken natürliche Hindernisse, an die man sich anlehnen kann, so muß für die Sicherung der Flanken durch einen lebhaften Sicherungsdienst und durch besondere Abschnittsreserven gesorgt werden, die hinter und seitwärts-rückwärts (fuori) der Flügel aufgestellt sind. Solche Reserven suchen flankierende Angriffe des Gegners unschädlich zu machen, indem sie entweder die eigene Verteidigungslinie verlängern oder ihrerseits, und zwar möglichst in überraschender Weise, gegen die Flanke des Gegners vorgehen. Die Vorteile ausgedehnter Fronten liegen nach den Norme darin, daß sie den Feind zu breiter Entwicklung zwingen und Umgehungsmanöver erschweren; ihre Gefahren werden mit dem Satz gekennzeichnet: „Immerhin darf man in der Frontausdehnung nicht zu weit gehen, damit die Widerstandskraft nicht geschwächt wird und dem Feinde nicht die Möglichkeit erwachse, sie zu brechen." Zur Kräfteverzettelung kann auch das Streben führen, durch Beobachtungsposten, die vor unübersichtliche Geländeabschnitte vorwärts der Front vorgeschoben sind, und durch vorgeschobene Stellungen sich in erhöhtem Maße sichern zu wollen. Letzteren wird taktische Berechtigung nur zugestanden, wenn sie die Widerstandskraft schwacher Abschnitte der Stellung erhöhen, geringe Truppenstärken erfordern und von den Truppen der eigentlichen Verteidigungslinie unmittelbar unterstützt werden können. „Was jedenfalls zu vermeiden ist, ist, daß die Kräfte verzettelt werden, daß man die Verteidigung der Gefahr aussetzt, in einzelnen Teilen hintereinander überwältigt zu werden, und daß man sich dazu verleiten läßt, ein Gefecht in einer weiter vorgelegenen Stellung durchzuführen, die von Anfang an als weniger günstig nicht für die eigentliche Verteidigung gewählt war."

Einer einzeln auftretenden Einheit wird außer der eigenen Absicht und dem Gelände vorzugsweise und wohl in noch höherem Maße, als die Norme es betonen,

der Gegner in bezug auf Gefechtsgliederung und Frontausdehnung Gesetze vorschreiben; für eine im Verbande fechtende Einheit treten der verfügbare Raum und die Anweisungen des Höchstkommandierenden als weitere bestimmende und taktisch einengende Faktoren hinzu. So wird z. B. auch die Anordnung einer ausreichenden Hauptreserve sowohl im Angriff wie in der Verteidigung nicht Sache der einzelnen Einheiten, sondern der obersten Leitung sein. Die taktische Bewegungsfreiheit einer im Anschluß an andere Truppenteile fechtenden Truppe bemißt unser Exerzier-Reglement ziemlich eng: „eine Bedrohung ihrer Flanken oder die Möglichkeit, selbst einen Flankenangriff unternehmen zu können, wird stets ausgeschlossen sein, wenn sie nicht wenigstens einen Flügel frei hat". Die Norme gehen, wohl weil sie nur ganz große Verhältnisse im Auge haben, darüber hinaus; sie glauben, daß „infolge der großen Frontausdehnung und der verschiedenen Dichtigkeit der Truppenbesetzung auch flankierende oder umfassende Teilunternehmungen mit dem Zweck der Eroberung bestimmter Punkte statthaben können".

Jedenfalls genießt eine Flügeleinheit sehr viel mehr Freiheit, namentlich für ihre nicht angelehnte Flanke: für diese Flanke greifen ähnliche Verhältnisse Platz, wie die, unter denen eine vereinzelte Einheit ficht. Sie trifft beim Angriff entweder in voller Frontbreite auf Kräfte des Feindes oder findet vor sich entweder gar keinen oder nur schwächeren Widerstand. Im ersteren Fall vollzieht sich ihre Gefechtsgliederung und Kräfteverteilung unter steter Betonung des äußeren Flügels, im anderen Fall setzt sofort, und ohne daß Befehle dazu abgewartet werden, eine Umgehungsbewegung ein, von deren Verlauf und Erfolg die oberste Leitung und die benachbarten Einheiten dauernd in Kenntnis zu halten sind. Für den Marsch ausgeschiedene Seitendeckungen können von Einfluß und Wert sowohl für eine frontale Entwicklung und für Umfassung als auch für eine nötig werdende Entwicklung nach der Flanke werden. Unter Umständen werden sie auch für die Tiefengliederung nützlich sein. Daß hier die Initiative aller Führer ein besonders weites Feld findet, wurde bereits hervorgehoben. Sie ist von um so größerer Bedeutung, als Umfassungsbewegungen in der Zukunftsschlacht entscheidend sein werden. Selbst Adua bietet dafür einen guten Beleg.

Für die Betrachtung der Hinweise, welche die Norme für die Einleitung und Durchführung des Angriffs geben, wird es nützlich sein, zunächst in wenigen Strichen die Stellung der Norme zur Frage des Angriffs und der Verteidigung überhaupt anzudeuten. In mannigfacher Weise empfehlen sie die Wahl des Angriffs, wenn es sich um die Erreichung wichtigerer kriegerischer Zwecke handelt. Der Angreifer hat im allgemeinen die größere Freiheit des Handelns. Er vermag den Punkt oder die Punkte des Angriffs zu wählen und aus Umfassungsbewegungen große Vorteile zu ziehen; ihm steht die moralische Überlegenheit einer bestimmten

Absicht, eines fest vorgezeichneten Ziels zur Seite, ein Gefühl, das sich den unteren Führern und der Truppe mitteilt, und „keine Form des Gefechts kann zu einem positiven Ergebnis führen, wenn die Gefechtshandlung nicht mit dem festen und entschiedenen Willen durchgeführt wird, zu einer Entscheidung zu gelangen“. Aus allen solchen Gründen wird darauf hingewiesen, daß die Verteidigung, mag sie durch die gesteigerte Wirkung der Feuerwaffen an Wert gewonnen haben, doch nie Selbstzweck sein darf, daß auch bei ihr die Vorteile der Offensive nicht aus den Augen verloren werden dürfen, daß der richtige Augenblick des Übergangs zum Gegenangriff ausgenutzt werden muß, daß besonders für die Kavallerie und auch für die Avantgarde in einer Reihe von Fällen die Offensive eine Pflicht ist.

Während die Norme von 1891 die Möglichkeit eines Gelingens des Frontalangriffs noch uneingeschränkt zugaben, lautet die Antwort der neuen Norme: „Der Frontangriff auf eine Stellung führt selten zu einem entscheidenden Ergebnis, wenn er nicht von dem Angriff auf eine oder beide Flanken des Gegners begleitet ist ....“ „Die Maßnahmen des Führers müssen also in der Regel auf die Umfassung hinzielen. Der Frontalangriff hat im allgemeinen das Ziel, die Aufmerksamkeit des Gegners auf sich zu lenken und ihn so lange als möglich im ungewissen über die richtige Verwendung seiner eigenen Reserven zu halten; es ist immerhin nicht ausgeschlossen, daß der frontale Angriff der vornehmste (principale) sein kann.“ Auch die Fragen, wohin im einzelnen Fall das Hauptgewicht des Angriffs zu legen sei, welche Kräfteverteilung einzutreten habe, welcher Teil der feindlichen Front als das Hauptziel dieses oder jenes Angriffs zu bezeichnen sei, lassen sich nicht durch feste Regeln beantworten: die augenblickliche Lage, die vorliegenden Nachrichten über den Feind, das Gelände werden darüber entscheiden müssen, aber „die Wirkung des Flankenangriffs ist die größere, weil er die Rückzugslinie des Gegners bedroht“.

Der Bedeutung, die der flankierende Angriff im modernen Gefecht hat, entspricht es, wenn die Norme für seine Ausführung eingehende Anweisungen geben. Die großen Frontausdehnungen der Zukunftsschlacht werden eine besonders eingehende Aufklärung erfordern, ob ein flankierend angesetzter Angriff auch wirklich die Flanke des Gegners treffen wird. Den mit ihm betrauten Truppen sollen also Offizierspatrouillen vorausgehen, die beritten, zu Fuß oder auch zu Rad vorgehen können, um den feindlichen äußersten Flügelpunkt und die Art seiner Besetzung festzustellen. Auch die Zuteilung von Artillerie wird für nützlich erachtet, von günstigen flankierenden Stellungen aus wird ihr Längs- und Schrägfeuer sehr wirksam sein. Bezeichneten die alten Norme als „wesentliche Bedingung“ für das Gelingen des flankierenden Angriffs das Moment der Überraschung, so erklären es auch die neuen Norme als „vorteilhafte Bedingung“ und widerraten auch wie jene für den erforderlichen Flankenmarsch der Bildung einer

Avantgarde; deren Aufgaben übernimmt die dem Feinde zunächst marschierende Kolonne. Das Streben nach Überraschung des Gegners wird nicht nur in der sorgfältigsten Geländeausnutzung seinen Ausdruck finden müssen, sondern es kann auch durch die Wucht des begleitenden frontalen Angriffs unterstützt werden. Andererseits schreibt wieder die Rücksicht auf die in frontalem Gefecht ausharrenden Truppen gewisse Grenzen für die Ausdehnung der flankierenden Bewegung vor: jene dürfen nicht in ihrer Feuerkraft erschöpft sein, ehe der Augenblick des allgemeinen Vorgehens kommt, oder gar durch eine feindliche Gegenoffensive überwältigt sein. Bei ihnen ist gespannteste Aufmerksamkeit auf die Gestaltung der Dinge beim Gegner erforderlich; geht er zurück oder verschiebt er Abteilungen, um dem flankierenden Angriff zu begegnen, so müssen sie energisch zufassen. Machen sich derlei Anzeichen nicht bemerkbar, so wird ein frontales Vorgehen in der Regel erst dann angezeigt sein, wenn sich beim Gegner der Druck des flankierenden Angriffs äußert. Nur so wird jene „Gleichzeitigkeit der beiden Angriffe zu erreichen sein, die von ausschlaggebender Wichtigkeit für den glücklichen Erfolg des Gefechts ist".

Bemerkenswert erscheint der Hinweis, daß die von der obersten Leitung gemachte Unterscheidung zwischen Haupt- und Nebenangriff zwar den höheren Führern bekannt sein müsse, daß aber den Unterführern darüber keine Mitteilung zu machen sei, damit jeder in seinem Bereich die ihm anvertraute Aufgabe als durchaus wichtig auffasse und zu ihrer Lösung die höchste Energie anspanne.

An diese ungebrochene Energie und die Selbsttätigkeit der unteren Führung werden die höchsten Anforderungen herantreten, wenn die Lage so weit zugespitzt ist, daß, immer in verständnisvollem Zusammenwirken aller Waffen, der Infanterieangriff die Entscheidung des Tages bringen muß. Das vornehmste Ziel, unter Umständen das Ziel an sich, dessen Erreichung den Sieg verleiht, ist die Gewinnung der Feuerüberlegenheit. Schon die „Allgemeinen Vorbemerkungen" der Norme fordern: „Die zu treffenden Maßnahmen müssen als Ziel die Erreichung der Feuerüberlegenheit über den Gegner haben, indem ihm die größte Zahl von Verlusten in kürzester Zeit beigebracht wird, und indem uns solche nach Möglichkeit erspart werden. Diese Feuerüberlegenheit wird erworben, indem man den Gegner zur Entwicklung seiner Kräfte gegen unser wirksames Feuer zwingt, das aus möglichst gedeckten oder doch wenigstens der Sicht entzogenen Stellungen abgegeben wird." Der eigentliche Kampf um diese Feuerüberlegenheit beginnt für den Infanterieangriff, wenn die Truppe in den wirksamen Feuerbereich des Gegners tritt, heute also wohl mindestens an der Grenze der sogenannten großen und mittleren Entfernungen des Infanteriegewehrs; die italienischen Vorschriften, welche außer Schützenfeuer und Schnellfeuer auch noch auf mittlere Entfernungen Schwarmsalven zulassen, setzen diese Grenze auf 1000 m fest.

Die Manövrierfähigkeit der Truppen, ihre Schießfertigkeit und die einsichtige

Selbsttätigkeit der Subalternoffiziere, der Unteroffiziere und bis zu einem gewissen Punkte jedes Soldaten wird jetzt Früchte tragen. „Die Feuerlinie muß sich den Deckungsmitteln des Geländes anpassen, die sie am besten gegen die Wirkungen des feindlichen Feuers decken und schützen können, sie wird also für gewöhnlich unregelmäßig und zusammenhanglos (discontinua) sein, gebildet von Gruppen verschiedener Stärke, die, von ihrem eigenen Offizier geführt, jeden, auch den kleinsten Stützpunkt ausnutzen, um gedeckt vorzukommen und das Feuer auf immer kleinere Entfernungen an den Gegner heranzutragen. Die Sprünge nach vorwärts werden sehr kurz sein und werden auf Befehl des betreffenden Unterführers ausgeführt. Das Vorspringen der Gruppen wird durch das Feuer der liegenbleibenden unterstützt, während die nachfolgenden Truppen die Bewegung der vordersten Linie dadurch fördern, daß sie je nach Bedarf und Zweckmäßigkeit in dünner Linie oder in Gruppen vorgehen, um sich mit der vordersten Linie zu verschmelzen."

Der vorstehende Absatz der Norme ist derjenige, der am meisten die Eigenart des heutigen Schützenkampfes berücksichtigt. Dafür, daß die hier vertretenen Anschauungen auch im italienischen Heere keine ganz neuen sind, sei ein Beispiel aus der Berichterstattung nicht etwa über den Kampf von Adua (wo die Italiener ja sehr bald in die Verteidigung gedrängt wurden), sondern über den 38 Jahre zurückliegenden von Custoza beigebracht. Ein Teilnehmer an den hin- und herwogenden Kämpfen um die Höhen von Custoza, Kap. Sismondo, schreibt über die Gefechtsform der italienischen Truppen: „Man müßte sich einer Lüge schuldig machen, wenn man nach dem Ausdruck für eine Formation suchen wollte, in welcher sich die Truppen befanden, als das Gefecht auf den Höhen ernsthaft wurde; es war der Kampf in Schwarmordnung in seiner unordentlichsten Form (era l'ordine a stormi nella sua più arruffata espressione)."*) Aber die Truppen, die in dieser Weise fochten, haben sich, auch nach österreichischem Zeugnis, brav geschlagen.

Es bleibt die Frage offen, wie die nachfolgenden Truppen die Bewegung der vorderen Linie fördern sollen, ob z. B. ein Feuern in der Bewegung, wie die Abessinier es bei Adua anwendeten, gestattet werden soll. Hoffentlich gibt das demnächst zu erwartende neue italienische Exerzier-Reglement darüber Auskunft. Gegenüber dem Exerzier-Reglement vom Jahre 1892 weist übrigens der betreffende Absatz der Norme bedeutende Forschritte auf. Bezeichnet doch jenes, um nur das zu erwähnen, ein sprungweises gleichzeitiges Vorgehen des Bataillons oder der Kompagnien als wünschenswert, gesteht es doch ein staffelweises Vorspringen, und dann in Verbänden nicht unter einer Kompagnie, nur zu, wenn bataillonsweises Springen nicht möglich ist.

Die starke Betonung der Wichtigkeit einer selbsttätigen und geschickten Unterführung für das Gefecht durch die Norme steht im Gegensatz zu dem Mangel an

*) Pollio. Custoza. 1866. S. 213.

wirklichen, länger gedienten Unteroffizieren in Italien. Der Kompagnieetat sieht neben 10 Gefreiten und Obergefreiten nur 4 Unteroffiziere vor.*)

An der Möglichkeit des Sturmes, den das Exerzier-Reglement in geschlossener oder zerstreuter Ordnung und unter den Klängen des Königsmarsches ausgeführt wissen will, halten auch die neuen Norme noch fest. Aber sie nehmen als Regel an, daß die durch einheitliches Zusammenwirken von Infanterie und Artillerie und durch das Eingreifen der Reserven erlangte Feuerüberlegenheit den Gegner zum Rückzug bestimmen wird. Bei einem hartnäckigen und in seiner Stellung bleibenden Gegner wollen sie nur einen Teil der vorderen Linie zum Sturm auf bestimmte Strecken (tratti) der Verteidigungslinie ansetzen, während andere Teile durch Schnellfeuer den Gegner verhindern, die bedrohten Strecken zu unterstützen. In Verbindung mit diesem öfters betonten Gedanken des Einbruchs auf einzelne besonders wichtige Stellen der feindlichen Stellung drücken die Norme die Anschauung aus, der vielleicht nicht allgemeine Gültigkeit zugestanden werden wird, daß die Wegnahme einzelner gut gewählter Punkte den Gegner auf der ganzen Linie zum Rückzug zwingen wird.

Muß beim Angriff die untere Führung und die Truppe vom Geiste unbeugsamer Energie erfüllt sein, so muß eine gleiche auch von der obersten Leitung in dem Festhalten an dem einmal gefaßten Entschluß entfaltet werden. Nachdem das Gros und namentlich die Reserve eingesetzt ist, gibt es kein Zurück und keine Änderung der gefaßten Entschlüsse. Eine solche „würde einen Erfolg vereiteln, der sich vielleicht mit der kraftvollen und zähen Durchführung von Maßnahmen erreichen läßt, die an und für sich weniger zweckmäßig sind.“ Ein Gedanke liegt hier zugrunde, der in anderer Wendung und klassischer Form die Einleitung unserer Felddienst-Ordnung abschließt: „Ein jeder — der höchste Führer wie der jüngste Soldat — muß sich stets bewußt sein, daß Unterlassen und Versäumnis ihn schwerer belasten als ein Fehlgreifen in der Wahl der Mittel.“

Aus der reichen Fülle des Stoffes und der Anregungen, welche die Norme bieten, sind im vorstehenden nur diejenigen Punkte hervorgehoben, welche die Grundfragen des heutigen taktischen Meinungsaustausches betreffen. Die Ausführungen der Norme über nächtliche Unternehmungen und den Gebirgskrieg lassen sich unter solchen Gesichtspunkten nicht behandeln. Dagegen spricht für eine kurze Inhaltsangabe dieser Abschnitte die Tatsache, daß für nächtliche Unternehmungen unsere Dienstvorschriften und auch die anderer Mächte nur sehr wenig Anhaltspunkte bieten, und daß Anschauungen des italienischen Generalstabs und hervorragender Offiziere der Alpentruppen über den Gebirgskrieg, wie sie im letzten Abschnitt der Norme niedergelegt sind, wohl als maßgebend angesehen werden dürfen.

*) Näheres s. Vierteljahrshefte, Jahrg. I, 2. Heft, S. 181.

Die Norme bezeichnen das Streben, der gesteigerten Wirkung der modernen Waffen gegenüber die eigenen Verluste zu mindern, als einen Grund zu nächtlichen Unternehmungen. Es ergeben sich für solche drei Möglichkeiten des Erfolges. Es kann darauf ankommen, im Schutze der Nacht die einleitenden Bewegungen auszuführen und dann beim Morgengrauen überraschend den Kampf zu eröffnen. Zu diesem von unseren Reglements erwogenen Verfahren gibt die italienische Vorschrift für den Dienst im Kriege eine Erläuterung, die wohl in den die großen Verhältnisse des Krieges behandelnden Norme einen Platz verdient hätte. Sie weist auf die Notwendigkeit hin, gerade in solchem Falle, wenn die betreffende Kriegseinheit stärker als ein Armeekorps ist und auf einer einzigen Straße marschiert, ein Aufschließen nach vorn eintreten zu lassen. Als weitere Möglichkeit, in nächtlichen Unternehmungen zu einem Erfolge zu gelangen, wird der Fall bezeichnet, daß man die Dunkelheit abwartet, um unter ihrem Schutze und mit der gewonnenen Geländekenntnis einen mißlungenen Angriff zu wiederholen. Endlich können gewohnheitsmäßige Sorglosigkeit des Gegners in bezug auf den Sicherheitsdienst (wie oft haben die Buren sie im ersten Teil des Feldzuges ausgenutzt!), oder zuverlässige Nachrichten über große Erschöpfung oder Mutlosigkeit des Feindes zu einem nächtlichen Angriff auffordern.

Die Vorbereitungen zu einem solchen Unternehmen können nicht sorgfältig genug getroffen werden. Genaue Kenntnis des in Frage kommenden Geländes muß, am besten durch Gefechtspatrouillen, erreicht werden, Orientierungspunkte müssen festgesetzt und bekannt gegeben werden, die Marschanordnungen müssen klar und bestimmt sein und in ihrer Einfachheit allen Möglichkeiten Raum lassen. Wir vermissen in den hier sehr ausführlichen Darlegungen der italienischen Vorschrift die Forderung, daß beim nächtlichen Vormarsch mehrerer Kolonnen an bestimmten Stellen zur Kontrolle bezw. Wiederherstellung der Verbindung Haltepunkte festgesetzt werden; eine solche in der italienischen Literatur erhobene Forderung erscheint nach den Erfahrungen von Adua, dem Durchgehen der Brigade Albertone, sehr berechtigt. An der Spitze der Kolonne marschiert eine starke, aus ausgesuchten Leuten bestehende Gefechtspatrouille, mit ihr der als Wegführer dienende Offizier und etwa mitgeführte Landeskundige. Über Zuteilung oder Nichtzuteilung von Artillerie entscheidet der Zweck der Unternehmung; wird ein Nachtgefecht gesucht, so erscheint sie als wirkungsloses Impediment. Im andern Falle marschieren die erforderlich scheinenden Batterien am Ende der Kolonne.

Die Bedeutung des Nachtgefechts selbst wird von den Norme durch den Satz eingeschränkt: „Grundsätzlich führen große Truppenkörper keine Nachtgefechte: sie können nur von schwächeren Truppenteilen gegen ganz bestimmte Ziele unternommen werden." Von den verschiedenen Waffengattungen wird im allgemeinen nur die Infanterie zur Verwendung gelangen. Ihre Waffe wird für gewöhnlich nur die blanke sein, die taktische Form, in der sie kämpft, nur die geschlossene Ordnung. „Besonders

geeignet für den Angriff sind die Kolonnenlinien, denen auf kurzen Abstand eine Teilreserve in derselben oder einer noch gedrängteren Form folgt." Sie hat die Aufgabe, die angreifenden Truppen zu unterstützen oder einem feindlichen Gegenstoß zu begegnen und eine gefährdete Lage wiederherzustellen. Die ganze Durchführung eines nächtlichen Angriffs muß vom Geist entschlossener Offensive und Energie getragen sein; ein Halten, wenn man auf Widerstand stößt, das Abwarten von Befehlen, Rücksichtnahme auf nebenstehende Truppen kann zum Rückschlag, zur Panik, zur Vernichtung führen. Die persönliche Einwirkung der mittleren und unteren Führung ist hier besonders anzuspannen; mit nicht kriegsgewohnten und undisziplinierten Truppen soll man zu der zweischneidigen Waffe nächtlicher Unternehmungen überhaupt nicht greifen.

Als charakteristische Erscheinungen des Gebirgskrieges werden in dem diesem Thema gewidmeten Abschnitt der Norme folgende Erschwerungen einer von offensivem Geiste beherrschten Kriegführung genannt:

Die Verlängerung der Kolonnen auf steilen Straßen und Maultierpfaden,
die Verteidigungskraft von Stellungen gegenüber Frontalangriffen und die Opfer an Zeit und Kräften, die Flanken- und Rückenangriffe auf sie erfordern,
die Langsamkeit der Truppenbewegungen und der Befehls- usw. Übermittlung, endlich
die Schwierigkeit der Verpflegung und Munitionsversorgung.

Einem Hinweis auf die Wichtigkeit der steten Überwachung der wenigen und vom Gegner leicht zu unterbrechenden rückwärtigen Verbindungen schließt sich dann der Satz an: „Im Gebirge ist es von ganz besonderer Bedeutung, sich die Initiative der Bewegungen zu bewahren, da die Schwierigkeit der rechtzeitigen Verschiebung von Truppen und Material dem Gegner oft die Möglichkeit nimmt, Angriffsmaßnahmen oder überraschenden Gegenstößen zu begegnen."

Auf die Nachteile der rein passiven Verteidigung wird besonders durch den Satz hingewiesen, daß sie noch häufiger als in der Ebene im Gebirge zu unheilvollen Folgen führen könne, weil hier die Wirkung einer Umfassung stärker sei.

Entscheidende Faktoren für die glückliche Durchführung einer Operation im Gebirge sind die Kenntnis des allgemeinen Ziels bei allen führenden Stellen, nicht mißzuverstehende Angaben der erstrebten Punkte und in Verbindung damit Angaben über Marschrichtung und Aufbruchszeit jeder einzelnen Kolonne. Ungleich wichtiger als in der Ebene ist es, bis zuletzt an der ursprünglichen Anlage eines Unternehmens festzuhalten, selbst wenn es im Verlauf der Ereignisse sich ergibt, daß ein anderes Vorgehen empfehlenswerter gewesen wäre, denn einer Abänderung der gegebenen Befehle stellen sich ganz besondere Schwierigkeiten entgegen. Beide Gedanken führen

in den Norme zu einer besonderen Betonung des Wertes von Unterführern, die mit den Eigenschaften eines festen Charakters und der Initiative ausgerüstet sind und in unvorhergesehenen Situationen und bei Fernsein der oberen Führung nicht den Kopf verlieren; sie bedingen andererseits die Verurteilung allzu eingehender Vorschriften der oberen Führung, komplizierter Marsch- und Gefechtsanordnungen die bei veränderter Lage nur hemmend wirken und nicht zurückgenommen werden können.

Aber auch die einsichtigste oberste Führung, die vom Geiste der Initiative beseelte Unterführung kann nur mit dem Werkzeug einer besonders für den Gebirgskrieg befähigten und ausgebildeten Truppe etwas leisten. Die besonderen Anforderungen, die an sie zu stellen sind, erstrecken sich auf Friedenserziehung im Geist der Offensive, Geschicklichkeit im Schießen und Manövrieren auch im schwierigsten Gelände, Ausdauer im Marschieren, Abhärtung gegen Klima und Wetter, endlich stark ausgebildetes Solidaritätsgefühl im Gefecht.

Von der Kampfweise der verschiedenen Waffen geben die neuen Norme im Gegensatz zu den alten eine sehr übersichtliche Darstellung. Die Kampfweise der Infanterie, die am meisten Herrin des Geländes ist, richtet sich im ganzen und großen nach den allgemeinen Vorschriften. Sie wird oft lediglich auf ihre eigenen Kräfte angewiesen sein, allein den Sieg erringen können, allein sich mit den Schwierigkeiten eines Rückzuges abfinden müssen. Im Kampf gegen Artillerie werden vorgeschobene oder seitwärts vom Gegner angeordnete Feuerabteilungen von großer Wirkung sein; selbst einzelne ausgesuchte Schützen können in beherrschenden und gegen Sicht gedeckten Stellungen viel leisten. Kurze Augenblicke der Sichtbarkeit von größeren Zielen beim Gegner müssen auch auf weitere Entfernungen voll ausgenutzt werden.

Auch für die Verwendung der Gebirgsgeschütze, für deren Auftreten einzeln oder in geschlossenen Batterien, Einreihung in die Marschkolonne usw. jetzt volle Freiheit gelassen ist, gelten im allgemeinen die für die Ebene gegebenen Vorschriften, soweit das Gelände nicht besondere Maßnahmen vorschreibt. Eine Gebirgsbatterie muß jedoch in jedem Gelände in Tätigkeit treten können, wie denn auch italienische Gebirgsgeschütze im äthiopischen Hochland von Adagamus Böschungen bis zu 60 v. H. überwunden haben. Gebirgsartillerie wird in der Verteidigung leichter zur vollen Ausnutzung gelangen, während ihr beim Angriff unter Umständen der Raum zur Entwicklung fehlen wird. Die Stellungnahme muß unter dem Gesichtspunkt erfolgen, solange wie möglich in der gewählten Stellung bleiben zu können, da ein Stellungswechsel Schwierigkeiten und Zeitverlust bedingt. Wie Haubitzen, so finden auch die leicht unterzubringenden Maschinengewehre, die gerade im Gebirgskriege mit der Gebirgsartillerie auf Entfernungen bis 1500 m mit Erfolg wetteifern werden, in den Norme keine Erwähnung, da diese Waffe der italienischen Armee noch fehlt.

In der umstrittenen Frage der Verwendung der Feldartillerie im Gebirge stehen die Norme auf dem Standpunkt, daß eine solche mit Erfolg in den unteren

(meno elevate) Gebirgszonen angestrebt werden kann, ja daß einzelne Batterien selbst in alpinen Gegenden operieren können. Ein dauernder und aufopferungsvoller Schutz durch Infanterie ist für die Artillerie im Gebirge von ungleich höherer Bedeutung als in der Ebene; selbst die infanteristische Unterstützung durch Handanlegen an die Geschütze wird in vielen Fällen nötig sein.

Die Kavallerie erscheint für das Gefecht auch in mittleren Gebirgshöhen nur abgesessen und zur Besetzung wichtiger Punkte verwendbar. Die Aufklärung ist im allgemeinen Sache der Infanterie, und nur ausnahmsweise können kleine besonders ausgebildete Kavallerieabteilungen dabei mitwirken. Der Grad der Friedensausbildung von Roß und Reiter wird überhaupt bei ihr wie bei der Feldartillerie entscheidend für die Höhe der Anforderungen sein, die man an sie im Gebirge stellt. Jedenfalls fällt ihr der Nachrichten- und Verbindungsdienst auf den Straßen zu.

Für die Bemessung von Stärke und Abstand der Avantgarde müssen die Erwägungen maßgebend sein, daß im Gebirge die Kolonnen viel länger werden, die zu überwindenden Hindernisse größer sind, und daß die Notwendigkeit, zu bestimmter Zeit im Besitz bestimmter Punkte zu sein, häufiger vorliegt als in der Ebene; bei nicht genügendem Abstand des Gros von der Avantgarde kann ein Rückschlag, der diese trifft, von schwereren Folgen sein; und endlich schreibt das Gelände stets wechselnde Formen vor: so wird man z. B. eine starke Avantgarde weit vortreiben, wenn man im Aufstieg ist oder Berg und Tal beständig einander ablösen, das Vorgelände dauernd unübersichtlich ist.

Als größte operative Einheit für Marsch und Gefecht nehmen die neuen Norme in ungefährer Übereinstimmung mit französischen Vorschriften, im Gegensatz zu den österreichischen, die Gebirgs-Divisionen zu 3 Brigaden usw. kennen, die „Gruppe" der italienischen Gebirgstruppen-Organisation für Krieg und Frieden an, d. h. 1 Infanterie-Brigade, 2 Gebirgsbatterien mit ihren Munitionskolonnen, 1 Gebirgs-Sanitätsabteilung und den Train der Infanterie-Regimenter; sie berücksichtigen ferner eine schwächere Einheit von 3 Infanteriebataillonen, 1 Gebirgsbatterie, ihrer Munitionskolonne, 1 Gebirgs-Sanitätshalbzug und 12 Maultieren mit Patronenkoffern, und endlich eine solche von 5 Infanterie-Kompagnien. Für diese operativen Einheiten geben die neuen Norme Anhaltszahlen zur Aufstellung der im Gebirge so sehr schwierigen und verantwortungsvollen Marschdispositionen, indem sie als Grundlage die Forderung aufstellen, daß die betreffende Einheit imstande sein müsse, in guter Jahreszeit einen Marsch von 6 Stunden auszuführen und dann bei Begegnung mit dem Feinde noch alle Kräfte ins Gefecht zu bringen. Diese Voraussetzung erfüllt

die Gruppe auf guten Maultierpfaden mit Neigung von 20 v. H., die den Marsch zu Zweien mit Abstand von 3 Schritt von Reihe zu Reihe und der Maultiere zu Einem mit Abstand von 4 Schritt erlauben;

die Gefechtseinheit von 3 Bataillonen usw. auf schlechten Maultierpfaden mit Neigung bis 30 v. H., die den Marsch zu Einem mit 3 Schritt Abstand, der Maultiere mit 5 Schritt Abstand erlauben;

die Einheit von 5 Kompagnien auf Fußsteigen die nur den Marsch zu Einem mit 6 Schritt Abstand erlauben.

Etwa zu überwindende Hindernisse, besonders ungünstiges Wetter usw., werden natürlich bei der Zeitberechnung noch besonders in Ansatz gebracht werden müssen.

Auf Einrichtungen zur Verbindung verschiedener Kolonnen untereinander, wie Telegraph, Telephon, optische oder Handsignale, Patrouillen, ist namentlich bei Nebel und Sturm kein Verlaß; umsomehr muß der Grundsatz der gegenseitigen Unterstützung in den Vordergrund gestellt werden. Diese Unterstützung kann entweder unmittelbar durch Marschieren auf den Kanonendonner ausgeübt werden oder mittelbar durch taktischen Druck auf die gegenüberstehenden Abteilungen des Gegners.

Wie der Marsch steht auch das Gefecht im Gebirge unter dem zwingenden Einfluß des Geländes und seiner stets wechselnden Formen. So lassen sich Regeln für Frontausdehnung, Kräfteverteilung in der Front, Verwendung nachfolgender Truppen, gegenseitige Feuerunterstützung nicht geben. Die Ausscheidung einer allgemeinen Reserve durch die obere Führung wird sehr selten möglich sein, dagegen verlangen die Norme, daß im Gegensatz zum Kampf in der Ebene jeder Truppenteil sich eine kleine Reserve ausscheide. Der reine Frontalangriff wird als noch schwieriger als in der Ebene, aber doch nicht als durchaus unausführbar bezeichnet. Besondere Geländeverhältnisse, z. B. tote Winkel, können ihn gewandter Infanterie ermöglichen namentlich wenn es gelingt, ihn durch Feuer zu unterstützen. Auch im Gebirge verspricht jedoch ein überstürzter Angriff ohne Vorbereitung durch Infanterie- oder Artilleriefeuer keinen Erfolg, dagegen ist das Moment der Überraschung hier von höchster Wichtigkeit; um eine solche herbeizuführen, müssen alle Mittel zur Täuschung des Gegners, die Benutzung von Nacht und Nebel, die Überwindung anscheinend ungangbaren Geländes usw., angewendet werden. Geeignete Vorkehrungen zum Flankenschutz sind mindestens so wichtig wie in der Ebene.

Ist der Angriff gelungen, vielleicht dadurch, daß man zunächst in einem Punkt der feindlichen Linie sich festgesetzt und dann sich in ihm verstärkt hat, so muß die Artillerie versuchen, an der Verfolgung teilzunehmen, und wäre es zunächst auch nur mit einem Geschütz. Der Rückzug des Gegners kann im Gebirge leicht zu seiner Vernichtung ausgestaltet werden, aber dazu ist es nötig, ihm nicht nur mit Feuer zu folgen, sondern ihm auf den Fersen zu bleiben; die neuen Norme weisen darauf hin, daß gerade für solche Aufgaben Alpentruppen besonders geeignet sind.

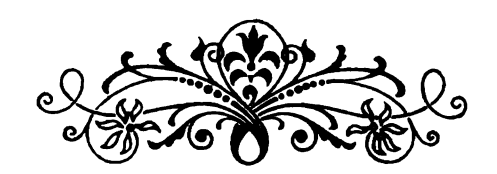
Die Verteidigung wird die Vorteile größerer Widerstandskraft und erhöhter Manövrierfähigkeit sich zu verschaffen haben, welche die Anlage von Befestigungen, die Anlage oder Wiederherstellung von Wegen, die Zerstörung oder noch besser die Sperrung von Zugängen vom Feinde her bietet. Der Besitz überhöhender Stellungen gewährt die Vorteile, daß der in langsamer Vorbewegung befindliche Gegner lange unter Feuer gehalten werden kann, daß die eigenen Bewegungen erleichtert sind und die Reserven bis zum entscheidenden Moment in Deckung bleiben können. Es darf aber nicht übersehen werden, daß solche Stellungen oft ein rasantes Feuer beeinträchtigen. Von anderen Stellungen, die im Gebirge in Betracht kommen, sind solche auf orographischen Höhenpunkten hervorzuheben, da sie, gut befestigt, die ganze Gegend beherrschen und Gegenstöße begünstigen, denn der Übergang zur Offensive im günstigen Moment wird auch im Gebirge für den Verteidiger stets das Ziel sein müssen. Die Wahl dieses Zeitpunktes wird zum guten Teil von der Tätigkeit der Beobachtungsposten abhängen. Für sie sind dieselben Regeln verbindlich, welche für vorgeschobene Posten in der Ebene gelten, doch müssen sie bei der Langsamkeit der feindlichen Bewegungen sehr viel weiter vorgeschoben und für ein längeres Feuergefecht noch reichlicher mit Munition versehen werden. Weit hinter ihnen lagern dann die Truppen der Verteidigungsstellung, die erst im Gebrauchsfall in die vorher bestimmten Plätze einrücken. Gegenstöße müssen möglichst gegen die Flanke oder die Rückzugslinie des Gegners angesetzt werden. Namentlich die letztere ist im Gebirgskriege leicht zu unterbinden oder doch wenigstens zu bedrohen: der Gegner wird, wenn das eintritt, von Sorge um seine rückwärtigen Verbindungen erfüllt, meist zur Aufgabe der Offensive sich gezwungen sehen.

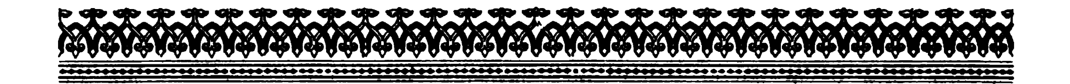
Ein Rückblick auf die Ausführungen der Norme über den Gebirgskrieg lehrt, daß in den italienischen Anschauungen über ihn weder der abessinische noch der Burenkrieg zu einem einschneidenden Wechsel geführt hat. Eine taktische Entwicklung aber hat stattgefunden und läßt sich, wie folgt, zusammenfassen. Die neue Vorschrift berücksichtigt die vorgenommene Zusammenfassung von zwei Alpini-Regimentern, zwei Gebirgsbatterien, Hilfstruppen und Trains zu einer Gruppe und weist ihr die Aufgabe der operativen Einheit im Gebirge zu; sie wendet sich in einem neu aufgenommenen Abschnitt „über Verfolgung“ an den Offensivgeist der Führung und Truppe, den die Anstrengungen eines vorhergehenden Gefechts nicht erschöpft haben dürfen; sie betont endlich in diesem ihrem letzten Abschnitt stärker als ihre Vorgängerin den Wert der Initiative, fordert deshalb in erhöhtem Maße Bewegungsfreiheit für die untere Führung und sieht von einzelnen sie einengenden Vorschriften ab.

Daß die zuletzt erwähnten Gedanken die ganze neue italienische Vorschrift durch-

bringen, daß sie in diesem Sinne einen durchaus einheitlichen Charakter trägt, ist besonders hervorzuheben. Die italienische Armee besitzt in dieser Zusammenfassung der leitenden Ideen für die heutige Gefechtsführung zweifellos eine im besten Sinne moderne und sehr brauchbare Handhabe zur taktischen Durchbildung der Führer aller Grade. Es bleibt nur zu wünschen, daß dem verbündeten Heere nicht die Gelegenheit versagt oder verkürzt werde, in Herbstübungen großen Stils die Grundsätze der neuen Vorschrift zu erproben und sich praktisch anzueignen.

v. Graevenitz,
Hauptmann a. D.





Die Kämpfe um Ladysmith im Oktober 1899.

Eine kriegsgeschichtlich-taktische Studie.

In den Kriegsgeschichtlichen Einzelschriften, Heft 32 und 33, ist der Versuch gemacht worden, „einzelne besonders lehrhafte Zeitabschnitte des Krieges der Engländer in Südafrika in skizzenhafter Form als Studien" zu behandeln. Bei dem Mangel an zuverlässigem Material konnten die ersten Ereignisse in Natal nur flüchtig berührt werden. In unerwartet reichlicher Weise haben sich jetzt neue Quellen amtlicher und privater Natur von beiden Seiten erschlossen, so daß dadurch die Möglichkeit geboten wurde, auch noch andere taktisch interessante Lagen eingehender zu betrachten. Neben einzelnen Kriegstagebüchern sind es besonders die Verhandlungsberichte der unter dem Vorsitze des Earl of Elgin and Kincardine zusammengetretenen Untersuchungskommission, welche neue Aufklärung brachten. Die nachfolgende Darstellung beschäftigt sich mit den Ereignissen um Ladysmith im Oktober 1899, vor allem mit dem ersten Gefecht am 30. Oktober 1899 (zuweilen auch Gefecht am Modderspruit, am Lombards-Kop oder bei Farquahars-Farm genannt).

Im Sommer 1899 war endgültig jede Hoffnung auf friedliches Beilegen der Streitfrage zwischen Buren und Engländern geschwunden; während aber der Oberkommandierende des englischen Heeres, Viscount Wolseley, schon Anfang Juni die Mobilmachung und Einschiffung eines Armeekorps mit einer Kavallerie-Division und den erforderlichen Etappentruppen verlangt hatte, zögerte der Secretary of State for War, der Zivil-Kriegsminister, mit Rücksicht auf die entstehenden Kosten, und weil durch eine Mobilmachung jede andere friedliche Lösung unmöglich gemacht werden würde, diesen entscheidenden Schritt zu tun, zumal der Kommandeur der Truppen in Südafrika noch am 14. Juni gemeldet hatte, daß er mit den dort befindlichen 9600 Mann der Lage völlig gewachsen sei. So begnügte sich die englische Heeresverwaltung mit halben Maßnahmen — wie Einschiffung von Kriegsmaterial, Bilden von Kolonialtruppenteilen, Absenden von nur zwei Bataillonen — die natürlich die Spannung verschärften, ohne damit den englischen Führern die Mittel zu geben, ihren Forderungen Nachdruck zu verleihen. Aber durch diese Maßnahmen war der Stein ins Rollen gekommen. Schon

jetzt war bei der in England und in Südafrika herrschenden erregten Stimmung der Bevölkerung ein Krieg unabwendbar, aber noch immer „hatte der Staatssekretär so wenig Verständnis für den Wert der Zeit im Kriege, daß er gegen meinen Rat die ganze Mobilmachung noch um eine volle Woche hinausschob".*) So wurde denn die von den Burenstaaten am 27. September gestellte Endforderung, alle seit dem 1. Juni nach Südafrika gesandten Truppen zurückzuziehen und die schon auf See befindlichen Transporte zurückzurufen, erst am 7. Oktober mit der Mobilmachung des 1. Armeekorps unter General Sir Redvers Buller beantwortet.

Als am 7. Oktober der neuernannte Befehlshaber der in Natal befindlichen Streitkräfte, Sir George White, mit seinem Stabschef, Obersten Jan Hamilton, in Durban landete, stellte sich ihm der Stabschef Bullers, General Hunter, als solcher zur Verfügung. Oberst Jan Hamilton sollte zunächst den Befehl über die 7. Infanterie-Brigade übernehmen, deren Kommandeur noch nicht in Afrika eingetroffen war. Der Oberkommandierende konnte, da er sich erst am 14. in Southampton einschiffte, nicht vor Ablauf des Monats, die vom 11. Mobilmachungstag ab eingeschifften Truppen nicht vor dem 9. November in Südafrika eintreffen. Da das Ultimatum der Buren aber schon am 11. Oktober 5[00] früh ablief, so mußte White etwa vier Wochen auf seine eigenen Kräfte angewiesen bleiben. Er verfügte in Natal außer den Freiwilligen-Aufgeboten der Kolonie über 10 Bataillone, 9 Eskadrons und 48 Geschütze. Von diesen standen bei seiner Ankunft in einem Lager bei Dundee 4 Bataillone, von denen drei bereits eine Kompagnie berittener Infanterie gebildet hatten, 3 Eskadrons und 3 Batterien, in Ladysmith, 60 km von Dundee entfernt, 6 Bataillone, 6 Eskadrons, 5 Batterien und 1 Pionierkompagnie; 8 Eskadrons Kolonialtruppen befanden sich an der Grenze und im Etappengebiet. Ein elftes Bataillon traf am 12. Oktober in Durban ein.

Skizze 2.

Die englischen Behörden nahmen an, daß die Buren nur mit etwa 2000 bis 3000 Mann einen Einfall in Natal machen würden. Trotz der Erfahrungen des Burenkrieges von 1881 unterschätzte man seinen Gegner; ein geheimes, den Kommandeuren mitgeteiltes Schriftstück wies auf das Nachlassen der Schießfertigkeit und der anderen kriegerischen Eigenschaften der Buren hin und sprach ihnen vor allem jede Fähigkeit zur taktischen Offensive ab.

Von Einfluß auf das Verhalten Whites hätten die operativen Absichten Bullers sein müssen. Noch bis zum 9. September war jedoch kein Operationsentwurf vorhanden, am 24. sprach sich der schon jetzt für den Oberbefehl in Aussicht genommene General Buller für ein Vorgehen durch den Oranjefreistaat auf Prätoria aus, bei einem Vorgehen durch Natal verfüge man nur über den einzigen Ausschiffungshafen Durban, müsse schwieriges Gelände durchschreiten und sei außerdem dauernd einer

*) Aussage von Sir Redvers Buller.

Bedrohung in der linken Flanke aus dem Freistaat ausgesetzt. So wurde denn im Einverständnis mit Viscount Wolseley die Operationsrichtung von der Kapkolonie durch den Freistaat auf Prätoria angenommen. In Natal sollten unter White 10 000 Mann verbleiben.

Sir George White fand in Südafrika bereits eine fertige Lage vor. Im Einverständnis mit dem Gouverneur von Natal hatte der bisherige Oberbefehlshaber, General Symons, mit schwachen Detachements die politisch und wirtschaftlich wichtigen Punkte Ladysmith, Dundee und Glencoe besetzt; auch Viscount Wolseley schien diesen Plan zu billigen, da er anfragte, ob Glencoe, wie befohlen, besetzt und mit Verpflegung für 60 Tage versehen sei. Die Buren waren für den Einmarsch auf eine Anzahl von Paßstraßen angewiesen, welche gegen Glencoe, Elandslaagte und Ladysmith führten. Gingen die Buren hier in breiter Front vor, so war von vornherein der Rückzug der nach Dundee vorgeschobenen Truppen bedroht. White glaubte aber, auf den Vorschlag seines Stabschefs, diese Paßstraßen zu sperren, nicht eingehen zu können, ebensowenig aber ohne Schuß das wirtschaftlich wertvolle Gebiet von Dundee und das als Depotplatz wichtige Ladysmith aufgeben und schon jetzt über den zu dieser Zeit noch sehr flachen Tugela zurückgehen zu dürfen. Er beabsichtigte, seine Streitkräfte hinter dem Sunday River nördlich Elandslaagte zu vereinigen, um dann gegen die getrennt aus den Engen der Drakensberge heraustretenden Buren vorzustoßen. Auf Grund der vorliegenden Nachrichten konnte White annehmen, daß eine kleine Gruppe des Feindes sich östlich Dundee, die Hauptkräfte, etwa 11 000 Mann, an der Eisenbahn Johannesburg—Ladysmith, um Volksrust, eine schwächere etwa 8000 Mann zählende und aus Oranjefreistaatlern bestehende Gruppe sich am Van Reenen Paß sammeln würde.*) So hatte die um Elandslaagte vereinigte englische Division alle Aussicht, die durch 200 km Wegstrecke getrennten Gruppen vereinzelt zu schlagen, wobei bei gleichzeitigem Vorgehen des Feindes die nur etwa 60 km von der englischen Division entfernten Freistaatler den ersten Angriff auszuhalten gehabt haben würden. Diese durchaus richtigen Absichten wurden aber verworfen, nachdem White am 9. Oktober mit dem Gouverneur von Natal in Pietermaritzburg Rücksprache genommen hatte. Dieser wußte die politischen Folgen eines Aufgebens von Dundee und Ladysmith als so bedenklich darzustellen, daß White sich entschloß, seine Division in ihrer bisherigen Aufstellung zu lassen und zunächst auf eine Vereinigung ihrer getrennten Teile zu verzichten. Er rechtfertigte dieses später vor der Untersuchungs=

*) Tatsächliche Verteilung:

Volksrust	7 000 bis 8 000	Mann unter Joubert,
Vryheid	3 000 = 4 000	= = Lucas Meyer,
Van Reenen Paß	1 500 = 2 000	=
Kleinere Detachements an der Grenze	3 000	=
	14 500 bis 17 000	Mann.

kommission in folgender Weise: „Ich befand mich erst wenige Stunden in einem Lande, welches ich früher nie gesehen hatte, wie konnte ich mich da in Widerspruch setzen mit meinen verantwortlichen Ratgebern, die seit Jahren im Lande waren und mit ihren Fingern jeden Pulsschlag gefühlt hatten?" Wenn White in diesem Fall auch glaubte, politischen Gründen den Vorrang einräumen zu sollen, so fragt sich, ob er nicht besser daran getan hätte, die Stärke der bei Dundee stehenden Truppen zu verringern, um alle verfügbaren Kräfte bei Ladysmith zur Offensive zu vereinen. Für eine derartige Operation auf der inneren Linie, wie er sie gegen die aus den Pässen heraustretenden Buren geplant hatte, war allerdings die englische Division wenig befähigt, ihre Trains waren noch recht unvollständig, so daß sie sich nur auf zwei bis drei Tage von der Eisenbahn entfernen konnte.

Am 11. Oktober früh überschritten die Burenkolonnen die Grenze; auf ihrem rechten Flügel erreichten 4000 Freistaatler mit angeblich 18 Geschützen Acton Homes, westlich Ladysmith, während die Hauptkolonne, 8000 Mann unter Joubert, von Volksrust nur wenig auf englisches Gebiet vorging, anscheinend, um die auf den Flügeln noch im Anmarsch begriffenen Kommandos abzuwarten. Am 13. Oktober leitete White einen Vorstoß gegen die Freistaatler ein, führte ihn jedoch nicht durch, da ihm ihre Stellung zu stark schien, sie selbst auch keine Anstalten trafen, weiter vorzugehen. Die Möglichkeit, einen Teilerfolg zu erringen, schwand in den nächsten Tagen, da die Hauptmacht der Buren langsam, aber unaufhaltsam längs der Eisenbahn nach Süden vorrückte. Am 18. Oktober kam es zu den ersten Patrouillenberührungen, am 19. besetzten die Buren Elandslaagte, verstärkten sich hier allmählich bis auf 1200 Mann und unterbrachen die Verbindung des Detachements in Dundee mit Ladysmith.*) Am 20. früh wurden dann die Engländer sogar in ihren Lagern bei Dundee überfallen. Wenn es ihnen zwar gelang, den Feind zurückzuwerfen, somit die von den Buren geplante Einkesselung zu vereiteln, so wurde doch die Siegesfreude getrübt durch die Waffenstreckung einer zur Verfolgung angesetzten berittenen Abteilung von einer Eskadron, $1^1/_2$ Kompagnien berittener Infanterie und einem Maschinengewehr. Der Führer hatte sich mit seiner Truppe, als er den Weg verlegt fand, in ein Gehöft geworfen, war hier umstellt worden und hatte sich dann ergeben, nachdem von 10 Offizieren, 213 Mann 3 Offiziere und 23 Mann außer Gefecht gesetzt waren. Große Bedeutung scheint diesem Ereignis im englischen Heere nicht beigemessen zu sein, es war aber der erste verhängnisvolle Schritt auf der Bahn der Waffenstreckungen.

An Stelle des tödlich verwundeten Generals Symons übernahm General Yule den Befehl über das Detachement Dundee. Obwohl eine Burenabteilung

*) Dieses Detachement bestand aus I. Leicester, I. Kings Royal Rifle Corps, II. Royal Dublin Fusiliers, I. Royal Irish Fusiliers, 3 Eskadrons, 3 Batterien und 1 Maschinengewehr.

noch ungeschlagen in nächster Nähe bei Elandslaagte stand, scheint Yule den Ernst seiner Lage nicht erkannt zu haben, denn während am 21. White einen erfolgreichen Vorstoß machte, und das Burendetachement bei Elandslaagte vertrieb, am nächsten Tage aber, bedroht durch die Anwesenheit der Buren bei Acton Homes, den Rückzug auf Ladysmith antrat, ohne sich weiter um das Detachement Dundee zu kümmern, rührte sich dieses nicht. Es war nach seinem Erfolge am 20. auf dem Gefechtsfelde am 21. stehen geblieben und dann am 22. früh ebenso wie am 20. Oktober in seinem Lager von feindlicher Artillerie überraschend beschossen worden. Nach einem ergebnislosen Vorgehen gegen Glencoe, welches vom Feinde besetzt war, führte General Yule sein Detachement in ein Lager südlich von Dundee zurück und meldete durch Lichtfernsprecher dem General White, daß er mit Einbruch der Dunkelheit exzentrisch auf Helpmakaar zurückgehen würde, da er sich nicht stark genug fühle, die feindliche Stellung bei Glencoe zu durchbrechen.

Was unter großen Verhältnissen und in Kolonialkriegen bei zu selbständigen Operationen ausgerüsteten Kolonnen durchaus zweckmäßig gewesen wäre, hätte hier verhängnisvoll werden müssen. Der Brigade Yule fehlten alle Kolonnen und Trains; wie sie den brückenlosen Gebirgsfluß, den Tugela, überschreiten sollte, hing von so vielen Zufälligkeiten ab, daß eine sichere Operation in dieser Weise nicht aufzubauen war. Gewiß war das Detachement Yule bei Helpmakaar für einige Zeit in verhältnismäßiger Sicherheit, es war aber 75 km von Ladysmith entfernt, gegen welches die Buren jetzt von allen Seiten in Anmarsch waren, so daß jedes Zusammenwirken unmöglich war. Entweder nahm hier White mit einem Teil seiner Kräfte den Angriff an, um das Herankommen des Detachements Yule abzuwarten, oder er ging ohne dieses über den Tugela zurück. Dann war es allerdings wahrscheinlich, daß Yule umstellt und in kurzer Zeit zur Waffenstreckung gezwungen werden würde. Ging Yule indessen auf kürzestem Wege nach Ladysmith zurück, so hatte White volle Freiheit, ob er in seiner Stellung noch länger bleiben oder den Rückzug längs der Eisenbahn über den Tugela antreten wollte. In richtiger Würdigung dieser Lage verlangte White, daß das Detachement Yule zurückmarschieren solle.*)

Die Frage, ob Ladysmith auf dem Nebenkriegsschauplatz von Natal solche Wichtigkeit habe, daß eine ganze Division den Ort unbedingt behaupten und sich selbst hier einschließen lassen mußte, war in den englischen

*) „Wie ganz anders wären die Dinge in Natal verlaufen, wenn General White das Rückwärtskonzentrieren unterlassen hätte, wenn er die Brigade von Glencoe nicht nach Ladysmith heranzog, wenn er sie vielmehr in angemessener Entfernung seitwärts stehen ließ, um demnächst mit zwei Heeresgliedern in breiter Front und unter Vermeidung von Entscheidungskämpfen, aber in steter Fühlung mit dem Feinde, hinter die Tugela-Linie zurückzugehen."

Nach einer Arbeit des Generals der Infanterie v. Schlichting, veröffentlicht in Generalleutnant v. Caemmerers Entwicklung der strategischen Wissenschaft S. 205.

Stäben eifrigst erörtert worden. Gewiß zögerte White, den mit zahlreichen Depots und Magazinen ausgestatteten Ort ohne ein ernsteres Gefecht aufzugeben, aber da die englische Armee nicht in Natal sondern durch den Freistaat auf Prätoria vorgehen wollte, so war an einen Entsatz nicht zu denken. Es mußte, wenn White sich hier einschließen ließ, nur eine Frage der Zeit sein, wie lange er bei den vorhandenen Beständen an Lebensmitteln sich halten könne, jedenfalls stand den Buren der ganze November zur Verfügung, um mit aus Prätoria herangeführten schweren Geschützen die englische, etwa 10 000 Mann zählende Division niederzukämpfen.

Ladysmith lag in einem von größeren Erhebungen umschlossenen Kessel, so daß eine Verteidigung gegen einen ernsten Angriff sehr schwer war. Sehr zweifelhaft mußte es sein, ob es White gelingen würde, nach dem Eintreffen des 1. Armeekorps in Südafrika, d. h. etwa vom Dezember an, noch so viele Kräfte zu fesseln, daß dieses einen merklichen Einfluß auf die Ereignisse auf dem Hauptkriegsschauplatze ausgeübt haben würde. Ließen sich die Buren überhaupt hier fesseln, so konnte das gleiche auch von einer im freien Felde stehenden, langsam auf das 302 km von Ladysmith entfernte Durban zurückweichenden, reichlich mit Kavallerie versehenen und durch koloniale Kontingente noch weiter verstärkten Division geschehen.

Skizze 3.

Eine Entscheidung über diese Frage darf sich jetzt, wo wir die Ereignisse übersehen, nicht durch den Erfolg von Lord Roberts im Freistaat beeinflussen lassen, die Waffenstreckung Cronjes bei Paardeberg hat mehr noch als die Kämpfe Bullers am oberen Tugela die Buren schließlich zur Aufgabe der Einschließung von Ladysmith bestimmt. Andererseits aber hat sich Buller durch die ungünstigen Nachrichten aus Natal verleiten lassen, seinen ursprünglichen Operationsplan aufzugeben und seine Hauptkräfte unter völliger Auflösung der Kriegsgliederung nach Natal zu führen; schließlich traten die beiden getrennten Armeegruppen von Buller und Lord Roberts erst Ende August 1900 miteinander in Verbindung. Unbedingt kann zwar White hierfür nicht verantwortlich gemacht werden. Seine Aufgabe bestand darin, Natal zu schützen, und er glaubte, dieses am wirksamsten zu tun, indem er Ladysmith als wichtigen Eisenbahnknoten und Magazinort besetzte; er scheint an eine völlige Einschließung nicht gedacht zu haben, da er sonst unzweifelhaft rechtzeitig seine Kavallerie fortgeschickt haben würde. Er mochte sich dem sicheren Glauben hingeben, gestützt auf die Erfolge von Elandslaagte und Dundee, den offenbar unterschätzten Buren auf den bekannten Gefilden des englischen Übungsplatzes eine entscheidende Niederlage beibringen zu können. Ladysmith räumen, mußte einer Niederlage gleichkommen, die alle den Engländern feindlichen Kolonisten den Buren zugeführt haben würde. Nicht ohne zwingende Gründe wollte White einen so wichtigen Punkt den Buren überlassen. Bewußt oder unbewußt hat er auf sein Verhalten auch sicherlich die Erfahrungen früherer Kriege einwirken lassen, bei denen, ohne das Für und Wider zu erörtern, der anvertraute Posten von den Engländern, bis Entsatz kam, allen Schwierigkeiten zum Trotz gehalten wurde.

Was bei Lucknow, Ekowe (1879), Sherpur und Kandahar (1880) richtig war, wo es sich immer nur um ein einziges Operationsfeld handelte, war hier sicher nicht am Platze, da Natal nur als Nebenkriegsschauplatz in Aussicht genommen war.

White scheint ferner von der Voraussetzung ausgegangen zu sein, die damals überall geteilt wurde, daß die Buren eine aus allen Waffen zusammengesetzte Division nicht anzugreifen wagen würden. Bestärkt wurde er in dieser Auffassung durch die Erfahrung, daß die Buren 1881 keine der eingeschlossenen englischen Garnisonen hatten überwältigen können. Er glaubte schließlich auch, nicht so günstige Bedingungen für einen Kampf südlich des Tugela zu finden, er fürchtete, auf den Flügeln umgangen und dann, getrennt von seinen Magazinen, eingeschlossen zu werden. Während er bei Ladysmith stand, hätten die Buren nach seiner Ansicht nur mit kleinen Abteilungen in Natal einfallen können, so sollte denn die Division White in Ladysmith Natal wie durch einen Schild schützen. Das Gelände gestattete ihm nicht, Ladysmith als Stützpunkt auszunützen und mit seiner Division in Anlehnung an diesen Ort zu operieren, so beschloß er denn, in Ladysmith zu bleiben. Am 25. forderte er den Admiral in Simonstown auf, schwere Geschütze nach Ladysmith zu senden, die dort auch am 30. Oktober eintrafen.

Auch in England waren die Meinungen in dieser Frage geteilt. Während Viscount Wolseley von vornherein und mit vollem Recht sich gegen ein Verbleiben in Ladysmith aussprach und ein Verbrennen der Vorräte anriet, sprachen sich Lord Roberts und der Kriegsminister für ein Behaupten der Stadt aus, nachdem man einmal dort so viele Vorräte angehäuft habe. General Sir Redvers Buller hat sich nicht zu dieser Frage geäußert, da er aber, nachdem der erste Entsatzversuch bei Colenso mißglückt war, White sogar eine Waffenstreckung anriet, scheint er sich der Wolseleyschen Auffassung zugeneigt zu haben. Am 31. Oktober erhielt Buller von Wolseley ein nach der Kapstadt gerichtetes Telegramm, welches zum Schluß folgendes ausführte: „Whites Depeschen bringen mich auf den Gedanken, daß er standzuhalten und sich in Ladysmith belagern zu lassen beabsichtigt. Ist ein derartiges Verfahren, das ganz Natal dem Feinde preisgibt, weise von ihm? Vor Ihrer Abreise erinnerte ich Sie an die Bedeutung, die nach meiner Meinung Colenso zukommt. Dort wünschte ich ihn jetzt, wo der Fluß infolge der Regengüsse steigt. Sie sind jedoch der berufenste Beurteiler der Lage, wir alle verlassen uns auf Ihren Scharfsinn."

Als dieses Telegramm in der Kapstadt eintraf, war die Entscheidung über Behaupten oder Aufgeben von Ladysmith schon gefallen.

Skizze 2.

Am 22. Oktober 9[30] abends war Yule aus seinem Lager bei Dundee aufgebrochen, hatte die Stadt durchschritten und zunächst, ohne daß seine Bewegung von den Buren bemerkt worden wäre, die Richtung nach Helpmakaar eingeschlagen. Sein Detachement hatte nach Eingliederung von 33 Verpflegungswagen in die Kolonne eine Marschtiefe von 7 km.

Am Morgen des 23. wurde nach dem Nachtmarsch zunächst bis 10^{00} gerastet und dann um 2^{30} nachmittags Beith erreicht, somit in 17 Stunden nur 23 km zurückgelegt. Obwohl die Buren nicht dicht nachfolgten, wurde mit Einbruch der Dunkelheit wieder aufgebrochen und bis zum 24. früh der 15 km entfernte Waschbankfluß nach einem zehnstündigen Marsche erreicht und dort bis zum Mittag des 25. geruht. Die Truppe war durch die Tätigkeit am 20., 21. und 22. Oktober, durch langes Herumstehen auf den Sammelplätzen, dann später durch die beiden Nachtmärsche auf schlechten Wegen und bei strömendem Regen so erschöpft, daß die Marschleistung am 25. von 12^{00} mittags bis zum 26. früh an den Modderspruit nur gering war, in 19 Marschstunden wurden nur 25 km geleistet.

Dieser letzte Marsch in finsterer, regnerischer Nacht hatte jegliche Ordnung in der Kolonne gelöst. Die Wege waren in einen knietiefen Morast verwandelt, so daß es oft Stunden dauerte, um die schwerfälligen Ochsenwagen in der Dunkelheit nur wenige hundert Meter vorwärts zu bringen. Dabei fielen die Leute bei jedem Halt in tiefen Schlaf und kamen von der Truppe ab, an die sie erst nach Stunden den Anschluß wiedergewinnen konnten. Welche Nachlese hätte hier eine gute Reiterei finden können! Am meisten hatten die Royal Irish Fusiliers gelitten, welche erst seit kurzem in Südafrika waren. Bei Beurteilung der Leistungen der Truppen muß man die großen Anstrengungen in Rechnung ziehen, welche die beiden Nachtmärsche, von denen der zweite ohne Zweifel nicht unbedingt nötig war, ihnen auferlegt hatten. Am Modderspruit mußte ein Halt gemacht werden, um die Kolonne erst einmal aufschließen zu lassen. Am Nachmittage legten die Truppen den letzten Teil des Marsches, 11 km, bis Ladysmith zurück. Ein Ruhetag war dringend nötig, dann aber, am 27., konnte und mußte gehandelt werden.

Die Buren hatten Dundee erst am 23. Oktober gegen Mittag besetzt und waren mit 1000 Berittenen der Kolonne Yule ein Stück gefolgt; das verlassene Lager südlich Dundee scheint aber eine solche Anziehungskraft ausgeübt zu haben, daß nichts geschah, um den Verbleib Yules festzustellen. Anstatt diesem zu folgen oder sich seinem Marsche an einem der Flußübergänge vorzulegen, wurde diese Burenabteilung wieder an die Hauptkräfte herangezogen, mit denen sie dann am 25. den Marsch gegen Ladysmith antrat, wo es schon am 24. zu einem belanglosen Gefecht mit einer englischen Brigade bei Rietfontein gekommen war. Am 27. früh erschienen Burendetachements nördlich und westlich von Ladysmith, nur im Süden war die Verbindung mit Natal noch offen.

Skizze 3.

Der 27. Oktober verging auf englischer Seite mit Erkundungen; es ergab sich, daß ein größeres feindliches Lager bei Modderriver-Station, ein anderes etwa 8 km von diesem entfernt, etwa 3 km östlich von Farquahars Farm, sich befand; deutlich wurde erkannt, daß noch weitere Verstärkungen in dieses Lager einrückten.

Sehr richtig faßte Oberst Jan Hamilton mit seiner in der Gegend von Lombards

Kop lagernden Brigade den Entschluß, hiergegen am 28. früh einen Angriff in der Morgendämmerung auszuführen. Das Gelände des dort befindlichen Übungsplatzes war den Engländern bekannt; nicht ohne Grund durfte man annehmen, daß die Buren, wie jede noch wenig gefestigte Miliztrupppe, sich nur unzureichend sichern würden. Um 1⁰⁰ früh sollten zwei Bataillone, denen zwei weitere folgen sollten, in Kompagnie-kolonnen, mit Aufmarschzwischenräumen, mit ungeladenem Gewehr und Seiten-gewehr aufgepflanzt, vom Lombards Kop zum Angriff gegen Farquahars Farm und Long Hill antreten. Bereitgestellt waren noch die Batterien Nr. 13, 21, 42 und 53. Auf Befehl von White wurde aber dieser zweifelsohne recht aussichtsvolle Angriff unterlassen. War jemals ein Nachtangriff berechtigt, so war er es in diesem Falle. Durch Kaffern wurden die Buren inzwischen von der Gefahr, in der sie sich befunden hatten, benachrichtigt; es war dieses die Veranlassung, daß noch am 28. Long Hill und Farquahars Farm geräumt und alle Postierungen über den Modder-spruit zurückgenommen wurden, ohne daß dieses von den englischen Patrouillen bemerkt worden wäre. Abgesehen von kleineren Erkundungsgefechten, geschah an den nächsten Tagen nichts von Bedeutung. Das Ergebnis der Erkundungen war, daß die Buren Pepworth Hill, Long Hill, Farquahars Farm erneut besetzt hatten; auf Pepworth Hill wurde ein 155 mm Creusot-Geschütz, ein größeres Lager nordöstlich Pepworth Hill erkannt. Die Freistaatburen sollten nur noch mit schwachen Abteilungen westlich Ladysmith stehen, stärkere Abteilungen aber nach Süden vor-geschoben haben. Der Gedanke, das Ergebnis dieser Erkundungen durch sofortigen Angriff schon am Sonntag, den 29., zu verwerten, wurde zurückgewiesen, um die Buren durch einen Angriff am Sonntage nicht unnötig zu erbittern! So sollte denn der Angriff erst am Montag, den 30. Oktober, stattfinden.

Der Angriffsentwurf ging von der Voraussetzung aus, daß Pepworth Hill und Farquahars Farm die Flügel, Long Hill etwa die Mitte der auf Elandslaagte und Dundee basierten Burenstellung bezeichneten, während nach Whites Annahme die Frei-staatler sich so weit nach Süden entfernt hätten, daß auf ihre Mitwirkung in einem Gefecht kaum noch zu rechnen sein würde. Die englischen Truppen lagerten dicht um Ladysmith; da sie Weg und Steg des Übungsgeländes genau kannten, so durften selbst schwierige Bewegungen in der Dunkelheit keine unüberwindlichen Hindernisse bereiten.

Für den Angriff konnte White verfügen über 2 Infanterie-Brigaden unter Oberstleutnant Grimwood und Oberst Jan Hamilton, 3 einzelne Bataillone, 1 Ka-vallerie-Brigade (bestehend aus 9 Eskadrons) unter General French, 6 Batterien in 2 Abteilungen, 1 Gebirgs-Batterie, schließlich eine Anzahl Kolonialformationen mit einer alten Natal-Vorderlader-Batterie und einer Pionier-Kompagnie, zusammen 11 Bataillone, 9 Eskadrons, 7 Batterien ohne Kolonialtruppen. Die über Colenso nach Durban führende Etappenlinie war durch Postierungen geschützt, so daß selbst noch am Gefechtstage ein Zug mit Schiffsgeschützen in Ladysmith einlaufen konnte.

Kriegsgliederung

der 4. Infanterie-Division am 29. Oktober 1900.

Kommandeur: Generalleutnant Sir Charles White.

Chef des Stabes: Generalmajor Sir Archibald Hunter.

Infanterie-Brigaden.

8

Generalmajor Yule (krank).
Für diesen: Oberstleutnant Grimwood.

I. Leicester — I. Royal Irish

II. Royal Dubl. Füs. (nur noch 7 Komp.) — I. Kings Royal Rifle C. (1 Zug berittener Inf.)

7

Generalmajor Howard.
(Noch nicht eingetroffen.)
Für diesen: Oberst Jan Hamilton.

I. Gloucester — I. Devon

II. Gordon Highl. — I. Manchester

Ohne Brigadeverband.

I. Liverpool — II. Kings Royal R. C. — II. Rifle-Brig.

Kavallerie.

Generalleutnant French.
3. Kavallerie-Brigade.
Generalmajor Brocklehurst.

5. G. Drag. — 19. Hus. — 18. Hus. — 5. Ulanen

Artillerie.

Oberst Downing.

II.: 53 — 42 — 21

I.: 69 — 67 — 13

10 Geb. Batt.

Technische Truppen.

Telegraphenkompagnie. — 29. und 23. Pionierkompagnie. — Zug der Luftschifferabteilung.

Trains.

Prov. Kolonnen 8, 7 — San. Komp. — Feldlazarette — 4. Feuerwerker-Komp. — Div. Mun. Kolonne

Kolonialtruppen.

Imperial Light Horse	etwa	600	Reiter	—	Geschütze,
Natal Carabiniers	"	120	"	—	"
Natal Volunteers	"	200	"	—	"
Border Rifles	"	200	"	—	"
Natal Feldbatterie		—	"	6	"
Natal Polizeitruppe	"	500	"	—	"
		1620	Mann	6	Geschütze.

In Colenso und Durban 750 Mann Volunteers.

*) Bataillon mit (8.) Kompagnie berittener Infanterie und Maschinengewehr.

Für den Angriff wurde folgendes angeordnet:

Noch am Nachmittage des 29. sollten, um die Bewegungen gegen Osten zu decken, 200 berittene Natal=Volunteers Lombards Kop besetzen. Auf dem rechten Flügel sollte Oberstleutnant Grimwood (erst seit dem 23. in Südafrika) mit 5 Bataillonen und 4 Batterien am 29. um 10[15] abends von Ladysmith aufbrechen, südlich am Flag Hill vorbei nach einem Punkte etwa 3 km südlich von Farquahars Farm marschieren und in der rechten Flanke begleitet durch die Kavallerie=Brigade French (5. Ulanen, 19 Husaren, die Natal=Batterie und etwa 400 Natal=Freiwillige) nach gründlicher Artillerievorbereitung Long Hill angreifen, während die Brigade Hamilton (4 Bataillone, 2 Kompagnien berittener Infanterie, Imperial Light Horse mit 3 Batterien und 3 Eskadrons) südlich Limit Hill aufmarschieren sollte. War dann Long Hill genommen, so hatten beide Brigaden umfassend zum Angriff gegen Pepworth Hill vorzugehen, während die Kavallerie den Buren den Rückzug auf Dundee verlegen und die Flüchtlinge in das Bell Spruit=Tal treiben sollte. Um auch hier den Buren den Weg zu sperren, wurde schon am 29. um 10[30] abends ein Detachement von zwei Bataillonen mit einer Gebirgsbatterie unter Oberstleutnant Carleton nach Nicholsons Nek in Marsch gesetzt. Zweifelhaft erscheint, und das ist für die Zeitdauer der Kämpfe an einem heißen Sommertage nicht bedeutungslos, ob in ausreichender Weise für die Verpflegung und für Mitführung von Wasser Sorge getragen war. White wollte während des Gefechtes sich bei der Artillerie, in der Mitte bei Limit Hill, aufhalten. Bei planmäßigem Verlauf hatte seine Gefechtsfront eine Ausdehnung von 8 km, unter Einrechnung des Detachements Carleton von 24 km. Durch Signalabteilungen war zwar die Nachrichten= und Befehlsverbindung erleichtert, die Schwierigkeiten, welche durch die Teilung in drei räumlich getrennte Gefechtsfelder entstanden, konnten aber trotz der guten Leistungen der englischen Signaltrupps nicht überwunden werden.

Aus seiner zentralen, schon umfaßten Stellung wollte somit White die etwa 8000 m ausgedehnte Stellung der Buren umfassen, diese in einen Kessel treiben und dann anscheinend zur Waffenstreckung zwingen.

Der Angriffsentwurf stützte sich, wie erwähnt, auf das Ergebnis mehrerer gewaltsamer Erkundungen, die am 27. und 28. ausgeführt worden waren. Nichts war aber am Sonntage geschehen, um festzustellen, ob nicht doch Änderungen in den feindlichen Aufstellungen vorgenommen worden waren. Gewaltsame Erkundungen sind nur als Einleitungen zu Gefechten berechtigt, wenn die Ergebnisse durch sofortiges Vorgehen ausgenutzt werden können. Die Anordnungen Whites sind recht kompliziert, sie verfallen in den Fehler, in den Feind hineinzudisponieren, die Einnahme von Long Hill als unzweifelhaft sicher hinzustellen und allen Truppenteilen für diesen einen Fall bestimmte bindende Maßnahmen vorzuschreiben. Ein Angriffsbefehl kann nur die Truppen bis an den Feind heranführen, alles andere muß späterer Befehlserteilung

vorbehalten bleiben, gerade diese wurde durch das hoch entwickelte englische Signalsystem ganz besonders erleichtert.

Es fragt sich, ob White nicht besser getan hätte, sich persönlich nach dem rechten Flügel zu begeben, und die Leitung der hier stattfindenden entscheidenden Bewegung von 5 Bataillonen mit 3 Batterien statt dem rangältesten Bataillonskommandeur vielmehr dem schon als Führer bewährten Obersten Jan Hamilton anzuvertrauen.

Ebenfalls vorausdisponiert war die Entsendung des Detachements Carleton gegen die Rückzugslinie des Feindes. Das Detachement konnte hier nur dann wirksam werden, wenn tatsächlich die Buren diese Straße einschlugen. Eine solche Entsendung, ehe die Schlacht entschieden, ist immer gefährlich, der ihr zufallende Erfolg steht nur selten im Einklang mit den Gefahren, denen man die Truppe aussetzt. Ist sie stark, so wird man sie bei der Entscheidung vermissen, ist sie hingegen schwach bemessen, so kann sie leicht überrannt oder, fern von den eigenen Kräften, völlig aufgerieben werden.

Ein eigentlicher Angriffsbefehl scheint nicht ausgegeben worden zu sein, die Anordnungen Whites vielmehr nur in einer mündlichen Unterweisung bestanden zu haben. Nur so lassen sich eine Anzahl von Irrungen, wie verspätetes Eintreffen auf den Sammelplätzen, Loslösen ganzer Abteilungen aus der Marschkolonne, erklären.

Am 29. abends 10^{00} sammelten sich die beiden Flügelkolonnen auf ihren Lagerplätzen, um 10^{30} brach Grimwood*) (Marschordnung: 3 Bataillone, die Artillerie, dann 2 Bataillone), erst um 11^{15} abends Carleton auf. Bereits um 3^{00} früh lagen die ersten Nachrichten beim General White vor, daß das Detachement Carleton auf dem Marsche überfallen sei.

Die Kolonne Grimwood hatte auf bekannten Wegen etwa 10 km zurückzulegen. Kurz vor Tagesanbruch begannen die vorderen Bataillone, etwa 1500 m von Long Hill entfernt, gedeckt aufzumarschieren. Zu seinem größten Erstaunen erfuhr hier Grimwood, daß weder, wie vereinbart, die Kavallerie sich in seiner rechten Flanke befand, noch die Artillerie den vorderen Bataillonen gefolgt, so daß auch die hinter den Batterien befindliche Infanterie zurückgeblieben war. Ein auf der Marschstraße zurückgeschickter Adjutant stellte fest, daß die Artillerie auf Befehl des Kommandeurs der Artillerie, Oberst Downing, bei Limit Hill zurückgehalten und hier gleichzeitig mit der Artillerie der Kolonne Hamilton, welche zu dieser Zeit gedeckt hinter Limit Hill aufmarschierte, in Stellung gegangen sei. Von den am Nachmittage des 29. nach Lombards Kop entsandten Freiwilligen**) war nichts zu sehen.

Kaum hatte Grimwood zur Sicherung seiner rechten Flanke 2 Kompagnien

---

*) Nach dem Kriegstagebuch der II. Brigade-Division der Feldartillerie brach die der Kolonne Grimwoods überwiesene Abteilung um 12^{50} vorm. auf — sie scheint sich also gar nicht in der Marschkolonne befunden zu haben — und marschierte um 2^{00} hinter der I., der Brigade Hamilton unterstellten Abteilung bei Limit Hill auf.

**) I. Liverpool, I. Dublin Fusiliers, berittene Kompagnien von II. Rifle-Brigade und I. Leicester.

Leicester mit einem Maschinengewehr nach einer hinter seinem rechten Flügel gelegenen Kuppe entsandt, als er im Frühlicht*) genau östlich ein Lager wahrnahm, aus dem Buren nach Westen eilten und die Höhen am linken Ufer des Modderspruit mit etwa 400 Schützen und einem 37 mm Pom-Pom besetzten. Long Hill war wider Erwarten frei vom Feinde.

White erkannte, daß die Stellung der Buren tatsächlich anders war, als er beim Entwurf seines Angriffsplanes angenommen hatte. Durch weiteren Zuzug am 27., 28. und 29. Oktober hatten die Buren sich bis auf 12 000 Mann mit 18 Geschützen, darunter ein von Prätoria herangeführtes 155 mm-Creusotgeschütz, verstärkt. Dieses wurde auf Pepworth Hill in Stellung gebracht. Zu beiden Seiten der Eisenbahn standen am 30. früh vor Tagesanbruch das irische Korps, die Johannesburger Polizei, eine wahre Elitetruppe, das Prätoriakommando und andere nicht näher nachzuweisende Abteilungen der Freistaatler unter Joubert mit etwa 10 Geschützen. Long Hill war, wie erwähnt, noch am 28. geräumt worden. Auf dem linken Flügel standen östlich Farquahars Farm mehrere Kommandos, deren Stärke nicht festzustellen ist, unter Lucas Meyer mit etwa vier 7,5 cm Kruppschen, zwei Creusotschen 7,5 cm Schnellfeuerkanonen, einem Pom-Pom von 37 mm und einem Maschinengewehr. Auf dem äußersten rechten Flügel hatten die Freistaatler einen stärkeren Beobachtungsposten auf Surprise Hill gelassen und versuchten, mit ihren Hauptkräften unter de Wet weiter südlich vorgehend, die Verbindung zwischen Ladysmith und Colenso zu unterbrechen. Auf dem rechten Flügel der Buren traten aber schon in den ersten Morgenstunden Veränderungen ein, als die ersten Meldungen von dem Vorgehen Carletons anlangten. Jeder irgendwie entbehrliche Trupp wurde nach dem Tale des Bellspruit gewiesen. Hier wollten die Buren einen entscheidenden Erfolg erringen, auf den übrigen Teilen des Gefechtsfeldes den Feind nur festhalten.

Die Aufgabe Grimwoods war einfach; von der Wegnahme von Long Hill hing der weitere Verlauf des Kampfes ab. So notwendig es für den selbständigen Führer ist, bei veränderter Lage sich eine neue Aufgabe zu bilden, so streng muß der Unterführer erzogen sein, selbst bei eintretenden Hindernissen seiner ursprünglichen Aufgabe treu zu bleiben. Wie weit hier die Friedenserziehung auf Übungsplätzen mitgewirkt hat, läßt sich nicht feststellen, jedenfalls entschloß sich Oberstleutnant Grimwood auf die veränderte Lage beim Feind hin, sich ohne Rücksicht auf die Gesamtlage eine neue Aufgabe zu bilden. Anstatt unter Ausscheiden eines Flankenschutzes sofort gegen Long Hill vorzugehen, beschloß er, sich gegen den in seiner rechten Flanke stehenden Feind am jenseitigen Ufer des Modderspruit zu wenden.

Das Feuer der Buren war nicht besonders wirksam; so gelang es der Brigade

*) Sonnenaufgang für Ladysmith am 30. Oktober 5^{12}, Sonnenuntergang 6^{16}, Mondaufgang 2^{15} vorm.

unter Festhalten des linken Flügels, der die Front nach Long Hill behielt, auf dem Haken nach rechts rückwärts schwenkend bis gegen 7⁰⁰ eine neue Front gegen Osten zu bilden. Etwa um 6⁰⁰ eröffnete von Pepworth Hill das Creusot-Geschütz auf 8000 m ein langsames Feuer gegen Ladysmith. Auf Befehl des Oberst Downing entwickelte sich unter dem Schutze von I. Devon die erste Abteilung gegen Long Hill, die zweite gegen Pepworth; da die Entfernung bis zu dem Creusot-Geschütz zu groß war, gingen die 21. und 53. Batterie ohne Verluste etwa 1000 m vor und bis auf 3500 m an das Creusot-Geschütz heran, dann folgte auch die 42. Batterie, welche auf dem rechten Flügel der beiden ersten Batterien auffuhr, ihr schlossen sich dann auch die 13. und 67. Batterie an, während die 69. Batterie nach Lombards Kop entsandt wurde, wo sie unter dem Schutze der Natal Volunteers auffuhr. Die 42. Batterie kämpfte gegen das Creusot-Geschütz, die beiden anderen Batterien der Abteilung (21. und 53.) richteten ihr Feuer gegen die Nordhänge von Pepworth Hill, um das Heranschaffen von Munition zu hindern. Dann wendeten sich die beiden Batterien gegen eine nordwestlich von Long Hill befindliche feindliche Batterie, als die 42. Batterie ihr Feuer gegen das Creusot-Geschütz einstellte. Die Entfernung betrug noch 3500 m, da aber das Gelände vor den Burengeschützen nicht einzusehen war, Kurzschüsse nicht beobachtet werden konnten, so war die Wirkung recht gering. Die beiden Batterien erhielten infolgedessen Befehl, den Kampf einzustellen und nach Lombards Kop abzumarschieren.

Mittlerweile war es auch Grimwood gelungen, die Verbindung mit der Kavallerie aufzunehmen, die, um 3⁰⁰ morgens aus ihren Biwaks aufgebrochen war und westlich Lombards Kop den Anbruch des Tages erwartete. French zeigte sich hier noch nicht als jener entschlossene und umsichtige Kavallerieführer, dessen zielbewußtes Vorgehen gegen Flanke und Rücken des Feindes in späteren Kämpfen soviel zum endgiltigen Erfolge von Lord Roberts beitragen sollte. Etwa gegen 6³⁰ ging er mit den 5. Ulanen und 19. Husaren nördlich um Lombards Kop herum. Aufklärer hatten bereits den Modderspruit überschritten, als die Buren zu feuern begannen, Verluste traten nicht ein.*) Da gerade jetzt auch die 69. und die Natal-Batterie ihr Feuer eröffneten, so hätte sich Gelegenheit zu einer glänzenden Attacke geboten. Angeblich war jedoch das Gelände am jenseitigen Ufer des Baches mit Steinblöcken und Büschen bedeckt, so daß es nicht möglich gewesen wäre, die volle Leistungsfähigkeit der Pferde zu entfalten. So ging denn die Kavallerie zurück und saß, die Linien der Schützen Grimwoods verlängernd, auf Lombards Kop ab. Um 8⁰⁰ glaubte French, daß er angesichts des sich immer mehr verstärkenden Feindes nicht mehr vorgehen könne. Aber wer nicht wagt, der gewinnt auch nicht. Wollte oder konnte die Kavallerie

*) Allerdings äußern sich die Berichte in anderer Weise. 5. Lancers: „heavy fire in front and right flank". 19. Hussars: „received even a warmer welcome".

nicht attackieren, so hätte sie jedenfalls versuchen müssen, weiter südlich ausholend, gegen die Flanke der Buren vorzugehen.

Gegen 8⁰⁰ stellte sich für den auf Limit Hill haltenden White die Lage folgendermaßen dar. Pepworth Hill war nur schwach besetzt, das schwere Creusot-Geschütz hatte die englische linke Flügelbatterie zum Einstellen eines bei der Entfernung aussichtslosen Kampfes veranlaßt. Weitere Nachrichten bestätigten den Unfall der Kolonne Carleton, welche nach Verlust ihrer Geschütze im ernsten Kampfe stehen sollte; auf dem äußersten rechten Flügel kam das Gefecht bei dem Fehlen von Unterstützungen nicht vorwärts. Südlich von Lombards Kop war die Kavallerie unter French zusammen mit der 69. und der Natal-Batterie ins Gefecht getreten.

Die Lage hat eine unverkennbare Ähnlichkeit mit dem späteren Gefecht von Colenso,*) die Einleitungsgefechte hatten das Irrige der Voraussetzungen dargetan, unter denen der Angriff begonnen war. Jetzt kam es nur darauf an, der veränderten Lage Rechnung zu tragen, sei es, daß die gesamten Streitkräfte auf dem äußersten rechten Flügel oder in nördlicher Richtung verwandt wurden. War es vielleicht die Scheu vor dem Frontalangriff, daß dem Obersten Hamilton der Befehl zum Vorgehen gegen Pepworth Hill nicht gegeben wurde? Fast scheint dieses so. Nicht erkannt war, daß gerade von Pepworth Hill erhebliche Teile nach dem Tale des Bellspruit gezogen waren, daß hier die feindliche Artillerie nur noch unter dem Schutze schwacher Infanterie kämpfte. Nicht ersichtlich ist, aus welchen Ursachen die Aufklärung der berittenen Truppen Hamiltons nicht bessere Ergebnisse lieferte. Zunächst begnügte sich White mit halben Maßregeln, indem er das I. Manchester der Brigade Hamilton in zwei Halbbataillone geteilt nach dem rechten Flügel schickte. Das Gefecht nahm hier seinen Fortgang, das Feuergefecht wurde auf 700 m geführt, die Verluste waren sehr gering. Empfindlicher war die Sonnenhitze und der sich nach und nach einstellende Patronenmangel. Ersatz war nicht möglich, da bereits bei Beginn des Gefechts die Patronentragtiere durchgegangen waren. Ganz unverständlich bleibt es, daß die abgekommenen Bataillone Grimwoods, obwohl sie den Gefechtslärm hörten und Verstärkungen nach Osten marschieren sahen, nicht in den Kampf eingriffen; sie blieben untätig westlich Lombards Kop, wo sie am frühen Morgen Halt gemacht hatten, stehen und warteten auf Befehle.

Um 11⁰⁰ erfuhr White, daß alle Versuche, Befehle durch Kaffern oder Meldereiter zum Oberstleutnant Carleton zu bringen, mißglückt seien, dann meldete Oberst Knox, der mit zwei Kompagnien der Rifle-Brigade in Ladysmith zurückgelassen war, daß der Feind von Surprise Hill gegen Ladysmith vorgehe, er habe zwar die bei Elandslaagte erbeuteten Burengeschütze in Stellung gebracht und jeden verfügbaren Mann bewaffnet, aber er glaube, nicht mehr lange Widerstand leisten zu können. Diese

*) Kriegsgeschichtliche Einzelschriften, Heft 32, S. 42.

Meldung war bestimmend für die weiteren Entschlüsse. Nachdem ihm sein nach dem rechten Flügel entsandter Stabschef gemeldet hatte, daß auch dort das Gefecht nicht vorwärts komme, befahl White, das erst mit drei Bataillonen eingeleitete Gefecht abzubrechen. Noch immer bildeten sechs Bataillone seine Reserve; wie wir es jetzt nach der tatsächlichen Kräfteverteilung übersehen können, wären sie wohl ausreichend gewesen, Pepworth Hill zu nehmen oder der Kolonne Grimwood die Kraft zur weiteren Durchführung des Angriffs zu geben. Den englischen Führern fehlte jedoch die Überzeugung von der Notwendigkeit, den letzten Mann zum Erringen des Sieges einzusetzen. So diente die Reserve nur zur Deckung des Rückzuges. Vielleicht hat White auch gezögert, den Befehl zum Vorgehen zu geben, stutzig gemacht durch die bisherigen hohen, schwer zu ersetzenden Offizierverluste.*) Der Rückzug führte über eine völlig deckungslose Ebene; drängte der Feind nach, verstand er seine Waffe zu gebrauchen, so waren gewaltige Verluste unvermeidlich. Hinter der Gefechtslinie Grimwoods waren, als der Befehl zum Abbrechen des Gefechts anlangte, I. Manchester und die nach dem Lombards Kop in Marsch gesetzten Batterien Nr. 21 und 51 eingetroffen. Unter dem Schutze von I. Manchester, dem sich jetzt auch I. Liverpool, eins der abgekommenen Bataillone Grimwoods, anschloß, fuhren die Batterien auf. Als sie das Feuer eröffneten, nahm auch die 13. Batterie das Feuer nach Osten. Auf feindlicher Seite hatte an Stelle des auf dem Gefechtsfelde erkrankten alten Joubert der jugendliche tatkräftige Louis Botha den Oberbefehl übernommen, aber sein Ansehen war noch nicht gefestigt genug, um die einem jeden Angriffe abgeneigten Buren zum Nachdrängen mitzureißen.

So war es denn unter dem Schutze der Aufnahmestellung möglich, den Rückzug anzutreten, nur das Maschinengewehr des I. Kings Royal Rifle Corps mußte stehen gelassen werden. Eine Gefechtsgruppe von 2 Offizieren und 30 Mann des Kings Royal Rifle Corps hatten den Befehl zum Zurückgehen nicht erhalten. Sie streckten die Waffen, als beide Offiziere und vier Mann außer Gefecht gesetzt waren. Den weiteren Rückzug deckten dann auf dem rechten Flügel die 21. und 69., links die 13. und 67. Batterie. Erst als die Infanterie in Sicherheit war und die Buren sich schon den Geschützen näherten, gingen auch diese Batterien staffelweise zurück.

Die Kavallerie hielt noch bis etwa 1^{15} Lombards Kop im Fußgefecht und ging dann erst nach Ladysmith, die 5. Ulanen gingen selbständig ohne Verbindung mit French zurück.**) Die letzten Schüsse wurden bald nach 12^{00} von den schweren Marinegeschützen verfeuert, die um 9^{30} in Ladysmith eingetroffen waren. Die

*) Die Infanterie hatte von 160 Offizieren und 8000 Mann bis zum 29. Oktober 55 Offiziere und 536 Mann verloren, d. h. 34,4 vH. der Offiziere und 6,7 vH. der Mannschaften oder 1 Offizier auf 10 Mann. Für die ersten Gefechte eines Feldzuges ist dieses gar nichts Außergewöhnliches.

**) Die Gerüchte über ein panikartiges Zurückgehen der Kavallerie haben sich nicht in diesem Maße bewahrheitet.

einzelnen Geschütze waren gleich nach der Ausladung nach Limit Hill marschiert, wo sie noch einige Schüsse gegen Pepworth Hill verfeuerten; die zuletzt ausgeladenen Geschütze gingen nördlich Ladysmith in Stellung, als der Entschluß Whites bekannt wurde, das Gefecht nicht weiter zu führen. Unter dem Schutz von I. Devon, welches Limit Hill halten sollte, zogen sich die letzten Truppen, zum Teil in Auflösung und ganz erschöpft, nach Ladysmith zurück. Obwohl um die Mittagsstunde noch immer aus nordwestlicher Richtung Infanteriefeuer herübertönte, dann aber verstummte, und zahlreiche Buren den Höhen zueilten, wo das Detachement Carleton im Gefecht stehen mußte, sorgte sich White anscheinend nicht sehr um dieses, er glaubte, daß Carleton bis zum Eintritt der Dunkelheit sich würde halten und dann seinen Rückzug würde ausführen können. Eine aus den Mannschaften der Staffeln und aus je einem Zuge der Batterien der II. Abteilung zusammengestellte Batterie hatte sich für den Nachmittag marschbereit zu halten, um zur Unterstützung Carletons abzumarschieren. Am Abend traf indessen bei den englischen Vorposten ein Parlamentär ein, der über die Waffenstreckung dieses Detachements berichtete und um Absendung von Krankenträgern ersuchte.

Die Truppen Whites hatten in dem Gefecht von Ladysmith, welches nicht aus dem Stadium der Einleitung herausgetreten war, nur sehr geringe Verluste erlitten.

Die Kolonne Grimwood, welche statt mit 4000 nur mit 2900 Gewehren gefochten hatte, hatte verloren:

	tot und verwundet				vermißt
I. Kings Royal Rifle Corps . . .	—	Offiziere	33	Mann	21*)
II. " " " " . . .	5	"	37	"	16
I. Leicester	2	"	18	"	4
	7	Offiziere	88	Mann	41

Verlust nur 4 Prozent.

Die übrigen 6 Bataillone hatten verloren nur	—	Offiziere	9	Mann	
Die Kavallerie nur	—	"	11	"	
Die Artillerie (7 Batterien) . . .	3	"	32	"	**)
Pioniere, Kolonialtruppen usw. . .	2	"	9	"	
Zusammen . . .	12	Offiziere	190	Mann.	

Die Buren verloren nur 5 Tote und einige 20 Verwundete!

*) Bisheriger Verlust seit Beginn des Feldzuges 13 Offiziere 112 Mann. Da die berittene Kompagnie fehlte, war das Bataillon nur mit 6 Offizieren 700 Mann ins Gefecht getreten.

**) Die II. Abteilung hatte im Kampf mit dem Creusot-Geschütz (42. Batterie) und der feindlichen Batterie nordwestlich Long Hill verloren: 1 Offizier, 4 Mann tot, 12 Mann verwundet, 38 Pferde. Munitionsverbrauch in 8 Stunden: 546, 692 und 308 Schuß. Die Munitionskolonnen hatte 1200 Schuß zu den Batterien vorgeschickt.

Unwillkürlich fragt man sich: War denn die Truppe tatsächlich schon an der äußersten Grenze ihrer Leistungsfähigkeit in einem Kampfe angekommen, bei dem es sich darum handelte, ob die Division ihre Bewegungsfreiheit sich wahren oder sie verlieren sollte? White macht in seiner Aussage vor der Kommission der Infanterie den Vorwurf, daß einzelne Bataillone keine besondere Neigung vorzugehen gezeigt hätten. Der Entschluß, das Gefecht abzubrechen, stempelte es aber ohne weiteres zur Niederlage und gab den Buren volle Freiheit des Handelns, die sie unbedingt auch gegen das noch immer weiter fechtende Detachement Carleton ausnützen konnten.

Gerade von diesem hatte sich White besonders viel versprochen. „Da ich wußte, mit welcher Leichtigkeit die berittenen Buren sich bei einer Niederlage der feindlichen Waffenwirkung entziehen konnten, da bei Rietfontein meine Kavallerie durch eine schwache Postierung gehindert wurde, in Flanke und Rücken des Feindes zu gelangen, suchte ich für meine Kavallerie einen Weg westlich des Intintanyone, um dort den Gegner bei seinem Rückzug in seiner rechten Flanke anzugreifen und ihm eine ähnliche Niederlage wie bei Elandslaagte zu bereiten. Der Generalstabsmajor Adye machte auch auf die Niederung des Bellspruit und die ihn abschließende Höhe von Nicholsons Nek aufmerksam."

Zu dem Detachement Carleton hatte jede Brigade ein Bataillon gestellt, beigegeben waren die zehnte Gebirgsbatterie, eine Gebirgs-Munitionskolonne (100 Tragtiere), zwei Heliographen und einige Maultiere für den Wassertransport.

Das I. Royal Irish Fusiliers war aus Egypten am 12. Oktober in Durban gelandet und stand seit dem 15. in Dundee 24 Offiziere 854 Mann stark. Es hatte am 19. 7 Offiziere 45 Mann verloren. Der Rückzug mit der Kolonne Yule war um so anstrengender gewesen, als das Bataillon ganz ohne Feldgerät war; die nicht an Gepäck gewöhnten Mannschaften mußten Munition und Kochgerät tragen. Besser war das I. Gloucester gestellt, welches, aus Indien kommend, schon am 5. Oktober in Durban gelandet war und mit 29 Offizieren 943 Mann am Gefecht von Rietfontein teilgenommen hatte, bei dem es 6 Offiziere, 105 Mann verloren hatte. Die Bataillone nahmen für jeden Mann 300 Patronen mit, von denen 150 von Maultieren getragen werden sollten.

Die Truppen scheinen zahlreiche Mannschaften zurückgelassen zu haben. Versäumt wurde, dem Detachement Berittene zur Aufklärung zuzuteilen. Es waren verfügbar:

6 Kompagnien I. Royal Irish . . .	etwa 540	Mann (ohne Offiziere).
5 1/2 " I. Gloucester	" 430	"
10. Gebirgsbatterie	" 140	"
Munitionskolonne	" 90	"
	1200	Mann.

Führer war Oberstleutnant Carleton, ihm war als Berater Major Adye vom Generalstabe beigegeben, der das Unternehmen in Vorschlag gebracht hatte und naturgemäß einen großen Einfluß auf die Entschließungen des Detachementsführers gewann, da er besonders genau das Gelände kannte. Tatsächlich wurde er der eigentliche Führer.

Skizze 4. Am 29. Oktober um 10⁰⁰ abends sollte die Kolonne von einem Sammelplatze westlich Ladysmith aufbrechen. Der Abmarsch verzögerte sich infolge von Unregelmäßigkeiten bei der Patronenausgabe, und da die irischen Füsiliere statt um 10⁰⁰ sich erst um 11⁰⁰ einfanden, um eine volle Stunde. Für den bevorstehenden Nachtmarsch war der Truppe eingeschärft worden, weder zu sprechen, noch zu rauchen; erhalte sie Feuer, so solle sie weitermarschieren, ohne das Feuer zu erwidern.

Nicholsons Nek war nur 17 km von Ladysmith entfernt, selbst wenn man die Marschgeschwindigkeit auf nur 2 km in der Stunde bewertete, durfte man annehmen, sogar noch bei späterem Aufbruch vor dem Hellwerden die Stelle an der Straße zu erreichen, wo man den Buren den Rückzug verlegen konnte. Aber selbst diese geringe Marschgeschwindigkeit wurde nicht geleistet. Die Gründe haben wir anscheinend in der Marschordnung zu suchen. Den Anfang der Kolonne bildeten, ohne Sicherungen vorzunehmen, in der Reihenkolonne, die irischen Füsiliere, dann kamen sämtliche 340 Maultiere der Kolonne (46 der Füsiliere, 135 der Gebirgsbatterie, 59 des I. Gloucester, 100 der Munitionskolonne), dann das Bataillon Gloucester ebenfalls in Reihen. Taktisch läßt sich das Einschieben der Maultierkolonne nicht rechtfertigen, jedenfalls waren die Tragtiere die Ursache fortdauernder Stockungen im Marsche*), so daß die vorderen Abteilungen mehrfach halten mußten, damit der Zusammenhang nicht verloren ging. Bekannt war ferner, daß gerade die Maultiere besonders zum Durchgehen neigen, wenn sie unerwartet in feindliches Feuer kommen. Gegen 2⁰⁰ früh hatte der Anfang der Kolonne nach vierstündigem Marsch erst 7 km zurückgelegt. Da Major Adye fürchtete, nicht mehr rechtzeitig Nicholsons Nek zu erreichen, bewog er Carleton, von der Marschstraße abzubiegen und die Tschrengulahöhe zu besetzen. Die Tete schwenkte links; einzeln erstiegen die Füsiliere in voller Dunkelheit den steilen Hang. Eine neue Stockung entstand durch Übergang aus der Reihenkolonne in die Kolonne zu Einem, so daß die Gebirgsbatterie und das Bataillon Gloucester noch auf der Talstraße in einem Hohlwege haltmachten. Nichts hatte bisher auf die Anwesenheit des Feindes gedeutet.

Was in den nächsten Minuten sich zutrug, wird wohl nie ganz aufgeklärt werden. Einige behaupten, daß ganz unerwartet ein Burenposten Feuer gegeben habe, tatsächlich aber befanden sich weder Posten noch Patrouillen in solcher Nähe. Andere meinen, daß die vorderen Leute einen Baumstumpf für einen Buren oder bei dem eben aufgehenden

*) Beim Marsch bergauf vergrößert, beim Marsch bergab verkürzt das Maultier, im Gegensatz zum marschierenden Menschen, die Schrittlänge.

Mond die vorausgegangenen, sich gegen den Himmel abhebenden Führer für den Feind gehalten haben. So viel steht fest, es entstand bei dem vorderen Bataillon eine Panik; schreiend liefen die Leute den Hang hinunter, die Maultiere machten kehrt und stürmten auf das im engen Hohlweg zu Zweien haltende Gloucester Bataillon ein. Als dann von mehreren Seiten der Ruf „Boer Cavalry" gehört wurde, ließ der Führer des Bataillons Gloucester das Seitengewehr aufpflanzen und auf die in der Dunkelheit heranstürmenden Tiere feuern. Diese machten kehrt, durchbrachen die irischen Füsiliere, einige wurden später dann sogar von den Buren aufgefangen, andere rasten nach Ladysmith weiter. Hierbei ist auch anscheinend das Maschinengewehr der Füsiliere verloren gegangen. Es dauerte geraume Zeit, bis das Feuer gestopft und die aufgeregte Mannschaft zur Ruhe gebracht werden konnte. Jedenfalls war es nun mit der Überraschung vorbei. Wir dürfen den englischen Kompagnieführern unsere Anerkennung nicht versagen, daß es ihnen in dieser schwierigen Lage noch vor Tagesanbruch gelang, ihre Mannschaften auf dem Tschrengulaberge zu sammeln. Etwa 40 Mann Gloucester und 75 Bedienungsmannschaften waren nach Ladysmith zurückgelaufen und brachten frühzeitig Kunde von diesem Unfall. Verloren war der größere Teil der Gebirgsbatterie, es gelang nicht einmal mehr, ein einziges Geschütz zusammenzustellen. Alle Maultiere, die Wasser, Lebensmittel und Signalinstrumente trugen, waren durchgegangen. Wieviel Patronen gerettet wurden, läßt sich nicht feststellen.*) Oberstleutnant Carleton entschloß sich auf Vorstellungen des Major Adye zunächst eine Verteidigungsstellung auf dem Tschrengulaberge zu nehmen.

Die Kuppe des Tschrengulaberges hat nur eine Breite von etwa 100 und eine Länge von 200 m. Nach Norden ist eine kleine, schmale, mit hohem Grase und Felsblöcken bedeckte Terrasse vorgelagert, nach Süden fällt die Kuppe schroff zu einem tiefeingeschnittenen Tale ab, auf dessen anderer Seite sich der Surprise Hill erhebt, auf den anderen Seiten fällt der Berg sanft ab. Hoher Graswuchs, Wasserrisse und Einschnitte boten aber auch an den sanfter geböschten Hängen einem geschickt vorgehenden Feinde gute Deckung. Major Adye nahm die Offiziere zusammen, teilte ihnen mit, daß beabsichtigt werde, die Höhe zu verteidigen, und daß er annehme, daß ein Angriff des Feindes nur von Westen oder Osten erfolgen könne.

Gestützt auf die Mitteilungen eines mittlerweile herangekommenen Grundbesitzers englischer Abkunft, wies der Kommandeur des Bataillons Gloucester auch auf die Möglichkeit eines Angriffs von Norden hin. Major Adye blieb indessen bei seiner Ansicht. Das Bataillon Gloucester sollte die Westseite, die irischen Füsiliere die Ostseite des Berges besetzen.

Auf der Ostseite, auf dem rechten Flügel und nach Süden herumgebogen wurden

*) Nach einem Bericht wäre der ganze Munitionsvorrat von den Maultieren getragen und nur 17 Kasten, d. h. 20 Patronen pro Mann, gerettet. Es ist jedenfalls sehr zweifelhaft, ob die Mannschaften überhaupt im vollen Besitze ihrer 150 Patronen gewesen sind.

drei Füsilierkompagnien (A, B, F)*) entwickelt, auf ihrem linken Flügel stand das Gloucester Maschinengewehr, an dieses anschließend mit der Front nach Norden die E-Kompagnie, hinter der Mitte des Abschnittes der Rest des Bataillons zwei Kompagnien (G, H) als Reserve. Im Anschluß an die E-Kompagnie der Füsiliere besetzte von dem 5½ Kompagnien starken Bataillon Gloucester C, D mit der Front nach Norden, B, A mit der Front nach Westen den westlichen Teil der Höhe; die Abschnittsreserve bildeten die E- und H-Kompagnien, erstere war nur eine Halbkompagnie und 60 Gewehre stark gewesen, die H-Kompagnie zählte infolge der Panik statt 100 nur noch 18 Gewehre. Major Adye und Oberstleutnant Carleton wählten ihren Standort bei der Abschnittsreserve des rechten Flügels. Mit der Befestigung der Stellung wurde sofort begonnen; da es aber völlig an Schanzzeug fehlte, mußte man sich damit begnügen, Steine zu Deckungen zusammenzutragen. Als es gegen 5⁰⁰ hell wurde, erkannte man lebhafte Bewegung auf den Höhen nordwestlich und südwestlich der Stellung; bald lehrten einzelne Schüsse von Surprise Hill auf etwa 1500 m, daß auch dieser besetzt sei; dann sah man deutlich, wie aus südwestlicher Richtung und aus der Gegend von Intintanyone Burentrupps herbeieilten, um auch hier den Kreis zu schließen. Es waren dieses von Südwesten kommend das Heilbronn-Kommando, 300 Mann unter Christian de Wet, dann von Nordosten die Elitetruppe der Buren, die Johannisburger Polizei, 435 Gewehre unter van Dam; auf den Höhen südöstlich des Tschrengula trat dann noch das Praetoria-Kommando mit wenigstens 50 Gewehren ins Gefecht.**) Die englische Truppe, welche zu diesem Zeitpunkt etwa noch 910 Gewehre zählte, war auf allen Seiten von etwa 900 bis 1000 Buren umstellt.

Bald nach 6⁰⁰ versuchte der Führer des Maschinengewehres den Zuzug der Buren von Osten zu hindern, die ersten, auf 1200 m abgegebenen, Schüsse waren für die Buren nur eine Mahnung, bessere Deckung zu nehmen, offene Stellen im Galopp und in aufgelöster Ordnung zu überschreiten. Versuche der Infanterie, einzelne Trupps mit Salven zu beschießen, wurden, da die Buren, sobald sie einmal Feuer erhalten hatten, nur einzelne Leute zeigten, bald wieder aufgegeben. Um einem jetzt auch

*) Die acht Kompagnien eines englischen Bataillons werden mit den Buchstaben A bis H bezeichnet.

**) De Wet meint, daß der eigentliche Angriff mit höchstens 200 Mann gemacht sei. Anwesend seien überhaupt gewesen:

das Heilbronner Kommando . . . . mit 300
das Kroonstadt-Kommando . . . . mit 20
die Johannisburger Polizei . . . . . . mit nur 40—50 Gewehren.

Letztere hat nach Angaben ihres Führers van Dam, die die gleiche Glaubwürdigkeit beanspruchen, 400 Gewehre gezählt; de Wet rechnet nicht das Praetoria-Kommando und die Abteilungen im Westen und Süden der Höhe. Von der Johannisburger Polizei rechnete er nur eine auf dem Westhange der Höhe auftretende Gefechtsgruppe.

von Norden kommenden Angriff besser begegnen zu können, wurde die Abschnittsreserve der Gloucester nach einer Terrasse im Norden vorgeschoben.

Das Gefecht wurde mehrere Stunden auf etwa 800 bis 900 m Entfernung geführt. Eine um 6⁰⁰ vorm. abgeschickte Meldung scheint White nicht erreicht zu haben. Die englischen Schützen litten sehr unter der Gluthitze des afrikanischen Sommers auf der völlig schattenlosen Kuppe, Wasser war nicht vorhanden. Major Adye ließ den Kompagnieführern einschärfen, nur, wie dieses die Vorschriften auch bestimmten, Salven zu feuern, aber die Buren hüteten sich wohl, größere Ziele zu bieten. Nichts war von ihnen zu sehen, nur ab und zu tauchte für einige Augenblicke ein Schütze auf, um schnell von einem Steinhaufen zum andern vorzuspringen oder, sich eng an den Erdboden anschmiegend, unter beständiger Feuerabgabe näher und näher zu kriechen. An Salvenfeuer war nicht zu denken, so begannen denn die beiden vorgeschobenen Kompagnien des Gloucester-Bataillons ein ziemlich wirkungsloses Schützenfeuer gegen die schnell auftauchenden und ebenso schnell wieder verschwindenden Ziele. Die Lage in der vorgeschobenen Stellung wurde immer ernster, aber die Truppe hielt aus.

Besorgt wandten sich die Blicke der Führer nach rückwärts. Von Limit Hill blitzten Signale auf, die indessen nicht verstanden wurden, auch Versuche, mit Flaggen Meldungen von der ungünstigen Lage nach Ladysmith zu geben, blieben erfolglos.

Gegen die Nordfront ging, unterstützt durch das auf etwa 1200 m von den Westhängen von Bells Kop abgegebene Flankenfeuer des Praetoria-Kommandos, die Johannisburger Polizei gegen 7⁰⁰ vorm. vor. Jeder Mann war mit 200 Patronen, die im Patronengürtel steckten, ausgerüftet. Eine von de Wet abgezweigte Gefechtsgruppe der Freistaatler von etwa 150 Mann räumte diesen Teil des Angriffsfeldes und wandte sich gegen die Südwestecke der von den Engländern besetzten Höhe. Ohne Schuß waren die Polizeimannschaften, die nicht in Uniform, sondern in dem braunen Arbeitsanzuge der Buren fochten, um 9⁰⁰ bis auf etwa 700 m unter sorgfältiger Ausnutzung aller Deckungen herangekommen. Etwa 350 Mann waren in der Gefechtslinie, die ihr Feuer auf die nur 78 Gewehre zählende E- und H-Kompagnie richteten. Die Lage der Engländer wurde noch schwieriger, als van Dam von den bei den Handpferden zurückgelassenen Mannschaften 50 Schützen gegen die linke Flanke der Engländer ansetzte. Dieses Vorgehen hatte auch die gewünschte Wirkung.

Um 11⁰⁰ meldete der Führer in der vorgeschobenen Stellung, daß er sich nicht mehr halten könne; er erhielt Befehl, in der Richtung auf die D-Kompagnie zurückzugehen. Der Rückzug dieser beiden Kompagnien gestaltete sich sehr verlustreich. Sobald die Mannschaften sich erhoben, brach ein heftiges Feuer los; von der jetzt noch etwa 55 Mann starken E-Kompagnie fielen in wenigen Sekunden der Führer und 28 Mann (davon 9 Tote). Es ist bei solchen Verlusten begreiflich, daß der Gedanke

mit den wenigen noch gefechtsfähigen Mannschaften dieser Kompagnien verstärkt durch 30 Mann der Reserve der irischen Füsiliere die vorgeschobene Stellung wiederzunehmen, fallen gelassen werden mußte. Die Trümmer der E- und H-Kompagnie schlossen sich den nächsten Abteilungen an.

Die Buren hatten ihr Vorgehen erst weiter fortgesetzt, als das Feuer aus Westen und Süden heftiger wurde. Um 12^{00} waren die Johannisburger in der Front bis auf etwa 200 und 300 m an die englischen Schützen herangekommen. Das auf hoher Laffete stehende Maxim war schon lange nicht mehr zu bedienen. Am empfindlichsten war die Lage bei C-Gloucester, die in Front und linker Flanke von den Johannisburgern beschossen wurde. Diese Kompagnie hielt jedoch noch weiter aus. Auf der Westfront waren schließlich die Buren bis auf 50 Schritt an B-Gloucester gekommen. Ihr Führer will die schwer leidende, rechts von ihm stehende C-Kompagnie hierauf aufmerksam machen, richtet sich auf und winkt mit den Armen. Ein Mann in der Feuerlinie der C-Kompagnie sieht dieses Zeichen und ruft seinem Nachbar zu, es solle zurückgegangen werden. Ohne sich weiter darum zu kümmern, von wem der Befehl gegeben sei, gibt der Kompagnieführer den Befehl zum Zurückgehen (12^{30}). Mit 83 Mann war die Kompagnie ins Gefecht gegangen, etwa 20 waren bereits außer Gefecht; jetzt fallen beim Zurückgehen in wenigen Sekunden noch 36 Mann. Ein Teil unter Kapitän Duncan macht zwar noch unweit des linken Flügels der D-Kompagnie Halt, der Rest aber geht langsam in Richtung auf den Standpunkt des Oberstleutnants Carleton zurück, ihm schließen sich die wenigen hier befindlichen, nur mit dem Seitengewehr bewaffneten Bedienungsmannschaften der Gebirgsbatterie an.

Carleton versucht jetzt, von der Südfront die A-Kompagnie vorzuführen. Bei den Reservekompagnien der irischen Füsiliere brach aus nicht erklärlichen Ursachen eine Panik aus. Die Mannschaften springen, in dem Glauben, daß ein allgemeiner Rückzug befohlen sei, auf und laufend schreiend, z. T. ihre Gewehre fortwerfend, den Abhang herunter. Hier schlägt ihnen von Surprise Hill heftiges Feuer entgegen, so daß ihnen nichts anderes übrig bleibt, als Deckung zu suchen. Die englische Stellung war immer mehr eingeengt. Westlich von D-Gloucester hielt die kleine Gefechtsgruppe von 3 Offizieren und etwa 10 Mann der C-Kompagnie hinter einem Erdwalle noch weiter aus, um, wie sie meinte, den Rückzug ihres Bataillons zu decken. Verbindung mit den Nachbargruppen bestand nicht, platt auf der Erde liegend, sah man weder etwas von der B- noch von der 50 m entfernten D-Kompagnie des Bataillons; schließlich feuerten nur noch 3 Mann. Kapitän Duncan, selbst schon verwundet und in der festen Überzeugung, daß alles bereits zurückgegangen sei, meinte, genug getan zu haben und beschloß, sich zu ergeben, da weiterer Widerstand nutzlos schien. Ein weißes Tuch wurde an einem Gewehr befestigt und hoch gehalten. Die Buren stellten sofort ihr Feuer ein und kamen heran, um sich der kleinen Gefechtsgruppe zu bemächtigen.

„Aus der Stellung der D-Kompagnie konnte man gerade die Spitze der weißen Flagge sehen. Der Führer dieser Kompagnie, Major Humphrey, sah, wie die Buren sich aufrichteten und mit den Hüten winkten, zum Zeichen, daß sie die Ergebung annahmen. Ohne Zweifel hätte er alles daran setzen müssen, um zu veranlassen, daß die weiße Flagge niedergelegt wurde. Aber die Bereitwilligkeit, eine Verantwortung zu übernehmen, war geradezu durch die Art der Ausbildung im Frieden ausgerottet. Anstatt selbst zu handeln, schickte er den Kapitän Conner zum Oberstleutnant Carleton, um Verhaltungsmaßregeln einzuholen, während er selbst befahl, das Feuer vorläufig einzustellen. Kapitän Conner lief nach der kleinen Deckung, wo Oberstleutnant Carleton und Major Adye lagen; nach kurzer Beratung*) rief ersterer einen Hornisten herbei, um das Signal „Gewehr in Ruh" zu blasen. Der ängstliche Hornist mußte drei- bis viermal ansetzen, ehe er das Signal blasen konnte, es gelang ihm dieses so schlecht, daß das Gerücht später entstand, das Signal sei von den Buren geblasen worden. Ein weißer Lappen wurde dann an einem Gewehr befestigt."**)

Durfte der Führer des Ganzen das Schicksal seiner Truppe von dem Entschluß einer bis auf 3 Mann zusammengeschossenen kleinen Abteilung, deren Führer verwundet war und der sich kein anderer Ausweg bot, abhängig machen? Keineswegs! Das Hissen der weißen Flagge und das Zusammenstehen von Freund und Feind drängte den Führer zum schnellen Entschluß. Jeder Augenblick des Zögerns konnte eine Panik bei den übrigen Truppen entstehen lassen. Vier Kompagnien hielten noch ihre Stellung, drei waren auf der gar nicht angegriffenen Südfront in ihren Deckungen, sie waren noch imstande, das Geschick zu wenden. Warum denn nicht den Versuch machen, durch entschlossenes Vorgehen den Feind von der Kuppe herunterzuwerfen? Mißlang dieser Versuch, so konnte die Truppe sich immer noch ergeben, aber jedenfalls der Versuch mußte erst gewagt werden, ehe man daran dachte, die weiße Flagge zu hissen. Die Kriegsgeschichte zeigt, daß aus kritischen Lagen am besten ein herzhafter Entschluß befreit, der allerdings stets mißlingen müßte, wenn der Erfolg nur allein von meßbaren, materiellen, nicht aber auch von den ganz unberechenbaren moralischen Einflüssen abhängig wäre. Selbst ein heldenmütiger Untergang dieser Truppe wäre schon wegen des Eindrucks auf die Armee nicht vergeblich gewesen. Die einmal vorgekommene Waffenstreckung mußte hingegen den gleichen Entschluß für Truppen in ähnlichen Lagen nur erleichtern.

Oberstleutnant Carleton scheint auch vorübergehend den Gedanken eines Vor-

---

*) Ein Teilnehmer will folgendes gehört haben: „Warum denn kapitulieren" soll Carleton dem Kapitän Conner zugerufen haben, worauf Adye antwortete: „Was nützt es, noch weiter zu fechten. Das Gefecht ist aus. Soll ich nicht »Gewehr in Ruh« blasen lassen?" Worauf Carleton einwilligte.

**) Nach einem Gefechtsbericht. Aber auch bei der D-Kompagnie, die wohl nicht sehr gelitten hatte, jedoch in Front und Flanken angegriffen war, sah es mißlich aus, so daß der Bataillonskommandeur glaubte, daß sie sich kaum noch 10 Minuten würde halten können.

stoßes erwogen zu haben, bestand aber nicht darauf, da Major Adye ihn nicht unterstützte.

Das Signal „Gewehr in Ruh“ tönte über den Berggipfel, aber noch immer ging das Feuer fort. An der Südostecke des Berges, wo die Leute noch etwa 50 bis 70 Patronen hatten, wurde von den Offizieren der in dieser Lage einzig richtige Entschluß gefaßt. Die Kompagnieführer ließen das Seitengewehr aufpflanzen: „Fix bayonets and die like men“, das war der letzte Zuruf. Aber das fortgesetzt geblasene Signal, die Winke des Oberstleutnants Carleton hinderten, den richtigen Gedanken in mannhafte Tat umzusetzen. Aber waren denn die Leute an diesen Entschluß ihrers Führers gebunden, hätten sie nicht jetzt in südöstlicher Richtung durchbrechen können? Gewiß! Jedenfalls war dies eines Versuches wert. Allmählich trat Stille auf dem Berge ein, widerstandslos ließen sich die Engländer entwaffnen. Alle Berichte sprechen von dem freundlichen Entgegenkommen der Buren, die Wasser herbeitrugen und für die englischen Verwundeten sorgten. Alle Feindschaft war vergessen. Wäre das Gegenteil der Fall gewesen, so wäre die Verteidigung in vielen anderen Fällen später auch hartnäckiger gewesen.

Die Buren sollen nach de Wet nur 4 Tote und 5 Verwundete verloren haben, van Dam gibt den Verlust der Johannisburger auf einen Toten und 7 Verwundete an.

Auf englischer Seite hatten verloren: I. Gloucester von etwa 390 Mann, die sich auf dem Berge befunden hatten, 5 Offiziere 108 Mann, d. h. 29 v. H. (die A-Kompagnie hatte nur unbedeutend, am stärksten C-, E- und H-Kompagnie verloren); die irischen Füsiliere von etwa 520 Mann nur 64 Mann, d. h. nur 12,3 v. H., außerdem 3 Offiziere.

Die Verluste der Gebirgsbatterie und der Munitionskolonne sind nicht zu ermitteln.

Im ganzen streckten die Waffen einschließlich der Verwundeten 24 Offiziere 973 Mann. Ein Leutnant Osthuizer auf der Buren-Seite will 1274 Gefangene einschließlich 42 Offiziere gezählt haben.*)

Die Gefangenen wurden sofort gesammelt und nach dem Lager von Joubert geführt; während des Abmarsches gelang es etwa 100 Mann, nach Ladysmith zu entkommen.

*) Die Angaben über die Verluste stimmen wenig überein; die oben angenommenen scheinen einigermaßen einwandfrei. In den Anlagen zu den Berichten der War Commission werden nur 7 Offiziere 136 Mann als tot und verwundet aufgeführt. De Wet beziffert die Toten und Verwundeten, die er selbst gezählt haben will, auf 203 Mann, die Gefangenen auf 817, zusammen 1020 Mann Erbeutet wurden zwei Maxims, zwei Gebirgsgeschütze und 20 Kisten Patronen.

Das Gefecht von Nicholsons Nek ist nach Anlage und Verlauf nur eine Wiederholung des Kampfes von Majuba Hill am 27. Februar 1881:*) Vorgeschobene, schwach besetzte Stellungen, völliges Versagen des Salvenfeuers, starkes Besetzen von Stellungen, die überhaupt nicht angegriffen wurden. Beide Gefechte zeigen die Buren ihren Gegnern im Gebrauch der Waffe und in der Ausnutzung des Geländes weit überlegen. Ihre Feuerwirkung aus der Tiefe gegen die niedrigen Ziele auf der Kuppe ist in beiden Fällen nicht sehr groß, aber schon die dicht über die Deckung hinwegschwirrenden Geschosse, das Aufklatschen auf die Steine, selbst die geringfügigen Verletzungen durch Steinsplitter verbreiteten ein Gefühl der Unsicherheit in den englischen Reihen, dem die körperlich und psychisch erschöpften Mannschaften, auf engem Raume zusammengedrängt, nicht gewachsen waren.

Aber auch die Bedingungen für den Feuerkampf waren für die Buren außergewöhnlich günstig. Die Engländer trugen den weißen, in der Sonne leuchtenden Tropenhelm, die Buren einen niedrigen, braunen Schlapphut. Der englische Schütze war nur ungenügend geschult, selbständig seinen Haltepunkt gegen ein schnell erscheinendes und wieder verschwindendes Ziel zu wählen, während die Buren auf der Jagd mit der Büchse sich zu Kriegsschützen gegen kleine und bewegliche Ziele herangebildet hatten. Hierzu kam, daß die Visierung des Burengewehres besonders zum Schießen gegen kleine Ziele geeignet war, während es mit dem englischen Gewehr unendlich schwer war, mit gezieltem Schusse ein Kopfziel zu treffen. Bei Anwendung des Standvisiers (200 m) erhob sich das Burengeschoß nicht über Kopfzielhöhe (Flughöhe 0,20 m), bei Anwendung der kleinen Klappe (300 m) nicht über Brustzielhöhe (Flughöhe 0,40 m); da aber die Buren grundsätzlich mit Feinkorn schossen, so genügte bis 300 m der Haltepunkt „Zielaufsitzen“ um einen Treffer in einem Kopfziel zu erhalten. Im Gegensatz zu den Buren, bei denen der Standvisierbereich mit Rücksicht auf leichtes Beschießen niedriger Ziele bestimmt war, hatten die englischen Waffenkonstrukteure nur den Kampf gegen anstürmende Horden im Auge gehabt, so daß selbst bei dem Haltepunkt Knie ein Umstellen des Visiers bis auf Entfernungen von 500 m nicht erforderlich war. Das englische Standvisier reichte bis 450 m. Bis zu dieser Entfernung erhob sich das Geschoß 1 m über den Erdboden. Selbst einem guten Schützen war es schwer, mit diesem Gewehr den richtigen Haltepunkt gegen ein kleines Ziel auf den verschiedenen Entfernungen zu finden. Das englische Gewehr war ballistisch gut, nur genügte seine Visierung nicht. Zu dem Konstruktionsfehler kam noch hinzu, daß ein Teil der Gewehre trotz des Linksdralles einen starken Rechtsschuß hatte, so daß für je 100 Yards bei Entfernungen von 200 bis 800 Yards der Schütze nach der Vorschrift 15 cm links anhalten mußte. Dann war

*) Kriegsgeschichtliche Einzelschriften 32, S. 11.

das Gewehr ursprünglich für ein ganz anderes Treibmittel berechnet gewesen, der veränderten Wirkung des Cordits war nicht Rechnung getragen. Berücksichtigt man alles dieses, so wird man das Gefühl der Hilflosigkeit bei den Mannschaften verstehen, die für das Gefecht auf den nahen Entfernungen mit einem schnell beweglichen, gut gedeckten Gegner, der keine dichten Ziele bot, ein nahezu wertloses Gewehr in Händen hatten. Gerade diese Eigenschaften der Waffe erklären zum Teil die sonst ganz unverständlichen Waffenstreckungen einer zweifellos braven Truppe, um einen aussichtslosen Kampf zu beenden.

Der Verlauf des Gefechts kritisiert sich von selbst. Die Stellung wird schon besetzt, ehe noch Anhaltspunkte für ein Vorgehen des Feindes vorliegen, Änderungen bis auf das Vorschieben der Abschnittsreserve von Gloucester werden auch dann noch nicht vorgenommen, als sich alle Voraussetzungen über die Angriffsrichtung des Feindes als irrig erweisen. Schwer wurde das Fehlen von Schanzzeug empfunden. Den eigentlichen Kampf führen nur etwa 320 körperlich und psychisch erschöpfte englische Schützen gegen 700 wohl ausgeruhte, besser bewaffnete Buren, welche ihr Feuer gegen Front und beide Flanken richten konnten, während 590 englische Schützen Stellungen besetzt hielten, die schwach oder überhaupt nicht angegriffen wurden. Mit dem Eindringen in die Stellung war erst der erste Abschnitt des Kampfes einer in schwierige Lage geratenen Truppe abgeschlossen, die endgültige Entscheidung stand noch aus. Aber die Scheu der Führer, den letzten Mann einzusetzen, zeigt sich im kleinen wie im großen. Der Vorteil der besseren taktischen Schulung einer stehenden Truppe über Milizen kam bei Nicholsons Nek nicht zur Geltung.

Für den Abschluß des Kampfes durch die Waffenstreckung konnte nicht der schon verwundete Offizier,*) der zuerst die weiße Flagge hißte, verantwortlich gemacht werden, sondern einzig und allein nur sein Vorgesetzter, der Führer des Ganzen, Oberstleutnant Carleton, der in seiner Verantwortlichkeit weder durch einen Untergebenen noch durch den ihm beigegebenen Generalstabsoffizier entlastet werden konnte.

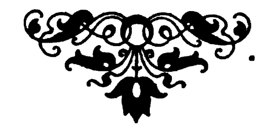
Gerade durch diese Waffenstreckung gewann der „Mournful Monday“, wie der 30. Oktober in England bezeichnet wurde, erst seine Bedeutung. Das Gefecht von Ladysmith wurde damit zu einer Niederlage. Die Buren hatten eine Angriffsfähigkeit gezeigt, die man ihnen nicht zugetraut hatte, man mußte sich fragen, ob White einem kraftvollen Angriff überhaupt würde standhalten können.

Oberst Jan Hamilton bezeichnete nach dem Gefecht bei Ladysmith einen Teil der Truppen als stark entmutigt, er brauche ein oder zwei Tage zur Erholung. Zweckmäßig hätten daher die Buren gehandelt, wenn sie noch am Nachmittage des 30. oder wenigstens

*) Das Untersuchungsgericht wälzte die ganze Schuld auf den Kapitän Duncan, der sicherlich mehr als mancher andere getan hatte. Lord Roberts erklärte ihn hingegen für schuldlos, dieses änderte jedoch nichts an seiner Dienstentlassung.

doch am nächsten Tage zum Angriff vorgegangen wären. Zu einer solchen, zweifelsohne verlustreichen Kraftäußerung waren aber die Miliztruppen nach einem Gefecht nicht mehr imstande. Als am 6. Januar 1900 die Buren sich doch endlich zum Angriff entschlossen, da mußten sie einen in befestigter Stellung wohlgeordneten und auf den Kampf vorbereiteten Feind angreifen; nach der Schlacht am 30. Oktober, wo die Buren zudem noch stärker waren und unter dem Eindrucke des Erfolges von Nicholsons Nek standen, wäre der Angriff jedenfalls leichter gewesen. Nur dem Zusammentreffen einer ganzen Reihe glücklicher Umstände ist es zuzuschreiben, daß den Engländern in Ladysmith das Schicksal der Armee Osman Paschas in Plewna erspart blieb.

Balck,
Major und Bataillonskommandeur
im Infanterie-Regiment von Courbière.



Über Heeresavantgarden.

In neuerer Zeit tritt, namentlich in Frankreich, vielfach die Ansicht hervor, die den Armeen vorausgehenden Kavalleriemassen seien heutzutage nicht mehr imstande allein, ohne Unterstützung, der Armeeführung die erforderliche Aufklärung über den Gegner und damit eine gewisse Sicherung zu verschaffen.

Die hauptsächlichsten Vertreter dieser Anschauung sind die Generale Langlois, Keßler und Bonnal.

Langlois, der im Kriegsfalle als Armeeführer in Aussicht genommen ist, erblickt in dem Gefecht einer aus allen drei Waffen zusammengesetzten Heeresavantgarde das einzige Mittel der Aufklärung. Nach seiner Ansicht vermag die Kavallerie allein diese Aufklärung nicht zu leisten; in kleinere Teile zerlegt, würde sie von schwacher Infanterie aufgehalten, in Masse verwendet, durchbreche sie zwar den vorderen feindlichen Schleier an einem Punkt, fände dahinter aber starke Kräfte, die ihrer Tätigkeit ein Ziel setzten. Hierauf gründet er in den „Enseignements de deux guerres récentes“ seine Vorschläge zur Verwendung kleiner gemischter Detachements behufs Unterstützung der Kavallerie. Diesen soll ein Armeekorps als Armeeavantgarde folgen, dessen Gefechtskraft zur Erkundung des Feindes eingesetzt werden müsse, und dessen Flanken die vorgeschobenen Detachements der folgenden Armee decken.

General Keßler, der früher für eine gleiche Stelle wie Langlois bestimmt war, glaubt der Heeresavantgarde mehr eine defensive Rolle zuschreiben zu müssen. In seiner Schrift „Tactique des trois armes“ führt er aus: „Eine bestimmte Marschordnung für eine Armee gibt es nicht. In den selteneren Fällen, in denen man über die Lage beim Feinde hinreichend aufgeklärt ist, kann man mit allen Korps in einer Linie marschieren und auf diese Weise am besten zur Umfassung gelangen. Ist die Lage aber unsicher, so geht besser — außer der Kavallerie-Division — ein Armeekorps als Avantgarde voraus, während ein anderes hinter dem Gros als Reserve für unvorhergesehene Fälle folgt. Das Armeeavantgardenkorps, einen Tagemarsch der Armee voraus, soll der Kavallerie-Division die ihr unentbehrliche Unterstützung ge-

währen, beide den Gegner so lange aufhalten, bis der Führer seine Armeekorps für die Schlacht am nächsten Tage zusammengezogen oder angesetzt hat".

General Bonnal, ehemaliger Direktor der Kriegsakademie (Ecole militaire), sucht in dem Werk „L'esprit de la guerre moderne, la manœuvre d'Iéna, Etude sur la stratégie de Napoléon" die Anwendung der Heeresavantgarden durch Napoleon darzutun. Der Einfluß Bonnals auf das in der Veröffentlichung begriffene französische Generalstabswerk „La guerre de 1870/71" ist unzweifelhaft zu erkennen. Dieses ist bestrebt, nachzuweisen, wie bei Anwendung und richtiger Verwendung von Heeresavantgarden in diesem Feldzuge günstigere Ergebnisse erzielt worden wären. Auch dieses Werk stützt seine Anschauungen auf Napoleon I.: „Les débuts de plusieurs campagnes de l'Empire . . . étaient pourtant probants en ce qui concerne l'action combiné des divisions de cavalerie avec ces corps de couverture, devenus plus tard l'avant-garde générale.

Nach dem Vorstehenden ist es wohl begreiflich, daß auch bei den großen französischen Armeemanövern häufig Heeresavantgarden gebildet werden.

Die Franzosen wollen also sofort nach ausgesprochener Mobilmachung Kavalleriekörper vorschieben, denen stärkere gemischte Verbände als Rückhalt dienen sollen. Diese Truppen — corps de couverture — sollen erkunden, aufklären, den feindlichen Aufmarsch stören, die feindlichen Deckungstruppen zurückwerfen, die Absicht des Gegners zu ergründen suchen. Hinter diesem dichten Schleier soll der Führer auf Grund der einlaufenden Meldungen seine Maßnahmen treffen, seine Armeekorps zur Schlacht leiten. Tritt die Armee den Vormarsch an, so dient dieses corps de couverture als Heeresavantgarde und geht der Armee auf Tagesmarschabstand voraus.

Wie weit in den napoleonischen Feldzügen dieses Mittel angewendet wurde, soll in nachstehendem beleuchtet und dann ein Blick in dieser Hinsicht auf die letzten Kriege geworfen werden.

Feldzug 1805.

Skizze 5.

Am 24. September 1805 hatte das aus dem Lager von Boulogne herangeführte französische Heer den Rhein in der Linie Straßburg—Mannheim, mit den beiden aus Holland und Hannover vorgehenden Armeekorps den Main bei Mainz und Würzburg erreicht.

In dem eiligen Vorrücken der Österreicher über den Lech auf Ulm glaubte Napoleon die Absicht zu erblicken, sich ihm an den Schwarzwaldpässen vorzulegen. Der Kaiser beschloß daher, den Schwarzwald nördlich zu umgehen, mit dem rechten Flügel der Rheingruppe über Stuttgart, mit der Maingruppe über Ansbach vorzurücken, den Österreichern die rechte Flanke abzugewinnen und sie zu schlagen, bevor die Russen eintreffen konnten.

Zunächst galt es, den Rheinübergang und den Vormarsch an den Neckar zu verschleiern. Eine schwere, vier leichte Kavallerie-Divisionen und die Dragoner-Division

zu Fuß unter Murats Befehl wurden damit beauftragt. Vor dieser Kavalleriemasse überschritt eine Infanterie-Division des 5. Korps am 25. September früh den Rhein bei Straßburg und rückte bis in die Gegend von Bühl vor. Sie sollte auf dem rechten Ufer für die nach Osten vorzuschiebende Kavallerie als Rückhalt dienen. Hinter ihr vollzog die Kavallerie Murats den Uferwechsel und besetzte mit vier Divisionen die Schwarzwaldpässe in der Linie Lahr—Renchen, während die Dragoner-Division zu Fuß östlich Kehl, eine Kavallerie-Division am rechten Rheinufer südlich der Stadt in zweiter Linie zurückgehalten wurden. In dieser Aufstellung verblieb die Kavallerie bis zum 29. September. Vom Feinde wurden nur kleinere Kavallerieabteilungen angetroffen, so daß Murat die Überzeugung gewann, daß der Gegner nur schwache Abteilungen in den Schwarzwald vorgeschoben habe. Als dann der während dieser Tage erfolgende Übergang der Armee über den Rhein bis zum 29. ausgeführt war, erschien eine Deckung gegen feindliche Unternehmungen aus dem oberen Schwarzwald nicht mehr erforderlich. Daher zog Napoleon die Kavallerie Murats an den inzwischen nach Stuttgart gelangten rechten Flügel seiner Armee heran. Nur eine Dragoner-Division blieb bei Kehl zur Deckung des Brückenkopfes und weiteren Aufklärung über die Schwarzwaldpässe stehen.

Die Aufgabe der Kavallerie war damit erfüllt. Der Rheinübergang war durch Sperren der Schwarzwaldpässe verschleiert, der Vormarsch der Armee zur Neckarlinie nördlich Stuttgart ungestört ausgeführt worden. Die Täuschung des Gegners war soweit erreicht, daß der österreichische Führer das 6. französische Korps bei Stuttgart als den linken Flügel der französischen Armee ansah und hinter den im Schwarzwald auftretenden Kavalleriemassen das vormarschierende französische Heer vermutete.

Es hatte von vornherein nicht in der Absicht des Kaisers gelegen, die Aufklärung über den Gegner offensiv zu bewirken, Murat war vielmehr ein rein defensiver Auftrag zugefallen; es kam Napoleon darauf an, daß sich die Truppen Murats und das 5. Korps in kein nachteiliges Gefecht einließen, wodurch die Ausführung seiner Umgehungsmärsche in Frage gestellt werden konnte. Auf eine Unterstützung durch die Infanterie-Division des 5. Korps hätte Murat bei einem ernstlichen Angriff der Österreicher aber erst spät rechnen können, da diese Division sich am 25. September bei Bühl auf 30 km, am 26. September bei Rastatt auf 55 km von der Kavallerie entfernt seitwärts rückwärts gestaffelt befand.

Während der Einleitung des Feldzuges diente also der Heeresteil Murats der Aufklärung nicht. Während der folgenden Märsche bis zum 8. Oktober, in denen die französische Armee eine Rechtsschwenkung bis an die Donau zwischen Donauwörth und Ingolstadt ausführte, war Murats Kavallerie hauptsächlich als Flankenschutz gegen den bei Ulm stehenden Feind in das Filstal vorgeschoben. Sie blieb in diesen Tagen in der Gegend südlich Göppingen und Heidenheim, während die Armee in breiter Front

hinter ihr vorbei an die Donau marschierte. Von einer Heeresavantgarde hat Napoleon hier also keinen Gebrauch gemacht.

Als Napoleon im Herbst 1806 den Einmarsch der Preußen in Dresden und Truppenansammlungen bei Halle erfuhr, vermutete er eine feindliche Offensive aus nördlicher Richtung und ordnete in einem Schreiben vom 19. September an den major général Berthier die Versammlung der „Großen Armee" am oberen Main an. In der Zeit vom 2. bis 4. Oktober sollten die Hauptkräfte um Amberg, Nürnberg, Bamberg und Kitzingen versammelt sein und jenseits des Mains durch das 5. Korps bei Königshofen, das 7. Korps bei Frankfurt a. M. und durch drei Kavallerie-Divisionen bei Lichtenfels—Kronach, Schweinfurth und Aschaffenburg gesichert werden.

Feldzug 1806.

Skizze 6.

Bis zum 24. September erhielt der Kaiser weitere Nachrichten über den Feind. Hiernach sammelten sich die Preußen bei Hof an der Grenze von Baireuth, bei Magdeburg, wo das Hauptkorps stehen sollte, und bei Hannover. Diese Nachrichten bestimmten ihn, die Versammlung der Armee um zwei bis drei Tage zu beschleunigen.

Der Kaiser verließ in der Nacht vom 25. zum 26. September Paris und traf am 28. in Mainz ein.

Am 29. September ordnete er an, daß das 1. Korps sich von Bamberg auf Kronach in Marsch setze, um die Ausgänge nach Sachsen zu sperren und auf Leipzig und Dresden aufzuklären. Da der Krieg noch nicht erklärt war, sollte jedoch die Grenze noch nicht überschritten werden. Die leichten Kavallerie-Brigaden der Armeekorps wurden zur Sicherung der Versammlung bis über die Linie Baireuth—Kronach—Königshofen vorgeschoben; dem 5. Korps fiel die Sicherung und Aufklärung auf Erfurt und Fulda zu. Es kam Napoleon darauf an, seine Versammlung auszuführen und den Krieg nach Sachsen hineinzutragen, bevor der Gegner den Frankenwald überschritten hatte.

Noch überblickte der Kaiser die Lage nicht, noch vermutete er eine Offensive der Preußen aus nördlicher Richtung. Doch sprach er die Absicht aus, den Feind bei einem Vormarsch auf den Straßen von Fulda und Erfurt nach Würzburg mit zwei Korps aufzuhalten, während vier Korps den Frankenwald überschreiten und den linken Flügel der Preußen umfassend angreifen sollten.

Am 4. Oktober war der Aufmarsch beendet, und die Aufstellung der Armee zeigte tatsächlich das Bild einer mit einer Heeresavantgarde vormarschierenden Armee. Das 1. Korps befand sich mit zwei leichten Kavallerie-Brigaden auf Tagemarschabstand (30 km) vor der Front der Armee.*)

Jetzt erlangte der Kaiser endlich die Gewißheit, daß er den Feind noch jenseits des Franken- und Thüringerwaldes antreffen werde. Er gab darauf am 5. Oktober den Befehl zum Vormarsch für den 7. Oktober.

*) Siehe Textskizze S. 156.

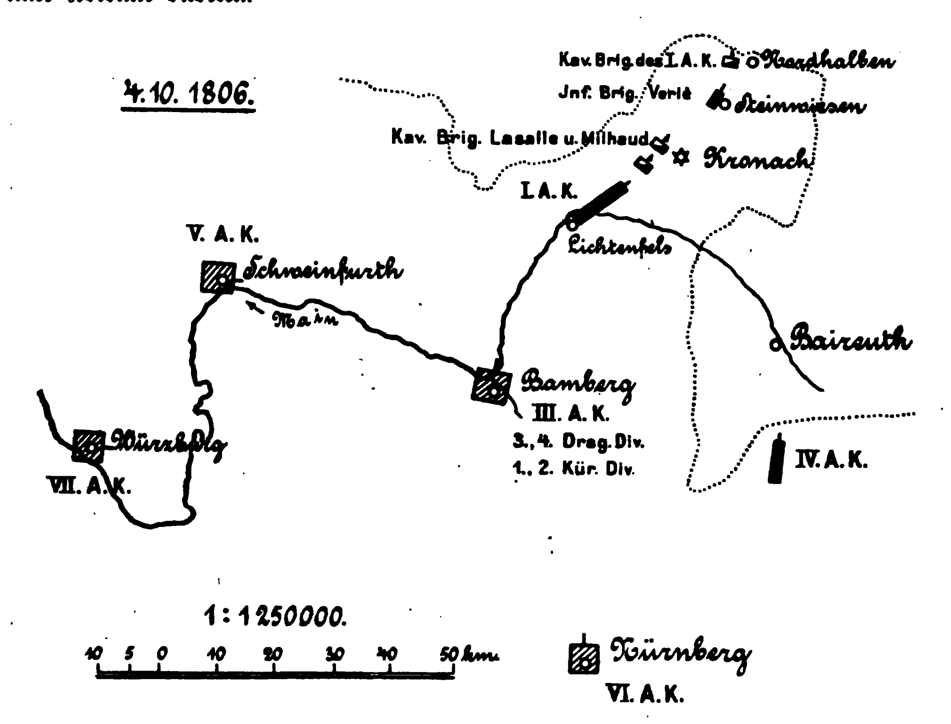
In drei Kolonnen:

4. und 6. Korps über Hof—Plauen,

Kavallerie Murats, 1., 3. und Gardekorps über Kronach—Schleiz,

5. und 7. Korps über Coburg—Saalfeld

trat die französische Armee den Marsch in nordöstlicher Richtung an; hieraus ergab sich ohne weiteres, daß die bisherigen corps de couverture, 5. und 7. Korps, die linke Kolonne bildeten.



Murat übernahm am 7. Oktober das Kommando über 6 Regimenter (die Brigade Lasalle [2 Regimenter], 1 Regiment der Brigade Milhaud, drei Regimenter der Brigade Wattier des 1. Korps) und überschritt am 8. Oktober die Grenze bei Nordhalben; ihm folgte die 1. Infanterie-Division des 1. Korps dicht auf, da es sich zunächst darum handelte, ein Gebirge zu durchschreiten, an dessen Ausgang man auf den Feind zu stoßen vermutete.

Während am 8. und 9. Oktober die Regimenter der leichten Kavallerie-Brigaden Lasalle und Milhaud seitwärts der Marschstraße aufklärten, warf die Kavallerie des 1. Korps, von Infanterie unterstützt, schwache feindliche Kräfte bei Saalburg und Schleiz zurück. Da aber die Verfolgung am 9. nicht weit über Löhna fortgesetzt wurde, so ging die Fühlung mit dem Gegner am Abend verloren.

Dies waren die einzigen Tage, an denen die Avantgardenkavallerie Murats und das 1. Korps bis nach der Schlacht von Jena und Auerstädt überhaupt mit dem Gegner in Berührung kamen. Murat selbst befehligte am 14. Oktober die schwere Kavallerie bei Jena. Die weiteren Meldungen der Kavallerie stützten sich von jetzt ab nur auf Mitteilungen von Landeseinwohnern und Kundschaftern.

Die Armee war inzwischen auf den drei Straßen gefolgt und hatte bis zum 9. mit den Anfängen die Linie Löbau—Lobenstein—Gräfenthal erreicht. Am 9. abends sah der Kaiser noch durchaus nicht klar über die Absichten des Gegners. Die vorliegenden Meldungen ließen diesen mit starken Kräften sowohl auf dem linken Saaleufer als auch in der rechten Flanke des französischen Heeres vermuten. Da die rechte Kolonne mit dem vordersten Korps am 10. Plauen erreichen sollte, glaubte der Kaiser die Aufklärung rechts der Vormarschstraße diesem Korps überlassen zu können und befahl Murat, der am 10. Oktober durch eine Dragoner-Division verstärkt wurde, auf Auma, Pösneck und Saalfeld aufzuklären. Dementsprechend ging Murat am 10. auf Pösneck vor, während die leichte Kavallerie-Brigade des 1. Korps in der Richtung auf Triptis die Fühlung mit dem bei Schleiz geschlagenen Feind aufzunehmen suchte; ihr entging aber die Anwesenheit des im Marsch von Mittel-Pöllnitz nach der Saale befindlichen sächsischen Korps.

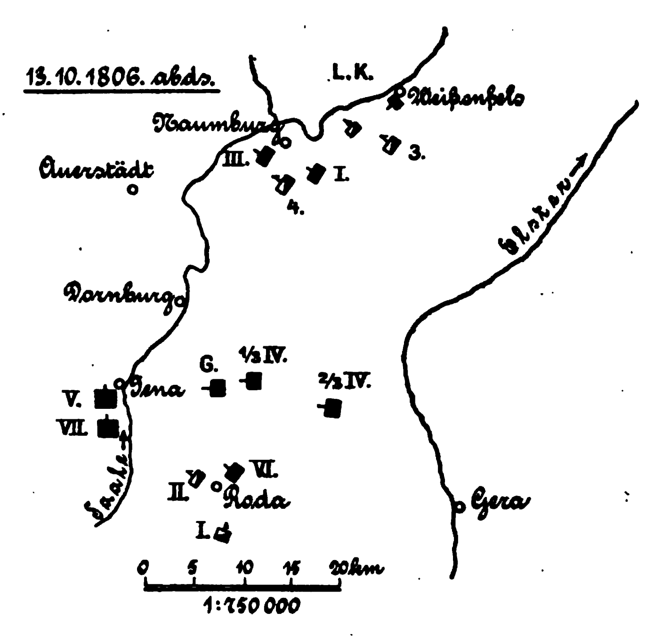
Der Abend des Tages findet die Kavallerie in der Linie: Mittel-Pöllnitz—Triptis—Pösneck, das 1. Korps bei Auma, die Anfänge der Nebenkolonnen bei Plauen und Saalfeld. Der Kaiser glaubte am 10., daß der Feind bisher die Absicht gehabt habe, vorzugehen, Soults Meldung (4. Korps) vom Tage vorher, daß am 9. morgens 1000 Reiter und ein Artillerietrain mit etwas Infanterie auf Gera abgezogen wären, veranlaßte ihn dagegen, den Gegner nunmehr bei Gera anzunehmen; dem Gefecht, das die linke Kolonne an diesem Tage bei Saalfeld hatte, legte er keine Bedeutung bei. Er setzte daher am 11. Oktober seine Korps zur Vereinigung auf Gera in Marsch.

Murat, der Gera erreichen und nach der Saale aufklären sollte, erfuhr schon am 11. Oktober um 9[30] morgens, daß der Gegner Gera geräumt habe und auf Roda abmarschiert sei. Obgleich der Kaiser ausdrücklich die Aufklärung auf Jena angeordnet hatte, unterließ Murat diese, ja nicht einmal wurde der abziehende Feind verfolgt. Daher kam es, daß man nichts von dem bei Jena stehenden Hohenloheschen Korps erfuhr. Bis zum Nachmittag des 11. Oktober waren um Gera das 1. Korps und die Avantgardenkavallerie Murats vereinigt; das 3. Korps erreichte Mittel-Pöllnitz, die Nebenkolonnen Weida und Neustadt. Napoleon befahl Murat, über Zeitz vorzugehen; sollte der Gegner tatsächlich noch bei Erfurt stehen, wo ihn alle eingegangenen Nachrichten vermuten ließen, so hatte er sich auf Naumburg zu wenden; ebendorthin wurde das 3. Korps in Marsch gesetzt.

Erst als von diesem am 13. Oktober früh die Meldung einging, daß Naumburg vom Feinde frei gefunden sei, die Versammlung des Gegners bei Erfurt und Weimar

stattfände und der König von Preußen am 11. dort eingetroffen sei, schreibt Napoleon 9^{00} morgens an Murat:*) „Enfin le voile est déchiré; l'ennemi commence sa retraite sur Magdebourg. Portez-vous le plus tôt possible avec le corps de Bernadotte (1.) sur Dornbourg. . . . Venez-y surtout avec vos dragons et votre cavalerie." Von der Besetzung Jenas und dem Vorhandensein eines Lagers von 20 000 bis 25 000 Mann zwischen Jena und Weimar erfuhr der Kaiser erst am 13. Oktober 3^{00} nachmittags durch eine Meldung Lannes' von der linken Kolonne, die nun vor Jena stehen blieb und, um nicht den Maßnahmen Napoleons vorzugreifen, um weitere Befehle bat.

Darauf wurden die Korps derart nach Jena herangezogen, daß die Armee in der Nacht vom 13. zum 14. Oktober folgende Aufstellung einnahm:



1. bei Naumburg:
   4. Dragoner-Division, 1. und 3. Korps; zwischen Weißenfels und Naumburg und östlich die Regimenter der leichten Kavallerie-Brigaden Milhaud und Lasalle, die 3. Dragoner-Division;
2. bei und östlich Jena:
   5., 7. und Gardekorps sowie 1 Infanterie-Division des 4. Korps; die beiden anderen Infanterie-Divisionen dieses Korps erreichten in der Nacht die Gegend 20 km östlich Jena;

*) Correspondance 1806. No. 11 000.

3. Um Roda:

6. Korps, 1. und 2. schwere Kürassier-Division, 1. Dragoner-Division.

Aus dieser Aufstellung entwickelten sich am 14. Oktober die Schlachten bei Jena und Auerstädt.

Die zu Beginn des Feldzuges vom Kaiser angeordnete Versammlung wurde nördlich des Main durch zwei Korps, 5. und 7., gesichert, die General Bonnal als corps de couverture bezeichnet: „Un corps d'armée en couverture doit donc être prêt à manœuvrer et à combattre, il est grand'garde de l'armée, pendant qu'elle se réunit et il peut devenir son avant-garde au moment où elle entame les opérations“, also ganz im gleichen Sinne, wie es das französische Generalstabswerk über den Krieg 1870/71 zum Ausdruck bringt.

General Bonnal folgert aus den Versammlungsarten, wie sie Napoleon 1805 und 1806 angewendet hat, daß die Vereinigung einer großen modernen Armee derart gewählt werden muß, daß sie den hauptsächlichsten Möglichkeiten entspricht, wobei anfangs in der Hauptsache die strategische Defensive ins Auge gefaßt werden muß. Die Vereinigung soll in der gefährdeten Richtung durch Kräfte gedeckt werden, welche imstande sind, dem Oberkommando die Zeit zur Entschlußfassung zu verschaffen, vorher bestehende Pläne abzuändern, mit einem Wort: eine zone de manœuvre zu schaffen.

Es fragt sich nur: Kann man Lehren, die man aus den damaligen Verhältnissen gezogen hat, auf den heutigen Aufmarsch ohne weiteres übertragen? 1805 marschierte die französische Armee von Boulogne über den Mittelrhein und den Neckar nach der Donau; ihr rückte der Gegner aus dem Innern Österreichs an die Iller entgegen; 1806 wird die Armee aus Südbayern am Main zusammengezogen, während der Gegner sich jenseits des Thüringer- und Frankenwaldes sammelt. Hier war in beiden Fällen eine zone de manœuvre vorhanden. In Zukunft wird sie häufig fortfallen oder auf geringe Entfernung beschränkt sein, die Heere marschieren mittels ihres Eisenbahnnetzes in der Regel nahe der Grenze auf und stehen sich dicht gegenüber.

Es bleibt zu prüfen, ob das 1., an der Spitze der mittleren Kolonne marschierende Korps im Verein mit der Kavallerie Murats eine Heeresavantgarde im Sinne der heutigen französischen Lehre darstellte, und welche Erfolge diese Truppen in bezug auf Aufklärung und Sicherung aufzuweisen hatten.

Nach der Auffassung der Lage und den Befehlen des Kaisers zur Versammlung der Armee scheint es nicht in seiner Absicht gelegen zu haben, das 1. Korps als Avantgarde so weit vorzuschieben. Die Stellung dieses Korps bei Beginn der Operationen erklärt sich vielmehr aus der weit in das preußische Gebiet hineinspringenden Grenze des befreundeten bayerischen Landes, die besetzt werden sollte, um die Ausgänge nach Sachsen zu sperren und damit dem Gegner den Aufmarsch möglichst lange geheim zu halten.

Wenn Napoleon in seinen Befehlen später nach dem Vormarsch der Armee auch nicht die Bezeichnung **avant-garde générale** für das 1. Korps gebraucht, so hat er allerdings doch wohl dieses Korps nebst der Murat unterstellten Kavallerie als Avantgarde angesehen; so schreibt er z. B. am 30. September mitternachts an Berthier:*)

„Je n'ai point la reconnaissance de Kronach . . . Kronach fortifié (sollte vom 1. Korps erreicht werden) serait l'appui de mon avant-garde" und am 8. Oktober an Murat:**) „Je serai, à quatre heures du matin à Nordhalben . . . pour me rendre à l'avant-garde" wohin Murat und Bernadotte in Marsch gesetzt waren.

Aus der Verwendung und Tätigkeit Murats und des 1. Korps, wie sie in vorstehendem skizziert ist, werden heutzutage Folgerungen für den Vorteil derartiger vorgeschobener Truppen als strategische Avantgarden im Zukunftskriege gezogen. So soll eine Armeeavantgarde, mit mehreren Kavallerie-Divisionen versehen, im Marsch auf die nächste, am meisten bedrohliche Versammlung des Feindes vorausgehen, um zuerst einen großen Schlag zu tun. Die Kavalleriemassen, auf kurze Entfernung durch die Armeeavantgarde unterstützt, sollen das Gebiet des Feindes überschwemmen, seine weniger konzentrierte und weniger zahlreiche Kavallerie schlagen, unbeweglich machen, dann die ersten versammelten feindlichen Kräfte umringen und sie zwingen, eine erste Schlacht unter in die Augen springender Unterlegenheit anzunehmen.

Zugegeben, daß die hier vorgeschlagene Anwendung von Heeresavantgarde und starken Kavalleriemassen unter Umständen mit Vorteil anzuwenden ist, kann doch dem nicht zugestimmt werden, daß hierfür im Jahre 1806 ein praktisches Beispiel vorliegt. Eine Verwendung von Kavalleriemassen hat beim Vormarsch nicht stattgefunden; von den drei leichten Kavallerie-Brigaden klärten je eine in den Flanken und eine in der Front auf; das Gebirgs- und Waldgelände machte eine unmittelbare Unterstützung durch Infanterie erforderlich. Aber auch nach dem Durchschreiten dieses Geländes gelang es der Kavallerie, die durch eine Division verstärkt war, nicht, sich von der Infanterie frei zu machen. Ein Hauptgrund mag wohl darin zu suchen sein, daß es Regel war, auf Märschen nicht zu traben, so daß abends die Kavallerie von der Infanterie in den Quartieren wieder eingeholt wurde. Erst im Marsch auf Gera und Naumburg, als man bisher nicht auf den Feind gestoßen und selbst das vor der Front der französischen Armee vorbeiziehende sächsische Korps nicht bemerkt hatte, machte sich eine freiere Bewegung der Kavallerie geltend.

Nachdem die schwachen feindlichen Posten bis zum 9. Oktober zurückgeworfen waren, ging die Fühlung mit dem Gegner verloren, die Aufklärung versagte. Als

*) Correspondance 1806 No. 10 921.
**) Correspondance 1806 No. 10 972.

sich vom 12. ab die Nachrichten über die Versammlung des Feindes in der Gegend von Erfurt—Weimar zu bestätigen schienen, erkannte Napoleon seinen Luftstoß auf Gera und führte die Linksschwenkung mit der Armee auf Jena aus. Erst die Meldungen des 5. Korps am 13. klärten die Lage an der mittleren Saale, und als es schließlich am 14. zur Schlacht kam, fiel die „Heeresavantgarde" aus.

Kann somit dem nicht beigetreten werden, daß der Feldzug von Jena 1806 einen historischen Beleg für die Anwendung und den Nutzen der Heeresavantgarde bietet, so läßt der Beginn der Bewegungen beider Feldzüge 1807, die in ihrem weiteren Verlauf zu den Schlachten bei Pr. Eylau und Friedland führten, eher die Verwendung einer solchen erkennen.

Preuß. Eylau 1807.

Skizze 7.

Der Vorstoß der verbündeten preußisch-russischen Armee unter Bennigsen im Januar 1807 gegen den linken Flügel der in weiten Winterquartieren auf dem rechten Weichselufer zwischen Warschau und dem Frischen Haff untergebrachten französischen Armee hatte nach unerheblichen Gefechten die beiden linken Flügelkorps, das 1. und 6., zum Zurückgehen veranlaßt. Die Verbündeten hatten sich damit begnügt, bis Freystadt—Deutsch Eylau—Osterode—Allenstein zu folgen, hinter welcher Linie sie am 28. Januar Ruhequartiere bezogen.

Bereits am 27. Januar beschloß Napoleon, sobald er aus den ihm zufließenden Nachrichten erkannt hatte, daß es sich um eine ernstliche russische Offensive handele, zunächst seine Armee aus den Winterquartieren nach vorwärts zu versammeln. Während auf dem rechten Flügel bei Brok das 5. Korps gegen ein neu aufgetretenes russisches Korps, auf dem linken Flügel das neugebildete 10. Korps bei Thorn als Flankenschutz zurückblieben, sammelte sich die zur Offensive bestimmte Mitte bis zum 31. Januar mit dem 3. Korps bei Myszyniec, mit dem 4. und den Kavallerie-Divisionen Grouchy, Lasalle und Milhaud unter Murat bei Willenberg, dahinter die Garde bei Chorzellen, das 7. Korps bei Mlawa. Schon in dem Befehl zur Versammlung der Armee war Murat befohlen, Erkundungsabteilungen vorzutreiben und schnell Nachrichten über den Feind, dessen Haltmachen in der Linie Freystadt—Allenstein dem Kaiser nicht bekannt war, zu schaffen. Links von diesen Korps war das 6. Korps nach Gilgenburg ausgewichen, das 1., das Napoleon bei Osterode vermutete, ging an diesem Tage auf Neumark vor. Der Kaiser, der am 31. Januar in Willenberg eintraf, beschloß, am folgenden Tage zum Angriff vorzugehen.

Murat erhielt Befehl, mit der um Willenberg versammelten Kavallerie Passenheim zu erreichen und in der Richtung auf Wartenburg—Allenstein—Hohenstein aufzuklären, während das ihm unterstellte 4. Korps Soult nach Passenheim folgen sollte. Davout wurde angewiesen, rechts vom 4. Korps seine Avantgarde noch über Willenberg vorzuschieben, während die Garde auf Willenberg, das 7. Korps auf Neidenburg marschieren sollten. Das 6. Korps erhielt Befehl, von Gilgenburg über Hohenstein oder

Dembenofen auf Allenstein zu marschieren. Der für das 1. Korps abgesandte Befehl, der dieses Korps nach Gilgenburg wies, wurde vom Feinde abgefangen, so daß das Korps den Rückmarsch auf Straßburg fortsetzte.

Auf verbündeter Seite waren die Bewegungen der französischen Armee in den letzten Januartagen nicht unbemerkt geblieben. Schon am 30. wußte Bennigsen von Konzentrierung feindlicher Truppen bei Mlawa und Neidenburg und hatte daraufhin eine Versammlung der gesamten Armee nach dem linken Flügel in der Gegend von Allenstein angeordnet. Nachdem er dann durch den aufgefangenen Befehl an das 1. französische Korps genaue Kenntnis von den Absichten Napoleons erhalten hatte, beschloß er, bei Jonkendorf, nordwestlich Allenstein, das Heranrücken aller Teile der Armee abzuwarten und die Versammlung durch Besetzung von Allenstein zu decken.

Die französische Armee trat am 1. Februar in der befohlenen Weise an. Bei Passenheim hatte Murat ein leichtes Gefecht mit russischer Kavallerie, die jedoch bald auf Allenstein auswich. Bis zum Abend erfuhr der Kaiser von der Besetzung Passenheims sowie daß auf dem rechten Flügel vor dem 3. Korps die Gegend frei vom Feinde war. Das 7. Korps hatte Neidenburg erreicht; über das 6. war keinerlei Meldung vorhanden. Für den 2. Februar wurde daraufhin befohlen, daß das 3. Korps nach Ortelsburg gehen, das 7. über Dembenofen bis auf 18 km von Allenstein vorrücken solle, während in der Mitte Murat und Soult Allenstein anzugreifen hatten, wenn der Ort nur von 12 000 bis 15 000 Mann besetzt wäre, dagegen vor Allenstein stehen bleiben und das Heranrücken des 3. und 7. Korps abwarten sollten, wenn der Gegner stärker scheine. Dem 6. Korps wurde befohlen, auf Allenstein weiterzumarschieren und entweder in das Gefecht Murats einzugreifen oder vor überlegenem Angriff auf Dembenofen, also auf das 7. Korps, auszuweichen.

Am 2. Februar gingen dementsprechend die französischen Korps konzentrisch auf Allenstein vor, während auf russischer Seite die Versammlung bei Jonkendorf fortgesetzt wurde. Murat stieß bei Allenstein auf die dort zurückgelassene Arrieregarde, die zwar den Ort räumen mußte, jedoch ein weiteres Vordringen über die Alle und somit einen Einblick in die Versammlung bei Jonkendorf, die bis zum Abend annähernd vollendet war, verhinderte.

Demgegenüber war französischerseits die Versammlung noch keineswegs durchgeführt. Während Murat und Soult bei Allenstein standen, befanden sich die Garde, 7. und 6. Korps in der Linie Passenheim—Hohenstein noch einen, Davout mit dem Gros in Ortelsburg noch zwei Tagemärsche entfernt. Da der Kaiser außer von dem Gefecht bei Allenstein keinerlei neue Nachrichten über den Feind hatte, vermutete er ihn nunmehr im Abmarsch auf Guttstadt, „il est impossible de concevoir qu'il laisse tourner son flanc gauche“. Murat und Soult werden dementsprechend auf Guttstadt dirigiert, das 7. Korps soll am Nachmittag Allenstein erreichen, das 6. zwischen

Allenstein und Osterode vorgehend, die linke Flanke decken, Davout auf Wartenburg rücken.

Der folgende Morgen zeigte jedoch, daß diese Anordnungen auf falschen Voraussetzungen aufgebaut waren. Die russische Avantgarde stand nur wenige Kilometer von Allenstein entfernt bei Gettkendorf. Daraufhin beschloß der Kaiser bei seinem Eintreffen in Allenstein, den Feind anzugreifen, hierzu jedoch zunächst das 6. Korps, das nicht vor Mittag anlangen konnte, abzuwarten. Murat sollte mit zwei Kavallerie-Divisionen und einer Division Soults in der Front, das 6. Korps links davon vorgehen, während die beiden anderen Divisionen Soults über Diwitten rechts umfassen sollten. Da sich das Eintreffen des 6. Korps verzögerte, kam es jedoch an diesem Tage nur zu einer Kanonade in der Front, nach welcher die russischen Vortruppen Gettkendorf den Franzosen überließen, dagegen mußte Soult bei Bergfriede erst heftig um den Übergang kämpfen.

Währenddessen waren das 7. Korps und die Garde nach Allenstein nachgerückt, Davout hatte Wartenburg erreicht. Der am 3. abends durch die Dunkelheit unterbrochene Kampf sollte am 4. mit allen Korps wieder aufgenommen werden. Napoleon beabsichtigte, mit dem 6. und 7. Korps, einer Division des 4., der Garde und der Kavalleriereserve in der Front anzugreifen, während Soult von Bergfriede gegen die linke Flanke des Gegners, Davout, indem er über Spiegelberg den Anschluß an ihn gewann, gegen die Rückzugslinie des Feindes vorgehen sollte.

Da sich aber die russische Armee durch einen in der Nacht zum 4. ausgeführten Marsch diesem Angriff entzog, kam es zu einer vergeblichen Versammlung der französischen Armee bei Jonkendorf, aus welcher sie sich erst lösen mußte, um die operative Freiheit wiederzugewinnen.

Nach den vom Kaiser für den Beginn der Operationen getroffenen Anordnungen zur Versammlung in der Linie Myszyniec—Wartenburg—Neidenburg ist nicht anzunehmen, daß er von vornherein beabsichtigt hat, mit der Armee so vorzumarschieren, daß sie durch eine einen Tagemarsch vorausbefindliche Avantgarde gedeckt wurde. In der Tat aber bietet der Vormarsch der Armee vom 1. bis 3. Februar, wie er ausgeführt wurde, das Bild einer Avantgarde, der auf Tagemarschabstand die Korps in breiter Front folgen. Hervorgerufen ist dieser Umstand dadurch, daß die Flügelkorps das 3. und 6. am 1. Februar nur eine ganz geringe Vorwärtsbewegung machten und das 7. Korps sowie die Garde den weiten Abstand von ihrer Versammlung bis zur vordersten Linie, da sie weiter rückwärts standen, nicht schnell genug ausführen konnten. In diesem Verhältnis traf dann Murat mit Soult bei Allenstein auf den Feind, und die ihm für den Angriff auf diese Stadt gegebenen Weisungen, bei stärkerem Feinde das Heranrücken der Armee abzuwarten, entsprechen annähernd

dem, was in den französischen militärischen Kreisen für derartige Fälle auch heute als praktisch empfohlen wird.

Als dann am 3. Februar früh der Feind wirklich gestellt ist, wird in demselben Sinne der Angriff bis zum Eintreffen des 6. Korps auf dem linken Flügel verschoben. Hierdurch vergeht der Tag in entscheidungslosen Kämpfen, und als dann am 4., nachdem die vorgeschobenen Heeresteile 48 Stunden auf das Eintreffen der Armee gewartet haben, die nunmehr versammelte Armee angreifen soll, ist der Feind abgezogen.

Somit hat die Muratsche „Avantgarde" das, was heutzutage die Verfechter der Heeresavantgarde mit einer solchen bezwecken wollen, nicht geleistet. Ebensowenig hat die Masse der Kavallerie, die ihr zugeteilt war, irgend eine wesentliche Nachricht über den Feind zu bringen vermocht. Wäre die französische Kavallerie der damaligen Zeit überhaupt imstande gewesen, eine sachgemäße Aufklärung auf größere Entfernungen auszuführen, so hätten hierzu auch im Bedarfsfalle von geschlossenen Kavalleriekörpern unterstützte Aufklärungseskadrons genügt, einer großen gemischten Avantgarde hätte es hierzu wohl nicht bedurft. Andererseits wäre aber diese gemischte Avantgarde allein zum Kampf gegen die versammelte russische Armee, um diese bis zum Herankommen der französischen Armee festzuhalten, zu schwach gewesen und hätte sich einer vorzeitigen Niederlage ausgesetzt.

Beginn des Sommerfeldzuges 1807.

Nach der Schlacht bei Eylau hatte Napoleon seine Armee in neue Winterquartiere zurückgehen lassen und die Wiederergänzung der durch die blutige Schlacht stark gelichteten Truppenteile eifrig betrieben. Diese Winterquartiere lagen westlich und südwestlich der Passarge und des Omulew. Auf dem linken Flügel dehnte sich das 1. Korps Bernadotte vom Haff bis nach Spanden aus. Diesem schloß sich das 4. Korps Soult bis Deppen an. Das 3. Korps Davout stand zwischen Osterode und Neidenburg, mit seinen vordersten Truppen bis an die obere Alle vorgeschoben. Den rechten Flügel bildete das 5. Korps südlich des Omulew von Willenberg bis Ostrolenka. Hinter dieser vordersten Linie lagen an der Linie Soldau—Straßburg—Elbing die Garden und die Kavallerie-Divisionen verteilt, während noch weiter rückwärts in dritter Linie das Reservekorps Lannes und das 8. Korps Mortier an der Weichsel bei Marienburg und Dirschau standen. Das 6. Korps Ney hatte den Abzug in diese Winterquartiere als Arrieregarde gedeckt und war bei Guttstadt östlich der Passarge stehen geblieben.

Die Verbündeten waren der abziehenden französischen Armee langsam gefolgt und hatten mit dem preußischen Korps L'Estocq dem linken französischen Flügel gegenüber bei Heiligenbeil—Mehlsack, mit der russischen Armee bei Bartenstein—Heilsberg Halt gemacht. Die Avantgarde der letzteren war bis Launau vorgeschoben. Auf dem linken Flügel stand das Korps Tutschkow am Narew in der Gegend von Ostrolenka.

In dieser Aufstellung blieben beide Heere bis zum Juni, während die Belagerung

von Danzig von den Franzosen fortgeführt wurde. Erst als dieses am 24. Mai gefallen war, beschloß Napoleon zur Offensive überzugehen. Während er bis dahin stets die Möglichkeit eines russischen Angriffs zum Entsatz von Danzig erwogen hatte, glaubte er jetzt mit einem solchen nicht mehr rechnen zu müssen und setzte nunmehr den Beginn der Offensivoperation auf den 10. Juni fest.

Unerwartet griff jedoch Bennigsen, nachdem er zwei Monate hatte verstreichen lassen, am 5. Juni das vorgeschobene 6. Korps und die Brückenköpfe von Spanden und Lomitten, die vom 1. und 4. Korps besetzt waren, an. Das Korps Ney zog sich am 5. Juni vor der Überlegenheit der Russen gegen die Passarge zurück, vermochte jedoch bei Ankendorf sich von neuem zu stellen. Ein abermaliger Angriff am 6. veranlaßte dann Ney, bei Deppen die Passarge zu überschreiten und auf den jenseitigen Höhen wieder Front zu machen. Die Russen folgten nicht über den Fluß, auch Deppen vermochten sie nicht dauernd zu behaupten.

Während dieser beiden Tage hatte das Gros der französischen Armee begonnen, sich zusammenzuziehen. Sobald der Kaiser die allgemeine Offensive des Feindes erkannt hatte, gab er noch am 5. Juni den am weitesten rückwärts befindlichen Korps, dem Reserve- und 7. Korps, den Befehl, sich auf Christburg—Saalfeld in Marsch zu setzen. Murat sammelte bis zum 6. drei Kavallerie-Divisionen bei Saalfeld, während dem 4. und 3. Korps befohlen wurde, dem langsam zurückgehenden 6. Korps seinen Rückzug auf beiden Flügeln zu decken.

Während dann am 7. und 8. die weitere Versammlung der Armee stattfinden sollte, wurde Ney angewiesen, bei einer notwendig werdenden weiteren Rückwärtsbewegung zwischen dem Narien- und Mahrungsee Stellung zu nehmen. Durch das Haltmachen der Russen vor Deppen kam es jedoch nicht zu diesem Rückzuge, und das Zusammenschließen der Armee konnte nach vorwärts derartig ausgeführt werden, daß bis zum 8. Juni hinter dem 6. Korps bei Deppen das 3., die Garde und vier Kavallerie-Divisionen, bei Seubersdorf das Reservekorps, bei Mohrungen das 8. Korps versammelt standen, während das 4. zusammen mit einer Kavallerie-Division bei Elditten, mit Vortruppen bei Wolfsdorf stand. Das 1. Korps im Verein mit einer Kavallerie-Division hielt die Übergänge der unteren Passarge besetzt und deckte so die Armee in der linken Flanke.

Aus dieser Versammlung wurde dann am 9. Juni der Vormarsch gegen Bennigsen angetreten, der sich am 8. Juni auf Guttstadt wieder zurückgezogen hatte.

Das 6. Korps Ney hatte sich, auf einen halben Tagemarsch vor die Front der Armee vorgeschoben, in einer Art Avantgardenverhältnis befunden. Durch sein schrittweises Zurückweichen verschaffte es der Armee die Zeit, sich zusammenzuziehen. Dadurch, daß die Russen nicht über die Passarge zu folgen versuchten, konnte diese Versammlung ungestört nach vorwärts, auf das 6. Korps hin, ausgeführt werden.

Aber auch wenn das 6. Korps noch zu weiterem Zurückgehen gezwungen gewesen wäre und die Russen über den Fluß gefolgt wären, hätte sich die Lage für die französische Armee nicht ungünstiger gestaltet; der 7. Juni hätte ausgereicht, die Armee beiderseits der dann vom 6. Korps genommenen Stellung zwischen Narien- und Mahrungsee zu vereinigen und die gemeinsame Offensive gegen die Russen mit überlegenen Kräften zu beginnen.

So bietet der Beginn des Feldzuges im Juni 1807 ein gutes Beispiel für den Wert einer Heeresavantgarde, unter deren Schutz die Versammlung einer Armee vor sich gehen kann. Ganz in ähnlicher Weise, wie heutigen Tages die Franzosen in ihrem Generalstabswerk 1870/71 zu dem Ergebnis kommen, daß bei Beginn des Krieges die vorgeschobenen Korps der Armee (2. Korps Frossard bei Spichern, 1. Korps Mac Mahon bei Wörth) durch allmähliches Weichen unter „combats en retraite" der Armee die Zeit zur Versammlung hätte schaffen können, ist tatsächlich hier an der Passarge vom Korps Ney verfahren. Daß dieses Handeln 1807 zu dem günstigen Ergebnis führte, ist aber auch wohl nicht zum wenigsten durch die, im ganzen betrachtet, erhebliche Unterlegenheit der verbündeten Armee begründet, deren Offensive dadurch von vornherein den Keim des Mißlingens in sich tragen mußte.

Herbstfeldzug 1813.

Skizze 8.

Auf preußischer Seite ist in den Kriegen zu Beginn des 19. Jahrhunderts nur ein einziges Mal, während der Operationen der Schlesischen Armee, im Herbst 1813, eine Heeresavantgarde gebildet worden.

Nach der siegreichen Schlacht an der Katzbach folgten die drei Armeekorps der Schlesischen Armee dem Gegner in breiter Front, und es gelangte am 31. August auf dem rechten Flügel das russische Korps Sacken nach Paritz, das preußische Korps Yorck nach Herzogswaldau, das russische Korps Langeron nach Seifersdorf; die Avantgarden aller drei Korps waren bis an den Queiß nach Siegersdorf, Naumburg und Lauban vorgeschoben.

Im Hauptquartier Löwenberg hatte sich das Gerücht von einer Niederlage der Hauptarmee bei Dresden verbreitet. Bestätigte es sich, so war es natürlich, daß Blücher jetzt in der Verfolgung vorsichtiger wurde, da er in diesem Falle annehmen konnte, daß Napoleon nunmehr der weichenden Armee Macdonalds Verstärkungen zusenden würde, um auch die Schlesische Armee zu schlagen.

Am 1. September blieb daher das Gros der Schlesischen Armee in der Stellung des vorhergehenden Tages stehen, alle drei Avantgarden wurden jedoch auf Görlitz, wohin sich die Franzosen inzwischen zusammengezogen hatten, weiter vorgeschoben. Eine Mitteilung des großen Hauptquartiers bestätigte die Niederlage der Hauptarmee bei Dresden sowie deren Rückzug nach Böhmen und forderte Blücher auf, den Feind nicht aus dem Auge zu lassen, ohne sich jedoch selbst dabei einer Niederlage auszusetzen.

Blücher befahl daher für den 2. September den weiteren Vormarsch auf Görlitz. Die Avantgarden aller drei Korps gingen dementsprechend frühmorgens konzentrisch dorthin vor. Die schwache Infanteriebesatzung, die der abziehende Feind gelassen hatte, wurde von der zuerst eintreffenden Avantgarde des Korps Yorck unter dem Oberst v. Katzler leicht geworfen und Görlitz besetzt, während die Avantgarden-Infanterie der beiden russischen Korps Görlitz gegenüber auf dem rechten Ufer der Neiße Halt machte. Währenddessen hatten die drei Armeekorps 7⁰⁰ vormittags den Queiß überschritten und erreichten die Linie Hohkirch—Kieslingswalde—Pfaffendorf. Für den 3. September beschloß Blücher, über Görlitz weiter vorzugehen. Bei diesem gewissermaßen geschlossenen Vormarsch faßte er die drei Avantgarden zu einem „Avantkorps" zusammen und gab ihm die Orientierung über seinen Zweck und seine Aufgabe in folgendem Befehl kund:

„Die große Böhmische Armee hat nach einem fehlgeschlagenen Versuche auf Dresden sich wieder nach Böhmen zurückgezogen, und es ist noch ganz ungewiß, ob der Feind ihr mit allen seinen Kräften folgt oder solche gegen die Schlesische Armee dirigiert.

Ich muß daher mit Vorsicht zu Werke gehen, jedoch dem Feinde Glauben machen, daß wir ihm mit aller Energie folgen und überall angreifen, damit er hierdurch genötigt werde, einen Teil seiner Kräfte gegen uns zu richten und von der großen Armee abzulassen .... Die drei Avantgarden vereinigen sich in ein Avantkorps, worüber der älteste Offizier, Generalleutnant Wassiltschikow, den Befehl erhält. Dieses Avantkorps bleibt an dem Feind und sucht dessen Marsch immerwährend durch reitende Artillerie zu beunruhigen. Fährt der Feind Geschütz auf, so muß er sogleich mit dem unsrigen überlegen angegriffen werden. Das Avantkorps wird sich vorzüglich bemühen, die Stärke des Feindes, seine Stellung und Bewegung zu erforschen und berichtet unmittelbar an mich .... Die Korps folgen diesem Avantkorps in einem starken Tagemarsch und sind jederzeit bereit, es aufzunehmen, im Falle es gedrängt werden sollte."

Um zunächst den befohlenen Vorsprung von einem Tagemarsch zu erlangen, war am 3. September früher Aufbruch erforderlich. Der Befehl erreichte den Führer aber erst um um 7⁰⁰ morgens; er setzte die Kavallerie sofort in Marsch und überschritt um 9⁰⁰ morgens mit dem Rest der Infanterie und Artillerie die Neiße bei Görlitz. Die Franzosen zogen sich auf Bautzen zurück, ihre Arrieregarde hielt die allgemeine Linie Wurschen—Hochkirch. Dieser dicht auf war das Avantkorps gefolgt, das mit seiner Masse an der Reichenbach—Weißenberger Straße, am Stromberge, mit Kasaken in Weißenberg, mit der preußischen Kavallerie Hochkirch gegenüber stand. Das Gros der Schlesischen Armee ging bei Görlitz über die Neiße und rückte bis an den weißen Schöps vor, wo es zwischen Ebersbach und der Landskrone Halt machte.

Beim weiteren Vorgehen am 4. September meldete General Wassiltschikow zunächst um 6⁰⁰ morgens an Blücher den Abzug des Feindes, dem das Avantkorps im

Begriff sei zu folgen. Dieser Meldung fügte er um 8⁰⁰ morgens weiter hinzu, nach Aussagen von Landeseinwohnern und Deserteuren ziehe sich der Feind geschlossen zurück, unter diesen Umständen sei sein Korps zu schwach, um dem Gegner etwas Ernstliches anzuhaben.

Das Avantkorps war um 6⁰⁰ morgens angetreten: Die Kasaken vom Stromberge über Wurschen auf Bautzen, die preußische Kavallerie vom Pitschenberge gegen Hochkirch; in beiden Richtungen folgte die Infanterie mit entsprechendem Abstand. Die Armee war um dieselbe Zeit von Görlitz aufgebrochen, um jenseits des Löbauer Wassers die Linie Hochkirch—Wurschen zu erreichen.

Am Westausgange von Hochkirch erhielten die preußischen Patrouillen des Avantkorps Infanteriefeuer, das sich bald so weit verstärkte, daß dem wieder vorgehenden Gegner das Dorf Hochkirch überlassen werden mußte, doch kam es östlich desselben zu einem mehrstündigen stehenden Feuergefecht zwischen ihm und der preußischen Infanterie. Auch die Russen waren westlich Wurschen auf stärkeren Widerstand gestoßen und waren nicht vorwärts gekommen. Gegen Mittag meldete Wassiltschikow vom Stromberge aus diese Vorgänge an Blücher mit dem Hinzufügen, daß der Feind auf seinem linken Flügel nur abzuwehren scheine, dagegen immer stärkere Truppenmassen nach seinem rechten Flügel auf Hochkirch heranziehe.

Zu dieser Zeit hatte die Armee das Löbauer Wasser zwischen Weißenberg und Rosenhayn erreicht, das in der Mitte marschierende Yorckſche Korps hatte den Fluß bereits überschritten und war bei Nostitz angelangt.

Um 3⁰⁰ nachmittags zeigte der Feind bei Hochkirch vier starke Infanteriekolonnen und zahlreiche Kavallerie. Infolgedessen vereinigte der Oberst v. Katzler seine Infanterie nach rückwärts bei Pitschen, um hier erneut Widerstand zu leisten. Gleichzeitig ging die russische Infanterie westlich Nostitz in Stellung, das Korps Yorck marschierte am Stromberge auf.

Kurz nach 5⁰⁰ nachmittags erhielt Blücher, dessen Hauptquartier bis Glossen vorgegangen war, weitere Meldungen, aus denen ein Wiedervorgehen des Feindes mit starken Kräften über Hochkirch und Bautzen sowie die Anwesenheit Napoleons daselbst zu entnehmen war. Bald darauf ging der Feind mit großen Massen von Hochkirch vor und zwang das Yorckſche Korps und dessen Avantgarde, unter deren Schutz sich die russische Avantgarde allmählich über das Löbauer Wasser zurückgezogen hatte, ebenfalls über den Fluß zu weichen. Die Franzosen folgten bis zur Linie Rechen—Kolitz. Dieser Umschwung in der Lage war durch das Eingreifen Napoleons hervorgerufen.

Von der Verfolgung der Verbündeten nach Dresden zurückgekehrt, hatte der Kaiser am 29. August die erste Meldung von der Niederlage an der Katzbach erhalten. Darauf war die Bober-Armee am 1. September angewiesen worden, Görlitz zu halten, der Kaiser selbst wollte sie im Bedarfsfalle unterstützen. Schon am 3. September veranlaßte ein Schreiben Macdonalds vom 2., welches über den mangelhaften Zustand

dieser Armee berichtete, Napoleon, noch an demselben Tage die Garde und das 1. Kavalleriekorps auf Bautzen in Marsch zu setzen, um Macdonald zu unterstützen und die durch die Schlesische Armee drohende Gefahr zu beseitigen, bevor er an die Ausführung seines Planes, gegen die Nord-Armee vorzumarschieren, ging. Am 4. September gegen Mittag war Napoleon über Bautzen auf Hochkirch vorgeritten, die Arrieregarde Macdonalds, welche um 5^{00} morgens von Hochkirch abgezogen war, hatte schon vorher den Befehl zum Frontmachen bekommen, und als die Verstärkungen die Armee erreicht hatten, wurde am Mittag das 1. Kavalleriekorps auf dem linken Flügel, auf der Straße von Bautzen über Wurschen auf Görlitz, die Bober-Armee, gefolgt von den Garden, über Hochkirch in Marsch gesetzt.

Die Folge der erneuten Offensive des Gegners war, daß Blücher entsprechend seiner Aufgabe nunmehr beschloß, einem Angriff auszuweichen. Die Armee brach daher noch in der Nacht auf und ging in die Stellung vom 3. September westlich Görlitz zurück, wo sie, zwar durch Trains aufgehalten aber unbehelligt vom Gegner, nach beschwerlichem Nachtmarsch bis zum 5. September früh eintraf. Blücher ließ schon am frühen Morgen alle Vorbereitungen für die Fortsetzung des Rückzuges hinter die Neiße, der unter dem Schutze des Avantkorps ausgeführt werden sollte, treffen.

Der Führer dieses Avantkorps, General Wassiltschikow, zog die Infanterie und Artillerie bei Tagesanbruch nach Reichenbach zurück, während die Kavallerie am Löbauer Wasser verblieb. Diese meldete gegen 8^{30} morgens den Anmarsch mehrerer Kolonnen aller Waffen auf Nostitz, Glossen und Löbau. Infolgedessen erhielt auch sie den Befehl zum Zurückgehen nach Reichenbach. Die nachdrängende französische Kavallerie wurde von ihr mit Erfolg abgewiesen. Hierdurch wurde es der Infanterie Wassiltschikows möglich, geordnet abzuziehen. Sie räumte den Töpferberg, durchschritt Markersdorf und machte an der Landskrone noch einmal Front.

Das Näherkommen des Artilleriefeuers und die Meldung Wassiltschikows vom Zurückgehen des Avantkorps veranlaßte Blücher, mit der Armee über die Neiße weiter auszuweichen. Die drei Armeekorps marschierten in die Stellung vom 2. September, Hohkirch—Kieslingswalde—Pfaffendorf, zurück.

Als der Gegner die Stellung an der Landskrone mit überlegenen Kräften zu umgehen drohte, überschritt auch der General Wassiltschikow die Neiße und besetzte die Höhen des rechten Ufers bei Görlitz. Die Franzosen folgten mit den vordersten Truppen bis in die Stadt am linken Neißeufer, überschritten den Fluß aber nicht. Das Gros biwakierte an der Landskrone.

Die Schlesische Armee setzte in der Nacht vom 5. zum 6. September den Rückzug hinter den Queiß in die Stellung vom 1. September fort. Das Avantkorps, das diesen Abmarsch an der Neiße noch sicherte, wurde am 6. September wieder aufgelöst, und seine Aufgaben gingen von nun an wieder auf die besonderen Avantgarden der Korps über.

An demselben Tage gab Napoleon, der bei dem planmäßigen Zurückweichen

Blüchers erkannt hatte, daß es ihm schwerlich gelingen würde, die Schlesische Armee zur Schlacht zu zwingen, die Verfolgung auf und kehrte nach Bautzen zurück.

Der Gedanke, die Aufgaben der getrennten Avantgarden der Armeekorps einem stärkeren Avantkorps zu übertragen, war bereits vor den geschilderten Tagen, bei Beginn des Herbstfeldzuges 1813, aufgetreten. Die fortgesetzten Vor- und Rückmärsche der Schlesischen Armee, die fast täglichen Kämpfe, dazu die schlechte Witterung und die mangelhaften Wege hatten allmählich eine solche Mißstimmung in der Armee erregt, daß man im Hauptquartier Yorcks der ermüdenden Kriegführung durch ein anderes Mittel vorbeugen zu können glaubte. Man schlug vor, eine ausreichend starke Avantgarde zu bilden. Sollte der Feind zurückweichen, so konnte die ausgeruhte Armee in einem starken Marsch den Feind immer wieder erreichen. Man wollte also schon damals eine Heeresavantgarde bilden, die, einen Tagemarsch voraus, die Armee der Nachteile des bisherigen Verfahrens entheben sollte. Neben anderen Fragen der Zusammensetzung, Stärke, Verpflegung blieb aber damals die wichtige unbeantwortet: auf welcher Straße sollte man sie vorsenden? — Die Armee befand sich noch in der Ebene, ein breites Wegenetz führte in die ausgedehnte Stellung des Gegners an der Katzbach, unter diesen Umständen schien dem Oberkommando eine solche Maßregel verfrüht. Erst als der Feind sich im Rückzuge zusammenzog und das beschränkte Wegenetz auch die Schlesische Armee enger aneinanderschob, machte Blücher den Versuch mit der Bildung eines Avantkorps. Er hoffte, diesem eine solche Widerstandsfähigkeit gegeben zu haben, daß die dahinter vormarschierende Armee ungestörter folgen könne und er gleichzeitig freier in den Entschlüssen bleiben würde.

Die Aufgabe der Schlesischen Armee, dem Feinde an der Klinge zu bleiben, einen Mißerfolg aber zu vermeiden, mußte von vornherein dem Handeln eine gewisse Vorsicht auferlegen. Diese Vorsicht verbot aber von selbst, daß sich die Armee auf einen ernsten Kampf einließ. Somit entsprang die Bildung des Avantkorps dem Auftrage der Schlesischen Armee, es war eine Sicherung, die vor einer für die Armee drohenden Gefahr warnen und dieser ermöglichen sollte, ihren Vormarsch rechtzeitig einzustellen. Dieser Zweck ist durch das Avantkorps ohne Frage erreicht worden, und es hat seine Aufgabe voll erfüllt. Es wurde vermieden, daß sich, wie bei dem ersten Ausweichen vor Napoleon zu Beginn des Herbstfeldzuges, die Arrieregarden der einzelnen Korps in verlustreiche Einzelkämpfe einließen, in die dann auch Teile der Gros zu ihrer Degagierung eingesetzt werden mußten. Ohne vom Gegner allzustark gedrängt zu werden, ging das Avantkorps schrittweise von Abschnitt zu Abschnitt zurück und verschaffte so der abziehenden Armee sowohl die nötige Zeit als auch Ruhe, um den Abmarsch in Ordnung auszuführen.

Ähnlich wie hier 1813 wurde 1866 auf preußischer Seite vorübergehend zur Bildung einer Heeresavantgarde geschritten.

1866. Skizze 9.

Nach der Schlacht von Königgrätz am 3. Juli war zunächst die Fühlung mit dem eiligst zwischen Pardubitz und nördlich Königgrätz über die Elbe abziehenden, geschlagenen Gegner verloren gegangen, und man brauchte den 4. und 5. Juli, um die durcheinandergekommenen Verbände im weiteren Vormarsch wieder zu ordnen. Am 5. Juli abends hatten die drei Armeen mit ihren Spitzen die Elbe erreicht, die Elb-Armee stand auf dem rechten Flügel bei Neukolin und Elbeteynitz, daneben bei Kladrup und Prelautsch die Erste Armee, auf dem linken Flügel die Zweite Armee mit den vordersten Teilen bei Pardubitz, Kavallerie bis Chrudim und südlich Pardubitz vorgeschoben. Diese gewann nach Überschreiten der Elbe wieder die Fühlung mit dem Feinde und stellte fest, daß der Gegner in der allgemeinen Richtung auf Olmütz im Abzuge sei.

Die Armeen schlossen am 6. nach der Elbe auf und schoben Vortruppen auf das südliche Ufer vor. Auf Grund der Nachrichten über den feindlichen Rückzug befahl das große Hauptquartier am 6. abends, daß der Vormarsch aller drei Armeen in südöstlicher Richtung am 7. anzutreten sei. Hierbei fiel der Zweiten Armee die Verfolgung des Feindes und gleichzeitig die Sicherung der linken Flanke der zunächst auf Politschka und Kreutzburg angesetzten Ersten und Elb-Armee zu. War demnach für den Vormarsch der beiden letzteren vor der Hand eine Störung nicht zu besorgen, so hatten doch auch sie „ihre Avantgarde zu bilden", unter deren Schutz dann die Armeen in breiter Front marschieren sollten. Diese Avantgarden waren bei der Elb- und Ersten Armee inzwischen schon gebildet, sie bestand bei der Elb-Armee aus 7 Bataillonen, 10 Eskadrons, 18 Geschützen, während bei der Ersten Armee 6 Bataillone, 12 Eskadrons, 18 Geschütze zusammen mit dem aus zwei Divisionen bestehenden Kavalleriekorps hierzu ausgeschieden wurden.

Bei der nur drei Divisionen starken Elb-Armee bedeuteten demnach die vorgeschobenen Teile eine Avantgarde im gewöhnlichen Sinne, während bei der Ersten Armee, deren Stärke sechs Divisionen betrug, bei der starken Zuteilung von Kavallerie von einer Art Heeresavantgarde gesprochen werden kann. Ähnlich wie 1813 nach der Katzbachschlacht wurde so die Aufklärung und Sicherung bei der Elb- und Ersten Armee von je einer Avantgarde ausgeführt, eine Maßregel, die hauptsächlich zur Schonung der Armeen angeordnet wurde, denen bei den entstandenen Verpflegungsschwierigkeiten größere Strecken des feindlichen Landes zu Beschaffung der nötigen Verpflegung zugewiesen wurden.

Die drei Armeen gingen am 7. über die Elbe vor. Da die Zweite Armee im weiteren Vorgehen gegen Olmütz feststellte, daß anscheinend die ganze feindliche Armee auf Olmütz zurückging, wurde am 7. vom großen Hauptquartier angeordnet, daß die Elb- und Erste Armee unter dem Schutze ihrer Avantgarden sich noch mehr nach Westen im weiteren Vormarsch ausdehnen sollten. Infolgedessen ging am 8. die Avantgarde der Elb-Armee auf der Iglauer Straße bis Habern, die der Ersten Armee nach Hlinsko vor, zwischen beide

schob sich das Kavalleriekorps nach Chotebor, während die Gros der Armeen hinter dieser Linie, bis Tschaslau und Bojanow zurückreichend, Halt machten. In dieser Gruppierung wurde am 9. der Vormarsch fortgesetzt. Die Avantgarden gelangten nach Deutsch-Brod—Slawetin und Nemetschky.

Die Zweite Armee hatte inzwischen in breiter Front, vor welche die Kavallerie-Division Hartmann vorgeschoben war, den Vormarsch auf Olmütz fortgesetzt und die Linie Zwittau—Böhm. Trübau—Brandeis erreicht.

Da jetzt klarer zu übersehen war, daß dem Vormarsch der Elb- und Ersten Armee voraussichtlich keine stärkeren Kräfte entgegentreten würden, erhielt die Elb-Armee am 9. den Auftrag, eine durch Kavallerie verstärkte Division „auf Znaim zu dirigieren als Avantgarde der auf Wien vorrückenden preußischen Armee".

Am 10. und 11. stieß die Avantgarde der Ersten Armee, während die verstärkte Avantgarde der Elb-Armee über Iglau auf Markwatitz vorging, im Vormarsch auf Brünn auf schwächeren Feind. Dies veranlaßte, daß die Elb-Armee angewiesen wurde, nötigenfalls zur Unterstützung der Ersten Armee heranzurücken. Sie schob sich infolgedessen bis zum 12. nach Gr. Meseritsch und Trebitsch heran, während ihre Avantgarde den Vormarsch auf Znaim, das am 13. erreicht wurde, fortsetzte. Nachdem sich aber am 12. herausgestellt hatte, daß die Erste Armee einer Hilfe nicht bedürfe und bereits mit ihrer Avantgarde Brünn besetzt hatte, ging die Elb-Armee am 13. wiederum in südlicher Richtung nach Dalleschütz und Namiest weiter. Die Erste Armee schloß an diesem Tage auf ihre Avantgarde bei Brünn auf. Diese Aufstellung der beiden Armeen, die Gros zwischen Dalleschütz und Brünn, die Avantgarde bei Znaim, wurde am 14. beibehalten. Am 15. ging auch die Avantgarde der Ersten Armee bis an die Taya nach Muschau vor, und beide Armeen schlossen auf ihre Avantgarden bis in die Linie Hosterlitz—Klobank auf.

In dieser Zeit war die Zweite Armee im weiteren Vormarsch auf Olmütz zu der Überzeugung gelangt, daß die feindliche Armee im Begriff sei, den Abmarsch von Olmütz in südöstlicher Richtung zu bewerkstelligen, und hatte sich bis zum 13. weiter südlich in die Linie Stephanau—Gewitsch—Mähr. Trübau gezogen. Von hier war sie weiter in südöstlicher Richtung vorgegangen und hatte am 15. in den siegreichen Gefechten bei Tobitschau und Roketnitz südlich Olmütz den feindlichen Rückzug aufgehalten und den Gegner veranlaßt, über die March nach Osten auszuweichen.

Die Nachricht von dem tatsächlich erfolgten Aufbruch der österreichischen Armee von Olmütz veranlaßte das große Hauptquartier, den beabsichtigten Vormarsch der Elb- und Ersten Armee auf Wien einstweilen zu unterbrechen, um sich gegen die österreichische, auf dem rechten Marchufer im Anmarsch auf Wien vermutete Armee zu wenden. Zu diesem Behufe wurde der Zweiten Armee befohlen, mit zwei Armeekorps auf Kremsier und Napagedl vorzugehen, während die Erste Armee angewiesen wurde, sich um Lundenburg zusammenziehen, um die aus Olmütz abziehende Armee anzu-

greifen. Die Elb-Armee sollte über Laa nach Wilfersdorf rücken und von dort gegen Wien aufklären. Dem Befehl an die Erste Armee war hinzugefügt:

„Diese beiden Korps" (d. h. die von der Zweiten Armee vorgeschobenen) „werden im Sinne einer starken und weit vorgeschobenen Avantgarde der Ersten Armee operieren."

Da die Österreicher jedoch zu ihrem Rückzuge nach Wien nicht den Weg längs der March wählten, sondern in die Kleinen Karpaten auswichen, kam es nicht zur Ausführung dieser beabsichtigten Offensive, sondern die Elb- und Erste Armee setzten am 17. ihren Vormarsch gegen Wien fort, die Zweite Armee rückte hinter diese.

Der am 22. beginnende Waffenstillstand unterbrach die Operationen.

In dem hier geschilderten Abschnitt des Feldzuges 1866 sind die Armeeavantgarden bei der Elb- und Ersten Armee nicht in dem Sinne formiert gewesen und zur Tätigkeit gelangt, wie es heutigen Tages von den Vertretern der Heeresavantgarde als deren Aufgabe bezeichnet wird. Dies hatte aber seinen ganz natürlichen Grund darin, daß kein Feind gegenüberstand, welcher ihnen diese Aufgaben hätte stellen können. Zum Überwinden des Widerstandes, den die Avantgarde der Ersten Armee vor Brünn fand, hätte es einer so starken Avantgarde nicht bedurft, tatsächlich sind auch nur wenige Bataillone und Eskadrons dort zum Einwirken gelangt. Wohl aber haben beide Avantgarden ähnlich wie das kombinierte Avantkorps 1813 nach der Katzbachschlacht den folgenden Armeen ein ungestörtes und bequemeres Vorgehen in breiter Front ermöglicht, somit schon aus diesem Grunde ihren Zweck nicht verfehlt.

Man erkennt aus ihrer Verwendung ebenso wie aus dem späteren nicht zur Ausführung gelangten Befehl zur Offensive doch aber, daß der Gedanke an solche gemeinsamen Avantgarden keineswegs seit Napoleon bis jetzt, wo er von neuem in Frankreich auftaucht, in Vergessenheit geraten war, und daß der Feldmarschall Moltke unter Umständen, wo er sich Erfolg davon versprach, zu diesem Mittel griff. Auch nach dem Kriege ist der Feldmarschall noch mehrfach auf diese Frage zurückgekommen. Die Erfahrungen des Krieges 1866, welche er in einem Memoire an den König zusammenfaßte, bildeten die Grundlage zu den am 24. Juni 1869 ausgegebenen „Verordnungen für die höheren Truppenführer". In diesen wird, betreffend die Avantgarde, betont, daß die „Formation einer Avantgarde sich im wesentlichen der Ordre de Bataille anzufügen hat". Da an anderer Stelle besprochen ist, daß im allgemeinen tunlichst nur eine Division, höchstens ein Armeekorps auf einer Straße zu marschieren habe, bezieht sich obige Vorschrift ohne Frage auf die Einzelavantgarde jeder Kolonne. Wenn nun die „Verordnungen" fortfahren:

„für eine Armee wird gewöhnlich eine geschlossene Infanterie-Division, verstärkt durch eine Kavallerie-Division oder Brigade oder auch ein ganzes Armeekorps die

Avantgarde bilden, es müßte denn ihre Funktion von einer durch Infanterie soutenierten Reitermasse ausgeübt werden",

so handelt es sich hierbei ohne Zweifel um eine Gesamtavantgarde, die vor der Front der Armee vorgehen soll. In diesem Satze spricht sich deutlich aus, daß es nach Moltkes Ansicht zwei verschiedene Arten gab, wie diese Heeresavantgarde formiert und angewendet werden konnte: starke Infanterie mit zugeteilter Kavallerie oder starke Kavallerie, durch Infanterie unterstützt. Die Aufgabe dieser letzteren Art der Avantgarde wird näher erläutert, indem gesagt wird,

„es kann notwendig werden, eine möglichst große Reitermasse zu vereinigen, um sie .... entweder schon bei Beginn der Operationen zur Aufklärung der Verhältnisse beim Feinde oder im Verlauf der Schlacht oder endlich auch nach Erringung des Sieges zur Verfolgung in ausgedehntem Maße zu gebrauchen .... Es kann zu den erwähnten Zwecken auch notwendig werden, dem Kavalleriegeneral eine größere Infanterieabteilung (bis zu einer Infanterie-Division) zu unterstellen."

Diese letztere Formation einer Heeresavantgarde hat denn Moltke in einer Denkschrift vom 6. Mai 1870, in der ein Vormarsch der Armee gegen die Mosellinie Metz—Pont a Mousson erörtert wird, ins Auge gefaßt. Nachdem vorgeschlagen ist, daß bei diesem Vorgehen eine Armee in erster, eine Armee in zweiter Linie marschieren und beide Flanken durch je eine Armee gedeckt werden sollen, fährt er fort:

„Abgesehen von dem Widerstand, auf welchen wir schon früher stoßen können, findet dieser Vormarsch von etwa 15 Meilen seine Schwierigkeit wesentlich in den auf engem Raum zu bewegenden Massen, mit welchen er auszuführen ist. Rücken die Franzosen uns in entsprechender Stärke entgegen, so stellt sich das Verhältnis auf beiden Seiten parallell. Anders, wenn sie versammelt uns erwarten oder auf kurze Entfernung in entwickelter Schlachtordnung gegen uns vorgehen.

Um unsere Entwicklung zur Schlacht zu bewirken, brauchen wir einen Tag, den uns die Avantgarde der Armee sichern muß. Durch sie können wir erst überhaupt genauer erfahren, wo wir den Feind zu treffen haben, sie muß daher stark und insbesondere stark an Kavallerie sein. Die Avantgarde wird formiert aus der 5. Infanterie-Division und einem Kavalleriekorps ... von 76 Eskadrons ... Die Aufgabe der Kavallerie ist nicht, geschlossen zu bleiben, sondern sie wird mit Divisionen in den verschiedensten Richtungen vorgehen und von diesen detachieren, bis die Hauptversammlung des Feindes erkannt ist. Die Infanterie-Division kann diese Entsendungen in kleinen Abteilungen zu Wagen unterstützen, sie wird aber im wesentlichen geschlossen bleiben, um in starker Stellung der Kavallerie Aufnahme zu gewähren. Die Kavallerie kann mehrere Märsche über die Infanterie hinaus vorgehen, ihre Stärke sichert ihre Rückkehr .... Durch die Kavallerie ist die 5. Infanterie-Division gegen die Gefahr geschützt, auf die konzentrierte Macht des Feindes zu stoßen, in

Verbindung mit ihr kann sie einem feindlichen Korps 24stündigen Widerstand leisten. Sie muß der Armee um einen ganzen Marsch vorausgehen".

Die in diesem Entwurf geplanten Anordnungen sind für den tatsächlichen Vollzug des deutschen Aufmarsches im Jahre 1870 insofern Abänderungen unterworfen worden, als der enge Anschluß Süddeutschlands und die günstige politische Lage, welche ermöglichte, auch sämtliche Korps aus dem Osten der Monarchie nach dem Rhein heranzuziehen, eine große Überlegenheit der deutschen Heereskräfte bewirkten. Diese Überlegenheit gewährte die in einer früheren Denkschrift 1869 erwähnte Möglichkeit, gegen die beiden französischen Heeresgruppen bei Metz und Straßburg vorzugehen. Da aber andererseits die in der Denkschrift vom 6. Mai 1870 erwähnte Gefahr vorzuliegen schien, daß die Franzosen vor beendetem Aufmarsch mit den an der Grenze zur Hand befindlichen Truppen vorbrechen würden, wurde der Aufmarsch der Zweiten Armee von der Grenze an den Rhein zurückverlegt.

In vorstehendem sind, angeregt durch die anfangs erwähnten heutigen Ansichten in maßgebenden französischen militärischen Kreisen, einige Beispiele skizziert, bei denen man von einer Anwendung von mehr oder weniger ausgesprochenen Heeresavantgarden sprechen kann. Ohne der Geschichte Gewalt anzutun, lassen sich diese nicht leicht vermehren.

Daraus erhellt schon, daß nicht behauptet werden kann, daß die Anwendung von Heeresavantgarden in den Kriegen der letzten 100 Jahre häufig oder die Regel gewesen sei. Wohl muß zugestanden werden, daß bei Beginn eines Krieges Lagen eintreten können, in denen eine solche von Vorteil werden kann; so lehrt das Beispiel des Beginns des Feldzuges von Friedland, wie unter dem Schutze einer starken Infanterie-Avantgarde die Versammlung einer Armee aus weiter Zerstreuung her bewerkstelligt und rechtzeitig ausgeführt werden kann. Eine ähnliche Aufgabe will das neue französische Generalstabswerk dem vor die Front der im weiten Bogen dahinter stehenden Armee vorgeschobenen 2. Korps Frossard bei Spichern im August 1870 zuteilen. Zugegeben, daß die tatsächliche Lage und die zeitweise vorhandene Absicht, unter dem Schutze dieses Korps die Kadenbronner Bergstellung mit der Armee zu besetzen, das 2. Korps als eine Heeresavantgarde erscheinen lassen kann, so ist doch der tatsächliche Verlauf der Ereignisse nicht dazu angetan, diese Lage als Beispiel heranzuziehen. Frossard handelte weder in diesem Sinne, indem er hartnäckig in seiner vorgeschobenen Stellung ausharren wollte und um Unterstützung bat, noch auch ist von seiten der französischen Heeresleitung auf die Meldung hin, daß Frossard angegriffen sei, irgend etwas Durchgreifendes zur Versammlung der Armee unter dem Schutze des fechtenden 2. Korps geschehen.

Andererseits zeigen aber auch die Beispiele von Jena und Eylau, wie schwer es einer solchen Avantgarde fällt, im Vormarsch vor der Armee so rechtzeitig und erfolg-

reich aufzuklären, daß der Aufmarsch zu der beabsichtigten Schlacht daraufhin nicht zu spät erfolgt. Bei Jena versagte diese Aufklärung völlig, so daß erst, als man schon bis in gleiche Höhe mit dem in der linken Flanke stehenden Gegner vormarschiert war, von anderer Stelle als von der Avantgarde die Aufstellung des Gegners gemeldet und daraufhin unter dem Schutz der linken Kolonne links eingeschwenkt wurde. Bei Gettkendorf stellte zwar die Heeresavantgarde durch Gefecht die Stellung des Gegners fest, konnte aber nicht verhindern, daß der Feind, ehe die nachfolgende Armee auf die Avantgarde aufgeschlossen hatte und zur Schlacht bereit war, sich der drohenden Gefahr eines überlegenen Angriffs entzog.

Diese Möglichkeit wird aber bei ähnlichen Lagen — und solche berücksichtigen die Heeresavantgarden der Franzosen — immer wieder vorhanden sein. Nichts wird den Gegner hindern können, rechtzeitig zurückzugehen, wenn er sich der der feindlichen Avantgarde folgenden Armee nicht gewachsen fühlt. Will die Avantgarde dies durch kräftiges Anpacken zu verhindern suchen, muß sie sich dabei der Gefahr bewußt bleiben, daß sie vom Gegner, der ihre vorläufige Vereinzelung bald erkennen wird, blutig geschlagen, wenn nicht gar vernichtet werden kann, ehe die Armee ihr Hilfe bringen kann. Anders können die Verhältnisse während der Operationen liegen. Hier lassen sich auch heute wohl Lagen denken, ähnlich denen von 1813 und 1866 bei den Preußen, in denen zur Entlastung der Truppe gemeinsame Avantgarden gebildet werden können, die, dann aber auch nur rein defensiv, den Schutz der dahinter in mehr oder minder breiter Ausdehnung folgenden Armee übernehmen sollen. Dies wird aber wohl meist nur bei der Verfolgung möglich sein, wo auf ernsten Widerstand nicht zu rechnen ist, wie 1866 in Mähren oder wo, wie 1813 mit dem Augenblick des Wiederbeginns ernsteren feindlichen Widerstandes, zur Defensive übergegangen wird und der bisherigen Avantgarde die Aufgabe einer stärkeren Arrieregarde zufällt.

Bei den heutigen Massenheeren, deren Aufmarsch und Vormarsch nicht auf einem beschränkten Raum erfolgen kann, sondern längs der ganzen Grenze ausgeführt werden wird, können wir uns noch weniger von einer Heeresavantgarde im Sinne der Franzosen versprechen; dann müßte wenigstens eine ganze Reihe solcher nebeneinander vorhanden sein, da eine einzelne weder die Deckung langer Frontlinien zu leisten vermag noch auch kaum so lange den Gegner fesseln oder ihm standhalten können wird, bis die Armee von rückwärts und beiden Seiten her zur Schlacht herangerückt ist.

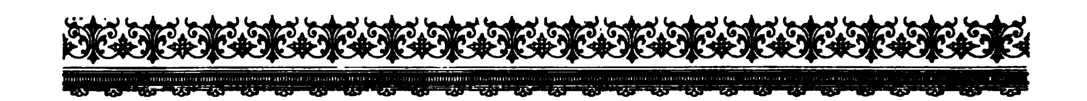
Daß Moltke 1870 für die Zweite Armee eine Heeresavantgarde in Aussicht genommen hatte, ist in dem erwähnten Operationsentwurf ausdrücklich begründet in dem massierten Vormarsch der Armee, zu deren Aufmarsch aus der Tiefe 24 Stunden erforderlich gewesen wären. Hier war der Avantgarde neben der Aufklärung über den Feind demnach eine ähnliche Tätigkeit zugedacht wie Abteilungen, welche einer folgenden Truppe das Durchschreiten eines Defilees ermöglichen sollen. Als dann dieser

Fall nicht eintrat, ist auch von der Formierung der in Aussicht genommenen Heeresavantgarde Abstand genommen.

Kann demnach der Ansicht, daß in jedem Falle gemischte starke Abteilungen voranzugehen haben, nicht zugestimmt werden, so ist dem ohne Einschränkung beizutreten, daß starke Kavalleriemassen auf die Front der vormarschierenden Armee zu verteilen sind und dieser, weit voraus aufklärend, die Grundlagen für die zu fassenden Entschlüsse zu gewähren haben. In diesem Sinne sind die napoleonischen Feldzüge dauernd vorbildlich geblieben. Daß Napoleon der starken Kavallerie meist Infanterie dicht auffolgen ließ, lag an der Ungewohntheit der Kavallerie in der Lösung von selbständigen Aufgaben und an dem zum großen Teil schlechten Pferdematerial, das die Kavallerie vor der nachfolgenden Armee nicht den für die Sicherung nötigen Vorsprung gewinnen ließ. Da sie durchweg mit Karabinern bewaffnet war und ihr auch damals schon Artillerie beigegeben wurde, hätte sie bei größerer Übung und besserem Pferdematerial die Aufgaben der Aufklärung bei ihrer Stärke vielleicht auch ohne dicht nachfolgende Infanterie offensiv lösen können. Umgekehrt lagen die Verhältnisse 1866 bei der preußischen Armee. Hier war zwar gutes Pferdematerial, das zu weiten Operationen vor der Front wohl geeignet war, dafür fehlte aber der Kavallerie die Schußwaffe, so daß sie leicht durch feindliche Infanterie an der Aufklärung gehindert werden konnte. Daraus erklärt sich auch zum Teil, daß im ersten Teil des Feldzuges die Kavallerie meist hinter den Armeen marschierte. Erst aus der Praxis heraus, als die Fühlung mit dem Feinde verloren gegangen war, wurde dann die alte Lehre wieder als richtig und wahr anerkannt und angewandt, daß die Kavallerie vor die Front der Armee gehört.

In diesem Sinne ist dann auch 1870 auf deutscher Seite verfahren, und die Erfolge, die die Verwendung der damals größtenteils noch nicht mit der Schußwaffe ausgerüsteten Kavallerie, wenn auch noch in beschränktem Maße, gezeitigt hat, sichern der heutigen durchweg mit Karabinern ausgerüsteten Kavallerie mit reitender Atillerie für die Zukunft dauernd ihren Platz und ihre Aufgaben weit vor der Front. Ob dieser Truppe, der ein taktisch selbständiges Auftreten schon durch ihre hohe Gefechtskraft ermöglicht wird, unter Umständen einzelne Infanterieabteilungen als Rückhalt nachzuschieben sind, muß der Entscheidung in jedem einzelnen Falle vorbehalten bleiben, eine grundsätzliche Zuteilung von Infanterie erscheint nicht zweckmäßig.





Der russisch-japanische Krieg.

(Fortsetzung.)

Die Kämpfe zwischen Bunho und Taitsyho Mitte Oktober 1904. Lage auf dem Kriegsschauplatze bis Anfang Dezember.

Der Beginn des russischen aktiven Handelns, auf dessen Wahrscheinlichkeit der Schluß des vorigen Aufsatzes hinwies, hat nicht lange auf sich warten lassen. Das VI. sibirische Armeekorps ist mit seinen letzten Teilen wahrscheinlich noch nicht zur Stelle gewesen, als General Kuropatkin am 2. Oktober durch Armeebefehl seinen Streitkräften den Entschluß zur Offensive kund tat.

Damals standen dem russischen Oberbefehlshaber zur Verfügung:

das I., II., III., IV. und V. sibirische Armeekorps,

das X., XVII. und I. (europäische) Armeekorps und

4 Kavallerie-Divisionen (Transbaikal-, sibirische, Orenburg-Kasaken-Division, Transbaikal-Kasaken-Brigade und kaukasische Reiter-Brigade).

Das VI. sibirische Armeekorps, das im letzten Drittel des September im Eintreffen begriffen gewesen ist, war wohl als erster Bestandteil der Zweiten mandschurischen Armee bestimmt, deren Formierung der Zar am 24. September befohlen hatte.*) Ihre Bildung muß bei weiterer Verstärkung der ostasiatischen Streitkräfte als eine selbstverständliche Forderung angesehen werden. Mit dem Ende September erreichten Bestande — 8 Armeekorps, 4 Kavallerie-Divisionen — hatte die Erste Armee eigentlich schon die Grenze in der Zahl der Einheiten überschritten, die sich von einer Stelle aus mit genügender Sicherheit leiten lassen.

Darauf deutet auch der Umstand hin, daß General Kuropatkin im Verlaufe der früheren Operationen schon mehrfach eine Teilung seiner Armee in verschiedene Gruppen unter den ältesten kommandierenden Generalen vorgenommen hatte, ein Notbehelf, der immer seine Schattenseiten behält, weil ein so vorübergehendes Zusammenstellen von Verbänden den geregelten Befehlsorganismus nicht zu voller Wirkung kommen läßt, die notwendigen Stäbe fehlen und den unteren Stellen ihre Befehlshaber entzogen werden.

---

*) Oberbefehlshaber General Grippenberg, bisher Oberbefehlshaber des Militärbezirks Wilna.

Der Ernennung des Generals Grippenberg zum Oberbefehlshaber der Zweiten Armee ist die des Generals Kaulbars, bisher Oberkommandierender im Militärbezirk Odessa, zum Oberbefehlshaber einer Dritten Armee gefolgt.

Die Formierung von drei Armeen deutet darauf hin, daß noch eine beträchtliche Verstärkung der mandschurischen Streitkräfte eintreten wird, und der Wille zu energischer Fortführung des Krieges besteht.

In Ostasien befinden sich bereits

das I., II., III., IV., V. und VI. sibirische Armeekorps, die drei letzten zusammengesetzt aus Reserve-Divisionen,

das X., XVII., I., VIII. Armeekorps,*) 61. Reserve-Division.**)

Im Transport begriffen sind seit Mitte November die europäischen Armee-Schützen-Brigaden (1. bis 5.),***) jede mit 4 Regimentern zu 2 Bataillonen und mit 3 Batterien.

Wie sich aus Verwaltungsmaßregeln und Besichtigungsreisen Sr. Majestät des Kaisers von Rußland erkennen läßt, werden vorläufig noch das XVI. und das IV. Armeekorps folgen. Doch kann der Abtransport des XVI. nicht vor Anfang Dezember, der des IV. schwerlich viel vor Anfang Januar beginnen. Die Ankunft der letzten Teile auf dem Kriegsschauplatze steht etwa Ende Februar in Aussicht.

Neben der Vermehrung des Heeres an Armeekorps ist eine ansehnliche Erhöhung der Gebirgsbatterien eingetreten. Nachdem die ursprünglich in Ostasien gewesenen zwei Batterien durch Prikase vom 15. 6. und 7. 9. 04 auf zwölf gebracht worden waren, hat der Zar am 13. 11. 04 eine weitere Verstärkung um 8 Batterien befohlen.

Im nächsten Frühjahr wird Rußland in reichlich 26 Divisionen mit insgesamt 500 000 Mann und 1600 Geschützen eine entscheidende Überlegenheit über den Gegner besitzen, der mehr als 13 aktive Divisionen und ebensoviel mehr oder weniger verstärkte Landwehr-Brigaden mit höchstens 330 000 Mann und 762 Geschützen nicht einzusetzen hat.

Es ist vielfach die Meinung vertreten worden, daß Japan nicht bloß über die kürzeren und leistungsfähigeren Verbindungen, sondern auch über ausreichendes Menschenmaterial verfügt, und daß es daher in der Lage sei, mit jeder Verstärkung der russischen Streitkräfte mindestens Schritt zu halten.

Der erste Satz ist richtig, der zweite nicht. Hunderttausende von Menschen sind noch keine Soldaten und selbst Hunderttausende von Soldaten ohne feste Verbände

*) Beginn des Abtransports am 1. Oktober, Eintreffen in Ostasien etwa vom 9. November bis Ende November.

**) Abtransport vor dem VIII. Armeekorps.

***) 3., 4., deren Artillerie mit dem neuen Geschütz umbewaffnet werden mußte, sind noch zurückgeblieben und folgen voraussichtlich erst dem XVI. Armeekorps, dessen Transport nach der 5. Schützen-Brigade Ende November begonnen hat.

sind noch keine Truppen. Frankreich hat in der zweiten Hälfte des Feldzuges 1870/71 die Richtigkeit dieser Ansicht erfahren. Wie der Wein verloren geht, wenn die Gefäße fehlen, die ihn aufnehmen sollen, geht das Menschenmaterial eines Volkes militärisch verloren, wenn die Kadres fehlen. Sie lassen sich nicht in kurzer Zeit improvisieren, ihre Aufstellung ist das Werk langer organisatorischer Arbeit. Die Friedensorganisation des Heeres muß dafür sorgen, daß die Zahl der Truppenverbände sich dem vorhandenen Menschenmaterial anpaßt.

Außer der beträchtlichen Verstärkung der russischen Streitkräfte im fernen Osten, zu der nach den ersten Erfahrungen des Krieges fast ausschließlich aktive Truppen Verwendung finden, ist eine einschneidende Änderung in der obersten Heeresleitung eingetreten. Seine Majestät der Kaiser von Rußland hat den Statthalter Alexejew am 25. Oktober von dem Oberbefehl über die Land- und Seestreitkräfte entbunden und den bisherigen Führer der mandschurischen Armee, General Kuropatkin, damit betraut. Trotz des Verlaufs des Krieges stimmte der kaiserliche Entschluß mit dem allgemeinen Empfinden in Heer und Volk überein.

Damit ist einer Unklarheit und Zersplitterung in der Befehlsführung, die auf die Dauer nicht ohne schädliche Einwirkung bleiben konnte, ein Ende gemacht. Anfangs ließ sich vermuten, daß die Persönlichkeit Kuropatkins für eine einheitliche Leitung der Operationen in der Südmandschurei die Gewähr bieten würde. Das Ausbleiben taktischer Erfolge und die Länge der Zeit mußten aber das persönliche Gewicht des Oberbefehlshabers der Haupt-Armee zurückdrängen und anderen Einflüssen größeren Spielraum schaffen. Wenn sich auch diese inneren Verhältnisse des Oberbefehls der öffentlichen Kenntnis entziehen, liegt es doch nahe, anzunehmen, daß sie mehr störend als fördernd auf die Einheitlichkeit der obersten Leitung eingewirkt haben.

Wenden wir uns zu dem Gange der Operationen.

Es läßt sich nicht mit Sicherheit übersehen, wer Ende September—Anfang Oktober die Triebfeder für den Entschluß zum Angriff gewesen ist, ob der Statthalter Alexejew oder Kuropatkin. Die Anwesenheit des ersteren in Mukden Ende September und am 6. Oktober beweist zum mindesten das Einverständnis des Statthalters mit der Absicht. Der Wortlaut und der Ton des Armeebefehls vor dem Beginn der Bewegung lassen mehr auf den General Kuropatkin als den Urheber des Planes schließen. Die allgemeinen strategischen Verhältnisse und die materielle Grundlage der beiderseitigen Stärke rechtfertigen den Entschluß.

Wenn überhaupt eine Einwirkung auf den Kampf um Port Arthur versucht werden sollte, drängte die Zeit zur Eile. In der Schlacht von Liauyang war durch rechtzeitigen Rückzug eine Niederlage vermieden worden. Das völlige Ausbleiben feindlicher Störung des schwierigen und zeitraubenden Abzugs einer Masse von sechs Armeekorps auf Mukden wies deutlich darauf hin, daß der Gegner in der Schlacht den letzten Rest der Kraft eingesetzt haben mußte.

Bei Mukden war die erste Zeit in steter Erwartung des feindlichen Vormarsches vergangen, vor dem man damals sicher weiter in nördlicher Richtung auf Tielin zurückgewichen wäre. Statt dessen verflossen Tage und Wochen in völliger Ruhe. Auch die Armeekorps, die in der Schlacht von Liauyang am schwersten mitgenommen worden waren, das I. und III. sibirische, hatten Ende September ihre Kriegsstärke annähernd wieder erreicht. Das inzwischen eingetroffene I. europäische und das VI. sibirische Armeekorps stellten einen ansehnlichen Zuwachs an Kraft dar. Man konnte mit ziemlicher Sicherheit auf eine Überlegenheit über den Gegner rechnen, namentlich an Artillerie. In der Tat standen Anfang Oktober im freien Felde **höchstens** 200 000 bis 250 000 Japaner mit 654 Geschützen einer russischen Streitmacht von rund 300 000 Mann mit 928 Geschützen gegenüber. Abgesehen von der 4. Don-Kasaken-Division und der 61. Reserve-Division, die von Mitte Oktober ab den Kriegsschauplatz erreichen mußten, stand ein weiterer Zufluß an Kräften erst in annähernd fünf Wochen in Aussicht. Er bestand in dem VIII. Armeekorps, das eben seine Mobilmachung in Europa beendet hatte und im Abtransport begriffen war.

Nichts scheint auf solcher Grundlage natürlicher als der Übergang des russischen Oberbefehlshabers zum aktiven Handeln. Wäre unter den gegebenen Bedingungen Port Arthur ohne einen Versuch zum Vorgehen gefallen, hätte man mit Recht darin eine schwere Unterlassung erblicken können.

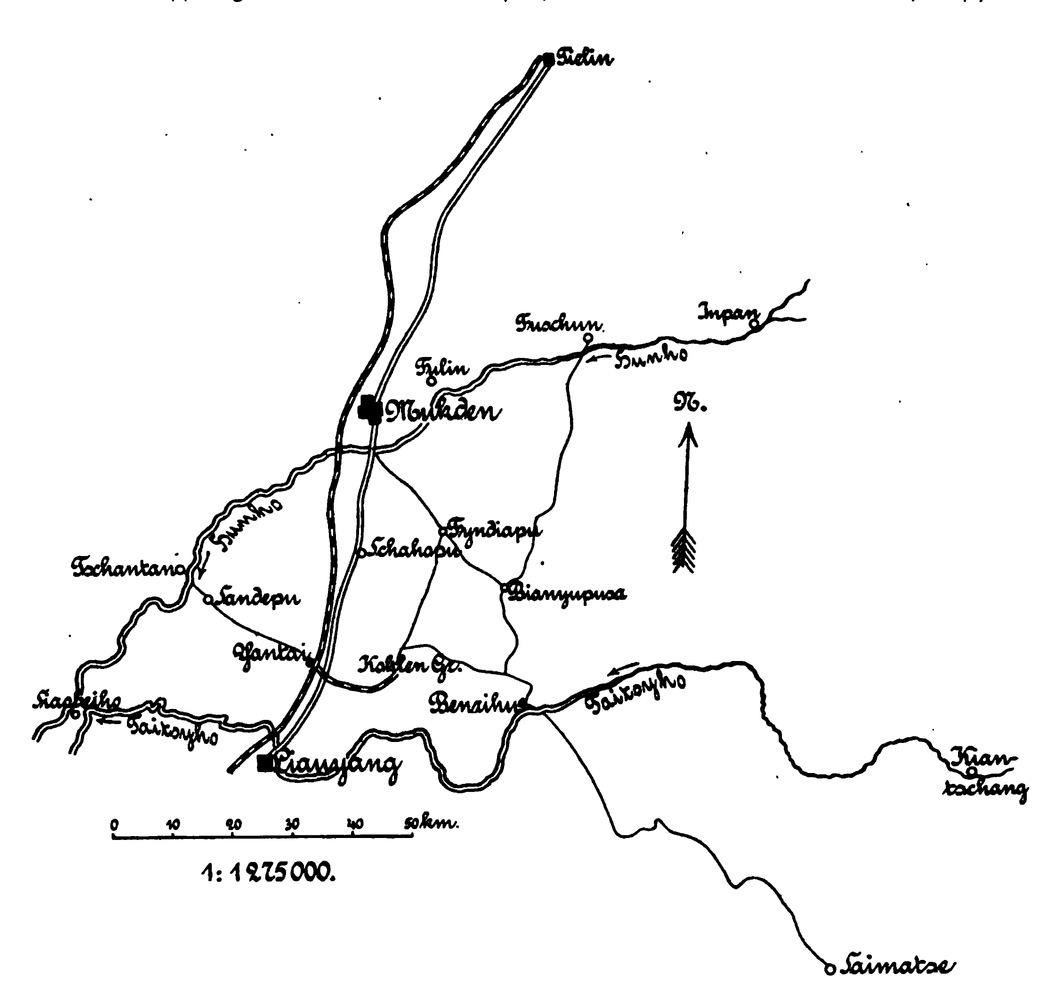
Ende September befand sich die Hauptmasse der russischen Streitkräfte um und dicht südlich Mukden, Teile des V. sibirischen Armeekorps auf dem rechten Hunhoufer vorgeschoben. Auf dem linken Flügel deckten das I. und III., wahrscheinlich auch das halbe II. sibirische Armeekorps, östlich Fulin und bei Fuschun die Verbindung mit Tielin. Auch Inpan war von einem starken Detachement besetzt.

Auf den nach Süden führenden Wegen standen weit vorgeschobene Avantgarden, über sie hinaus hielten starke Kavallerieabteilungen nahe Fühlung mit den japanischen Vortruppen: General Mischtschenko vor der Front von der Eisenbahn bis auf die Straße Mukden—Bianyupusa, General Ssamsonow auf den Straßen Fuschun—Bianyupusa, General Rennenkampf noch weiter östlich.

Von dem Feinde wird im russischen Oberkommando damals ziemlich genau die Linie der vordersten Sicherungen bekannt gewesen sein. Sie erstreckte sich vom Hunho ab nördlich der Zweigbahn Yantai—Kohlengruben bis in die Gegend von Bianyupusa. Über die Verteilung der dahinter befindlichen Hauptkräfte hat man vermutlich nur unbestimmte Vorstellungen gehabt. Mit großer Wahrscheinlichkeit ließ sich die Masse des feindlichen Heeres zwischen der Eisenbahn und der Straße Bianyupusa—Benzihu annehmen.

Nach dem bisherigen Verlaufe des Feldzuges durfte auf ein freiwilliges Zurückgehen der Japaner keinesfalls gerechnet werden. Das Vorgehen der Russen mußte daher noch nördlich des Taitsyho schnell zur Entscheidung führen.

Für den Vormarsch sind, soweit die Nachrichten über den Verlauf der Kämpfe und über das Auftreten bestimmter Truppenteile an einzelnen Stellen erkennen lassen, drei Gruppen gebildet worden, eine westliche, X., XVII. und Teile des V. sibirischen



Armeekorps unter General Bilderling, kommandierendem General XVII. Armeekorps, eine östliche, I., II.*) und III. sibirisches Armeekorps unter General Baron Stakelberg, eine Reservegruppe, IV. und VI. sibirisches, I. Armeekorps, zur unmittelbaren Verfügung des Oberbefehlshabers.

*) Vom II. sibirischen Armeekorps scheint die 1. sibirische (Reserve-) Infanterie-Division ganz oder zum Teil zu Besatzungszwecken gebraucht worden zu sein. An der Schlacht hat wahrscheinlich nur die 5. ostsibirische Schützen-Division teilgenommen.

Die westliche Gruppe hat die Richtung von Mukden auf Liauyang, die östliche von Fuschun auf Benzihu erhalten. Von der Reservegruppe ist das IV. sibirische Armeekorps sehr bald in die große Lücke zwischen beiden Heeresgruppen geschoben worden und über Fyndiapu auf die Kohlengruben östlich Jantai vorgegangen, das I. Armeekorps ihm anscheinend zunächst gefolgt. Das VI. sibirische Armeekorps, dessen letzte Teile bei Beginn der Offensive vielleicht noch nicht zur Stelle gewesen sind, hat General Kuropatkin zunächst südlich Mukden zurückgehalten.

Auf beiden Flügeln bewegten sich abgezweigte Detachements gegen die japanischen Verbindungen.

Im Westen ist eine Abteilung, anscheinend mit starker Kavallerie, am Hunho in der Gegend von Tschantan aufgetreten. Noch weiter westlich herumgreifende Teile des V. sibirischen Armeekorps haben gleichzeitig mit der Hauptschlacht einige ergebnislose Gefechte gegen japanische Etappenbesatzungen bei Siaobeiho*) gehabt.

Im Osten ist General Rennenkampf mit seiner Kavallerie-Division, der starke Infanterie und wohl auch Artillerie beigegeben war, am 9. Oktober etwa 20 km oberhalb Benzihu über den Taitsyho gegangen, hat vorübergehend die Verbindung zwischen Benzihu und Saimatse unterbrochen und sich dann vergeblich gegen Benzihu gewandt.

Nach japanischen Meldungen haben russische Abteilungen in der Zeit vom 7. bis 10. Oktober sogar Kiantschang (40 km nordöstlich Saimatse) angegriffen, bis sie durch einen nächtlichen Angriff der Japaner zurückgedrängt worden sind.

Abgesehen von der Kavallerie darf man alle diese Abzweigungen wohl mindestens auf zwei Infanterie-Divisionen veranschlagen.

Aus der Gruppierung der Kräfte ergibt sich, daß General Kuropatkin seinen Schwerpunkt auf den östlichen Flügel gelegt hat. Beide Gruppen, die östliche und westliche, waren voneinander nicht nur durch eine beträchtliche Entfernung, sondern vor allem durch hohe Gebirgszüge getrennt, die von Osten nach Westen nur wenig Verbindungen aufweisen.

Die Japaner hatten die lange Zeit, während der sie bereits in den Bergen standen, sicher zu umfangreichen Befestigungsarbeiten ausgenutzt.

Vor der schweren Aufgabe, sich dort Bahn zu brechen, stand die Armeegruppe Stakelberg.

Das Hauptmerkmal für jedes taktische Handeln im Gebirge ist dessen langsamer Verlauf. An und für sich schon nimmt die Bewegung dort weit mehr Zeit in Anspruch, als in der Ebene. Die einfachste und nächste Sicherheitsaufklärung, die zum größten Teil auf Infanteriepatrouillen angewiesen ist, kann nur mühsam und langsam beschafft werden. Um ihr Ergebnis abzuwarten, sind häufige Aufenthalte unvermeidlich. Der Widerstand

*) Zwischen Hunho und Taitsyho direkt westlich Liauyang.

selbst eines kleinen feindlichen Postens ist in der Front, gegen den eigentlichen Talweg, außerordentlich stark. Nur zeitraubende Umgehungen vermögen ihn in der Regel zu brechen. Von einer kräftigen Verfolgung kann nicht die Rede sein. Die eben erst zum Abzug genötigte Abteilung findet wenige Kilometer weiter rückwärts Gelegenheit, ihren Widerstand zu erneuern.

Allerdings fehlen dem Verteidiger Übersicht und Beweglichkeit in nicht geringerem Maße als dem Angreifer. Für den ersteren werden aber beide erst zu wirklichen Lebensfragen, wenn es sich um entscheidenden Widerstand handelt, wo der Verteidiger unbedingt die Absichten seines Gegners rechtzeitig erkennen und die Freiheit behalten muß, seine zurückgehaltenen Kräfte schnell genug an den Ort der Krisis zu verschieben. Überall dort, wo nichts als Zeitgewinn in Frage steht, bleibt er durch die Selbständigkeit nnd die ungewöhnlich große lokale Stärke selbst kleiner Posten dem Angreifer immer überlegen.*)

Um Zeitgewinn handelt es sich, sobald ein ansehnlicher Teil der Gesamtstreitkräfte neben dem Gebirge in der Ebene vorgeht und der Gegner hier die Entscheidung sucht. Die im Gebirge vordringenden Korps kommen in diesem Falle erst dann zu tatsächlicher Wirkung, wenn sie das Gebirge durchschritten und taktische Fühlung mit den andern gewonnen haben.

Darin liegt die Gefahr, daß die Entscheidung in die Ebene fällt, ehe das langsame Vorschreiten im Gebirge selbst bei günstigstem Erfolge zum Ziele kommt, und daß die Niederlage alle Teile in ihrem Strome mit fortreißt.

Die Gefahr steigt in demselben Grade, wie die Entfernung wächst. Unter diesem Gesichtspunkte war sie bei dem russischen Vormarsch im Oktober von Anfang an in hohem Grade vorhanden.

Dagegen fällt der Vorteil einer günstigen Richtung des Stoßes, der den Gegner im Falle des Erfolges von seinen rückwärtigen Verbindungen wirft, nicht schwer genug ins Gewicht. Das erste Bedürfnis ist der taktische Sieg. Werden die Vorbedingungen für ihn geschwächt und bleibt er aus diesem Grunde aus, so verflüchtigt sich jeder Vorteil, der erst in den Folgen des Sieges wirksam werden kann.

Im vorliegenden Falle bleibt es sogar zweifelhaft, ob das Vorgehen auf Benzihu wirklich geeignet war, die Folgen eines Sieges zu steigern.

Die japanischen Armeen sind aller Voraussicht nach bei ihrer Stärke und bei dem langen Stillstande für ihre Ernährung zum großen Teil auf Nachschub angewiesen. Ganz auf Zufuhr aus der Heimat beruht die Auffüllung an Munition, der Ersatz der Verluste und dergleichen. Der Winter schließt die Rhede von Takuschan und die Mündung des Yalu. Die Landverbindung durch das Gebirge bis an die südlicheren Häfen von Korea ist viel zu lang und viel zu wenig leistungsfähig, um

*) Clausewitz, Vom Kriege, 6. Buch, 15. bis 17. Kapitel.

auf die Dauer für alle drei Armeen zu genügen. Während der härtesten Monate sind sie vielleicht zeitweise ganz unterbrochen.

Es war daher im Herbste für die Japaner von entscheidender Bedeutung, daß sie die Anknüpfung an die Eisenbahn und durch sie an Inkou und Dalni nicht verloren. Diese Gefahr trat infolge der Richtung der Bahn bei einem Vorgehen gegen den rechten Flügel der Japaner nicht so schnell ein, wie bei einem solchen gegen ihren linken, der sich für die Hauptkräfte wenig westlich der Bahnlinie befand. Das mühsame Vordringen im Gebirge auf Benzihu stellte kaum einen so schnellen und so durchschlagenden Erfolg in Aussicht, daß auf ein Abdrängen der Japaner in direkt westlicher Richtung gerechnet werden durfte.

Nach dem wirklichen Verlaufe der Schlacht kann man zum mindesten zweifelhaft sein, ob nicht ein wirklicher Erfolg für die Russen wahrscheinlich wurde, wenn sie in Verlängerung ihres rechten Flügels bis zum Hunho noch 1½ bis 2 Armeekorps gehabt hätten. Der feindliche Flügel an der Eisenbahn wäre bei raschem Handeln mit Sicherheit umfaßt worden. In das Gebirge brauchten nur so viel Kräfte abgezweigt zu werden, daß ein etwaiger Angriff der Japaner dort lange genug Aufenthalt fand. Je mehr der Gegner zu solchen Angriff verwandte, desto sicherer und schneller trat eine günstige Entscheidung in der Ebene ein.

Jeder Sieg, den man in solcher Form erfocht, der die Japaner zum Rückzuge in das Gebirge zwang, zerriß deren Anknüpfung an die Eisenbahn. Allerdings schützte das Gebirge den Feind vor einer kräftigen Verfolgung. Dafür öffnete aber ein Rückzug der Japaner in südöstlicher Richtung den Weg nach Port Arthur. Es läßt sich nicht ohne weiteres von der Hand weisen, daß es nach einem Siege vielleicht möglich gewesen wäre, etwa 40 000 bis 50 000 Mann zu einem Entsatzversuch dorthin abzuzweigen, umsomehr, als den starken Kräften, die im Norden gegen die Japaner zurückbleiben mußten, in absehbarer Zeit neue Verstärkungen aus Europa zuflossen.

Der verunglückte Stakelbergsche Zug im Mai liefert keinen Gegenbeweis. Damals fanden die 36 000 Mann, die verfügbar gemacht werden konnten, auf ihrem Wege nach Süden einen mehr als gleich starken Feind, der sich eben seinerseits zur Offensive in nördlicher Richtung anschickte. Die gegen Port Arthur bestimmten Kräfte wurden gar nicht berührt. Nach einem Siege bei Liauyang und feindlichem Rückzuge ins Gebirge hätte ein Entsatzkorps nur das sich gegenüber gehabt, was die Belagerungs-Armee zu ihrem Schutze entbehren konnte.

Mehr als 40 000 bis 50 000 Mann können zu einem Entsatzversuch gegen Port Arthur überhaupt nicht Verwendung finden. Die Enge von Kintschou bietet mit ihrer Breite von 4 km nur Raum für etwa ein Armeekorps. Ein Angreifer, der nicht die Seeherrschaft besitzt, wird vom Meere her noch eingeengt. Er ist auf frontalen Durchbruch der Mitte angewiesen. Die Heranführung von schwerem Geschütz, auch zur Fernhaltung feindlicher Kanonenboote, ist Vorbedingung für den Erfolg.

Um ihn in langsamem Vordringen nach Art des Festungskrieges zu erreichen, sind voraussichtlich Wochen erforderlich. Immerhin mußte sich die Belagerungs-Armee vor Port Arthur fühlbar schwächen, auch an schwerer Artillerie. Die Hoffnung auf nahe Hilfe hätte die eingeschlossenen Verteidiger mit neuer Zuversicht belebt. Man kann also nicht sagen, daß ein solches Unternehmen mit den verfügbar zu machenden Kräften aussichtslos gewesen wäre.

Das blieben aber zunächst nur entfernte Möglichkeiten. Die Hauptsache war ein Sieg. Erst wenn er vorlag, zeigte die Form und die Größe des Erfolges, welcher Gebrauch von ihm gemacht werden konnte.

Als einen weiteren Grund für das Vorgehen der Hauptkräfte in der Ebene kann man anführen, daß die Russen sich im Gebirge den Japanern entschieden nicht gewachsen gezeigt hatten. Das schwere russische Feldgeschütz war in den Bergen auf außerordentliche Schwierigkeiten gestoßen und nicht genügend zu seiner überlegenen Wirkung gekommen. Das forderte dazu auf, das flachere Gelände aufzusuchen.

Allerdings stieg bei schwachem linken Flügel die Gefährdung eines etwaigen Rückzuges über Mukden auf Tielin. Das Gebirge sorgte aber dafür, daß diese Gefahr nicht zu schnell brennend wurde. Außerdem schwächt sich von vornherein die Aussicht auf einen Erfolg, wenn man mit seinen Maßregeln mehr darauf ausgeht, eine Niederlage zu vermeiden, als einen Sieg zu gewinnen.

Die Abzweigungen gegen die rückwärtigen Verbindungen, im Westen das Detachement auf dem rechten Ufer des Hunho, im Osten die über den Taitsyho gegangenen Teile, konnten irgend einen Einfluß auf die große Entscheidung zwischen dem Hunho und dem Taitsyho nicht gewinnen.

Alle derartigen Unternehmungen richten sich nicht unmittelbar auf die lebendigen Streitkräfte des Feindes, sondern nur mittelbar, indem sie ihnen die Lebensbedingungen zu schwächen oder zu stören suchen. Selbst im glücklichsten Falle kann sich ein Erfolg nur nach längerer Zeit fühlbar machen, wie eine Pflanze erst allmählich verdorrt, der man die Nahrung entzieht.

Aus diesem Grunde sind Unternehmungen gegen die rückwärtigen Verbindungen viel mehr angebracht in Zeiten des Stillstandes, wo man die Kräfte ohnehin nicht besser verwerten kann. Sie stellen sich als eine Art Verschwendung dar, wenn sich eine große Entscheidung vorbereitet, die Lage einer Krisis entgegengeht. Die Lösung der Krisis reißt alle Nebensachen in ihrer Richtung mit sich fort. Nach einer Niederlage müssen die abgezweigten Teile froh sein, wenn sie die eigene Verbindung ohne Schaden wieder erreichen. Nach einem Siege pflegen sie infolge ihrer Schwäche und Isolierung nicht viel auszurichten. In der Entscheidung fehlen sie vielleicht, um das Zünglein der Wage zum Siege zu wenden.

Von japanischer Seite erfolgte auf das Vorgehen der Russen unverzüglich die Antwort. Sie griffen mit ihren Hauptkräften längs der Mandarinenstraße die

westliche Heeresgruppe der Russen an, wo eine rasche Entscheidung erhofft werden konnte.

Dieser Entschluß des Marschalls Oyama legt Zeugnis ab von der entschlossenen Energie der Führung, die sich auch dem angreifenden Feinde gegenüber die Freiheit des Handelns bewahrt. Vor dieser Hauptsache tritt die Überlegung zurück, ob es möglich gewesen wäre, gegen den rechten Flügel des Feindes noch entschiedener eine Überlegenheit umfassend zur Wirkung zu bringen.

Es hat den Anschein, als ob eine wesentliche Verschiebung der anfänglichen Kräftegruppierung nicht stattgefunden hätte. Nach dem rechten Flügel im Gebirge, wo die Russen anfänglich Erfolge errangen, sind einige Verstärkungen abgeschickt worden, bis sich dort das Gleichgewicht wieder herstellte. Im übrigen haben die Armeen in gerader Richtung auf den Feind den Angriff durchgeführt.

Auf solcher strategischen Grundlage entwickelten sich die Ereignisse in ihren Hauptzügen, wie folgt:

Am 5. Oktober begann die Vorwärtsbewegung der russischen Armee.

Auf und an der großen Straße rückte General Bilderling vor, am weitesten westlich anscheinend die bei ihm befindlichen Teile des V. sibirischen, dann das XVII. und das X. Armeekorps, vorsichtig und ziemlich langsam, wohl um der Ostgruppe Zeit zu verschaffen, in dem Gebirge nach Süden Raum zu gewinnen. Am 9. Oktober war die Westabteilung bis nahe an den Schiliho gelangt. Neben ihr befand sich das IV. sibirische Armeekorps südlich Janssanssai.

Die Ostabteilung — General Baron Stakelberg — nahm an demselben Tage mit dem I. sibirischen Armeekorps die verschanzten Stellungen der japanischen Vortruppen bei Bianyupusa und besetzte Schanpintaitsy. Das III. sibirische Armeekorps befand sich schon seit dem 7. bei Kautaitsy, dem stark befestigten Hualinpaß gegenüber.

Das große Hauptquartier hat auf dem Vormarsch zunächst das IV. sibirische Armeekorps begleitet und befand sich am 9. bei Tunssoncho.

Bisher war man nur mit feindlichen Vortruppen in Berührung gekommen, die sich ohne ernsten Widerstand in südlicher Richtung zurückgezogen hatten.

Am 10. Oktober setzten die Russen ihren Vormarsch fort, nur das VI. sibirische und das I. Armeekorps scheinen in der Aufstellung des vorigen Tages verblieben zu sein.

An diesem Tage kamen die beiden Gegner auf der ganzen Front aneinander. Die Russen vermochten nicht weiter vorzudringen, als bis in eine Linie etwa 5 km nördlich von der Zweigbahnlinie Yantai—Kohlengruben. Schon am 10. wurde das Vorgehen der Japaner erkannt; General Ssacharow, der Chef des Generalstabes des Generals Kuropatkin, meldete unter diesem Tage den Vormarsch starker feindlicher

Skizze der Schlacht vom 10. bis 17. Oktober.

1:320000.

(1 Werst = 1066,78 m.)

Kolonnen zwischen der Mandarinenstraße und Tumyntsy, 7 km ostnordöstlich Bahnhof Yantai.

Auf dem östlichen Flügel begann am 10. der russische Angriff gegen die Pässe Tschausanlin und Hualin.

Am 11. Oktober sprach sich die Offensive der Armeen Okus und Nodzus deutlich aus. Der linke Flügel der letzteren griff im Verein mit dem rechten Flügel Okus das Dorf Ulitaitsy an der großen Mandarinenstraße an, bis zum Abend vergeblich. Die Mitte der Okuschen Armee drang aber über Suantaitsa—Örltaitsa vor, so daß sich schließlich als Endergebnis des Tages ein allmähliches Weichen der Russen bis zum Schiliho ergab. Das IV. sibirische Armeekorps nahm Stellung auf den Höhen südlich Janssanssai.

Es hat den Anschein, als ob bei der Westgruppe die russischen Hauptkräfte am 11. noch nicht in großem Umfange zum Gefecht gekommen sind. Vermutlich haben ihre sehr weit vorgeschobenen Avantgarden allein die Last des Kampfes getragen und sind nach starken Verlusten bis zum Abend auf die Hauptkräfte zurückgewichen. Wenigstens meldet General Kuropatkin mehrfach das Zurücknehmen der im Kampfe gewesenen Truppen auf die vorbereitete Hauptstellung. Auch bei Friedensübungen pflegt in Rußland die Neigung vorhanden zu sein, die Avantgarden als einen selbständigen Gefechtskörper zu betrachten. Es verlohnt sich wohl, in dieser Hinsicht auf unser Exerzier-Reglement für die Infanterie zu verweisen.*)

Am 12. Oktober begann erst die eigentliche Schlacht.

Oku griff das XVII. Armeekorps und die dort befindlichen Teile des V. sibirischen Armeekorps in der Linie Schiliho—Lunwanmiao—Ulige an. Östlich von ihm richtete sich das Vorgehen Nodzus und wahrscheinlich des linken Flügels Kurokis gegen das X. und das IV. sibirische Armeekorps. Der Kampf verlief auf dem äußersten westlichen Flügel entschieden zuungunsten der Russen. Dort wurden sie völlig umfaßt und unter schweren Verlusten mit Einbuße von 3 Batterien zurückgeworfen. Ein russischer Vorstoß vermochte das Gleichgewicht auf die Dauer nicht wieder herzustellen. Der Abend fand hier die Russen im Rückzug nach dem Schaho, wo, wie General Kuropatkin selbst meldet, bereits eine Stellung vorbereitet war. Das X. Armeekorps, unterstützt durch beträchtliche Teile des I., und das IV. Armeekorps haben sich am 12. behauptet.

*) II. Teil, Punkt 23: „In letzterem Falle“ — d. i. bei entscheidendem Gefecht — „darf man nicht zögern, die zur Durchführung erforderlichen Kräfte, sobald man über das Maß derselben eine feste Anschauung gewonnen hat, zu entwickeln und in einer das zweckmäßige Zusammenwirken begünstigenden Form einzusetzen. Denn es gibt kaum einen größeren Fehler, als an die Durchführung einer Gefechtshandlung unzureichende Kräfte zu setzen, um diese etwa nach und nach zu ergänzen. Man würde unausgesetzt mit Minderheiten gegen eine Mehrheit kämpfen und sich freiwillig des Vorteils der Überzahl begeben. Auch führt ein mißlungenes Unternehmen nicht nur nutzlose Verluste herbei, sondern schädigt den moralischen Wert der Truppe.“

An demselben Tage trat die Entscheidung auf dem östlichen Flügel bei General Baron Stakelberg ein. Die mit äußerster Anstrengung, aber ohne genügende Artillerieunterstützung durchgeführten frontalen Angriffe in dem Gebirge brachen zusammen, und vom 13. ab drangen die Japaner auch an dieser Stelle vor. Sie haben die frei gewordenen Kräfte, wie es scheint, gegen den linken Flügel des IV. sibirischen Armeekorps eingesetzt, dessen Sicherung Mischtschenko zufiel.

Vielleicht hat der Mißerfolg des äußersten rechten Flügels schon am 12. dadurch lähmend auf Stakelberg zurückgewirkt, daß Kuropatkin zu dem Befehl veranlaßt worden ist, im Gebirge nicht weiter vorzudringen. Das dortige schwere Ringen hätte doch nicht rechtzeitig einen Umschwung herbeizuführen vermocht und der Überschuß an Kräften im Gebirge wurde dringend gebraucht, um den brechenden Halt bei der Westgruppe wieder zu stützen. In einem unmittelbaren Zusammenhange haben die Kämpfe auf den getrennten Schlachtfeldern bis zum 12. abends nicht gestanden. Von einer gegenseitigen Unterstützung konnte keine Rede sein.

Am 13. Oktober hatten das X. und das IV. sibirische Armeekorps die größte Last des Kampfes zu tragen. Während der linke Flügel und die Mitte Okus die Bewegung gegen den Schaho fortsetzten (auf Schahopu und westlich), drang dessen rechter Flügel in die Flanke des X. Armeekorps vor. Das IV. sibirische Armeekorps wurde durch Kuroki auf dem linken Flügel mehr und mehr umfaßt, trotz der Unterstützung eines Regiments der 1. ostsibirischen Schützen-Division von der Abteilung Stakelberg her. Nur durch Eingreifen von Teilen des I. Armeekorps aus der Reserve, namentlich des Wyborgschen Regiments, ist es dem Korps gelungen, bis zum Abend standzuhalten. Die Japaner waren sichtlich bestrebt, in der Lücke, die zwischen dem IV. sibirischen Armeekorps und der Armeeabteilung Stakelberg noch bestand, vorzudringen.

Das Weichen des X. Armeekorps entblößte auch die rechte Flanke des IV. sibirischen und veranlaßte gegen Abend den Befehl Kuropatkins zum Zurückgehen dieses letzteren Korps.

Im übrigen muß sich am 13. Oktober das I. sibirische Armeekorps im Abmarsch hinter die Front der Westgruppe befunden haben. Es tritt am 14. morgens ebenso wie das I. europäische als Reserve bei Lossyantun auf.

Dadurch, daß dem russischen Oberbefehlshaber wieder starke Reserven zur Verfügung standen, trat ein gewisser Umschwung der Dinge ein. Er konnte für den 14. hartnäckigen Widerstand auf der ganzen Front befehlen.

Am schwersten war an diesem Tage das Ringen um Schahopu. Es begann mit einem japanischen Angriff schon in der Nacht vom 13. zum 14. Oktober. Nach mehreren vergeblichen Anstrengungen wurde im Laufe des Tages die Mitte der russischen Aufstellung, das X. Armeekorps, bei Schahopu durchbrochen. Nach Unterstützung des X. Korps aus der Reserve wurde der Ort wiedergenommen, um nach einiger Zeit erneut verloren zu gehen. Kuropatkin, der die Schlacht vom „Bergkegel

mit dem Baume" östlich Schahopu leitete, ließ nunmehr von dort 2 Regimenter des I. Armeekorps (86 und 88) in Richtung Kudiasa vorstoßen, wodurch Schahopu abermals zurückerobert wurde. Die Russen trieben sogar die Japaner 2 km über das Dorf hinaus nach Süden.

Die Lage auf dem äußersten rechten Flügel ist eine Zeitlang nicht weniger kritisch gewesen. Dort griffen die Japaner wieder umfassend an, das Vorgehen von Teilen aus der russischen Reserve (VI. sibirisches Armeekorps), das seinerseits die Flanke des Feindes traf, stellte aber auch hier das Gefecht wieder her.

Auf der anderen Seite hatte General Stakelberg an der Straße Mukden—Bianyupusa Anschluß an den linken Flügel der Hauptkräfte gewonnen. Die Teile seiner Heeresgruppe, die er auf der Straße Bianyupusa—Fuschun zurückgelassen hatte, waren schon in der Gegend von Tungou, 3 km nordöstlich Bianyupusa, zum Stehen gekommen. Damit war eine einheitliche Wirkung der Gesamtstreitmacht wieder gesichert. Aussicht auf einen durchschlagenden Erfolg bestand freilich nicht mehr.

Immerhin deutet der Verlauf des 14. Oktober auf eine Herstellung des verloren gewesenen Gleichgewichts, dank der allmählich sich fühlbar machenden Überlegenheit der Zahl. Am nächsten Morgen sah sich General Bilderling sogar in der Lage, mit seinem rechten Flügel das Dorf Linschinpu anzugreifen, freilich ohne Erfolg. Auf der übrigen Front trat eine gewisse Ruhe ein.

Erst am späten Abend unternahmen die Japaner östlich vom Dorf Schahopu einen überraschenden Angriff gegen den Bergkegel mit dem Baume, von dem aus die Ebene weithin beherrscht wurde, und trieben die beiden dort befindlichen russischen Regimenter — 86 und 88 — über den Schaho. Schahopu ist dabei anscheinend auch aufgegeben worden.

Am 16. Oktober suchten die Russen die beherrschende Höhe wieder in ihren Besitz zu bekommen. Erst gegen Abend gelang es aber dem General Putilow, dem Kommandeur der 2. Brigade der 5. ostsibirischen Schützen-Division, mit einer Abteilung, die bunt aus Teilen verschiedener Armeekorps zusammengesetzt war, den Punkt zu erobern und dabei 14 japanische Geschütze zu nehmen. Westlich davon blieb der Angriff Okus gegen Bilderling, der hier das nördliche Schahoufer behauptete, ohne Erfolg.

Der 17. Oktober ging unter mehreren leichten Versuchen der Japaner hin, den Mißerfolg in der Mitte wieder auszugleichen, doch behaupteten sich die Russen nicht bloß auf dem Bergkegel, sondern sie vermochten auch den Feind dicht westlich davon noch zurückzudrängen. Nur Schahopu blieb in japanischen Händen. Erst am 18. morgens erlosch allmählich der Kampf auf der ganzen Linie. Schahopu wurde von den Japanern am 21. Oktober freiwillig aufgegeben.

Seit der Schlacht am Schaho ist — abgesehen von Vorpostenplänkeleien — ein vollständiger Stillstand auf dem Kriegsschauplatze eingetreten. Die beiden Heere liegen sich mit Gefechtsvorposten in der Linie Wutschjanin—Linschinpu—Lamutun—Schahopu—Nangantsa—Tundsiafyn—Yansintun auf nächste Entfernung gegenüber und haben sich in ihren Aufstellungen immer stärker verschanzt. Schwere Geschütze sind bereits auf beiden Seiten in den Kanonaden aufgetreten, die zeitweise — vermutlich ohne viel Erfolg — die Ruhe unterbrechen. Zum Schutze ihres linken Flügels haben die Japaner Abteilungen in Sandepu; im Osten liegen sich die beiden Gegner bei Bianyupusa und Tungou verschanzt gegenüber.

Es hat nicht an Stimmen gefehlt, die diesen Stillstand der Operationen als eine auffallende Tatsache, vielleicht gar als eine neue Erscheinung des heutigen Krieges bezeichnen möchten. Schwerlich mit Recht.

Nach Clausewitz*) „sind drei Ursachen zu bemerken, welche als innere Gegengewichte erscheinen und das allzurasche oder unaufhaltsame Ablaufen des Uhrwerks verhindern.

Die erste, welche einen beständigen Hang zum Aufenthalt hervorbringt und dadurch ein retardierendes Prinzip wird, ist die natürliche Furchtsamkeit und Unentschlossenheit des menschlichen Geistes, eine Art von Schwere in der moralischen Welt, die aber nicht durch anziehende, sondern durch zurückstoßende Kräfte hervorgebracht wird, nämlich durch die Scheu vor Gefahr und Verantwortlichkeit.

In dem Flammenelement des Krieges müssen die gewöhnlichen Naturen schwerer erscheinen, die Anstöße müssen also stärker und wiederholter sein, wenn die Bewegung eine dauernde werden soll. Selten reicht die bloße Vorstellung von dem Zweck der Bewaffnung hin, diese Schwere zu überwinden, und wenn nicht ein kriegerischer, unternehmender Geist an der Spitze steht, der sich im Kriege, wie der Fisch im Wasser, in seinem rechten Elemente befindet, oder wenn nicht eine große Verantwortlichkeit von oben drückt, so wird das Stillstehen zur Tagesordnung und das Vorschreiten zu den Ausnahmen gehören.

Die zweite Ursache ist die Unvollkommenheit menschlicher Einsicht und Beurteilung, die im Kriege größer ist als irgendwo, weil man kaum die eigene Lage in jedem Augenblick genau kennt, die des Gegners aber, weil sie verschleiert ist, aus wenigem erraten muß. Dies bringt oft den Fall hervor, daß beide Teile auch da einen und denselben Gegenstand für ihren Vorteil ansehen, wo das Interesse nur des einen überwiegend ist. So kann jeder glauben, weise zu tun, wenn er einen anderen Moment abwartet.

Die dritte Ursache, welche wie ein Sperrad in das Uhrwerk eingreift und von Zeit zu Zeit einen gänzlichen Stillstand hervorbringt, ist die größere Stärke der Ver-

*) Vom Kriege, 3. Buch, 16. Kapitel.

teidigung. A kann sich zu schwach fühlen, B anzugreifen, woraus aber nicht folgt, daß B stark genug zum Angriff gegen A sei. Daher kann es kommen, daß beide Teile zugleich zum Angriff nicht bloß zu schwach sich fühlen, sondern es wirklich sind. So finden besorgliche Klugheit und Furcht vor allzu großer Gefahr mitten in der Kriegskunst selbst bequeme Standpunkte, um sich geltend zu machen und das elementarische Ungestüm des Krieges zu bändigen."

Weder der russische noch der japanische Feldherr hat mit den bisherigen Streitkräften den Gegner zu überwältigen vermocht. Kein Wunder, wenn der eine weitere Verstärkungen, der andere den Fall von Port Arthur abzuwarten gedenkt, wenn beide von der Zukunft mehr erhoffen, als die Vergangenheit ihnen bot.

Die Überlegenheit der Zahl verschiebt sich mit der Zeit noch mehr zugunsten der Russen. In der Notwendigkeit, den eingedrungenen Feind wieder zurückzutreiben, haben sie jetzt nicht minder einen positiven Zweck, als die Japaner, die an sich die Angreifer sind und bleiben, so lange sie ihr politisches Ziel noch nicht erreicht haben. Wenn ihm der Gegner nicht zuvorkommt, muß General Kuropatkin den Versuch der Offensive wiederholen. Vor Anfang März können aber die Streitkräfte, deren Mobilmachung schon befohlen oder in Aussicht genommen ist, im fernen Osten nicht zur Stelle sein. Die beiden härtesten Wintermonate, Januar und Februar, werden voraussichtlich Operationen in großem Stile unterbinden. Danach will es scheinen, als ob vor Mitte März ein Fortgang des Krieges kaum zu erwarten ist. —

Die Erscheinungen des Krieges haben eine Fülle von kritischen Betrachtungen hervorgerufen, von denen viele glauben, unter Berufung auf abgerissene Sätze, wie „nie gut zu machende Fehler im ersten Aufmarsch", „Wert der Offensive", „Druck auf die rückwärtigen Verbindungen", „Operation auf der inneren Linie", „offensive Defensive", „Aufzwingen des Gesetzes" u. dgl. ohne weiteren Beweis viele Unbegreiflichkeiten, Unterlassungen und unerhörte Fehler behaupten zu dürfen. Man kann nicht genug davor warnen, daß man durch solche Kritik das unbefangene Urteil beeinflussen läßt.

Auch in dieser Hinsicht darf an Clausewitz erinnert werden, der am Schlusse seines Kapitels über die „Kritik"*) u. a. bemerkt:

„Das erste Übel, auf das wir häufig stoßen, ist eine unbehilfliche, ganz unzulässige Anwendung gewisser einseitiger Systeme als einer förmlichen Gesetzgebung ....

Viel größer ist der Nachteil, der in dem Hofstaat von Terminologien, Kunstausdrücken und Metaphern liegt, den die Systeme mit sich schleppen, und der wie loses Gesindel, wie der Troß eines Heeres, von seinem Prinzipal loslassend, sich überall umhertreibt. Wer unter den Kritikern sich nicht zu einem ganzen System erhebt, entweder weil ihm keins gefällt, oder weil er nicht so weit gekommen ist, eins ganz

*) Vom Kriege, 2. Buch, 5. Kapitel.

kennen zu lernen, der will wenigstens ein Stückchen davon gelegentlich wie ein Lineal anlegen, um zu zeigen, wie fehlerhaft der Gang des Feldherrn war. Die meisten können gar nicht räsonnieren, ohne ein solches Fragment wissenschaftlicher Kriegslehre hier und da als Stützpunkt zu brauchen. Die kleinsten dieser Fragmente, die in bloßen Kunstwörtern und Metaphern bestehen, sind oft nichts als Verschönerungsschnörkel der kritischen Erzählung. Nun liegt es in der Natur der Sache, daß alle Terminologien und Kunstausdrücke, welche einem System angehören, ihre Richtigkeit, wenn sie dieselbe wirklich hatten, verlieren, sobald sie, herausgerissen aus ihrem Zusammenhange, wie allgemeine Axiome gebraucht werden sollen, oder wie kleine Wahrheitskristalle, die mehr Beweiskraft haben als die schlichte Rede.

So ist es denn gekommen, daß unsere theoretischen und kritischen Bücher statt einer schlichten, einfachen Überlegung, bei welcher der Autor wenigstens immer weiß, was er sagt, und der Leser, was er liest, wimmelnd voll sind von diesen Terminologien, die dunkle Kreuzpunkte bilden, an denen Leser und Autor voneinander abkommen. Aber sie sind oft noch etwas viel Schlimmeres; sie sind oft hohle Schalen ohne Kern. Der Autor selbst weiß nicht mehr deutlich, was er dabei denkt, und beruhigt sich mit dunklen Vorstellungen, die ihm bei der einfachen Rede selbst nicht genügen würden."

Der Gang und das Ergebnis der Schlacht am Schaho wird hier und da als Beweis dafür vorgebracht, daß heute infolge der modernen Waffenwirkung der ganze Krieg und die einzelne Schlacht einen anderen Charakter haben als früher. Der Krieg soll sich dem sogenannten Positionskriege wieder nähern.

Es ist bedenklich, solche Folgerungen an Geschehnisse zu knüpfen, die eine grundsätzliche Verschiedenheit in der Grundlage enthalten.

In der Zeit, an die mit dem „Positionskriege" erinnert wird, trug der Krieg nicht diesen Charakter wegen der Waffenwirkung. Man betrachtete als das Kriegsobjekt das feindliche Gebiet und suchte Teile desselben als Vorteil in die Hand zu bekommen. Das führte auf der einen Seite zu ausgedehnten Befestigungssystemen, auf der andern zur Überwältigung der festen Punkte. Das Heer, infolge des Werbewesens ein kostspieliges, bei Niederlagen schwer wiederherzustellendes Instrument, wurde nur ungern dem Zufall der Feldschlacht ausgesetzt. Sein Zweck war, in Verbindung mit den Befestigungen, die Deckung des eigenen Gebiets, am liebsten zu seiner Schonung ohne offenen Kampf. Der Positionskrieg beruhte also auf einem anderen Heerwesen und anderen Anschauungen über die Führung des Krieges. Schon damals erhoben sich aber die wahren, die siegreichen Feldherren über die Beschränkungen der Zeit und kamen nur auf den Positionskrieg zurück, wenn die Schwäche der eigenen Lage die Rücksicht auf die Erhaltung der Streitkräfte in den Vordergrund schob, oder wenn ein besseres Ziel für die Operationen fehlte.

Es läßt sich nicht ohne weiteres einsehen, warum die gesteigerte Waffenwirkung

raschen und großen Entscheidungen mit durchschlagendem Erfolge entgegen sein soll. Spannt sie den Weg, den der Angreifer bis zum Feind zurücklegen muß, so dehnt sie ebensogut die Entfernungen für die Gegenmaßregeln. In derselben Richtung wirken für den Abwehrenden die größeren Massen der Heere.

An und für sich beschleunigt sogar die gesteigerte Wucht des Feuers die Entscheidung, sobald sie sich auf einen Punkt überwältigend vereinigt. Das wird allerdings in frontalem Ausringen der Kräfte, bei dem sich die Überlegenheit überhaupt nicht zu voller Wirkung zu entfalten vermag, nur in den seltensten Ausnahmefällen erreichbar sein. Aber alle früheren Schlachten, auch die Friedrichs des Großen, zeigen dieselbe Erscheinung. Nicht darin besteht die Führergröße, die verfügbaren Kräfte zu solchem langsamen Ausringen zu bringen. Sie hat sich zu allen Zeiten darin ausgedrückt, daß sie es verstand, den Schwerpunkt der feindlichen Macht zu treffen, mit erdrückendem Übergewicht dort die Entscheidung herbeizuführen und in die Richtung des Stoßes eine tödliche Gefahr für den Gegner zu legen. In dieser einfachen Regel selbst liegt nicht die Kunst; ihre Anwendung und Ausführung braucht aber den Künstler.

Die Überlegenheit kommt am sichersten zu voller Entfaltung im Anfall von mehreren Seiten. Er wirkt geradezu lähmend auf den Feind, wenn er sich die Überraschung zu wahren weiß (Division Orlow Anfang September an den Kohlengruben von Jantai). Das ist ebenso der Fall im Angriff wie in der Verteidigung. Je mehr sich die Waffenwirkung steigert, desto vernichtender ergießt sie sich über die von mehreren Seiten angegriffenen Kräfte. In der Schlacht am Schaho ist eine Umfassung im großen nicht in die Erscheinung getreten. Der Ansatz, der auf dem linken japanischen Flügel am 12. erreicht worden ist, scheint sich mehr aus dem Zufall an Ort und Stelle als aus dem bewußten Plane der Führung ergeben zu haben. Und doch hat auch dieser beschränkte Anfall von mehreren Seiten zu schneller Entscheidung geführt, — am 12. gegen den äußersten rechten Flügel der Russen, am 13. gegen das X. Armeekorps —, bis sich am 14. Oktober seine Wirkung in der neuen feindlichen Front verlief, in die die beibehaltene Richtung hineinführte.

Die oberflächlich abgeschätzten Erscheinungen des jetzigen Kampfes in Ostasien geben also schwerlich eine Grundlage ab, um auf eine Veränderung im Charakter des Krieges zu schließen. Friedrich der Große hat anders geführt als Daun, Napoleon anders als Fürst Schwarzenberg. Die wahren Feldherren, die aus sich selbst heraus die Kunst der Kriegführung schöpferisch beherrschen, jene „Sterne erster Größe, deren kaum jedes Jahrhundert aufzuweisen hat",*) sie beweisen auf jedem Schritt ihrer Bahn, daß der wahre Charakter der Kriegskunst in seinem innersten Wesen zu allen Zeiten derselbe geblieben ist.

*) Moltkes kriegsgeschichtliche Arbeiten, der italienische Feldzug des Jahres 1859, Ausg. 1904, Seite 10.

Dort, wo der Schwung außergewöhnlicher Größe in dem Gange der Dinge nicht zum Ausdruck kommt, haben immer die großen und überwältigenden Entscheidungen gefehlt. Erst mit der Zeit müssen sich dann die Stärken und Schwächen der allgemeinen Verhältnisse zu langsamer Wirkung bringen und einen Gesamterfolg allmählich herbeiführen.

Auch die von anderer Seite geäußerte Meinung, daß sich für die Eigenart des Kriegsschauplatzes in Ostasien die „europäische" Strategie als unbrauchbar erweise, beruht auf einem Gedanken, der nicht den Dingen auf den Grund geht.

Ganz gewiß bringt die Eigenart des Kriegsschauplatzes ein aufhaltendes Element in die Kriegführung. Die geringe Brauchbarkeit der Wege verlangsamt die Bewegungen und die Nachführung der Kriegsbedürfnisse. Wenn aber der Stoß ein dichteres Mittel durchdringen muß, braucht er doch nicht in anderer Richtung und mit geringerer Kraft geführt zu werden. Sind die Heere nur noch durch 1 oder 2 Märsche getrennt, so läßt die kurze Entfernung das dichtere Mittel überhaupt nicht mehr zu fühlbarer Wirkung kommen. Nur die Bewegungen bis zum taktischen Zusammentreffen brauchen mehr Zeit — für beide Teile in gleichem Maße, — nicht der taktische Stoß selbst. Taktisch weisen die dicht bewohnte, wenig übersichtliche Ebene, das kahle, in seinen Formen schroffe Mittelgebirge, die Flüsse usw. im fernen Osten genau die gleichen Bedingungen auf, wie ähnliche Gebilde in Europa.

Die Schlacht am Schaho trägt in ihrem zweiten Abschnitt vom 14. bis 18. Oktober typisch alle Merkmale eines hin- und herwogenden, zu keiner Entscheidung kommenden frontalen Ausringens der Kräfte. Selbst wenn es gelingt, an einer Stelle mit frischen Reserven einen Teil der Schlachtlinie ein Stück von der Stelle zu schieben, kann von einer endgültigen Wendung nicht die Rede sein. Die vordringenden Truppen geraten in steigendem Maße in die Umfassung von den Seiten her, in der ihre Wirkung früher oder später erstickt.

Es kann kein Zweifel bestehen, daß die Japaner am 11. und 12. Oktober ein sehr erhebliches Übergewicht errungen hatten. In diesen Tagen kamen, dank ihrer entschlossenen Führung, mindestens 7 bis 8 japanische Divisionen gegen das russische XVII., 3/4 X, 3/4 IV. sibirische, vermischt mit Teilen des V. sibirischen und I. Armeekorps, alles in allem 5 bis 6 russische Divisionen zu beiden Seiten der Mandarinenstraße zur Wirkung, am 11. wahrscheinlich sogar nur gegen die Avantgarden der letzteren. Auf dem äußersten westlichen Flügel ergab sich daraus eine, wenn auch nicht sehr ausgedehnte Umfassung der Russen.

Am Schaho bekamen es aber etwa 10 bis 11 japanische Divisionen mit 15 bis 16 russischen zu tun, die überdies in ihrer Feldartillerie über ein überlegenes Geschütz verfügen. Die eingetretene Verschiebung des Kräfteverhältnisses hat genügt, um nicht bloß das verlorene Gleichgewicht wiederherzustellen, sondern sogar die Truppen, die zum Teil schon arg mitgenommen und von allen Armeekorps durcheinander geschoben

worden waren, hier und da zu neuem Angriff zu befähigen und ihnen zum Schluß in dem frontalen Kampfe an einzelnen Stellen Erfolge zu verschaffen.

Darin liegt ein deutlicher Hinweis, welche Rolle die Überlegenheit der Zahl im heutigen Kampfe spielt. Wenn die Russen im nächsten Frühjahr noch reichlich 4 Armeekorps*) mehr zur Stelle haben werden, läßt sich schwer absehen, wie es den Japanern gelingen soll, dieses erheblich größere Übergewicht auszuheben.

Der erste Versuch des Generals Kuropatkin, seinerseits zu aktivem Handeln überzugehen, ist mißlungen. Er wird in absehbarer Zeit vor dem Entschlusse stehen, mit stärkeren Kräften die Absicht wiederaufzunehmen. Möglich, daß dann die Überlegenheit an Zahl, die dem russischen Feldherrn — wenn auch in minderem Umfange — allerdings schon jetzt zur Seite stand, so weit gestiegen ist, daß sie alle anderen Umstände überwiegt, an denen diesmal der Erfolg gescheitert ist. Aber möglicherweise geben die beiden Hauptschlachten, in denen sich die Gesamtkräfte bisher gemessen haben, ein Abbild für den gesamten Verlauf des Krieges, tritt im ganzen das gleichgewichtige Ausringen bis zur Erschöpfung beider Teile ein, das schon zu Anfang des Krieges als wahrscheinlich bezeichnet werden konnte.**)

Immerhin deutet die Tatsache, daß die Japaner ihrerseits auf abwartendes Handeln zurückgegangen sind, ehe sie noch einen Abschluß in ihrer Offensive erreicht hatten, auf eine bedeutsame Verschiebung in der gesamten Lage.

Die nächtlichen Unternehmungen haben sich in unvermindertem Umfange fortgesetzt.

Es ist aber wohl zu beachten, daß kein einziges Gefecht in größerem Umfange während der Nacht planmäßig angesetzt, einheitlich geleitet und durchgeführt worden ist.

Man hat die Dunkelheit mehrfach benutzt zum Anmarsch an die feindliche Verteidigungsstellung, um bei Tagesanbruch zur Feuereröffnung bereit zu sein. Wenn dann die Entscheidung der Schlacht nicht in einem Tage gefallen ist, hat sich aus der Entwicklung der Dinge heraus das Vorbrechen während der Nacht *für einzelne Stellen* ergeben, um diesen oder jenen Punkt dem Feinde zu entreißen und sich dort einzugraben, ehe das Tageslicht die feindliche Feuerwirkung wieder zuließ. Ein *einheitliches* Vorgehen und Zusammenwirken der ganzen Kampffront ist niemals eingetreten. Weil es nicht gelingen wollte, sich die Bahn des Angriffs durch die eigene Feuerwirkung zu brechen, mußte als Notbehelf das Dunkel der Nacht für die Bewegung zu Hilfe genommen werden. Bei der Lage, in der sich die beiden Gegner während des Stillstandes nach der Schlacht am Schaho befanden, versteht sich von

*) VIII. Armeekorps, etwa am 9. November mit dem Anfang in Ostasien zur Stelle; 5 europäische Schützenbrigaden mit ihrer Artillerie, XVI. Armeekorps, welches vom Zaren Anfang November zum Abschied besucht worden ist, und IV. Armeekorps, dem bereits Meldereiter und ein Korpsveterinär für die Verwendung im fernen Osten zugeteilt sind.

**) 1. Jhrg., 2. Heft, Seite 310, 4. Abs.

selbst, daß sich sogar die Vortruppen anders als bei Nacht überhaupt nicht rühren konnten.

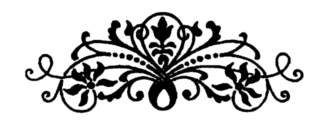
Die nächtlichen Unternehmungen ergeben sich also aus den Bedürfnissen der taktischen Lage einzelner Teile der Schlachtfront heraus und stellen sich nicht als eine planmäßig geleitete, einheitliche Aktion der Gesamtkräfte dar. Sie sind deshalb so häufig, weil es nicht gelingt, die Überwältigung durch die eigene Feuerwirkung an entscheidender Stelle herbeizuführen.

Die Japaner vermögen in den frontalen Kämpfen wegen ihrer zahlenmäßigen Unterlegenheit und wegen ihres weniger wirksamen Geschützes trotz geschickter taktischer Führung die Oberhand nicht zu gewinnen. Auf russischer Seite können die Zugsalven der Infanterie gegen die schnell wechselnden, kaum sichtbaren Ziele einer gedeckt liegenden Schützenlinie kein großes Ergebnis erzielen. Kein Wunder, wenn in diesen Verhältnissen unternehmende Truppenteile den Schutz der Dunkelheit zum Handeln suchen.

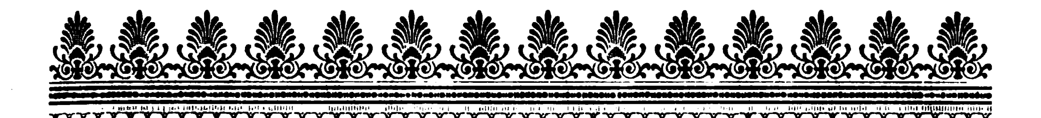
Ist es der Führung möglich, eine Gruppierung der Kräfte für die Schlacht herbeizuführen, die den Feind überrascht und die in überwältigender Überlegenheit den Widerstand erdrückt, ehe Gegenmaßregeln zur Wirkung gebracht werden können, so braucht aller Voraussicht nach auch heute nicht der Erfolg stückweise von der Nacht gestohlen zu werden.

Daraus ergeben sich auch die Gesichtspunkte für die Ausbildung im Frieden. Gewiß ist es dringend geboten, die Truppe an die Dunkelheit zu gewöhnen. Dazu genügt häufiger Aufenthalt und häufige Bewegung in der Nacht. Das einfache Gegenüberstellen eines Gegners übt das Erkennen von Gegenständen nach Gesicht und Gehör. Der erhoffte Nutzen würde aber ausbleiben, wenn man die einheitliche Anlage und Durchführung ganzer Gefechte in der Nacht erlernen wollte.

Löffler,
Major im Königlich Sächsischen Generalstabe.



Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW12, Kochstr. 68—71.



Marsch und Gefecht.

Das Exerzier-Reglement der Infanterie hat im Jahre 1899 im II. Teil Nr. 80 bei der Entwicklung zum Angriff — Begegnungsgefecht — folgenden Zusatz erhalten:

„Auch erschwert frühzeitige Herstellung breiter Fronten die weiteren Bewegungen. Meist wird es sich deshalb empfehlen, den Aufmarsch aus der Marschkolonne zunächst durch Abbiegen der Teten der Unterabteilungen nach den durch die Gefechtsabsichten gebotenen Marschzielen einzuleiten und zur Schonung der Truppen so lange als möglich in dieser Gliederung die Marschformation beizubehalten.

Durch ein derartiges Verfahren wird gleichzeitig die für die Gefechtsführung wichtige Tiefengliederung der Verbände am besten vorbereitet. Die Mehrzahl unserer Gefechtseinleitungen werden dieses Gepräge tragen."

Derselbe Satz findet sich in der Feldbienst-Ordnung Nr. 346 bei dem Übergang aus der Marschkolonne zum Gefecht.

Diese Zusätze legen eine gegen früher erheblich veränderte Auffassung fest. Es war bisher üblich, zunächst aus der Marsch- eine massierte Versammlungs-Formation anzunehmen — aufzumarschieren — und aus dieser zur Gefechtsform überzugehen. Marsch- und Gefechtsform standen nicht unmittelbar im Zusammenhange. Das Erste, was auf dem Gefechtsfelde geschah, war in der Regel der Befehl zum Aufmarsch in massierte Formationen, außerhalb welcher man sich nicht für gefechtsbereit hielt. In diesen mußten dann oft noch längere Strecken zurückgelegt, nicht selten auch aus ihnen wieder in die Marschformation zurückgegangen werden, wenn die Lage beim Feinde oder Geländeschwierigkeiten dies bedingten. Die Gründe zu der jetzt veränderten Auffassung sind verschiedene. Zu der in dem Zusatz zum Reglement angeführten Erleichterung der Bewegungen und Schonung der Truppen, bedingt durch die gegen früher vielfach gesteigerten auf dem Schlachtfeld zurückzulegenden Entfernungen, tritt noch die größere Sichtbarkeit massierter Formationen. Denn diese sind der Wirkung der jetzt auf bedeutend weitere Entfernungen tätigen Feuerwaffen

in hohem Grade ausgesetzt und können durch eintretende erhebliche Verluste im Fortschreiten wie in ihrer Gefechtstätigkeit empfindlich gehindert werden, abgesehen davon, daß das Auftreten weit sichtbarer, schwerfälliger starker Massen dem Gegner die Absichten in sehr viel höherem Maße bloßlegt als schmale, sich dem Gelände anschmiegende, und in ihm zu verbergende leicht bewegliche Kolonnen. Das Bedürfnis zu der jetzt in den Vorschriften festgelegten Neuerung hat schon weit früher vorgelegen. Bereits in den Kriegen 1866 und 1870/71 spielten die massierten Formationen eine Rolle, die ihnen nicht mehr zukam; noch mehr bei den größeren Übungen in der auf die Kriege folgenden Friedenszeit. Erst in letzter Zeit kam die neue Auffassung mehr zum Durchbruch, in erster Linie durch eigenste Anregung unseres Allerhöchsten Kriegsherrn, aber doch, wie es scheint, auch nach ihrer Aufnahme in die Vorschriften vielfach nicht in genügendem Maße. Die frühere Zeit übt eben nach dem ehernen Gesetz des Beharrungsvermögens immer noch ihren beherrschenden Einfluß aus und behindert Entwicklung und Ausbau des Gedankens, der von durchschlagenderer Bedeutung sein dürfte, als es nach den kurzen Zusätzen in den Vorschriften den Anschein hat. Er bricht endgültig mit dem exerziermäßigen Aufbau zum Gefecht sowie den auf den Exerzierplätzen entstandenen Gefechtsbildern und erstrebt infolge richtiger Entwicklung einen unmittelbaren Übergang aus der Tätigkeit des Marsches zu der des Gefechts, aus der Marschkolonne zur Schützenentwicklung. Er ist, wenn auch von hauptsächlicher Bedeutung für die Infanterie, auch für die anderen Waffengattungen maßgebend.

Der Unterschied zwischen der früheren und jetzigen Auffassung wird am besten an einem kriegsgeschichtlichen Beispiel aus dem Feldzug 1870/71 klargelegt,*) wobei auch die Anwendung des in Rede stehenden Grundsatzes auf die größeren Verhältnisse der Kriegführung in Betracht gezogen werden soll.

Am 17. August 1870, abends, war die deutsche Zweite Armee in enger Vereinigung auf und neben dem Schlachtfelde des 16. August, südlich der von Verdun über Mars la Tour nach Metz führenden Straße versammelt.**) Auf dem Schlachtfelde befanden sich die am Kampfe beteiligt gewesenen Armeekorps, das III. bei Vionville und südlich, das X. bei Tronville; rechts vom III. das IX. nordwestlich Gorze, links vom X. zunächst das XII. südlich Mars la Tour, dann das Gardekorps südlich Hannonville au Passage. Von den vier Kavallerie-Divisionen wurde nur eine, die sächsische, vor der Front der Armee und in der linken Flanke verwendet; die übrigen befanden sich und verblieben bei den Armeekorps, und zwar die Garde-Kavallerie-Division beim Gardekorps, die 5. und 6. beim X. bzw. III. Korps. In einer Ausdehnung von etwa 15 km lagerten fünf Armeekorps und drei Kavallerie-

*) Nach dem Generalstabswerk über den Krieg 1870/71 I. Teil sowie eigenen Aufzeichnungen und Erinnerungen; bei letzteren sind Irrtümer von geringfügiger Bedeutung nicht ausgeschlossen.
**) Skizze 1 (Anlage).

Divisionen in eng zusammengedrängten Massen, um im Verein mit der zwischen Gorze und der Mosel befindlichen Ersten Armee zu der bevorstehenden Entscheidung bereit zu sein. Diese Entscheidung war zuerst schon für den 17. August erwartet worden. Der Rückzug des französischen Heeres nach Metz verschob sie auf den nächsten Tag. Die nach der Schlacht am 16. August verloren gegangene Fühlung mit dem Feinde war im Laufe des 17. August nur teilweise, auf dem rechten Flügel bei der Ersten Armee, wieder aufgenommen worden. Man befand sich über die Absichten des französischen Feldherrn im unklaren und rechnete sowohl mit einer Wiederaufnahme des am 16. August angestrebten Abmarsches nach Westen wie mit einem Standhalten bei Metz. Dem entsprechend sollte am 18. August früh die Zweite Armee mit Staffeln vom linken Flügel zwischen Yron- und Gorzebach vorgehen, um entweder auf den abmarschierenden Feind zu stoßen oder gegen Metz einzuschwenken; die Erste Armee sollte sich dieser Bewegung anschließen und gegen Metz decken.

Auf Grund dieser aus dem großen Hauptquartier ergangenen Weisungen hatte der Oberbefehlshaber der Zweiten Armee am 18. August 5^{00} früh mündlich an die an zwei Punkten versammelten kommandierenden Generale befohlen, das XII. Armeekorps solle als äußerster linker Flügel sogleich mit Richtung auf Jarny antreten, rechts rückwärts desselben das Gardekorps auf Doncourt und rechts rückwärts von diesem das IX. Korps auf St. Marcel. Das III. und X. Korps hatten in zweiter Linie zu folgen. Das weitere Verhalten sei noch nicht zu bestimmen. Zunächst handle es sich nur um den Vormarsch von einer kleinen Meile. Derselbe solle nicht in langen dünnen Marschkolonnen geschehen, sondern die Divisionen in sich massiert, die Korpsartillerie zwischen den beiden Divisionen eines jeden Armeekorps.

Es handelte sich also um ein Vorgehen der ganzen Zweiten Armee in unmittelbarer Bereitschaft zum Gefecht. Aus der engen Versammlung am 17. August sollten am 18. die Korps in denselben oder ähnlichen massierten Formationen staffelweise vom linken Flügel eine kurze Strecke vorgeschoben werden, um dann entweder im weiteren Vormarsch oder nach erfolgtem Einschwenken die Bewegung fortzusetzen. Man kann sagen, es war eine Bewegung mit Armeekorps, ähnlich gedacht wie eine solche mit Brigaden bei dem ehemals üblichen Korpsexerzieren auf großen Exerzierplätzen. Aber sie war in dieser Weise, ohne vorläufig die Zweckmäßigkeitsfrage zu berühren, nicht ausführbar. Zunächst mußte das links vom XII. Armeekorps befindliche Gardekorps, um sich an die ihm angewiesene Stelle rechts rückwärts desselben zu begeben, mit diesem Korps kreuzen. Die hierfür im Generalstabswerk Teil I, S. 683 angeführten Gründe sind hier nicht zu erörtern. Das Gardekorps hatte auf die Möglichkeit der Marschkreuzung hingewiesen, das Oberkommando aber geglaubt, ihr durch die Anordnung eines massierten Vormarsches hinreichend vorgebeugt zu haben. Diese Ansicht traf indessen nicht zu.

Das XII. Armeekorps hatte schon anordnen müssen, daß von der 23. Division die beabsichtigte Marschordnung, nach welcher der Avantgarde die aufmarschierten Brigaden zu beiden Seiten der Straße Mars la Tour—Jarny folgen sollten, wegen der Geländeschwierigkeiten in der Umgebung von Mars la Tour erst nördlich dieses Ortes anzunehmen sei. Die südlich Mars la Tour lagernde Division durchzog daher diesen Ort in Marschkolonne, und die weiter südlich bei Puxieux befindliche 24. Division folgte ihr in derselben Weise.

Das Gardekorps war aus seinen Biwaks bei Hannonville au Passage an der Straße Verdun—Mars la Tour mit einer Viertelschwenkung rechts zu beiden Seiten dieser Straße aufmarschiert, Front nach Osten, die 1. Garde-Division vorn, die 2. dahinter, die Brigaden nebeneinander, die Korpsartillerie zwischen den Divisionen. Einen zuerst beabsichtigten weiteren Vormarsch in dieser Formation verhinderte sehr bald der tief eingeschnittene Bachabschnitt, welcher sich etwa 2 km westlich Mars la Tour zum Yronbach hinzieht, demnächst der Vormarsch der Marschkolonne des XII. Armeekorps, welche den Weg versperrte und die Vorbewegung des Gardekorps bis 9⁰⁰ vormittags aufhielt. Dann wurde Mars la Tour in der Marschkolonne durchschritten und diese auch auf dem weiteren Vormarsch nach Bruville beibehalten, da der Weg nach diesem Ort nördlich Mars la Tour wieder über zwei tief eingeschnittene Bachabschnitte führte. Erst dann wurden im Marsch querfeldein in Richtung auf Doncourt breitere Formationen eingenommen, doch folgten sich die Bataillone hintereinander in der Kolonne nach der Mitte, die Artillerie hinter der Infanterie oder neben dieser.

In welcher Weise das XII. Korps den nördlich Mars la Tour in Brigademassen nebeneinander begonnenen Vormarsch fortgesetzt hat, ist aus dem Generalstabswerk nicht näher zu ersehen. Da sich nach der Angabe auf S. 685 das Gros von 9⁰⁰ ab hinter der Conflans und Labry besetzenden Avantgarde bei Jarny versammelt hat, so scheint auch dieses Korps in die Marschkolonne übergegangen zu sein. Die Gestaltung des Vormarschgeländes, welches sich zwischen dem Yronbach und dem westlich Greyere-Ferme fließenden Bachabschnitt bei teilweise steilen Rändern erheblich verengte und fast im ganzen Raum durch das nach Art der französischen Waldungen mit dichtem, fast undurchdringlichem Unterholz bedeckte Bois de Greyere eingenommen war, spricht gleichfalls für diese Annahme. Ebenso ist aus dem Generalstabswerk S. 687 zu schließen, daß das IX. Korps, (von dem gesagt wird, daß seine Spitzen die Gegend von Caulre-Ferme erreichten, und daß die 18. Division, welcher die Korpsartillerie folgte, nördlich der großen Straße, die 25. Division südlich derselben aufmarschierte), bei dem Vormarsch wegen der vorgelagerten Waldungen die Formation in Marschkolonnen, vielleicht in ähnlicher Weise wie das Gardekorps angenommen hat.

Jedenfalls gestaltete sich der Vormarsch der drei in erster Linie befindlichen

Korps der Zweiten Armee*) erheblich anders, als das Oberkommando ihn in Aussicht genommen hatte. Es wurde eben auch damals schon für nicht angängig oder doch für zu zeitraubend und anstrengend gehalten, ein wenig bekanntes und wechselndes Gelände auf längere Strecken in breiten massierten Formationen zu durchschreiten. Das bei dem Bestreben, den Anordnungen des Oberkommandos zu entsprechen, notwendig werdende wiederholte Abbrechen und Aufmarschieren verlangsamte den Marsch und legte den Truppen erhebliche Anstrengungen auf, welche doch gerade vor einer zu erwartenden Entscheidung nach Möglichkeit vermieden werden müssen.

Der Gedanke, aus der engen Versammlung vom 17. August heraus den Vormarsch in möglichst geringer Tiefe zu vollziehen, war an sich gewiß durchaus berechtigt; die zur Erreichung dieses Zweckes angewandten Mittel aber erwiesen sich als ungeeignet.

Auch jetzt gehen die Bestrebungen naturgemäß darauf aus, bei bevorstehender Entscheidung die Tiefe der marschierenden Massen zu verkürzen und damit ihre Gefechtsbereitschaft zu erhöhen, ja es fehlt sogar nicht an Stimmen, welche auch jetzt noch den Vormarsch in massierten Formationen auf dem Schlachtfelde befürworten. Aber die aus den Ereignissen der Vergangenheit geschöpfte Erfahrung und fortgesetztes Nachdenken über die bevorstehenden kriegerischen Aufgaben lassen doch immer mehr die Notwendigkeit in den Vordergrund treten, die Marschkolonnen möglichst lange beizubehalten; jedenfalls so lange, bis ein bestimmter Gefechtszweck vorliegt. Das gilt sowohl für die im Reglement getrennt behandelten Begegnungsgefechte, wie die geplanten Angriffe. Für beide ist das einzuschlagende Verfahren, wie die Vorgänge des 18. August zeigen, bei der im Kriege vorherrschenden Unsicherheit über die Lage beim Feinde nicht immer scharf zu trennen. Es sind in dieser Beziehung verschiedene Vorschläge gemacht worden. Man hat die Front der Marschkolonnen auf dem Schlachtfeld verbreitern wollen; die Infanterie soll in Halbzügen, die Artillerie in Zügen marschieren. Die den Armeekorps zugeteilte Kavallerie kommt ihrer geringen Stärke wegen kaum in Betracht, bei Kavalleriemassen wird es sich um Zug- oder Doppelkolonnen handeln. Man hat auch Versuche angestellt mit zwei auf einer Straße nebeneinander marschierenden Kolonnen aller Waffen. Alle diese Vorschläge sind ausführbar, wenn das Gelände durchweg in der breiten Formation zu durchschreiten ist. Zwingen jedoch Engen und Geländeschwierigkeiten zum Abbrechen, so geht nicht nur der Vorteil verloren, es macht sich vielmehr der entstandene Aufenthalt und die Anstrengung der Truppen als Nachteil fühlbar. So drängt sich immer wieder der Gedanke auf, daß es das Einfachste und Beste ist, die schmalen Marschkolonnen, welche überall durchkommen, beizubehalten,

*) Auch der Vormarsch des in zweiter Linie befindlichen X. Armeekorps fand nach dem Generalstabswerk, S. 773, in ähnlicher Weise wie beim Gardekorps statt.

bis die Entwicklung zur wirklichen Gefechtstätigkeit und damit die Verwendung der Schützen im Gelände eintritt.

Wohl aber kann man die Tiefe der Marschkolonnen dadurch verkürzen, daß man diese Kolonnen vervielfacht. Wir haben gesehen, daß am 18. August die Infanterie querfeldein in Kolonnen nach der Mitte, den kürzlich abgeschafften Doppelkolonnen, marschierte. Sehr viel leichter als diese schwerfällige und unbequeme Formation werden sich mehrere schmale Marschkolonnen nebeneinander den Weg durch wechselndes Gelände bahnen.

So lange wie möglich wird indessen an den gebahnten Wegen festgehalten werden müssen, welche das Fortkommen wesentlich erleichtern, besonders der Artillerie und den Fahrzeugen. In ähnlicher Weise muß auch bei Kavalleriemassen verfahren werden. Aber auch der schwerbelastete Infanterist, an den leider immer am wenigsten gedacht wird, ist zu andern Leistungen auf den Wegen als im Sturzacker fähig. Die Einwirkung der Exerzierplätze und des ausgesuchten Geländes bei den Übungen läßt den Vorteil der gebahnten Wege oft zu sehr in den Hintergrund treten. Schließlich muß jede Rücksicht vor dem zu erreichenden Gefechtszweck schwinden, aber nicht eher, als es wirklich erforderlich ist. Dies zu erwägen ist Sache kriegerischer Einsicht und kriegerischen Taktes.

Vielfach wird außer acht gelassen, daß auch für die Vormärsche zum Gefecht behufs Ergänzung der oft mangelhaften Karten eine ausreichende Erkundung erforderlich ist, auf Grund deren die entsprechenden Anordnungen getroffen werden müssen.

Betrachtet man, wie sich der Vormarsch der Zweiten Armee am 18. August unter Beobachtung dieser Grundsätze gestaltet haben würde, so gestattete allerdings die Kriegslage nicht, daß die Armeekorps den Marsch aus der engen Versammlung in je einer Marschkolonne antraten. Nach den eingegangenen Nachrichten war zwar ein Abmarsch der Franzosen am 18. August nach Westen wenig wahrscheinlich, nachdem sie ihn am 17. August nicht nur nicht angetreten, sondern statt dessen rückgängige Bewegungen in Richtung auf Metz gemacht hatten und bei St. Hubert, Moscou-Ferme und Leipzick größere feindliche Massen festgestellt waren. Trotzdem war es immerhin, wie im Generalstabswerk bemerkt wird, nicht ausgeschlossen, daß das französische Heer am 18. August den am 16. unterbrochenen Versuch des Abmarsches nach Westen auf der Straße über Briey und nördlich von dieser wiederholen könnte. Stieß die Zweite Armee bei dem Vormarsch in nördlicher Richtung auf einen derartigen Abmarsch, so mußte man, um ihn wirksam zum Stehen zu bringen, schneller entwickelt sein, als die Tiefe der Marschkolonne eines Armeekorps dies zuläßt.

Wohl aber ist zu erwägen, ob es nicht genügt hätte, wenn der Vormarsch in Divisionen in Marschkolonnen erfolgt wäre. Das erscheint umsomehr berechtigt, als der französische Abmarsch unwahrscheinlich und unsicher war, die Zweite Armee sich also, wie auch die Absicht vorlag, darauf einrichten mußte, die Marsch-

richtung zu ändern, sei es nach rechts in Richtung auf eine Aufstellung der französischen Armee bei Metz, sei es bei weiter vorgeschrittenem Abmarsch, der ja in der Nacht angetreten sein konnte, mehr nach Westen hin. Zu diesem Zweck waren die Marschkolonnen der Divisionen am besten geeignet, sie konnten leicht mit dem Anfang nach jeder Richtung hin gewendet, nötigenfalls konnte auch aus ihnen mit den Teten der Unterabteilungen seitwärts abgebogen und so eine größere Gefechtsbereitschaft nach der Flanke erzielt werden. Der etwa nötig werdende Aufmarsch nach vorn hätte voraussichtlich nicht zu viel Zeit erfordert.

Das weite Vorschieben einer gemischten Avantgarde mit größeren Abständen ihrer einzelnen Bestandteile, welches die Tiefe der Marschkolonne erheblich erhöht, erscheint unter jetzigen Verhältnissen in der Regel nicht notwendig. Die früher den gemischten Avantgarden zugedachte Aufgabe, den Aufmarsch des Gros zu decken, trifft nicht mehr zu. Man erstrebt jetzt, auf andere Weise genügend gefechtsbereit zu sein, und verlangt von den auf dem Marsch vorgeschobenen Abteilungen im wesentlichen nur eine genügende Sicherung gegen Überraschungen. Die Verwendung der schmalen zum Gefecht vormarschierenden Kolonnen wird handlicher und geschieht schneller, wenn, was in den meisten Fällen genügen wird, zur Sicherung des Marsches nur die Kavallerie und ein geringer Teil des vorn befindlichen Infanterieverbandes vorgeschoben wird, im übrigen aber die Truppenverbände erhalten bleiben und in sich geschlossen folgen. Die Marschtiefe wird auf diese Weise von vornherein nicht unerheblich verringert. Erfordert es die Kriegslage, daß die Tiefe weiter verkürzt wird, so können im Anschluß an einen kurzen Halt mehrere Verbände der Divisionen nebeneinander marschieren, und zwar auf vorhandenen Wegen oder, wenn nicht mehrere Wege zu benutzen sind, querfeldein. Dies kann geschehen, indem die Artillerie, wenn nötig auch die Fahrzeuge der Infanterie, auf den Wegen und die Infanterie, ganz oder teilweise, neben diesen marschiert, oder indem eine Infanterie-Brigade mit einem Teil der Artillerie auf dem Anmarschwege belassen, der andere Teil der Division herausgezogen wird. Die Verwendung der Pioniere und der im Feldpionierdienst ausgebildeten Infanteristen zu Wegeverbesserungen und Herstellung von Übergängen auf Grund rechtzeitiger Erkundung wird dabei notwendig und von großem Vorteil sein.

Eine solche Teilung der Divisionskolonnen hätte bei dem in Rede stehenden Vormarsch nach Bedarf erfolgen können; eine noch weitergehende wäre jedenfalls nicht nötig gewesen. Die Korps der zweiten Linie konnten sich in ähnlicher Weise wie die der ersten Linie diesen anschließen, ebenso die zurückgehaltenen Kavallerie-Divisionen, welche in einer oder mehreren Zugkolonnen den Armeekorps folgen oder diese seitlich begleiten konnten.

Der Vormarsch der Zweiten Armee hätte sich nach der angegebenen Weise am einfachsten derart vollzogen, daß, wenn man von dem aus besonderen Gründen angeord-

neten und durch die Kriegslage nicht zu rechtfertigenden Kreuzen des Garde- und XII. Armeekorps Abstand nimmt, marschiert wären:

Das Gardekorps

mit der 1. Garde-Division und der Korpsartillerie von östlich Hannonville au Passage über den Westeingang von Mars la Tour auf Jarny, mit der 2. Garde-Division von Hannonville au Passage auf dem linken Ufer des Yronbaches, diesen östlich Friauville überschreitend, nach der Gegend westlich Jarny;

das XII. Korps

mit der 23. Division und der Korpsartillerie von südlich Mars la Tour durch die Mitte dieses Ortes über Bruville auf Doncourt, mit der 24. Division von Puxieux östlich an Mars la Tour vorbei, teilweise unter Benutzung der in Richtung auf Urcourt führenden Feldwege, nach der Gegend östlich von Doncourt;

das IX. Korps

mit einer Division und der Korpsartillerie über Flavigny—St. Marcel, mit der andern Division östlich davon durch die Lücke zwischen den Waldungen an der Römerstraße nach der Gegend von Caulre Ferme.

Besonders bei den Divisionen, welchen die Korpsartillerie zugeteilt war, die jetzt durch die Verteilung der Artillerie auf die beiden Divisionen in Fortfall kommt, konnte eine Vervielfältigung der Marschkolonnen in der oben angegebenen Weise erfolgen.

Sollte die Kreuzung des Garde- und XII. Korps beibehalten werden, so mußte vom XII. Korps die 24. Division frühzeitig von Puxieux westlich an Mars la Tour vorbei über Ville sur Yron, die 23. Division mit der Korpsartillerie über Mars la Tour auf der Chaussee nach Jarny marschieren. Beide Divisionen mußten die Straßen Verdun—Metz überschritten haben, sobald die Spitze der von Hannonville auf dieser Straße anmarschierenden 1. Gardedivision sich dem Bachabschnitt westlich Mars la Tour näherte. Diese Division mit der Korpsartillerie hatte dann über Mars la Tour—Bruville auf Doncourt zu marschieren, während die 2. Garde-Division ihren Weg von Suzemont südlich der großen Straße und östlich an Mars la Tour vorbei auf Urcourt nahm. Daß die bei Wegfall der Kreuzung angegebene Weise des Vormarsches die bei weitem zweckmäßigere gewesen wäre, bedarf nicht der Erörterung.

Die in zweiter Linie folgenden Korps konnten sich dem Vormarsch der in erster Linie befindlichen anschließen, sobald diese die Straße Mars la Tour—Vionville überschritten hatten, und zwar:

das X. Korps von Tronville mit einer Division und der Korpsartillerie über Mars la Tour auf Bruville, mit der andern westlich der Tronviller Büsche auf Urcourt,

das III. Korps von Vionville mit einer Division und der Korpsartillerie über St. Marcel—Caulre Ferme, mit der andern östlich davon durch die Waldlücke an der Römerstraße.

Wenn man den Wegfall der gemischten Avantgarden, das Herausziehen einzelner Kolonnen seitwärts der angegebenen Wege und den Umstand in Betracht zieht, daß die vollen Kriegsstärken an dem gedachten Tage nicht mehr vorhanden waren, so würden die Divisionen eine Tiefe von höchstens 8 km, wenn erforderlich eine erheblich geringere von 2 bis 4 km erreicht haben. Die volle Entwicklung zum Gefecht in der Marschrichtung wäre daher, je nach den eingehenden Nachrichten über den Feind, in einer Zeit zu bewirken gewesen, welche den Anforderungen der Lage durchaus hätte entsprechen können. Auf die angegebene Weise hätten sämtliche in erster Linie befindlichen Korps der Zweiten Armee etwa zwei Stunden nach dem Aufbruch ohne Verzögerungen und Anstrengungen mit den Spitzen ihre Marschziele an der Straße Gravelotte—Conflans erreicht und wären sofort mit Leichtigkeit nach jeder Seite hin weiter verwendbar gewesen, während die Korps der zweiten Linie unmittelbar folgten.

Bekanntlich war indessen eine Entwicklung der vorderen Linie der Zweiten Armee am 18. August in der zuerst eingeschlagenen Marschrichtung nicht erforderlich. Nachdem die Korps die Linie Caulre Ferme—Doncourt—Jarny erreicht hatten, trat infolge der inzwischen eingetretenen Klärung der Lage die Wendung ein, welche sie zu anderer Bestimmung führte. Die Aufstellung der französischen Armee auf dem Höhenrücken zwischen Point du Jour und Amanvillers war bekannt geworden, und die deutschen Heere wandten sich zum Angriff gegen sie.

Es ist leicht ersichtlich, wie bei dem Vormarsch der Zweiten Armee in Divisionen nebeneinander die Vorführung der verschiedenen Korps zu ihren Gefechtszwecken sich leicht und günstig aus dem vorstehend angegebenen Vormarsch, welchen voraussichtlich ein Halt und eine Ruhepause in den aufgeschlossenen Marschkolonnen unterbrochen haben würde, hätte entwickeln können. Das IX. Korps wäre, zu beiden Seiten von Verneville vormarschierend, in vorteilhafter Weise in das Gefecht getreten. Die beiden Divisionen des mittleren Korps hätten schneller und nahezu gleichzeitig St. Ail und Ste. Marie erreicht, letzteres vielleicht vor erfolgter Besetzung durch die Franzosen oder doch beim Vorgehen in mehreren Kolonnen nebeneinander in einer Verfassung, welche die schnelle Vertreibung dieser vorgeschobenen Besetzung ermöglichte. Es wird später noch näher hierauf eingegangen werden. Das linke Flügelkorps schließlich hätte schnell und einfach seine Umgehung über Roncourt in Angriff nehmen und zur Durchführung bringen können, indem es mit der linken Flügeldivision in der Marschkolonne den Marsch über Tichemont, Beaumont, Moineville, Auboué fortsetzte und die andere Division rechts von dieser vorgehen ließ.

Hiermit sollen keineswegs billige nachträgliche Betrachtungen über den Gang der Schlacht angestellt werden, deren wirklicher Verlauf sich ja im wesentlichen in derselben Weise abspielte. Das Gesagte soll nur dazu dienen, um an einem Beispiel zu veranschaulichen, welche Vorteile das Vorgehen in Marschkolonnen nebeneinander

und deren Beibehaltung im Gefolge hat, und wie ein solches Vorgehen sich am besten für die Wechselfälle eignet, welche der Krieg schafft. Auf der Grundlage desselben Gedankens und derselben Lage hätte eine andere Technik des Vormarsches die Möglichkeit gleichzeitiger und geschlossener Einwirkung auf die feindliche Stellung gegeben, deren Überwindung in der Tat durch das vereinzelte Eingreifen des IX. Korps und das späte Eintreffen des XII. erschwert worden ist. Wenn die Verzögerungen und Ungleichmäßigkeiten im Vormarsch, die hauptsächlich der Art seiner Anordnung zuzuschreiben sein dürften, nicht größere Unzuträglichkeiten herbeiführten, so lag dies, wie bekannt, an der Untätigkeit des Gegners und an dem Mangel an Reserven auf dem französischen rechten Flügel.

Es konnten aber auch bei einem Abmarsch der Franzosen, mit dem man doch in erheblichem Maße rechnete, oder sonst durch ein verändertes Verhalten des Feindes Verhältnisse eintreten, welche ein früheres Eingreifen der Korps der Zweiten Armee dringend erforderlich machten. Dabei war es ein Unterschied, ob die rechte Flügeldivision des mittleren Korps mit der Spitze gegen 7^{00} morgens statt, wie tatsächlich die 2. Garde-Division, nach 11^{00} vormittags oder — wenn man den zweistündigen Aufenthalt durch die Kreuzung abrechnet — um 9^{00} vormittags bis in die Höhe von Doncourt gelangte.

So viel über den Anmarsch zum Schlachtfeld. Um den Gedanken des Beibehaltens der Marschkolonnen beim unmittelbaren Eintritt in das Gefecht, welchen im eigentlichen die eingangs dieser Betrachtungen erwähnten Zusätze zu den Vorschriften zum Ausdruck bringen, zu beleuchten, muß auf die Vorgänge beim Gardekorps am 18. August nachmittags eingegangen werden.

Gegen 3^{00} nachmittags war Ste. Marie von der 1. Garde-Division genommen und von der Avantgarde*) sowie den übrigen Teilen der 2. Garde-Infanterie-Brigade besetzt worden, welche sich in und unmittelbar hinter dem Dorfe befanden. Die 1. Garde-Infanterie-Brigade war aus ihrer verdeckten Aufstellung in der von Habonville nach Auboué streichenden, tief eingeschnittenen Schlucht nach Ste. Marie herangezogen worden und stand, nicht wie in Plan 6 A des Generalstabswerks eingezeichnet, südwestlich des Dorfes mit der Front nach St. Privat, sondern etwa 500 m südlich Ste. Marie, mit der Front nach diesem Dorfe, der rechte Flügel unweit des von St. Ail dorthin führenden Weges. Von der inzwischen über St. Marcel und Caulre Ferme herangeführten 2. Garde-Division war die 3. Garde-Infanterie-Brigade, welche zur Unterstützung des IX. Korps abgegeben worden war, bei Habonville verblieben und die 4. Garde-Infanterie-Brigade bei St. Ail aufgestellt worden. Die Artillerie des Gardekorps befand sich zu beiden Seiten von St. Ail in Stellung, die des XII. Armeekorps nördlich von Ste. Marie.

*) Bestehend aus Garde-Jäger-Bataillon und Garde-Füsilier-Regiment sowie dem Garde-Husaren-Regiment und einer Batterie.

Die Formation der 1. Garde-Infanterie-Brigade, auf welche nunmehr eingegangen werden soll, war eine damals vielfach gebräuchliche: die Regimenter standen flügelweise nebeneinander, die Bataillone hintereinander, das erste Treffen mit vorgezogenen Flügelkompagnien, das zweite in Halbbataillonen auseinandergezogen, das dritte in Kolonnen nach der Mitte.*) Aus dieser Formation konnte unmittelbar zum Gefecht vorgegangen werden, die Tiefenabstände waren vorläufig noch verkürzt.

Als gegen 5^{00} nachmittags der Befehl des Generalkommandos des Gardekorps zum Angriff auf die französische Stellung bei St. Privat einging, wurden der 1. Garde-Infanterie-Brigade die hohen Häuser an der Südwestecke von St. Privat, welche an der Chaussee nach Ste. Marie lagen, als Zielpunkt bezeichnet, während schon etwas früher die 4. Garde-Infanterie-Brigade von St. Ail auf die hohen Häuser der Ferme Jerusalem, welche sich im südlichen Teil von St. Privat ebenfalls an der Chaussee nach Ste. Marie befanden, in Bewegung gesetzt worden war. Die beiden Zielpunkte lagen also, von den Standpunkten der beiden Brigaden bei Ste. Marie und St. Ail gesehen, dicht nebeneinander, eine Verwechslung war nicht ausgeschlossen. Um den bezeichneten Zielpunkt zu erreichen und sich links neben die in dem Gelände südlich der Chaussee Ste. Marie—St. Privat ungefähr in derselben Richtung vorgehende 4. Garde-Infanterie-Brigade zu setzen, beschloß der Kommandeur der 1. Garde-Infanterie-Brigade, zunächst aus der bisherigen Aufstellung eine Halbrechtsschwenkung vorzunehmen. Wenn der rechte Flügel im Vorschreiten die Chaussee Ste. Marie—St. Privat erreicht haben würde, sollte mit einer nochmaligen Halbrechtsschwenkung die Richtung auf die bezeichneten hohen Häuser von St. Privat gewonnen und nördlich der Chaussee gegen die französische Stellung vorgegangen werden. Das war ein den damaligen Anschauungen durchaus entsprechendes Verfahren, wie es auf den Exerzierplätzen, auch bei vorgeschrittenen taktischen Ansichten, geübt und ausgeführt wurde.

Sehr glücklich verlief die Bewegung nicht. Sie mußte, sobald die erste Schwenkung auf das vorderste Bataillon des rechten Flügelregiments vollzogen und die Brigade in der Richtung auf den Ste. Marie zunächst gelegenen Teil der Chaussee in Bewegung gesetzt worden war, unter dem heftigen Infanteriefeuer der Franzosen ausgeführt werden. Beim Überschreiten der Chaussee, welche von Mitrailleusen bestrichen wurde, entstand demnächst aus dem Schwenken ein Ziehen, wodurch sich die Kompagnien, in welche sich die Halbbataillone und Bataillone der hinteren Treffen allmählich auseinanderzogen, stark in sich zusammenschoben und dem feindlichen Infanteriefeuer ein vortreffliches Ziel boten. Auch ohne gute Schießausbildung waren die Franzosen in der Lage, diesen Zielen die erheblichsten Verluste zuzufügen. Die beabsichtigte zweite Schwenkung nördlich der Chaussee, um die Richtung auf

*) So meiner Erinnerung nach. . . . Das Generalstabswerk gibt an, daß auch das dritte Treffen in Halbbataillonen auseinandergezogen war.

St. Privat zu gewinnen, vollzog sich nach und nach, je nachdem die Kompagnien eintrafen, und wurde nur von einem Teil der Brigade ausgeführt, während der andere, da der Feind auch von Roncourt aus das Feuer eröffnet hatte, sich dorthin wandte. Die Schützenentwicklung erfolgte, abgesehen von den Flügelkompagnien des ersten Treffens, bei welchem gleich nach der ersten Schwenkung bei Ste. Marie die Schützenzüge ausgeschwärmt waren, im wesentlichen nach dem Einschwenken nördlich der Chaussee, natürlich unter starken Verlusten durch das feindliche Feuer.

Der weitere Verlauf des heldenmütigen Kampfes um die Stellung bei St. Privat ist bekannt, es bedarf für die vorliegenden Zwecke nicht seiner Schilderung.

Die Brigade war in der Hand ihres in Krieg und Frieden bewährten Führers, der mit großer Einsicht die Fortschritte der Infanterietaktik verfolgt und in zahlreichen Übungen die ihm unterstellten Truppen auf ihre Aufgaben im Kriege vorbereitet, auch nichts weniger geübt hatte, als, wie spätere Vorwürfe glauben machen wollten, das Vorgehen in dicken Massen. Im Gegenteil kann man wohl sagen, daß diese Brigade auf einer besonderen Höhe der kriegsmäßigen Ausbildung ihrer Zeit stand und sich schon durchweg in Kompagniekolonnen bewegt hatte, als anderwärts das Vorgehen in Kolonnen nach der Mitte mit Schützen in den Intervallen, das Deployieren und Durchziehen der Treffen auf den Exerzierplätzen noch in vollem Gange war. Und doch muß man nachträglich bekennen, daß die Vorführung der Brigade zum Gefecht sich sehr wenig vorteilhaft gestaltete. Es wurde hier der Beweis geliefert, daß derartige Exerzierbewegungen größerer Infanteriemassen im feindlichen Feuer in hohem Grade bedenklich und von so großen Verlusten begleitet sind, daß ihre Ausführung in Frage gestellt erscheint. Nur die besondere Energie der Führer und der Heldenmut der Offiziere und Mannschaften, sowie die Untätigkeit des Feindes und das unterstützende Eingreifen der Nachbartruppen vermochten die Brigade noch in später Stunde zum Erfolge zu führen.

Nun läßt sich nachträglich allerdings manches anführen, was anders hätte verlaufen können. Die Wahl gerade der 1. Garde-Infanterie-Brigade aus ihrer Aufstellung südlich Ste. Marie heraus zu dem Vorgehen gegen die hohen Häuser von St. Privat an der Chaussee nach Ste. Marie war keine günstige. Da die 4. Garde-Infanterie-Brigade südlich dieser Chaussee vorging, so wäre es zweckentsprechender gewesen, zu dem Vorgehen nördlich der Chaussee die 2. Garde-Infanterie-Brigade, welche durch den Kampf um Ste. Marie nur wenig in Anspruch genommen worden war, zu bestimmen und die 1. Garde-Infanterie-Brigade entweder dieser folgen zu lassen oder links von ihr einzusetzen. Aber derartige nachträgliche Betrachtungen haben wenig Wert. Der Verlauf der Tatsachen ist in der Regel durch zwingende Gründe, sachlicher oder persönlicher Natur, bedingt, welche meist wenig Änderung zulassen. Ja man kann schließlich sagen, daß nach den jetzigen Bestimmungen und Grundsätzen die Lösung der der 1. Garde-Infanterie-Brigade gestellten Aufgabe von

dem damaligen Platze und der damaligen Aufstellung aus zwar durch Auftragserteilung an die Regimenter und reichlichere Schützenentwicklung entsprechende Modifikationen erlitten, sich im Wesentlichen aber doch nicht anders gestaltet haben würde.

Das Beispiel ist gewählt worden, um zu zeigen, daß die Bewegungen zum Gefecht aus aufmarschierten Formationen schwierig, ungünstig und verlustreich sind, und daß die in den neuesten Zusätzen der Vorschriften ausgedrückten Gedanken, die Marschkolonnen möglichst spät zu verlassen und die Unterabteilungen in den Marschkolonnen nach ihren Zielpunkten zu dirigieren, einfachere und erfolgreichere Wege zur Durchführung des Gefechtszweckes weisen.

Wenn der Vormarsch des Gardekorps auf Grund der um 11⁰⁰ vormittags eingehenden Weisungen des Oberkommandos (Generalstabswerk S. 699) in der früher für das mittlere Korps der Zweiten Armee erwähnten Weise in den beiden Marschkolonnen der Divisionen von Doncourt aus fortgesetzt worden wäre, so wäre zunächst die auf dem linken Flügel befindliche 1. Garde-Division mit der Korpsartillerie über Jouaville auf Habonville, die 2. Garde-Division südlich davon auf Verneville vormarschiert. Als dann nach kurzer Zeit die Anwesenheit des Feindes bei Ste. Marie und St. Privat gemeldet wurde, hätte die 1. Garde-Division mit der Korpsartillerie frühzeitig auf Batilly, die 2. Garde-Division auf Habonville gedreht werden und demnächst nach Maßgabe der eingehenden Meldungen, erstere auf Ste. Marie, letztere auf St. Ail vormarschieren können. Die feindliche Besetzung von Ste. Marie hätte die 1. Garde-Division zur Entwicklung veranlaßt, welche sich nach meiner Auffassung etwa in folgender Weise vollzogen haben würde:

Besetzung des Ostrandes der von Habonville nach Auboué hinstreichenden Schlucht bei dem Wäldchen nordwestlich St. Ail durch das zur Sicherung vorgeschobene vorderste Bataillon der 2. Garde-Infanterie-Brigade (Garde-Jäger-Bataillon) und dementsprechend Halt des Anfangs der Kolonne. Vorziehen der Artillerie auf den Höhenrand westlich der genannten Schlucht. Auseinanderziehen der drei dem Garde-Jäger-Bataillon folgenden Regimenter der 2. Garde-Infanterie-Brigade auf das vorn befindliche Garde-Füsilier-Regiment in der Sektionskolonne; das in zweiter Linie marschierende 4. Garde-Regiment links, das zuletzt folgende 2. Garde-Regiment zurückgehalten hinter der Mitte. Herausziehen der 1. Garde-Infanterie-Brigade in der Sektionskolonne links von der 2. Garde-Infanterie-Brigade.*) Nach genügender Artilleriewirkung Vervielfältigung der Sektionskolonnen der vorderen Infanterie-Regimenter der 2. Garde-Infanterie-Brigade, zwei Bataillone in erster, ein Bataillon in zweiter Linie. Vorführen dieser Kolonnen je nach dem Gelände in die Schlucht unter leichter Sicherung durch wenige vorgeschobene Schützen oder Patrouillen. Entwicklung der Schützen aus den Sektionskolonnen in der

*) Vorausgesetzt, daß eine Teilung der Division in Brigaden nicht schon früher erfolgt wäre.

Deckung dieser Schlucht im Anschluß an das Garde=Jäger=Bataillon und Vorgehen gegen Ste. Marie, der rechte Flügel gegen die Südwestecke, der linke gegen den Westrand. Der linke Flügel (4. Garde=Regiment) bewegt sich hierzu in der Längsrichtung der Schlucht, in welcher die Sektionskolonnen gedeckt neben= oder hintereinander vorgeführt und dann nach Bedarf mit den Teten abgedreht werden oder einschwenken. Das 2. Garde=Regiment folgt zurückgehalten und verbleibt in einer oder mehreren Sektionskolonnen in der Schlucht, bis seine Entwicklung nötig ist.

Die zu dem Kampfe um Ste. Marie erbetene Mitwirkung des XII. Korps wäre auf diese Weise nicht nötig gewesen. Die 1. Garde=Infanterie=Brigade war zur Stelle, um nach Bedarf auf den Angriffspunkt — Nordwestecke von Ste. Marie — dirigiert und in ähnlicher Weise wie die 2. Garde=Infanterie=Brigade durch Vervielfältigung der Sektionskolonnen entwickelt zu werden. Ihre Verwendung wäre kaum erforderlich gewesen. Sie wäre voraussichtlich in zwei Sektionskolonnen nebeneinander nach der Gegend nördlich von Ste. Marie vorgeführt worden und hätte sich dort nach Einnahme des Dorfes in dieser Formation (entweder die beiden Regimenter in Sektionskolonnen nebeneinander oder, wenn erforderlich, die Bataillone in Sektionskolonnen neben= und hintereinander, in beiden Fällen mit dem nötigen Entwicklungsabstand) links von der 2. Garde=Infanterie=Brigade verdeckt aufgestellt. Von dieser Aufstellung wäre die 1. Garde=Infanterie=Brigade links von der 2. zur Schützenentwicklung gegen die Stellung von St. Privat vorgegangen, und dieses Vorgehen hätte sich in Ruhe und ohne Störung, voraussichtlich unter erheblich geringeren Verlusten einfach und naturgemäß vollzogen. Das XII. Armeekorps wäre inzwischen in derselben Weise wie das Gardekorps zur Entwicklung gelangt und hätte sich links von ihm im Vorgehen auf St. Privat und Roncourt angeschlossen.

Auch hier soll es sich nicht um nachträgliche Kombinationen aus dem Reiche der Phantasie handeln, sondern um Gegenüberstellung des verschiedenartigen Verfahrens an der Hand eines kriegsgeschichtlichen Beispiels. Man wird dem letztgenannten Verfahren den Vorzug kaum versagen können.

Und doch hat sich ein derartiges Verfahren, wenigstens in dieser folgerichtigen Durchführung, wie es scheint, auch jetzt nur stellenweise entwickeln können. Ich habe es in meiner letzten dienstlichen Wirksamkeit in dem betreffenden Korpsbereiche bei den Übungen überall mit Erfolg zur Durchführung gebracht und eine große Anzahl höherer Offiziere, wie mir auch jetzt noch oft versichert wird, von der Zweckmäßigkeit des Verfahrens überzeugt. Die Bedenken, welche auf Grund früherer Gewöhnung dagegen angeführt werden, sind hauptsächlich folgende:

Erstens glaubt man infolge der Tiefe der Sektionskolonnen nicht in genügender Gefechtsbereitschaft zu sein; zweitens hält man in der Sektionskolonne nicht die erforderliche Widerstandsfähigkeit in schwierigen Gefechtsmomenten für gewährleistet. Beides scheint in der Mehrzahl der Fälle nicht zutreffend. Eine in genügendem

Maße aufmerksame Führung und die Aufklärung durch entsprechend weit vorgetriebene Offizierpatrouillen und Kavallerie-Abteilungen, sowie die zur Sicherung voraus marschierenden schwachen Infanteriekörper werden sicher zur Folge haben, daß die Tiefe der anmarschierenden Kolonnen durch entsprechende Teilung in mehrere Parallelkolonnen rechtzeitig genug verkürzt wird, um den der jedesmaligen Lage angepaßten Grad der Gefechtsbereitschaft herbeizuführen, ohne sich frühzeitig zu binden und dadurch den Absichten der Führung vorzugreifen.

Eine Teilung des bei großen Heeren meist in einer Kolonne vormarschierenden Armeekorps in die Kolonnen der Divisionen wird in der Regel stattfinden, sobald die Möglichkeit eines Zusammentreffens mit dem Feinde in Aussicht steht. In Divisions-Marschkolonnen wird fast immer der Vormarsch zum Schlachtfelde erfolgen. Ist die Berührung mit feindlichen Truppenabteilungen nähergerückt, so wird sich die eine Kolonne der Divisionen in mehrere der Brigaden teilen, sei es, daß die Artillerie schon zu bestimmten Zwecken vorgezogen wird, sei es, daß diese hinter den Infanterie-Brigaden folgt oder neben ihnen Platz findet. In kurzer Zeit ist die Artillerie, welcher die schnellen Gangarten zur Verfügung stehen, ihren Gefechtszwecken zugeführt. Bei der Infanterie ist dies allerdings nicht der Fall; ihre Entwicklung aus der Tiefe erfordert längere Zeit, dauert aber gerade bei dem Verfahren durch Vervielfältigung der Marschkolonnen nicht so lange, wie man vielfach annimmt.

Die Tiefe der Marschkolonne einer Infanterie-Brigade zu sechs Bataillonen auf Kriegsstärke wird, einschließlich der Abstände sowie der zum Gefecht erforderlichen Fahrzeuge und Handpferde, auf etwa 2500 m berechnet. Der Zeitpunkt, zu welchem die Division sich in Brigadekolonnen teilt, wird auch in der Regel der sein, zu welchem die Infanterie einen kurzen Halt dazu benutzt, um in der Marschkolonne aufzuschließen und die Fahrzeuge usw. aus der Kolonne zu entfernen. Berücksichtigt man dazu die Abgänge an Kranken, zur Bagage u. dgl. abgegebenen Mannschaften, so wird die Tiefe einer auf dem Schlachtfelde vormarschierenden Infanterie-Brigade selten über 2000 m betragen, oft wohl noch unter diese Ausdehnung heruntergehen. Man könnte auch daran denken, die für den Reisemarsch vorgeschriebenen Abstände zu verringern, doch erscheint dies nur angängig, wenn gehalten wird, dann schon um der bei der Marschbewegung leicht eintretenden Vergrößerung der Tiefen entgegenzutreten. Für den Marsch im Gefecht aber müssen im wesentlichen dieselben Abstände gehalten werden wie auf dem Reisemarsch, wenn nicht Stockungen und Belästigungen der marschierenden Truppe eintreten sollen. Der Marsch in schmalen Kolonnen würde sonst nicht die Vorteile haben, derentwegen man ihn beibehalten will.

Bei einer Tiefe der Brigade von etwa 2000 m gelangt das hintere Regiment, wenn es behufs gesteigerter Bereitschaft zum Gefecht, wiederum nach kurzem Halt,

mit entsprechendem Abstand neben das vordere gesetzt wird, mit dem Anfang in etwa zehn Minuten in die Höhe von dessen Spitze. Die Regimenter sind dann, wenn nach weiteren etwa vier bis fünf Minuten ein zweites Bataillon neben das vorderste gesetzt wurde, nach ungefähr einer Viertelstunde in der Lage, unmittelbar zur Schützenentwicklung und zum Gefecht zu schreiten. Die Tiefe des Infanterie-Regiments von etwa 1000 m entspricht indessen durchaus derjenigen, welche es im Gefecht von den vordersten Schützen bis zu den letzten zurückgehaltenen Kräften beansprucht. Nimmt man, um der Deutlichkeit halber eine schematische Darstellung für das Vorgehen zum Angriff zu Grunde zu legen, bei den in erster Linie entwickelten Kompagnien die (bei kriegsstarken Verbänden in der Regel notwendig werdenden) kleinen Unterstützungstrupps auf etwa 200 m hinter den vordersten Schützen an, und rechnet man, daß ihnen auf etwa 300 m die Kompagnien der zweiten Linie und diesen auf etwa 400 m die Kompagnien der zurückgehaltenen Bataillone in zwei Linien mit etwa 200 m Abstand folgen, so ist die Tiefe von 1000 m schon überschritten. Die Abstände werden aber bei dem Wirkungsbereich der jetzigen Feuerwaffen eher größer als geringer sein, um die hinteren Linien der Wirkung des auf die vorderste Linie gerichteten feindlichen Feuers zu entziehen. Auch wenn man die kleinen Unterstützungstrupps nicht für erforderlich hält, bleibt daher die Notwendigkeit der Tiefe von etwa 1000 m für das zum Gefecht entwickelte Infanterie-Regiment bestehen.

Daraus geht hervor, daß es nicht nötig ist, daß die hinteren Teile des Regiments sofort die Sektionskolonnen, in denen sie vorgeführt werden, verlassen. Sowohl die höchstens 25 m tiefen Züge der vordersten Kompagnien, wie die höchstens 75 m tiefen Kompagnien der zweiten Linie finden bei den vorher angenommenen Abständen in dem Raum von 1000 m Tiefe Platz. 1000 m von der vorderen Linie befinden sich dann die Anfänge der Sektionskolonnen der zurückgehaltenen Kräfte der Regimenter. Da diese in der Regel ein Bataillon betragen werden, also bei einer Sektionskolonne höchstens 300 m, bei zwei solcher Kolonnen nebeneinander 150 m tief sind, so entspricht eine solche Tiefe ebenfalls ungefähr ihrer späteren Entwicklung. In der Mehrzahl der Fälle werden daher, sofern nur die Rücksichten der Tiefe maßgebend sind und nicht Deckungsverhältnisse andere Formationen bedingen, die einzelnen Teile der Infanterie-Regimenter in der Sektionskolonne verbleiben können, bis die Notwendigkeit an sie herantritt, die vordere Linie zu verstärken und zur Schützenentwicklung zu schreiten.

Hier setzt nun der zweite Einwand gegen die Beibehaltung der Sektionskolonnen im Gefechtsverhältnis ein. Man glaubt, die Truppe in dieser Formation nicht genügend in der Hand zu haben. Der Grund ist nicht einzusehen. Wenn Führer und Truppe bei der Ausbildung daran gewöhnt werden, daß die Sektionskolonne für gleichwertig mit den anderen Formationen für Aufstellung und Bewegung im Gefechtsverhältnis erachtet wird, und die Exerzierdisziplin ihr dieselbe Sorgfalt zuwendet wie

jenen, so muß angenommen werden, daß ein Zug und eine Kompagnie in Sektionskolonne, bei welcher die Chargen auf allen Seiten verteilt sind, ebenso über schwierige Gefechtsmomente hinweggeführt werden können wie Kolonne und Linie. Es handelt sich doch nur um eine tiefere Kolonne, und der tiefen Kolonne wird gerade von den Anhängern der Massentaktik die Eigenschaft des wirksamen und mechanischen Vorwärtsdrängens von hinten her zugesprochen. Sektionskolonnen von mehr als einer Kompagnie werden selten unmittelbar ins Gefecht treten; für zurückgehaltene Kräfte aber erscheint die oben angegebene Tiefe von zwei bis vier Kompagnien, also höchstens 150—300 m, keineswegs so groß, daß die Übersicht und Einwirkung verloren gehen könnte.

Nun kommt noch die Frage der Verluste hinzu.

Die Artillerie hat auf ihren Schießplätzen die Erfahrung gemacht, daß ihre Wirkung sich bei weitem am schwierigsten gegen kleine schmale Ziele gestaltet; sie werden viel schwerer getroffen als Linien und Kompagniekolonnen. Bei der Infanterie sind, so viel ich weiß, umfassende Versuche in dieser Beziehung nicht gemacht worden; es mangelt bei den Schießübungen der Truppe, vielleicht auch bei der Infanterieschießschule, an Munition für einigermaßen einwandfreie Ergebnisse oder an genügender Bewertung der Frage. Daß aber auch durch Infanteriefeuer eine senkrecht zur feuernden Linie befindliche oder vorgehende schmale Kolonne schwerer zu treffen ist als eine breite Linie oder eine Kompagniekolonne, dürfte wohl außer Zweifel stehen; schon weil sie viel schwerer zu erkennen ist und sich viel leichter im Gelände verbirgt. Die Theorie, daß bei der Durchschlagskraft unserer jetzigen Infanteriegeschosse viele der hintereinander stehenden Mannschaften einer Sektionskolonne getroffen werden müßten, trifft in der Praxis nicht zu. Ich habe selbst seinerzeit Versuche anstellen lassen, um auf hintereinander gestellte, mit verschiedentlichem Material ausgestopfte Puppen die Durchschlagskraft der Geschosse festzustellen; es war auch bei näherer Entfernung nicht möglich, mehr als etwa zwei Puppen mit einem Schuß zu treffen, dann nahm das Geschoß in der Regel eine andere Richtung an. Der Fall, daß die Sektionskolonnen sich zur feindlichen Feuerlinie in erheblich schräger oder paralleler Richtung befinden, wird verhältnismäßig selten eintreten; sie bieten dann zwar ein erheblich besseres Ziel, haben aber immer noch die leichtere Möglichkeit, sich dem Gelände anzuschmiegen, als Kolonne und Linie, ohne in höherem Maße als diese die feindliche Feuerwirkung zu begünstigen. Man kann daher wohl annehmen, daß die Sektionskolonnen im Durchschnitt weniger den Verlusten durch die Feuerwaffen ausgesetzt sind, als die übrigen Formationen.

Trotzdem möchte ich diesen Umstand nicht für den entscheidenden in der Beurteilung der schwebenden Frage halten. Wenn man von den stärkeren Massen absieht, spielt die Formation der kleineren Körper (Züge und Kompagnien) bei den Verlusten nach meiner Ansicht keine zu große Rolle. Die Verluste sind durch die Führung auf der einen Seite nach Möglichkeit zu vermeiden, auf der anderen Seite

müssen sie, wenn dies nicht möglich ist, von der Truppe ertragen werden und werden auch meistens ertragen werden können.

Wichtiger erscheinen mir die sonstigen Vorteile, bestehend in:

Der Leichtigkeit der Entwicklung aus dem Marsche und der stufenweisen Erhöhung der Gefechtsbereitschaft, je nach eintretendem Bedürfnis, ohne die Führung frühzeitig nach einer Richtung hin zu binden;

der Möglichkeit schneller Veränderungen der Marschrichtung durch Wenden der Spitze und damit großer Beweglichkeit;

der Überlegenheit in der Benutzung des Geländes und in der Überwindung von Geländeschwierigkeiten;

der großen Widerstandsfähigkeit gegen überraschende Angriffe in der Flanke, besonders gegen Kavallerie.

Bei gerechter Würdigung der Dinge werden diese Vorteile aus der Behandlung des angeführten Beispiels der Mehrzahl nach zweifellos hervorgehen. Ich möchte aber, ohne deren Bedeutung zu überschätzen, nur zur näheren Beleuchtung des Gegenstandes noch einige Beispiele aus der Friedenserfahrung anführen.

Beim Kaisermanöver 1899 befand sich das unter meinem Befehl stehende XIII. Armeekorps auf dem Vormarsch in westlicher Richtung gegen das aus dem Schwarzwald überraschend schnell vorgerückte XV. Armeekorps in schwieriger Lage. Das XIII. Armeekorps war zur Überschreitung des bei Weil der Stadt und südlich davon nur auf den Übergängen zu passierenden Abschnitts der Würm angesetzt, als der Feind vor der auf Weil der Stadt auf dem rechten Flügel vormarschierenden 26. Division erschien. Es kam, wenn man sich nicht vom Gegner das Gesetz vorschreiben lassen und in untätiger Defensive die Umgehung abwarten wollte, darauf an, den rechten Flügel festzuhalten und die in zwei Kolonnen vormarschierende, mit der linken Kolonne (54. Infanterie-Brigade) weit südlich ausholende 27. Division über die Würm und gegen die rechte feindliche Flanke zu führen, um den Vormarsch des Feindes zum Stehen zu bringen und die Lage ihm gegenüber günstig zu verändern. Die rechte Kolonne der 27. Division (53. Infanterie-Brigade) überschritt auf dem zweiten südlich Weil der Stadt gelegenen Übergang die Würm und hatte schleunigst die Höhen des jenseitigen (linken) Ufers zu besetzen, um hier Fuß zu fassen und der nachfolgenden Artillerie zu ermöglichen, in Stellung zu gehen. Das gelang der Brigade trotz der Nähe starker feindlicher Kavallerie, recht schwierigen Geländes und stark aufgeweichten Bodens in kurzer Zeit, weil sie sich ohne Zeitverlust aus der Marschkolonne durch strahlenförmiges Auseinanderziehen der Bataillone und Kompagnien in Sektionskolonnen entfaltete. Die ihr zugeteilte Artillerie dagegen hatte dadurch, daß sie auf dem diesseitigen (rechten) Ufer der Würm eine Bereitstellung einnahm, statt in der Marschkolonne halten zu bleiben, Zeit und Kräfte verloren. Als sie nach Besetzung der Höhen des linken Ufers durch die Infanterie dorthin nach-

gezogen wurde, mußte sie aus der eingenommenen Bereitschaftsstellung wieder in die Marschkolonne übergehen und gelangte daher später zur Wirkung, als es bei der scharf zugespitzten Gefechtslage, nach welcher hier der Schwerpunkt der Entscheidung für das Korps lag, wünschenswert war.

Von der 26. Division hatte ich die 52. Infanterie=Brigade auf der nach Weil der Stadt führenden Straße in entsprechender Entfernung in der aufgeschlossenen Marschkolonne zu meiner Verfügung halten lassen. Ich ließ sie sehr bald in der Sektionskolonne auf dem Wege, der zu dem unmittelbar südlich Weil der Stadt gelegenen Übergang führt, bis nahe an die Würm heranmarschieren, um sie sowohl zur Unterstützung der 53. Infanterie=Brigade als der 26. Division verwenden zu können. Die letztere hatte inzwischen eine Stellung mit der Front nach Norden eingenommen, zu deren Unterstützung die 52. Infanterie=Brigade, wenn erforderlich, je nach Umständen sowohl durch Abdrehen der Teten der einzelnen Unterabteilungen, wie durch Kehrtmachen*) und darauf folgende strahlenförmige Entwicklung herangezogen werden konnte. Da die 54. Infanterie=Brigade zu lange ausblieb, wurde die 52. Infanterie=Brigade auf dem südlich Weil der Stadt gelegenen Übergang über die Würm herübergezogen. Sie konnte, bei dem weiteren Vorschreiten des Korps, auf dem linken Würmufer sowohl neben der 53. Infanterie=Brigade zur Entwicklung gelangen als diese in der Sektionskolonne begleiten, um, wenn nötig, bei Weil der Stadt wieder ihrer Division zugeführt zu werden. So gestaltete sich das Beibehalten der Marsch= bezw. Sektionskolonnen an dem genannten Tage nach verschiedenen Richtungen hin sehr vorteilhaft, trug wesentlich zur schnellen Entwicklung des Korps unter ungünstigen Verhältnissen sowie sehr schwieriger Gelände= und Bodengestaltung bei und gab dem Führer die Möglichkeit, die Truppen unter voller Erhaltung der Kräfte in vorteilhafter Weise nach den verschiedensten Richtungen zu verwenden.

An einem späteren Tage in demselben Kaisermanöver wurde das genannte Armeekorps in voller Entwicklung zum Angriff gegen eine vom markierten Feind besetzte Stellung geführt. Die letzte verfügbare Reserve (ein Infanterie=Regiment zu zwei Bataillonen) sollte eingesetzt werden und befand sich im Vormarsch zur vorderen Linie, die beiden Bataillone nebeneinander, die Kompagnien in einer Linie in Sektionskolonnen mit Entwicklungsabstand nebeneinander. Der Punkt, auf welchen die Vorführung des Regiments stattfand, erwies sich jedoch nicht als der entscheidende. Die Verstärkung der Schützenlinie und der Durchbruch mußte, wie ich erkannte, weiter rechts liegen, wo ich mich befand. Ich gab dem vor der Mitte seines Regiments reitenden Regimentskommandeur ein Zeichen, die Richtung nach mir zu verändern; er drehte sofort die Kompagnie, vor der er ritt, nach dieser Richtung ab, die übrigen folgten, und nach kurzer Zeit befand sich das Regiment dort, wo es ein=

*) Siehe die Bemerkung über Bewegung und Gefecht der Infanterie mit dem zweiten Gliede auf Seite 219.

greifen sollte. Für ein in Kompagniekolonnen oder Linien vorrückendes Regiment wäre eine solche Bewegung ungleich schwieriger gewesen.

Bei der Besichtigung einer Brigade auf dem Truppenübungsplatz war vom Divisionskommandeur angenommen worden, die zur Verfügung des kommandierenden Generals stehende Brigade wäre als letzte auf dem Gefechtsfelde eingetroffen und hätte den Befehl erhalten, etwa hinter der Mitte der Gefechtslinie des Armeekorps Aufstellung zu nehmen. In dieser Gefechtslinie waren die vordere Linie der Infanterie und die Gruppen der in Stellung befindlichen Artillerie durch Flaggen bezeichnet. Der Brigadekommandeur wählte eine Aufstellung, in welcher die Bataillone hintereinander, und in jedem Bataillon die Kompagnien in Sektionskolonnen dicht nebeneinander standen. Als dann der Befehl einging, die Brigade um den linken Flügel des Armeekorps herum zum Angriff gegen den rechten Flügel des der vorderen Linie gegenüber entwickelten Feindes zu führen, wurde die Brigade durch Linksschwenken, im allgemeinen unter Benutzung der sich darbietenden Deckungen und hinter den Artilleriegruppen vorbei auf den Punkt geführt, von dem aus sie sich im Anschluß an den linken Flügel der vorderen Linie des Armeekorps entwickeln sollte. Als inzwischen ein Vorgehen vom rechten Flügel des Feindes erfolgte, zeigte es sich, daß die schnell erforderlich werdende Entwicklung aus der gewählten Formation nicht ohne Reibungen und Schwierigkeiten vonstatten ging. Der Brigadekommandeur führte bei der Besprechung an, er hätte nur um die Sektionskolonne in Anwendung zu bringen und die Tiefe der Brigade, was ihm notwendig erschien, zu verringern, diese Formation gewählt, sonst würde er die Tiefkolonne vorgezogen haben. In der Tiefkolonne aber ist eine Brigade, wenn man einigermaßen kriegsstarke Verbände zugrunde legt, sehr wenig vorteilhaft in schwierigerem Gelände und mit wechselnder Richtung zu bewegen. Die Schwenkungen vollziehen sich sehr schwerfällig, die Geländefalten zur Deckung sind schwer zu benutzen, und die Brigade stellt eine sehr kompakte Masse dar, welche der Sicht und den Verlusten in erheblichem Maße ausgesetzt ist.

Wenn der Brigadekommandeur die Aufstellung der Brigade in einer aufgeschlossenen Sektionskolonne, welche der Divisionskommandeur der Sachlage für angemessen hielt, für zu tief erachtete, so konnte er jedenfalls die beiden Regimenter in solcher Kolonne mit entsprechendem Abstand nebeneinander stellen, ohne daß bei der angenommenen Lage und bei der Beschaffenheit des Geländes Bedenken gegen die Tiefe anzuerkennen gewesen wären. Die Vorführung zur Entwicklung hätte sich auf diese Weise sehr viel einfacher und zweckmäßiger vollzogen, die Sektionskolonnen hätten die Deckungen besser benutzen und die durch feindliche Geschosse gefährdete Gegend der Artilleriestellungen leichter vermeiden können. Die Regimenter wären in den Sektionskolonnen, gleichviel, ob sie dem überraschenden Vorbrechen des Feindes die Spitze oder die Flanke boten, in ersterem Fall durch strahlenförmiges Auseinanderziehen, in letzterem durch Abdrehen der Teten leicht zur Entwicklung zu

bringen gewesen. Es könnten der Beispiele zu diesem Zweck noch sehr viele angeführt werden; ich würde indessen dann im wesentlichen wiederholen müssen, was ich in meinem Werke „Ausbildung für den Krieg" an den verschiedensten Stellen angeführt habe.

Es soll nur noch hervorgehoben werden, wie bei den Übungen des in Rede stehenden Armeekorps mehrfach in die Erscheinung trat, daß das Vorgehen der Infanterie in Sektionskolonnen den Kavallerieangriffen erhebliche Schwierigkeiten bereitete, welche von den Führern dieser Waffe lebhaft empfunden wurden. Infolge der Leichtigkeit des Einschwenkens nach der Flanke war es möglich, den Flankenangriffen der Kavallerie in kürzester Zeit eine starke Feuerfront entgegenzustellen, welche das Gelingen des Angriffs in hohem Grade erschwerte. Die Kavallerie wurde infolgedessen veranlaßt, die Angriffe gegen den Rücken der vormarschierenden Infanterie zu unternehmen und dadurch auf weit ausholende Bewegungen verwiesen, die mit großem Zeitverlust verknüpft und meist schwer zu verbergen waren. Aufmerksame Infanterie gelangt aber aus der Sektionskolonne auch nach hinten schnell zum Aufmarsch, besonders wenn die Infanterie die ihr immer noch innewohnende Abneigung überwindet, das zweite Glied bei Bewegung und Gefecht vorn zu haben, und es in dieser Beziehung der Kavallerie gleichtut, bei der die Scheu vor der Inversion völlig überwunden ist.

Nun soll jedoch durch das Hervorheben der Zweckmäßigkeit der Anwendung der Sektionskolonnen bei der Infanterie, und zwar nicht bloß bei der zum Angriff vorgehenden, sondern auch bei der im abwartenden Verhältnis befindlichen, durchaus nicht etwa in einseitiger Weise den sonstigen Gefechtsformen die Berechtigung abgesprochen werden. Der Führer wird in jedem Fall die Form wählen, welche er nach der jedesmaligen Lage für die zweckmäßigste hält. Es wird sicher Fälle geben, in denen die Sektionskolonne, besonders bei größeren und starken Verbänden, sei es aus Gründen der Deckung, sei es der Übersicht wegen, zu tief erscheint, wo daher die Kompagniekolonne oder die Linie an ihre Stelle treten müssen. Der Zweck der vorstehenden Auseinandersetzungen wäre erreicht, wenn sie dazu führen möchten, daß in jedem Fall die Frage aufgeworfen würde, ob es der Lage nach nötig ist, die Marschkolonne oder die Sektionskolonne zu verlassen, bevor zur Schützenentwicklung übergegangen wird. Ich glaube, diese Frage würde in der Mehrzahl der Fälle verneint werden. Sicher aber werden, wenn man sich die besprochenen Anschauungen zu eigen macht, viele unnötige Aufmärsche bei der Infanterie vermieden werden, zum Vorteil der Absichten der Führung sowie leichterer und gedeckterer Vorführung und erheblicher Schonung der Truppe.

Über kurz oder lang wird doch wohl auch bei der Infanterie die Notwendigkeit einer Neubearbeitung des Exerzier-Reglements hervortreten, ebenso wie sie bei den andern Waffengattungen in letzter Zeit erfolgt ist. Es wird dann entschieden von Vorteil sein, wenn der Grundsatz der leitende wird, daß die Entwicklung zum Gefecht

in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle aus der Marschkolonne erfolgt und die zu wählenden Gefechtsformen sich eng an diese anschließen müssen. Es darf nicht übersehen werden, daß die noch vorhandenen massierten Kolonnen Zeiten entnommen sind, in denen das Infanteriegefecht mit wesentlich andern Mitteln geführt wurde als jetzt. Daß diese Formen auch unter den jetzt veränderten Umständen aus disziplinaren oder Versammlungs-Rücksichten erhalten bleiben müssen, läßt sich bestreiten; für das Gefecht der Infanterie haben sie keinen Wert mehr, und man wird aus Rücksichten für die schon recht überlastete Ausbildung der Infanterie in dem alle Kräfte anspannenden Schützengefecht ihre Beibehaltung ernstlich in Frage ziehen müssen. Es gibt genügend andere Mittel, den notwendigerweise festzuhaltenden Grundsatz, durch das Exerzieren die Disziplin zu befestigen und zu erhalten, zu voller Geltung zu bringen. Für Versammlungszwecke aber wird es genügen, wenn man die Kompagniekolonnen, je nach Bedarf, hinter- oder nebeneinander stellt. Einfacher wird auch zu diesem Zweck die Anwendung aufgeschlossener Marschkolonnen sein, deren Aufstellung weniger Zeit und Kräfte in Anspruch nimmt. Ob es erforderlich ist, die Bewegungen in den Sektionskolonnen, deren Vervielfältigung beim Vormarsch, das Abdrehen der Teten nach der ganzen oder halben Flanke, den Entwicklungsabstand zwischen den vorgehenden Kolonnen, die Entwicklung zum Schützengefecht aus der Sektionskolonne, das Verfahren beim Hinlegen in der Sektionskolonne usw. zu reglementieren, mag dahingestellt bleiben. Das erfordert eingehendere Erwägungen. Die Aufnahme der betreffenden Grundsätze in umfassenderer Weise in das Reglement aber scheint eine notwendige Folge der Zusätze vom Jahre 1899 zu sein, welche diesen Betrachtungen zugrunde gelegt wurden.

Wenn die Anwendung schmaler Kolonnen bei der Entwicklung zum Gefecht hauptsächlich für die Infanterie Bedeutung hat, so gilt der Grundsatz, die Marschkolonnen möglichst spät zu verlassen und aus einer Vervielfältigung derselben zum Gefecht überzugehen, auch für die andern Waffengattungen.

Bei der Artillerie ist dies völlig erkannt. Sie bewegt sich fast nur in der Kolonne zu Einem und in Batteriekolonne. Die Notwendigkeit, beim Eintritt ins Gefecht schnell und unter möglichst vorteilhafter Ausnutzung der Vorteile sowie möglichst leichter Überwindung der Schwierigkeiten des Geländes zur Entfaltung ihrer Kräfte zu gelangen, hat dieser Waffe die eingeschlagenen Wege gewiesen. Auch beim Stellungswechsel gehen nur, wenn kurze Strecken zurückzulegen sind, die Batterien in Batteriefront vor. Sowie es sich um längere Strecken handelt, wählt man die Formation in Batteriekolonnen.

Bei der Kavallerie besteht eine entschiedene Neigung, die zum Marsch angewandten schmalen Kolonnen sobald als möglich zu verlassen. Sie findet ihre Berechtigung in der bei dieser Waffengattung gesteigerten Notwendigkeit schleuniger Gefechtsbereitschaft sowie in der von Kavallerieoffizieren vielfach betonten Unbequem-

lichkeit der Fortbewegung in den Marschkolonnen bei schnellen Gangarten und zu überwindenden Hindernissen im Gelände. Trotzdem wirkt die Gewohnheit, sich auf bekannten, im wesentlichen keine oder geringe Geländeschwierigkeiten darbietenden Übungsfeldern zu bewegen, häufig in zu großem Maße nach. Im Kriege werden auch die Kavalleriemassen, deren Vorbewegung sich verhältnismäßig die größten Schwierigkeiten entgegenstellen, häufig genug gezwungen sein, die schmalen Marschkolonnen anzuwenden und sich zur Verringerung der Tiefe der Vervielfältigung dieser Kolonnen, in sinngemäßer Anwendung der vorstehenden Ausführungen, zu bedienen. Es wird auch bei der Kavallerie in der Wirklichkeit oft leichter sein, mit schmalen Teten, welche sich auf den vorhandenen gebahnten Wegen vorbewegen oder sich durch das Gelände winden, vorwärts zu kommen als mit breiteren Formationen. Hindernisse, welche zu überspringen oder schwierig zu erklettern sind, kommen im Kriege im Vormarschgelände seltener vor als im Frieden. Es wird jedenfalls gut sein, wenn der Abneigung gegen die schmalen Kolonnen nicht zu viel Raum gegeben und deren Anwendung bei den Übungen nicht zu sehr hintangesetzt wird, wie es vielfach zutage tritt. Die Kavallerie ist durch die schnellen Gangarten, welche ihr zu Gebote stehen, am ehesten in der Lage, aus den schmalen in breitere Formationen überzugehen.

Ich entsinne mich einer Übung, bei welcher eine Kavallerie-Brigade, die in der Kolonne zu Vieren auf eine Enge vormarschierte, gegen in der Flanke auftretende feindliche Kavallerie mit überraschender Schnelligkeit durch Drehen der Eskadronsteten und Aufmarsch zur Entwicklung und zu erfolgreicher Tätigkeit gelangte. Sie wäre meiner Ansicht nach noch schneller durch Einschwenken der Abmärsche zur Linie zum Ziele gelangt. Die dagegen angeführten Bedenken, daß auf diese Weise nicht die nötige Geschlossenheit erzielt worden wäre, vermochte ich nicht zu teilen, da die etwaigen geringfügigen Lücken im Vormarsch schnell geschlossen werden konnten. Jedenfalls erscheint es von Vorteil, die Zugkolonnen, welche nach Ansicht der Kavallerieführer fast überall durchkommen und durch das „Flügel-Abbrechen" allerdings in der Lage sind, auch kurze Engen ohne wesentlichen Aufenthalt zu durchschreiten, nicht zu früh zu verlassen.

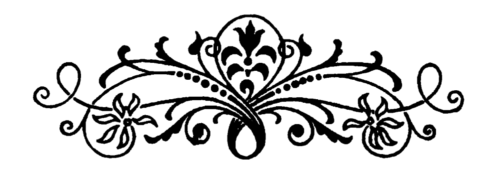
Das Vorgehen größerer Kavalleriekörper in mehreren Zugkolonnen nebeneinander befähigt sie, meiner Auffassung und Erfahrung nach, zu völlig genügender Gefechtsbereitschaft nach den verschiedensten Seiten und gibt ihnen eine größere Leichtigkeit, sich dem Gelände anzuschmiegen als die frühzeitige Formation in Regiments- und Brigadekolonnen, welche nebenbei auch der Sicht und den Verlusten in höherem Grade ausgesetzt sein dürften. Die Exerzierübungen der Kavallerie-Divisionen, auf verhältnismäßig engem Raum, führen in dieser Beziehung vielfach auf Wege, welche meines Ermessens der Wirklichkeit nicht immer entsprechen.

Für die Vorbewegung größerer Kavalleriemassen auf dem Schlachtfelde gelten ähnliche Bedingungen wie für die Armeekorps. Sie werden diesen, soweit sie nicht

vor der Front in der angedeuteten Art der stufenweisen Entwicklung Verwendung finden, in einer oder mehreren Marschkolonnen, wenn es möglich ist, Zugkolonnen, folgen oder sie, wenn das Gelände es gestattet, begleiten.

So treffen bei allen Waffengattungen im wesentlichen dieselben Bedingungen zu, um die Marschkolonnen auch im Gefechtsverhältnis möglichst lange beizubehalten. Der in unseren neueren Kriegen bei den großen Verhältnissen zum Durchbruch gelangte Grundsatz der Teilung der Kräfte und des möglichst langen Hinausschiebens der Vereinigung zum Schlagen, wird folgerichtig auch auf dem Gefechtsfelde in kleinerem Umfange zur Anwendung gelangen. Wie im großen wird auch hier auf diese Weise am besten der im Kriege vorherrschenden Ungewißheit der Lage Rechnung getragen werden und die Entwicklung zum Gefecht ohne Unterbrechungen und Störungen nach allen Seiten mit Leichtigkeit und dem geringsten Kräfteverbrauch zur Anwendung gelangen können.

Frhr. v. Falkenhausen,
General der Infanterie z. D.





Die Russen in den Kriegen der Vergangenheit.

Die vortrefflichen Eigenschaften des russischen Soldaten sind bekannt. Genügsamkeit, Ausdauer, zähe Tapferkeit, Anhänglichkeit an seine Vorgesetzten haben ihn von jeher ausgezeichnet. Unsere Führer aus der Zeit, da Preußen und Russen gemeinsam gegen Napoleon fochten, sind des Lobes voll über die russischen Truppen. Boyen äußert sich noch aus dem Jahre 1807 sehr günstig über die Kasaken. Von solchen, die ihm als Bedeckung oder als Ordonnanzen zugeteilt waren, habe er sich immer nur ungern getrennt.*) Gneisenau schreibt im Jahre 1813 aus Anlaß des Gefechts des russischen Korps Langeron bei Zobten am 19. August: „Es ist nicht möglich, mit mehr Unerschrockenheit zu fechten, als die Truppen dieser kriegerischen Nation, die Russen, es tun."**) Wer jemals mit dem Mann aus dem russischen Volke zu tun hatte, wird dem Urteile Boyens nur beipflichten können, und die Haltung der russischen Truppen in Ostasien auch gegenüber einem so fanatischen todesmutigen Gegner, wie es die Japaner sind, läßt Gneisenaus Meinung noch für die heutige Zeit berechtigt erscheinen.

Und trotz dieses vortrefflichen Menschenmaterials weisen die Kriege Rußlands nicht wenige Mißerfolge auf. In ihrer Geschichte kehrt eine Reihe von Erscheinungen immer wieder, die als typisch gelten können, und die es nur selten dahin kommen ließen, daß die Truppe sich als ein durchaus vollwertiges, allen Anforderungen einer kühnen Kriegführung gewachsenes Werkzeug in der Hand der höheren Führer erwies.

Ein geschichtlicher Rückblick wird dieses im Einzelnen dartun.

Peter der Große.

Begründer des heutigen russischen Heerwesens, wie überhaupt des modernen russischen Staates ist Peter der Große. Als Kern für die Errichtung einer regulären Armee dienten ihm die aus den Musterkompagnien seiner Jugendjahre hervorgegangenen beiden Garde-Infanterie-Regimenter Preobrashensk und Ssemenowsk. Kurz vor dem Ausbruch des nordischen Krieges wurden 27 Infanterie- und 2 Dragoner-Regimenter neu errichtet, doch bestand die Armee, die bei Narwa von Karl XII. geschlagen wurde, noch zum großen Teil aus Aufgeboten des Landes und den alten

*) Nippold, Erinnerungen Boyens, I. S. 255.

**) Pertz, Leben Gneisenaus, Bd. 3, S. 179. Brief an den Grafen Münster vom 20. August.

Strelitzen-Regimentern. Neun Jahre später bei Poltawa führte Peter bereits 42 000 Mann regulärer Truppen in 58 Bataillonen, 17 Kavallerie-Regimentern mit 72 Geschützen gegen 26 Bataillone, 22 Kavallerie-Regimenter, im ganzen 23 000 Schweden in die Schlacht. Mit Hilfe dieser Überlegenheit gelang es, die ungestüm und nur von vier leichten Geschützen begleitet vordringenden Schweden, nachdem diese durch das Feuer der starken russischen Artillerie erschüttert waren, in beiden Flanken zu umfassen und entscheidend zu schlagen. Nach erfochtenem Siege lud der Zar mit seinen Generalen auch die gefangenen schwedischen Offiziere zu Gast und brachte einen Trinkspruch auf die Schweden als die Lehrmeister der Russen in der Kriegskunst aus.

Die gewaltsame Durchdringung altrussischen Wesens mit europäischer Kultur, wie sie der große Reformator vornahm, konnte nur mit Hilfe zahlreicher Ausländer geschehen, die er in seinen Dienst zog. Die Regimentskommandeure und ein großer Teil des Offizierkorps bestand zu Anfang der Regierung Peters aus solchen. Wohl bildeten sich in der Schule seiner Kriege einige tüchtige Generale russischer Nationalität heran, wie die Feldmarschälle Menschikow und Scheremetjew, aber ohne die Hilfe der zahlreichen Ausländer im russischen Dienst wäre die Schaffung einer europäisch geschulten Armee und einer Flotte gar nicht möglich gewesen, mögen immerhin manche Abenteurer mit etwas weitem Gewissen unter diesen Fremden gewesen sein. Die Entwicklung des damaligen Rußlands, das durch den Willen eines Einzelnen in kurzer Frist, wenigstens äußerlich, europäisiert wurde, gemahnt unwillkürlich an das Werk, das im modernen Japan die herrschende Adelsklasse durchgeführt hat, nur daß die heutigen Japaner weit schneller ihrer fremdländischen Lehrmeister haben entraten können.

In Rußland hat die öffentliche Meinung allerdings niemals die unmittelbaren Verdienste dieser Lehrmeister so bereitwillig zugestanden, wie einst Peter die mittelbaren seiner schwedischen Gegner nach seinem Siege von Poltawa. Vorwiegend waren es Deutsche, die in der russischen Armee Geltung gewannen, und die Kriegsgliederung des russischen Heeres in der Mandschurei weist auch heutigen Tages noch eine stattliche Zahl von Trägern deutscher Namen an der Spitze der großen Heereskörper auf. Zu den zahlreichen Angehörigen verschiedener deutscher Kontingente, die unter Peter dem Großen und seinen Nachfolgern ihr Glück im russischen Dienst suchten, gesellte sich dann der deutsche Adel der Schweden abgerungenen baltischen Provinzen,*) dessen Söhne an allen Kriegen Rußlands einen höchst ehrenvollen Anteil genommen haben.

*) Kurland stand unter polnischer Lehnshoheit und ist erst 1795 durch die dritte Teilung Polens an Rußland gekommen. So erklärt es sich, daß eine Anzahl von kurländischen Edelleuten in der preußischen Armee unter Friedrich dem Großen diente, während die livländischen und estländischen Edelleute als russische Untertanen in die russische Armee eintraten. Viel übrig hatte im allgemeinen König Friedrich für die Kurländer nicht. Er äußerte einst: „Sie glauben, meine Armee sei ein Taubenschlag, man gehet hinein und wieder hinaus“.

Unter den Nachfolgern Peters des Großen.

Unter der Herrschaft der Regenten, die auf Peter den Großen folgten, hat sich vor allem der einem oldenburgischen Geschlecht entstammende Feldmarschall Münnich, der Türkenbesieger und Bezwinger von Danzig, von seinen Soldaten „der Falke" genannt, um die russische Armee verdient gemacht. Seiner Initiative ist eine Reihe nützlicher Maßnahmen für die ordnungsmäßige innere Ausgestaltung des Heeres entsprungen. Erst durch ihn wurde die Gleichstellung der Nationalrussen mit den Ausländern hinsichtlich der Geldbezüge durchgeführt; durch die Errichtung eines Kadettenkorps war er bestrebt, dem Nachwuchs des Offizierkorps eine bessere Bildung zuteil werden zu lassen. Es bedurfte der starken Hand dieses bedeutenden Mannes, um die Kriegszucht in einem Heere aufrechtzuerhalten, das nach Peters tyrannischer Herrschaft in der Zeit von 1725 bis zur Tronbesteigung Elisabeths im Jahre 1741 fünf, zum Teil gewaltsame Thronwechsel erlebte.

Die Regierung der Kaiserin Elisabeth ist durch ein Zurückdrängen des deutschen Einflusses und durch die Hervorkehrung national-russischer Tendenzen gekennzeichnet, so wenig auch die auswärtige Politik, die zu befolgen sie sich genötigt sah, eine wirkliche Rückkehr zu den Verhältnissen des alten Rußlands möglich machte.

Das Offizierkorps war unter Elisabeth noch sehr wenig gleichartig. Seine Masse entstammte dem kleinen Landadel und stand auf sehr niedriger Bildungsstufe. Die höheren Stellen befanden sich in den Händen Angehöriger der reichen und mächtigen Adelsfamilien, die in der Garde eine rasche Beförderung genossen hatten, daneben waren immer noch zahlreiche Offiziere nichtrussischer Nationalität im Heere vertreten.

Der stete Geldmangel führte zu mancherlei Mißständen. Die großen Entfernungen erschwerten die Ergänzung der Armee umsomehr, als die Rekrutenaushebungen nur nach Bedarf und in unregelmäßigen Zeitabschnitten erfolgten. Der Sollstand des regulären Heeres betrug zwar über 300 000 Mann, für einen Krieg war aber nur auf die Hälfte zu rechnen. Unter diesen Umständen wäre es im Siebenjährigen Kriege schlimm um die Armee bestellt gewesen, wenn ihr nicht die bäuerliche Bevölkerung ein so überaus williges und brauchbares Menschenmaterial mit lebenslänglicher Dienstverpflichtung zugeführt hätte. Die sonstigen ungesunden Verhältnisse ließen es trotzdem zu einer gedeihlichen Entwicklung des Heerwesens nicht kommen. Nur die Artillerie wurde unter Elisabeth, dank den Bemühungen des Grafen Peter Schuwalow, wesentlich gefördert. Die von ihm eingeführten „Einhörner" erwiesen sich im Siebenjährigen Kriege den preußischen Geschützen nicht nur an Beweglichkeit, sondern auch an Wirkung durchaus überlegen. Die russische Artillerie war für damalige Verhältnisse überaus zahlreich. So führte die Armee, die am 30. August 1757 bei Gr. Jägersdorf focht, bei nicht ganz 55 000 Mann, davon nur 36 000 Mann Infanterie, 263 Geschütze, davon 154 Regiments- und 109 Positionsgeschütze. Die Russen waren in dieser Schlacht den Preußen an Infanterie und Kavallerie mehr als doppelt, an Artillerie aber fünffach überlegen. Bei diesem ersten Zusammentreffen

mit den Preußen war der Eindruck, den die russische Artillerie hervorrief, so stark, „daß er durch die ganzen Jahre des Krieges haften geblieben ist und den Kampf gegen die Russen als die schwerste Arbeit hat erscheinen lassen, die preußischen Truppen zufallen konnte."*) Man scheint sich in Rußland der Hoffnung hingegeben zu haben, daß es mit Hilfe dieser starken Artillerie gelingen könnte, die größere Beweglichkeit und Feuerkraft der preußischen Infanterie bis zu einem gewissen Grade auszugleichen.**) Charakteristisch war bei der russischen Artillerie ihr Zusammenhalten in großen Massen auf den beherrschenden Punkten des Schlachtfeldes sowie die Mitführung einer großen Anzahl von Haubitzen.

Mußte die Beigabe einer so zahlreichen Artillerie mit entsprechenden Munitionsfahrzeugen die russische Armee schon sehr belasten, so wurde diese durch die Mitführung eines gewaltigen Trosses noch unbeweglicher. Dieser Troß wurde häufig unter besonderer Bedeckung in eine Wagenburg zusammengefahren, öfter lagerte er auch mit der Artillerie und regulären Kavallerie zusammen inmitten der Infanterie, die eine karreeartige Formation annahm. Die Front des Lagers wurde meist von Verschanzungen und spanischen Reitern umgeben, eine Gewohnheit, die gleich mancher anderen aus den Feldzügen gegen Türken und Tartaren hinübergenommen worden war. Die Schlachtordnung war die damals allgemein übliche treffenweise der Lineartaktik, wobei die Infanterie zu vier Gliedern rangierte. Die reguläre Kavallerie befand sich auf den Flügeln, die irregulären Reiter hielten abgesondert seitwärts der eigentlichen Schlachtordnung. Kennzeichnend für die russische Armee war die Ausscheidung von Regimentsreserven bei der Infanterie und die Aufstellung einiger Infanterie-Regimenter zwischen beiden Treffen. In den letzten Jahren des Siebenjährigen Krieges wurde mehr und mehr die Ausscheidung einer aus allen Waffen gemischten Hauptreserve als drittes Treffen üblich. Auf diese Weise gewann die Schlachtordnung bei den Russen eine größere Tiefe als sie bei anderen Armeen zur Zeit der Lineartaktik zu finden war.

Es ist begreiflich, daß die russischen Führer, wo sie sich König Friedrich, dem ersten Feldherrn der Zeit, in Person gegenübergestellt sahen, es vorzogen, den Angriff der Preußen stehenden Fußes anzunehmen. Das Vertrauen auf die bewährte Standhaftigkeit ihrer Mannschaften hat sie hierbei nicht getäuscht. Bekanntlich wollte die russische Infanterie bei Zorndorf keinen Pardon annehmen und ließ sich von Seydlitz' Reitern buchstäblich in Stücke hauen. Bei Kunersdorf erlahmte der preußische Infanterieangriff an den dichten Massen der Russen, wenn auch das Hauptverdienst an diesem bedeutendsten Siege über König Friedrich Laudon und seinen tapferen Österreichern gebührt.

---

*) Gr. Gen. St. Kriege Friedrichs des Großen. Der Siebenjährige Krieg, Bd. IV. S. 113.
**) Ebenda. S. 11.

Führer und Truppen waren bei den Russen in der Ausführung rascher Bewegungen in größeren Verbänden nicht geübt. Im Frieden fanden Zusammenziehungen schon wegen der weit zerteilten Unterkunft nicht statt, und die Kriege der letzten Zeit hatten, weil sie nicht gegen europäisch geschulte Gegner geführt worden waren, keine Gelegenheit gegeben, die Manövrierfähigkeit der Armee zu erhöhen. Nimmt man hinzu, daß durch die mangelhafte Organisation des Verpflegungswesens die Generale sich stets beengt fühlen mußten, so ist ohne weiteres ersichtlich, daß diese Armee nur in der Hand eines genialen Feldherrn zu großen Leistungen befähigt war. Über einen solchen aber gebot das damalige Rußland nicht.

Die mehrfachen Palastrevolutionen, die das Reich letzthin erlebt hatte, brachten es mit sich, daß die höheren Führer auch im Felde ihre Augen häufig mehr nach Moskau und Petersburg als nach dem Feinde gerichtet hielten, waren sie doch zum großen Teil in die Intriguen verwickelt, die am Hofe gesponnen wurden. Ihre Tätigkeit aber wurde daheim durch die sogenannte „Konferenz am Kaiserlichen Hofe" unter Leitung des Kanzlers Bestuschew überwacht und beschränkt. Daß man sich in einem Koalitionskriege befand, trug ein Weiteres dazu bei, die Leistungen herabzudrücken, zumal das Kriegsreglement Peters des Großen ausdrücklich bestimmte, daß der Feldherr alle Entschlüsse von Wichtigkeit einem Kriegsrat der Generale zu unterbreiten habe, eine Bestimmung, nach der man sich in der russischen Armee auch noch im Siebenjährigen Kriege richtete. Dabei trat dann fast immer das ein, was König Friedrich als das gewöhnliche Ergebnis eines Kriegsrats bezeichnet, „daß der mehreste Teil derer Stimmen vor die Negative ausfiel."*)

Unter Katharina II.

Die Regierung Katharinas II. ist durch eine Reihe glänzender Erfolge der russischen Waffen gekennzeichnet. Von der Kaiserin ist gesagt worden:**) „In ihrer Behandlung des Heeres zeigte Katharina das feine Verständnis russischen Wesens, das all ihr Tun charakterisiert. Sie beherrschte die Armee durch die obersten Führer, die sie ihr setzte, hütete sich sorgsam vor jedem Eingreifen in die innere Organisation derselben und gab auch hier der russischen Natur Raum, sich soweit zu entfalten, wie irgend mit dem Staatsinteresse verträglich war. Auch ist der Kriegsdienst nie populärer gewesen in den Kreisen des Adels, der die Offiziere stellte, und nie weniger gefürchtet in den Kreisen der Bauernschaft, der sie ihre Rekruten entnahm, als in den Tagen Katharinas. Mochte dieses Heer, das sich nur an schwächeren Gegnern gemessen hatte, auch seine Kraft überschätzen, es war ein unbedingt williges und gefügiges Werkzeug, auf welches die Kaiserin rechnen konnte und das zudem, dank der Freiheit der Bewegung, die den Führern stets gewährt wurde, der Ausbildung militärischer Talente ungewöhnlich reichen Spielraum bot."

*) Gen. Prinzipien XXV. Art. Bei Taysen, Friedrich der Große. Mil. Schriften S. 89.

**) Th. Schiemann, Geschichte Rußlands unter Kaiser Nikolaus I., Bd. I., Kaiser Alexander I. und die Ergebnisse seiner Lebensarbeit. Berlin 1904. S. 11.

In die Regierungszeit der Kaiserin fallen ein erster Türkenkrieg von 1769 bis 1774 und ein zweiter, gemeinsam mit Österreich geführter, von 1787 bis 1791, der gleichzeitige Kampf gegen Schweden von 1788 bis 1790 und die Unterwerfung Polens. Im ganzen bot die Armee in diesen kriegerischen Unternehmungen immer noch das gleiche Bild wie im Siebenjährigen Kriege. In der Verwaltung herrschte noch die gleiche Unordnung. Bei einer Gesamtstärke von 400 000 Mann war für einen Krieg immer nur auf die Hälfte zu rechnen, und Armeen von einer Nominalstärke von 50 000 bis 60 000 Mann besaßen meistenteils nur eine Gefechtsstärke von 25 000 bis 30 000 Mann.*) Die überaus starke Artillerie, der zahlreiche, in den wenig kultivierten Ländern, in denen die Kriege geführt wurden, unentbehrliche Troß, das Fehlen ständiger höherer Verbände gaben der russischen Armee immer noch ein sehr schwerfälliges Gepräge. Den Bewegungen der Infanterie fehlte Ordnung und Lebhaftigkeit. Sie kannte keinen Gleichtritt, und infolgedessen verloren die Bataillone bei der Vorwärtsbewegung sehr leicht die Geschlossenheit. Aus diesem Grunde war es im ersten Türkenkriege noch üblich, die Front durch spanische Reiter zu schützen. Die Beweglichkeit der Kavallerie war um nichts größer. Sie war in der Verwendung großer Massen nicht geübt, und ihr Pferdebestand ließ sehr zu wünschen. Am brauchbarsten waren die Husaren-Regimenter. Die Kasaken erwiesen sich nützlich im Aufklärungs- und Sicherungsdienst, waren jedoch zur Verwendung in der Schlacht völlig ungeeignet und bildeten bei ihrer schlechten Disziplin eine dauernde Landplage. Die Artillerie erhielt sich auf ihrer alten Tüchtigkeit, doch war sie wenig geübt, ihre Bewegungen denen der anderen Waffen anzupassen und hierzu auch bei ihrer Schwerfälligkeit kaum imstande.

So war das Heerwesen beschaffen, in dessen Mitte sich jetzt ein großes militärisches Talent entfaltete, Suworow. Diesem bedeutenden Mann, dem einzigen nationalrussischen General, der wirkliche Feldherrngaben bewiesen hat, war es vorbehalten, die Armee mit einem neuen Geist zu durchdringen. Als Stabsoffizier hatte er sich im Siebenjährigen Kriege als kühner Parteigänger bewährt, 1763 übernahm er das Kommando des Regiments Susdal. Ihm gab er, abweichend von den sonstigen Friedensgewohnheiten der damaligen russischen Armee, durch sechs Jahre hindurch eine unmittelbar auf den Krieg gerichtete Schulung. Hierbei erprobte er die Taktik, mit der er später seine Siege erfocht. Ihm, nicht dem Oberfeldherrn Fürsten Potemkin, hatte die Kaiserin die schönsten Waffenerfolge im zweiten Türkenkriege zu danken.

Charakteristik Suworows.

Suworow enstammte einer angesehenen russischen Adelsfamilie, war jedoch, abweichend von der damals in den vornehmen Kreisen bestehenden Gewohnheit, nicht

*) Übersicht der Kriege Rußlands, I. Petersburg 1885. Russisch. Unter Mitarbeit verschiedener namhafter russischer Militärschriftsteller, so der Generale Kuropatkin, Suchotin und Pusyrewski vom Generalleutnant Leer herausgegeben.

bereits in frühester Kindheit bei einem der Garde-Regimenter als Junker eingetragen worden, um den wirklichen Dienst im Jünglingsalter, dem Patent nach bereits als alter Offizier, zu beginnen, sondern hatte von der Pike auf gedient. Er trat als Gemeiner beim Garde-Regiment Semenow ein und stieg erst nach längeren Dienstjahren als solcher sowie als Unteroffizier im Alter von 25 Jahren zum Leutnant auf. Dadurch war er mit dem Fühlen und Denken des gemeinen Mannes vollständig vertraut geworden, behielt selbst als General viel von den Gewohnheiten seiner Dienstzeit in den niederen Graden bei und teilte alle Beschwerden und Entbehrungen mit seinen Soldaten. Manches an ihm, so sein etwas abenteuerlicher Aufzug, wenn er im einfachen weißen Soldatenkittel mit der Nagaika in der Hand auf einem Kasakenpferde einherritt, mußte als wunderlich auffallen, als er später mit anderen europäischen Armeen in Berührung trat. Auch ist er in seiner ganzen Art ein ausgeprägtes Original gewesen, dabei jedoch keineswegs ohne Bildung. So hat er unter anderem die Kriegstaten großer Feldherren der Vergangenheit eifrig studiert. Es kennzeichnet ihn, wenn er von sich selbst im Jahre 1794 schreibt:*) „Ich bin mit dem kostbarsten Schatz, den es hier auf Erden gibt, der Zeit, immer sparsam umgegangen, sowohl auf dem weitesten Felde der Tätigkeit, als in der stillen Einsamkeit, die ich mir überall zu schaffen wußte. Entwürfe, die mit großer Anstrengung durchdacht waren und mit noch größerer ausgeführt wurden, oft mit Hartnäckigkeit und zum Teil mit der äußersten, wie mit ungesäumter Benutzung der unbeständigen Zeit — das alles in eine mir eigentümliche Form gestaltet, hat mir oft den Sieg über die wankelmütige Glücksgöttin verschafft". War ihm sonach keineswegs Meditationskraft fremd, so liegt seine eigentliche Größe doch weit mehr in Eigenschaften des Charakters als des Verstandes. Der unbeugsame durch nichts zu erschütternde Wille erscheint in ihm als der hervorstechende Zug.

Nicht mit Unrecht vergleicht ihn Clausewitz mit Blücher, indem er sagt:**) „In beiden war die subjektive Seite des Feldherrn höchst ausgezeichnet, aber beiden fehlte die klare Einsicht in die objektive Welt, und so bedurften sie beide des Rates und der Leitung". Blücher nahm solchen willig von Gneisenau an, der ihn in glücklichster Weise ergänzte und ihn in den Stand setzte, seine wirklichen Feldherrngaben erst recht zu entfalten. Suworows Eigensinn hätte jeden Versuch solcher Ergänzung zurückgewiesen. Er ist freilich dadurch nicht stärker, sondern zu kriegerischem Handeln im großen Maßstabe nur weniger geeignet gewesen. Wenn Moltke sagt:***) „Es gibt Feldherren, die keines Rates bedürfen, die in sich selbst erwägen und beschließen, ihre Umgebung hat nur auszuführen, aber das sind Sterne erster Größe, deren kaum

*) Nach Bernhardi, Denkwürdigkeiten Tolls, I.

**) Feldzüge von 1799. I.

***) Der italienische Feldzug des Jahres 1859. Herausgegeben vom Gr. Gen. Stabe. Neuauflage von 1904 S. 10.

jedes Jahrhundert aufzuweisen hat," so ist Suworow diesen „Sternen erster Größe" unzweifelhaft nicht zuzurechnen.

Wie kaum je ein Feldherr aber wußte Suworow, seine unbezwingliche Energie auf die Truppe zu übertragen. Weil er von seinen Soldaten verstanden wurde, sich ganz als einen der Ihrigen gab, gelang es ihm, von ihnen die höchsten Leistungen zu erzielen. Von niemand ist die Psyche des damaligen russischen Soldaten richtiger erfaßt worden als von Suworow. In seinem eigenen Wesen finden sich manche typische Züge des russischen gemeinen Mannes wieder. Er war voll wilder Kampfeswut, gewaltsam und unbarmherzig und daneben voll Gutmütigkeit, ja voll Weichheit. Als sich ihm Warschau nach den Gräueln, welche die Erstürmung der Vorstadt Praga gebracht hatte, ergab, umarmte er die polnischen Unterhändler, und bei der Empfangnahme der Schlüssel ihrer Hauptstadt brach er in Tränen aus.

Sein bekanntes Wort, daß die Kugel eine Törin, das Bajonett ein ganzer Mann sei, traf auf das glücklichste mit den nationalrussischen Instinkten zusammen. Suworow erkannte, daß die Schulung der Russen für den Feuerangriff der Lineartaktik nicht ausreichte. Wollten sie daher nicht auf die Dauer ausschließlich zur Defensive verurteilt bleiben, sollte die wesentlich passiv veranlagte Natur des russischen Soldaten zur Aktivität gesteigert werden, dann mußte der Bajonettstoß in dichter geschlossener Masse an die Stelle des Feuerkampfes treten. Nur so konnte die Armee die ihr fehlende Beweglichkeit gewinnen. Das erste Treffen in Linie, das zweite in Kolonnen, oder beide Treffen in Kolonnen, den damals zahlreichen türkischen Reitern gegenüber auch vielfach in Karrees, bildete das Ganze unter seiner Führung eigentlich eine große geschlossene Masse. In dieser sah sich der einzelne mit fortgerissen, sie wirkte suggestiv auf ihn ein. Einem einfachen „Drauf" waren auch die wenigst gewandten Unterführer im russischen Heere gewachsen.

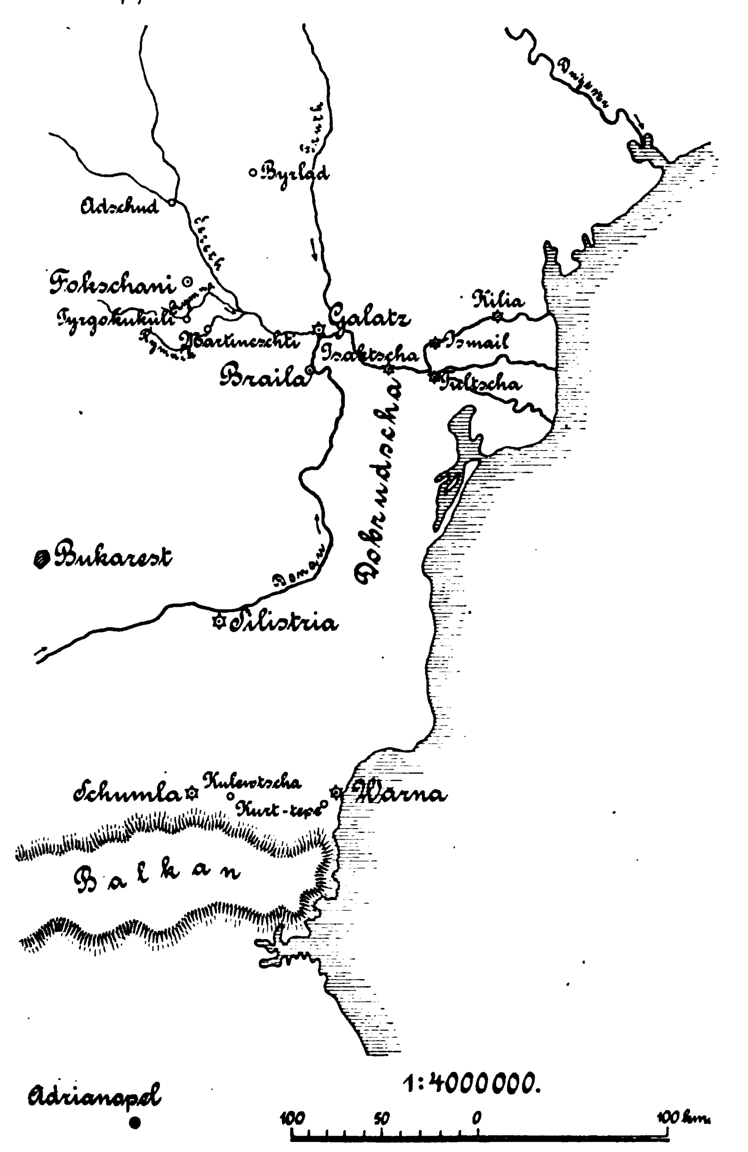
Suworow am Rymnik und bei Ismail.

Den Ruf Suworows als selbständiger Feldherr begründeten seine Siege bei Fokschani und am Rymnik im Jahre 1789 sowie die Erstürmung von Ismail im Jahre darauf.

1789 stand Potemkin mit den russischen Hauptkräften hinter dem Dnjestr, eine 7000 Mann starke russische Division (11 Bataillone, 12 Eskadrons, 2 Kasaken-Regimenter) unter Suworow war nach Byrlad, 18 000 Österreicher unter dem Prinzen von Coburg waren nach Adschud in die Moldau vorgeschoben. Diese beiden Abteilungen hatten am 1. August bei Fokschani einen Vorstoß von 30 000 Türken, die bei Braila über die Donau gegangen waren, zurückgewiesen. Im September überschritten alsdann die 90 000 Mann starken türkischen Hauptkräfte die Donau und bezogen eine Stellung auf der Hochfläche zwischen der Rymna und dem Rymnik.*) Ein 12 000 Mann zählender Heerhaufen wurde gegen die Rymna nach Tyrgo-Kukuli vorgeschoben, stärkere Kräfte lagerten an einem Walde, etwa in der Mitte

*) Skizze auf Seite 232.

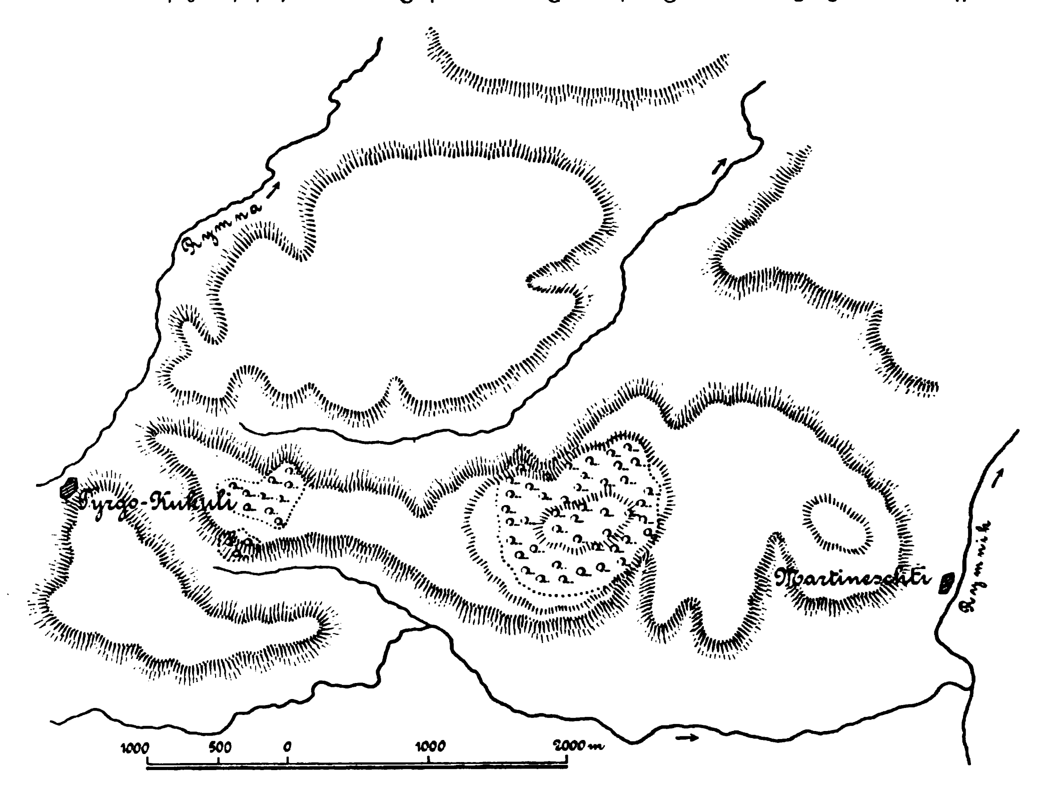
zwischen den erwähnten Flußläufen, weitere Truppen mit dem Rücken unmittelbar am Rymnik bei Martineschti.



Suworow vereinigte sich am 22. September morgens nach einem Marsch von über 70 km auf schlechten Wegen bei Fokschani mit dem Prinzen von Coburg, zwei Tage früher als ihn die Österreicher erwartet hatten. Er schritt hierauf sofort zur Erkundung der türkischen Stellung, wobei er erkannte, daß der Feind bei seiner Auf=

stellung in mehreren abgesonderten Gruppen in der Trennung geschlagen werden könne. Die Nacht vom 22./23. wurde zum Anmarsch benutzt. Die Verbündeten erreichten, nachdem sie 12 km marschiert waren, die Rymna 5 km unterhalb Tyrgo-Kukuli, durchfurteten den Fluß und schritten alsbald zum Angriff auf den vielfach überlegenen Feind.

Suworows Infanterie bildete zwei Treffen, die Bataillone in Karrees; die Kavallerie setzte sich hinter die Infanterie. In dieser Formation gingen die Russen



Rymna-aufwärts gegen die türkische Abteilung bei Tyrgo-Kukuli vor. Die Österreicher blieben zunächst links rückwärts gestaffelt und wandten sich dann allmählich gegen den Wald in der Mitte der türkischen Aufstellung. Während die vorgeschobene türkische Abteilung von Suworow, nicht ohne harten Kampf, aus ihren Verschanzungen vertrieben wurde, sahen sich die Österreicher durch fortgesetzte Angriffe türkischer Kavallerie in ihrem Vorgehen aufgehalten. Suworow sammelte seine Truppen nachdem der erste Kampfakt vollbracht war, schwenkte mit ihnen links und schritt, nachdem sie über eine halbe Stunde geruht und Wasser getrunken hatten, gemeinsam mit den Österreichern zum Angriff gegen die türkische Hauptstellung am Walde. Diesen Angriff erleichterte er der Infanterie, indem er die russische und österreichische Kavallerie

gegen die türkischen Schützengräben anreiten ließ, so daß die Infanterie unter dem Schutze des Reiterangriffs vordrang. Die Türken wurden in wildem Handgemenge überwältigt und der Tag endete mit einem vollen Siege der Verbündeten. 80 Geschütze und der ganze feindliche Troß fiel in ihre Hände. Die Russen büßten nur 45 Tote und 133 Verwundete, die Österreicher 150 Tote, 300 Verwundete ein. Suworow wurde von seiner Kaiserin für den glänzenden Sieg durch den Titel eines Grafen vom Rymnik, den Georgsorden erster Klasse, Epaulettes in Brillanten und einen Ehrendegen belohnt.

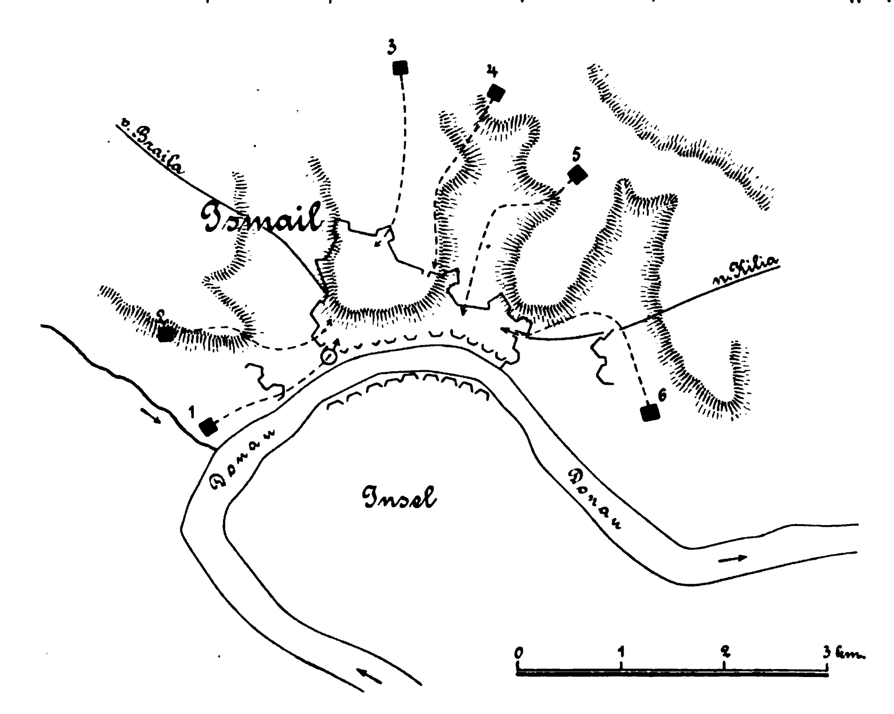
Im Jahre 1790 beschränkte sich Potemkin auf einige Unternehmungen gegen die türkischen Festungen an der unteren Donau. Während Suworow mit 12 000 Mann bei Galatz Aufstellung nahm, wurden nacheinander Kilia, Tultscha und Isaktscha durch die vereinten Anstrengungen der russischen Armee und der Donau-Flottille zu Falle gebracht. Hierauf wurden außer der Division Suworows alle verfügbaren Kräfte vor Ismail zusammengezogen. Dieser auf dem linken Donauufer liegende Platz war damals mit Hilfe europäischer Ingenieure besonders stark befestigt und mit 35 000 Mann, durchaus guten türkischen Truppen, von denen eine verzweifelte Gegenwehr erwartet werden mußte, besetzt.

Nachdem die Einschließung der Festung vollzogen war, traten die anwesenden russischen Generale zu einem Kriegsrat zusammen. In diesem einigten sie sich dahin, daß eine Erstürmung des Platzes unmöglich sei, daß andererseits die vorgerückte Jahreszeit und der bei der Belagerungsartillerie herrschende Munitionsmangel einen förmlichen Angriff untunlich erscheinen lasse, mithin der Abmarsch in die Winterquartiere zu erfolgen habe. Demgemäß begannen die Truppen alsbald ihre Stellungen vor der Festung zu räumen. Potemkin verweigerte jedoch seine Zustimmung zu den Beschlüssen des Kriegsrats und ordnete an, daß Suworow den Befehl vor Ismail zu übernehmen und die Frage des Abzuges zu entscheiden habe.

Suworow brach sofort mit dem größten Teil seiner Infanterie von Galatz nach Ismail auf, wohin er die von dort abziehenden Truppen unverzüglich zurückkehren ließ. Am 14. Dezember übernahm er das Kommando vor der Festung, wo jetzt 17 000 Mann regulärer Truppen und 13 000 Kasaken vereinigt waren. Nach erfolgter persönlicher Erkundung ließ er auf der Donauinsel Batterien errichten und diese durch Geschütze der Flottille armieren. Weitere Batterien wurden auf der Landseite erbaut. Die Truppenteile wurden abwechselnd allnächtlich an einem außerhalb der feindlichen Schußweite angelegten Übungswerk im Stürmen unterwiesen, alle Vorbereitungen mit Sorgfalt getroffen, Sturmleitern und Faschinen in ausreichender Zahl bereit gehalten. Suworow unterließ es nicht, auf die zum größten Teil ihm bisher nicht unterstellt gewesenen Truppen, persönlich einzuwirken. Er beritt die Lager und erinnerte die Mannschaften an die erfochtenen Siege. Er verbarg ihnen nicht die Schwierigkeiten, die ein Sturm bei einem so fanatischen Gegner haben

müsse, doch sei es der unabänderliche Wille der Kaiserin, daß Ismail noch in diesem Jahre gestürmt werde.

Am 22. Dezember wurde mit der Feuereröffnung begonnen und am 23. um 5^{30} morgens erfolgte der Sturm, zu dem gleichzeitig 6 Kolonnen auf der Landseite vorbrachen, 3 an der Wasserseite ans Land gesetzt wurden. Nach dreiviertel Stunden waren der Wall auf der Landseite und die Küstenbatterien, die an der Wasserseite



den Abschluß bildeten, in den Händen der Russen, und nur im Innern der Stadt tobte noch ein verzweifelter Kampf. 26 000 Türken fielen dem Gemetzel zum Opfer, der Verlust der Russen war verhältnismäßig gering, er betrug nur 1900 Tote und 2600 Verwundete.

In den Taten von Rymnik und von Ismail zeigt Suworow in hohem Grade den Coup d'oeil des großen Generals, um mit König Friedrich zu sprechen. Bewundernswert erscheint seine rastlose Tätigkeit, die Macht seiner Einwirkung auf die Truppe, der er die höchsten Marschleistungen bei Tag und Nacht abfordert, die er sich nicht scheut, gegen Festungsmauern zu führen. Am Rymnik trifft er auf Grund sorgfältiger persönlicher Erkundung unverzüglich seine Anordnungen. Nach einem vollen Siege dürstend, trägt er nicht Bedenken, seinen Truppen nach Vertreibung der vorgeschobenen feindlichen Abteilung eine zweite, noch schwerere Gefechtshandlung, mit veränderter Front zuzumuten. Vor Ismail glänzt er vor allem durch den Mut, mit

dem er die Verantwortung für den Sturm ohne weiteres auf sich nimmt, wo die übrigen Generale verzagten, wie es denn das Wort „unmöglich" für ihn niemals gegeben hat.

Suworow auf dem oberitalienischen Kriegsschauplatz 1799.

Diese Erfolge, nicht minder als die, welche Suworow bald darauf bei der Unterwerfung Polens zu teil wurden, waren allerdings gegen mangelhaft geschulte und wenig disziplinierte, wenn auch fanatisch tapfere Gegner erfochten. Während aber sonst der Kampf gegen einen solchen Feind Führer und Truppen verwöhnt, wie jüngst das Beispiel der Engländer im Burenkriege gezeigt hat, sollte Suworow im Kriege der zweiten Koalition als Oberfeldherr der verbündeten österreichischen und russischen Truppen beweisen, daß er auch den Franzosen gewachsen war. Auf demselben oberitalienischen Kriegsschauplatz, der wenige Jahre früher die französischen Truppen unter dem jugendlichen General Bonaparte von Sieg zu Sieg hatte schreiten sehen, sollten jene jetzt den wuchtigen Schlägen des greisen russischen Feldmarschalls erliegen. Auch hier, auf fremdem Kriegsschauplatz bewährte sich „die zauberhafte Gewalt, die Suworow über Sinn und Gemüt des russischen Kriegers übte, für den er eigentlich geschaffen war."*) Während die österreichische Heerführung wesentlich auf den Wiedergewinn der Lombardei und die Einnahme der festen Plätze des Landes ausging, gab es für Suworow kein anderes Streben, als das nach der Vernichtung des Feindes. Wohl befremdete seine stürmische und eigensinnige Art, die das gerade Gegenteil von dem gewinnenden Wesen bildete, das man gemeinhin für einen Bundesfeldherrn als unerläßlich bezeichnet, häufig die österreichischen Waffenbrüder; der fortreißenden Macht seiner großen Persönlichkeit konnten indessen auch sie sich nicht entziehen.

Erst auf Österreichs Betreiben hatte Kaiser Paul eingewilligt, Suworow mit dem Oberbefehl in Italien zu betrauen. Der Feldherr Katharinas erfreute sich nicht der Gnade des Kaisers und hatte seit dessen Thronbesteigung in einer Art von Verbannung auf seinen Gütern gelebt. Die Bemühungen des Kaisers, größere Ordnung in das Heerwesen zu bringen, hatten trotz der brutalen Strenge mit der er verfuhr, oder gerade wegen dieser keine Erfolge gehabt. Verpflegung und Ausrüstung waren um nichts besser geworden. Dafür hatten die Truppen, aus denen die 1799 nach Italien und nach der Schweiz abrückenden russischen Hilfskorps bestanden, zum größten Teil an den zahlreichen Kriegen Katharinas teilgenommen. Es waren durchweg Berufssoldaten, vielfach unter den Waffen ergraut und jeder Anstrengung und Entbehrung gewachsen.

In Oberitalien waren am 5. April 1799 die Franzosen unter Scherer von den Österreichern unter Kray bei Magnano südlich Verona geschlagen worden und über

*) Th. v. Bernhardi, Leben Tolls.

den Mincio zurückgewichen.*) Die Österreicher hatten hierauf Mantua und Peschiera eingeschlossen. Suworow traf Mitte April in Verona ein, übernahm das Kommando über die z. Zt. im ganzen 48 000 Mann zählende österreichische Armee und 12 000 Russen, die als erste Staffel der für Italien bestimmten Streitkräfte eingetroffen waren, und ergriff am 19. April die Offensive. Die Aufstellung des 30 000 Mann starken Gegners hinter der Adda wurde durchbrochen, und die Franzosen wichen auf Alessandria zurück. Moreau, der an Stelle Scherers den Befehl übernahm, wagte nicht, nördlich der Apenninen zu verbleiben, und zog Ende Mai nach der Riviera ab. Suworow rückte hierauf mit seinen Hauptkräften nach Turin. Binnen Monatsfrist waren den Franzosen die meisten Eroberungen Bonapartes aus dem Jahre 1796 entrissen. Ungeachtet des glücklichen Verlaufs der Operationen war jedoch das Verhältnis zwischen den Verbündeten schon in dieser ersten Zeit gemeinsamen Handelns nicht ungetrübt geblieben. Zunächst hatte es die österreichischen Generale verstimmt, daß Suworow sich nicht gerade anerkennend über die Umständlichkeit, mit denen sie den Krieg führten, äußerte, sowie daß er die Truppen durch russische Offiziere in seiner Stoßtaktik unterweisen ließ. Andererseits wirkte die Bevormundung des Feldherrn, die von Wien aus angestrebt wurde, bei dem reizbaren Wesen Suworows doppelt verderblich. Die in jedem Koalitionskriege bestehenden Interessengegensätze traten je länger je mehr hervor. Den Forderungen der österreichischen Politik war es zuzuschreiben, daß Suworow mit nicht mehr als 21 000 Mann Turin erreichte. Vor den Citadellen von Alessandria und Tortona, sowie zur Beobachtung Moreaus gegen die Riviera vorgeschoben standen zusammen 16 000 Mann, 20 000 Mann unter Kray hielten Mantua eingeschlossen, 8000 unter Ott beobachteten bei Reggio die Pässe der toskanischen Apenninen, 5000 Mann unter Klenau waren nach Ferrara an den unteren Po entsandt, 16 000 Mann beobachteten die Ausgänge der Alpen, 12 000 Mann unter Bellegarde waren im Anmarsch von dort nach Tortona. Bei dieser Zersplitterung ihrer Streitkräfte sahen sich die Verbündeten von einer ernsten Gefahr betroffen, die sie leicht um alle ihre bisherigen Erfolge hätte bringen können und die nur dank der Entschlossenheit Suworows glücklich beschworen wurde.

Der französische General Macdonald befand sich mit nahezu 30 000 Mann im Anmarsch von Neapel und erreichte Ende Mai Lucca. Eine abgezweigte Division gelangte nach Spezzia, von wo aus sie die Fühlung mit dem rechten Flügel Moreaus bei Sestri aufnahm. Vereinigt zählten die beiden französischen Armeen 55 000 Mann.

Suworow war noch am 7. Juni der Ansicht, daß Moreau Macdonald zu Schiffe von Spezzia nach Genua heranziehen würde, und daß mit einem Vorstoß der vereinigten französischen Kräfte von dort aus in nördlicher Richtung zu rechnen sei. Er

*) Skizze 2 (Anlage).

beschloß, die bei Turin verfügbaren Kräfte, bis auf 8000 Mann, die vor der Citadelle zurückblieben, nach Alessandria zu führen, wo inzwischen Bellegarde eingetroffen war, und wohin auch Ott abrücken sollte. Moreau hatte sich jedoch für ein sehr gewagtes und daher von Suworow mit Recht für wenig wahrscheinlich gehaltenes Verfahren entschieden. Er wollte sich nördlich der Apenninen mit Macdonald vereinigen.

Am 10. Juni hatte dieser den Durchzug durch das Gebirge beendet. Bei Modena wurde ein österreichisches Detachement, das Kray von Mantua aus vorgeschoben hatte, zersprengt. Auf der großen Straße über Parma und Piacenza fand nunmehr Macdonald den Weg frei, da Ott inzwischen auf Suworows Befehl von Reggio abmarschiert und bereits bei Voghera eingetroffen war. Am 13. abends erlangte Suworow Kenntnis von diesen Verhältnissen. Er konnte sich nicht mehr verhehlen, daß damit alle seine bisherigen Voraussetzungen hinfällig geworden waren. Hier bewies er, daß er eine schwierige Lage zu meistern verstand. Mit Recht sagt Theodor von Bernhardi, ein gewöhnlicher General hätte in solcher Lage, sich dem ihm von zwei Seiten drohenden Angriff durch einen Rückzug hinter den Ticino und den Po entzogen, um seine Kräfte im Mailändischen zu vereinigen, und man hätte ihn nicht tadeln dürfen, aber „in dem Geiste des siegreichen Greises trat immer etwas Großartiges, etwas Dämonisches und Gebietendes hervor, wenn es sich um große Konzeptionen handelte, oder um die Entschlossenheit, die der eilende, entscheidende Augenblick forderte.“*)

Suworow beschloß, alle irgend verfügbaren Kräfte Macdonald entgegenzuwerfen, um ihn zu schlagen, bevor sich Moreaus Einwirkung von Süden her geltend machen konnte. Bellegarde sollte mit 14 000 Mann südlich Alessandria den Rückenschutz gegen die französische Riviera-Armee übernehmen.

Inzwischen hatte Ott auf die Nachricht von Macdonalds Anmarsch aus eigenem Antrieb Kehrt gemacht und am 15. Juni eine Stellung hinter der Nura bezogen. Am gleichen Tage setzte sich Suworow mit 24 000 Mann von Alessandria dorthin in Marsch. Am 16. wich Ott vor der feindlichen Übermacht über die Trebbia und den Tidone nach Castel S. Giovanni zurück und behielt nur die Citadelle von Piacenza besetzt. Suworow war die Nacht vom 15. zum 16. und den ganzen 16. fast unausgesetzt im Marsch geblieben und hatte am 16. abends mit der Avantgarde Stradella, mit dem Gros Casteggio erreicht. Die Frühstunden des 17. Juni sahen ihn bereits wieder im Marsch. In der Tat war Eile geboten, wenn nicht die Möglichkeit mit Macdonald allein abzurechnen schwinden sollte, denn schon waren Meldungen eingetroffen, denen zufolge Moreau bis Gavi vorgedrungen sein, und auch bei Bobbio Feind stehen sollte. Ott leistete am 17. vormittags den 19 000 Mann, die Macdonald bis dahin zur Stelle hatte, hartnäckigen Widerstand, der aber schließlich

*) A. a. O.

zusammenbrach. Die schwache österreichische Division wich in Auflösung zurück, fand aber bei Sarmato Aufnahme durch die Avantgarde Suworows unter General Melas. Das durchschnittene Gelände begünstigte hier den Widerstand, da die Franzosen ihre Überlegenheit nicht gleich zur Geltung bringen konnten.

Inzwischen hatte Suworow, ohne Rücksicht auf die zahlreich zurückbleibenden Leute, die russische Infanterie seines Gros unausgesetzt zur Eile angetrieben. Trotz der brennenden Sonnenhitze wurden längere Strecken im Laufschritt zurückgelegt. Als trotzdem das rechtzeitige Eintreffen auf dem Gefechtsfelde zweifelhaft zu werden begann, eilte Suworow mit 4 Kasaken-Regimentern und einem österreichischen Dragoner-Regiment vor. Das Eingreifen dieser Reiterei bewahrte Melas vor der ihm drohenden Umfassung und brachte den feindlichen Angriff zunächst zum Stehen. Damit war die dringendste Gefahr abgewendet, denn jetzt begannen die ersten russischen und österreichischen Bataillone sowie Teile der Artillerie, wenn auch in wüstem Durcheinander und sehr erschöpft, einzutreffen. Um 4^{00} nachmittags verfügte der Feldmarschall über 15 000 Mann, mit denen er sofort zum Angriff überzugehen beschloß. Vergeblich bat ihn Fürst Bagration, seine Russen erst etwas ausruhen zu lassen, ein Aufschub des Angriffs sei unbedingt nötig, um die gelockerte Ordnung einigermaßen herstellen zu können, die Kompagnien zählten kaum 40 Mann. „Die feindlichen zählen nicht 20“, gab ihm Suworow zur Antwort, „greife an, mit Gott hurra!“

Es gelang denn auch, den Feind in kühnem Ansturm über den Tidone bis hinter die Trebbia zurückzutreiben. Suworow hatte am 17. abends 28 000 Mann verfügbar. Er entschloß sich, den Angriff am anderen Morgen wieder aufzunehmen, nachdem er den ermüdeten Truppen bis 10^{00} vormittags Ruhe gegönnt hatte. Wenn er auch die vollste Siegesgewißheit zur Schau trug, ließ er doch für den Fall eines unglücklichen Ausganges während der Nacht zum 18. bei Parpanese nordwestlich Sarmato eine Brücke über den Po schlagen. Da die Franzosen am 17. abends nur hinter die Trebbia zurückgewichen waren, am 18. aber, durch zwei inzwischen angelangte frische Divisionen verstärkt, aufs neue über das zum größten Teil ausgetrocknete Flußbett der Trebbia vorstießen, kam es an diesem Tage auf der ganzen Linie zu Kämpfen, die mit wechselndem Erfolge geführt wurden. Ihr Endergebnis bestand darin, daß die Franzosen etwas zurückgedrückt, keineswegs aber entscheidend geschlagen wurden. Sie schienen bereit, den Kampf am anderen Morgen wieder aufzunehmen und waren Suworow um mehrere tausend Mann überlegen, dazu lief die Nachricht ein, daß Moreau im Tal der Scrivia heranrücke.

Die Generale waren der Ansicht, man müsse unter diesen Umständen, da man am 18., Macdonald nicht habe überwältigen können, hinter den Po ausweichen, der Feldmarschall aber bestand auf einer Erneuerung des Angriffs. Die Schlacht begann am 19., wie bereits am Tage vorher, mit einem Angriff des rechten Flügels der Verbündeten, indem Suworow bestrebt war, auf die Rückzugslinie der Franzosen zu

drücken. Zur Durchführung einer wirksamen Umfassung erwiesen sich jedoch seine Kräfte als zu schwach, und eine energische Offensive Macdonalds gegen die Mitte der Verbündeten gelang es nur mit Mühe abzuwehren. Der heftige Kampf in dem unübersichtlichen Gelände schien auch an diesem dritten Tage keine endgültige Erledigung finden zu sollen, denn bei Einbruch der Dunkelheit standen immer noch die beiden Armeen einander nahe gegenüber. Der russische Feldherr aber war überzeugt, daß eine Schlacht nur dann verloren sei, wenn man sie selbst verloren gebe, er blieb unerschütterlich und befahl, daß die Truppen sich am 20. bei Tagesanbruch gefechtsbereit zu halten hätten. Seine Zuversicht sollte nicht trügen. Die Franzosen waren derartig geschwächt und in ihren Verbänden gelockert, daß Macdonald während der Nacht zum 20. den Kampfplatz räumte und auf Modena abzog. Von hier aus wandte er sich dann nach der Riviera, um sich dort mit Moreau zu vereinigen. Dieser hatte am 20. Bellegarde über die Bormida zurückgeworfen, ging aber auf die Nachricht von dem Mißgeschick Macdonalds an der Trebbia wieder über die Apenninen zurück.

Suworow in der Schweiz 1799.

Der Sieg bei Novi am 15. August über die beiden vereinigten französischen Armeen unter Joberts Führung bildete den Abschluß von Suworows Feldherrntätigkeit in Italien. Man war in Wien auf den eigentümlichen Gedanken verfallen, ihn mit seinen inzwischen durch ein zweites Korps auf 21 000 Mann verstärkten Russen nach der Schweiz marschieren zu lassen, während Erzherzog Karl, der dort bisher Massena gegenüber gestanden hatte, mit der Masse der von ihm befehligten österreichischen Truppen nach Süddeutschland abrückte.

Suworow beabsichtigte*) über den Gotthard nach Luzern vorzubringen, um sich alsdann im Verein mit 6500 Österreichern, die in zwei Brigaden, Auffenberg und Simbschen, unter Feldmarschall-Leutnant Linken, im Vorderrhein-Tale, mit dem linken Flügel bei Dissentis standen, gegen den Rücken der westlich der Linth, des Züricher Sees sowie der Limmat befindlichen, etwa 50 000 Mann starken französischen Hauptmacht unter General Massena zu wenden. Diese sollte gleichzeitig von 5000 Österreichern unter General Jellachich von Sargans her, von 8000 Österreichern unter Feldmarschall-Leutnant Hotze südlich und 24 000 Russen unter General Korsakow nördlich des Züricher Sees angegriffen werden.

Ende September war Suworow mit 21 000 Russen sowie der österreichischen Brigade Strauch von Italien aufgebrochen und hatte am 24. September den Aufstieg nach dem St. Gotthard, der von der Brigade Gudin der französischen Division Lecourbe besetzt war, erzwungen. Gudins Truppen wurden zum größten Teil westwärts nach der Furka abgedrängt. Die Brigade Strauch übernahm die Besetzung des Gotthard und die Beobachtung Gudins.

*) Vergleiche die Aufsätze des Verfassers im „Militär-Wochenblatt" 1903 Nr. 34, 35, 38, 39: „Die Rettung aus verzweifelten Lagen einst und jetzt".

Durch das Vordringen der österreichischen Brigade Auffenberg von Dissentis über den Krüzli-Paß nach dem Maderaner Tal im Rücken bedroht, mußte sich Lecourbe mit einem Teil seiner im Reuß-Tal befindlichen Truppen dorthin wenden, und so wurde es den Russen möglich, wenn auch nicht ohne heftige Kämpfe und erst



nach schwierigen Umgehungen, in den Besitz der Teufelsbrücke zu gelangen und, wenn auch aufgehalten durch die Zerstörung mehrerer kleinerer Brücken, am 25. bis über Wasen hinaus vorzudringen. Die russischen Bataillone erklommen ohne Besinnen die Felsenwände zu beiden Seiten der Straße wie einst die Festungsmauern von Ismail und die Schanzen von Praga, gewohnt wie sie waren, blindlings dem Geheiß eines

Feldherrn zu folgen, für den es kein Hindernis gab. Lecourbe ging am 26. bis Altdorf zurück und mußte dann auch diesen Ort räumen. Er wich mit den ihm noch verbliebenen 3000 Mann seitwärts bei Seedorf über die Reuß aus, wobei er im Besitz der dortigen Brücke blieb.

Der Feldmarschall war auf das schwerste enttäuscht, als er bei seinem Eintreffen in Altdorf erfuhr, daß, entgegen seiner bei Beginn des Gebirgsmarsches bestehenden Auffassung, keine Straße am Vierwaldstädter See entlang nach Schwyz führte. Es gab dort zu jener Zeit nur einen Saumpfad, der von der auf dem See befindlichen französischen Flottille beherrscht wurde. Sonach hatte Suworow bei der Wahl des Weges über den Gotthard seine Truppen unnötigerweise Gefechten und großen Anstrengungen ausgesetzt, die bei dem kalten Herbstregen, der unausgesetzt herabströmte, um so empfindlicher waren, als die Mannschaften nur leicht bekleidet und durchaus nicht für einen Gebirgsfeldzug ausgerüstet waren. Dazu gesellten sich arge Verpflegungsschwierigkeiten, da die wenigen vorhandenen Maultiere und die als Tragtiere verwendeten Pferde abgesessener Kasaken der Truppe nicht schnell genug hatten folgen können, und jetzt saß man hier in den Bergen vollständig fest.

Suworow war indessen sofort entschlossen, alle entgegenstehenden Schwierigkeiten zu überwinden und betonte, daß er als nunmehriger Oberbefehlshaber der Verbündeten in der Schweiz am wenigsten auf dem mit Linken verabredeten Sammelplatze, Schwyz, wo er gehofft hatte, bereits am 26. September eintreffen zu können, fehlen dürfte. Am 27. wurde daher der Marsch in das Schächen-Tal und auf einem schwierigen Saumpfade über den Kinzig-Kulm in das Muota-Tal angetreten, wobei die österreichische Brigade Auffenberg die Avantgarde bildete. Der Marsch war unendlich beschwerlich. Die Spitze langte erst am 28. früh bei Muota an, General Rosenberg, der mit 4000 Russen die Arrieregarde bildete, erst am 29. abends, dessen Nachtrupp erst in der Nacht zum 30. Im ganzen brauchte das Korps 60 Stunden, um eine Strecke von wenig über 20 km zurückzulegen. Statt des Lohnes aber für alle Leiden, die der greise Feldherr seinen Truppen auferlegt hatte, wurde ihm jetzt eine neue gewaltige Enttäuschung bereitet. Der ganze mühsame Marsch nach der Schweiz war zwecklos!

Massena, wiewohl noch ohne Kenntnis von dem Anmarsch des russischen Korps aus Italien, hatte die Initiative ergriffen und am 25. und 26. September die Generale Korsakow und Hotze entscheidend geschlagen. Korsakow wich von Zürich auf Eglisau zurück, wo er den Rhein überschritt, Hotze, vom General Soult an der Linth angegriffen, fiel zu Beginn des Gefechts, und General Petrasch führte das Korps nach schweren Verlusten nach St. Gallen. Am 27. überschritt er bei Rheineck den Rhein. Soult folgte am 28. bis St. Gallen. Auf dem äußersten rechten Flügel Massenas waren zwei Offensiven aufeinander getroffen. Jellachich war am 25., gemäß dem allgemeinen Angriffsplane Suworows, von Sargans aus gegen General

Molitor, der mit 3000 Mann an der oberen Linth in der Gegend von Glarus stand, vorgegangen, nach anfänglichen Erfolgen aber, als er von dem Mißgeschick der Generale Korsakow und Hotze vernahm, wieder nach Sargans zurückgekehrt. Linken hatte sich am 23. mit der Brigade Simbschen von Chur in Marsch gesetzt und den Panixer- und Segnes-Paß überschritten, Molitor, der sich nach dem Abzuge Jellachichs jetzt gegen diesen neuen Feind wandte, bei Schwanden zurückgeworfen und war bis in die Nähe von Glarus gelangt. Da er hier die Nachricht vom Rückzuge Jellachichs erhielt, von Suworow jedoch nichts erfuhr, trat dann auch Linken am 30. den Rückmarsch über den Panixer-Paß nach dem Rhein-Tal an.

So waren denn, als Suworow im Muota-Tal eintraf, die Streitkräfte der Verbündeten in der Schweiz nach allen Richtungen auseinander geworfen, und die Franzosen besaßen die Möglichkeit, jetzt ihre große Überlegenheit gegen das in den Bergen eingekeilte russische Korps zur Geltung zu bringen. In dieser denkbar schwierigsten Lage berief Suworow am 29. September einen Kriegsrat der Generale. In diesem wurde allseitig anerkannt, daß angesichts der dreifachen Übermacht, mit der der Feind den Weg zu verlegen imstande war, ein Versuch, über Schwyz und Einsiedeln durchzubrechen, aussichtslos sei, und beschlossen, über den Pragel-Paß und durch das Klön-Tal das Linth-Tal bei Glarus zu gewinnen. Hier konnte man immer noch hoffen, die Verbindung mit den Generalen Linken und Jellachich aufzunehmen.

Am 1. Oktober wurde Glarus vom Gros des Korps nach abermaligen großen Marschschwierigkeiten erreicht, nachdem ein französisches Bataillon von der Paßhöhe des Pragel und zwei weitere, welche dieses am Klöntaler See aufnahmen und hartnäckigen Widerstand leisteten, vertrieben worden waren. Es waren Truppen Molitors, der sich nach Linkens Abzug hierher gewandt hatte. Bei Näfels behauptete sich alsdann Molitor gegen die russische Avantgarde unter dem Fürsten Bagration mit Hilfe von Verstärkungen, die von der Division Soult eintrafen.

Inzwischen hatte die russische Arrieregarde im Muota-Tale einen überaus rühmlichen Kampf gegen die nachdrängenden Franzosen bestanden.

Massena hatte nach seinem Siege über Korsakow und auf die Nachricht vom Anmarsch Suworows die Division Mortier auf Schwyz, die 3000 Mann starke Grenadierreserve auf Einsiedeln in Marsch gesetzt; er selbst begab sich zu Lecourbe. Dessen Truppen waren am 29. den Russen in das Schächen-Tal gefolgt. Sobald der Marsch der Russen über den Kinzig-Kulm erkannt worden war, ließ Massena Lecourbes Truppen behufs Vereinigung mit Mortier nach Brunnen übersetzen. Rosenberg, der mit 4000 Mann Infanterie und 2 schwachen, noch berittenen Kasaken-Regimentern ohne alle Artillerie noch im Muota-Tale stand, wehrte am 30. eine von Schwyz her erfolgende Erkundung Massenas ab, wurde dann aber am 1. Oktober mit allem, was Massena bis dahin hatte vereinigen können, etwa 10 000 Mann, angegriffen. Die Suworowsche Taktik feierte hier einen ihrer höchsten Triumphe, indem

Rosenberg, in zwei Treffen aufmarschiert, den Feind auf der Talsohle auf wenige hundert Schritt herankommen ließ und dann, ohne einen Schuß zu tun, mit dem Bajonett draufging. Die Franzosen wurden in wilder Flucht bis Schwyz zurückgetrieben und ihnen über 1000 Gefangene, 5 Geschütze abgenommen. Damit war ihnen die Lust am Nachdrängen benommen, und die russische Arrieregarde konnte ihrem Gros nach Glarus folgen.

Suworow hatte hier einige Lebensmittelvorräte gefunden, die seinen verhungerten Soldaten sehr zu statten kamen. Da die Hoffnung, in Glarus mit den zunächst stehenden österreichischen Abteilungen in Verbindung zu treten, sich nicht erfüllte, beschloß der Feldmarschall, sich jedem weiteren Zusammentreffen mit dem Feinde zu entziehen. Am 5. Oktober zog er durch das Sernf-Tal und über den Panixer Paß nach dem oberen Rhein-Tale ab. Es gelang diesmal, das Nachdrängen des Feindes verhältnismäßig leicht abzuwehren, aber der Marsch wurde durch frischen Schneefall ungemein erschwert. Nach Verlust eines großen Teils seiner Geschütze und noch vorhandener Saumtiere gelangte das Korps in einem trostlosen Zustande nach Ilanz, wo es sich bis zum 10. Oktober sammelte. Von dort wandte sich Suworow zunächst nach Feldkirch und alsdann nach Schwaben, wo er Quartiere bezog und Korsakows Korps an sich zog. Mißgestimmt durch das Verhalten der verbündeten Österreicher verweigerte er die weitere Teilnahme am Kriege.

Über diesen denkwürdigen Zug fällt Clausewitz folgendes Urteil:*) „Dieser Zug über die hohen Alpen hatte vom 21. September bis 10. Oktober, also drei Wochen, unter beständigen Gefechten, Anstrengungen und Entbehrungen gedauert und der Armee etwa ein Dritteil ihrer Menschen, den größten Teil ihrer Pferde und alles Geschütz, welches sie von Varese mitgenommen hatte, gekostet. Diese Verluste ließen sich den Verlusten einer verlorenen Schlacht gleichstellen; aber anders war es mit dem moralischen Eindruck. Wenn Suworow und sein Heer diesen Zug durch ein für sie so wunderbares Land, von welchem sie selbst hinterher nur verworrene Vorstellungen und fabelhafte Eindrücke haben konnten, mit einem Blick durchliefen, so mußte ihnen derselbe wie ein reißender Strom vorkommen, der alle die Dämme durchbrochen hat, welche ihm das feindliche Heer beim Gotthard, dem Crispalt, bei Amsteg, Altdorf und im Klön-Tal entgegengesetzt hatte, und jede dieser Überwältigungen wie ein Sieg über das feindliche Heer. Sie hatten diese wunderbaren Berge auf Pfaden überstiegen, welche nie ein Kriegsheer betreten hat und wahrscheinlich nie wieder betreten wird, und als sie nach der äußersten ihrer Anstrengungen im Tale von Muota wie ein gejagtes Wild ermattet niedersanken und der feindliche Feldherr selbst herbeieilte, sie gefahr- und mutlos zu überwältigen, hatten sie sich, wie der Bär in seiner Höhle, zerfleischend auf ihn geworfen und ihn in Schrecken und Verwirrung wieder hinausgejagt.

*) Band V. Feldzüge von 1799, II.

Wenn wir also Suworow diesen Zug seiner Krisis wie einen großen Strom des Sieges berichten sehen, so dürfen wir das mit einer gewöhnlichen Prahlerei, mit welcher sonst wohl der Eindruck völliger Niederlage hat aufgewogen werden sollen, nicht verwechseln. War der Zug Suworows in allen materiellen Wirkungen mehr eine Niederlage als ein Sieg, so war er in den geistigen mehr ein Sieg als eine Niederlage."

Die russische Armee unter den Kaisern Paul, Alexander I. und Nikolaus I.

Hatte schon die Entsendung Suworows auf so weite Entfernung von der Heimat gegen die Armeen des revolutionären Frankreich, die Versetzung von Zehntausenden russischer Krieger in die Gefilde Italiens etwas Abenteuerliches, die Phantasie Anregendes an sich, so mußte vollends der Zug des Feldmarschalls durch die Schweiz in solchem Sinne wirken. Diese Schlußepisode der ruhmvollen Laufbahn des alten Helden hat mit dazu beigetragen, daß sein Andenken der russischen Armee besonders teuer blieb. Dennoch ist Suworow im Grunde nur ein vereinzeltes Meteor am Firmament des russischen Heeres geblieben. An Bewunderern hat es ihm nicht gefehlt, aber die gesunde Richtung seiner Schule ging verloren in den kleinen Künsten einer nur den Äußerlichkeiten des Friedensdienstes zugewandten Ausbildungsmethode, wie sie unter Kaiser Paul aufkam und unter seinen Nachfolgern Alexander I. und Nikolaus I. herrschend blieb.*) Diese Art der Soldatendressur war ursprünglich preußischen Vorbildern entnommen; sie entsprang der Bewunderung Pauls für die Armee Friedrichs des Großen, von der er indessen nur die Außenseite sah, die er in übertriebener Weise nachahmte. Die von ihm verschärfte preußische Dressur wurde den Russen, deren Wesen sie in keiner Weise entsprach, künstlich aufgepfropft.

Unter der Willkürherrschaft dieses Kaisers war kein Raum für die Entfaltung des eigenartig genialen Wesens eines Helden vom Schlage Suworows. So mußte denn dieser auch bei seiner Heimkehr im Jahre 1800 eine Anzahl kleinlicher Zurücksetzungen erleben. Ihm wurden Bestimmungen vorgehalten, gegen die er im Felde gefehlt hatte, sein Adjutant wurde ihm genommen. Den zurückkehrenden Truppenteilen wurde der Allerhöchste Unwille über die schlechte Verfassung bezeigt, in der sie sich befanden; die Regimenter, die auf dem Zuge durch die Schweiz ihre Fahnen ehrenvoll verloren hatten, erhielten sie nicht wieder ersetzt. Alexander I. milderte zwar die tyrannische Härte, die das Heer unter seinem unglücklichen Vater so schwer empfunden hatte, aber das System der Ausbildung, die ganze Auffassung des soldatischen Berufs, blieben dieselben. Wohl besaß Alexander viel theoretischen Idealismus, er lebte in dem großen Gedanken der Befreiung Europas vom Joche Napoleons I., die tatsächlich wesentlich seiner Initiative zu danken ist, ein Feldherr aber war er nicht. Seit dem unglücklichen Tage von Austerlitz fühlte er das selbst. Er war persönlich von ritterlicher Tapferkeit, aber ihm schlug kein soldatisch empfindendes

*) Vgl. für das Folgende Schiemann, a. a. O.

warmes Herz. Er wie seine Brüder waren keine eigentlich kriegerischen Naturen. Daher gingen denn auch die unablässigen Kriege von 1805 bis 1815 an der Armee vorüber, ohne daß an Kaiser Pauls Manier etwas Wesentliches geändert wurde.

Diese, nicht den Krieg, sondern die Parade als den Endzweck soldatischer Ausbildung betrachtende Denkweise hat sich bei den nahen verwandtschaftlichen und freundschaftlichen Beziehungen, die zwischen den Höfen von Petersburg und Berlin bestanden, zeitweilig auch bei uns Geltung verschafft. Auf die lange Reihe der Schlachten, die mit Gr. Görschen anhebt und mit Belle-Alliance endet, folgten Jahre hindurch Friedensmanöver, die nur als Soldatenspielereien bezeichnet werden können, bis sich in der preußischen Armee eine gesunde Reaktion dagegen geltend machte.

Das russische Heer hat das Gepräge, das es unter Alexander angenommen hatte, im wesentlichen bis zum Krimkriege beibehalten.*) Seine ohnehin nicht auf den Krieg zugeschnittene Ausbildung wurde gegen Ende der Regierung Alexanders noch durch das eigentümliche Experiment der Militärkolonien, das Werk des Kriegsministers Grafen Araktschejew, beeinträchtigt. Ganze Regimenter wurden auf der Krone gehörigen Dörfern angesiedelt, deren Bewohner teils in entlegene Gouvernements verpflanzt, teils ebenfalls zu Soldaten gemacht wurden. Die gewaltsam durchgeführte Maßregel war natürlich den Soldatenbauern wie den Bauernsoldaten in gleichem Maße verhaßt, vor allem aber die Offiziere verkamen in der trostlosen Öde dieses halb bäuerlichen, halb soldatischen Daseins, bei einem Dienstbetriebe von schonungsloser Strenge, der die Verwendung jeder Stunde des Tages genau vorschrieb. Diese Soldatenansiedlungen, mit denen im größeren Maßstabe im Jahre 1817 begonnen wurde, nahmen schließlich fast ein Drittel der gesamten Armee auf, und es führte das dahin, daß die angesiedelten Truppen im Jahre 1821 als „Besonderes Korps der Militärkolonien“ eine eigene Verwaltung erhielten. Die von dieser Einrichtung erhofften Ersparnisse blieben aus; die Kolonien verursachten vielmehr sehr erhebliche Kosten und wurden daher 1856 gänzlich fallen gelassen.

---

*) Die Kriegsgliederung der größeren Truppeneinheiten hat unter Alexander und Nikolaus mehrfach gewechselt. Im Jahre 1807 zerfiel die Armee in starke gemischte Divisionen, meist zu 18 Bataillonen, 30 Eskadrons, 5 bis 6 Batterien. 1812 bis 1815 finden wir die Infanterie in sogenannte Infanteriekorps von 17 bis 22 Bataillonen in 2 schwachen Divisionen mit 2 bis 3 Batterien zu je 12 Geschützen, die Kavallerie, abgesehen von den Kasaken, in Kavalleriekorps (eigentlich Divisionen) meist zu 24 Eskadrons und 1 bis 2 Batterien eingeteilt. Zwei bis vier Infanteriekorps, ein Kavalleriekorps, eine Anzahl Kasaken-Regimenter und eine Reserveartillerie von wechselnder Stärke wurden in der Regel zu einem Armeekorps zusammengefaßt. Im Türkenkriege 1828/29 umfaßten die Armeekorps 2 bis 4 Infanterie-Divisionen zu 16 Bataillonen, 3 Batterien zu 8 Geschützen, ferner 1 bis 2 Kavallerie-Divisionen zu 16 Eskadrons, 2 reitenden Batterien zu 8 Geschützen. Im polnischen Feldzuge 1830/31 befand sich bei den Armeekorps meist 1 Kavallerie-Division zu 24 Eskadrons, während die überschießenden Kavallerie-Divisionen in 2 Reservekavalleriekorps zu 48 Eskadrons mit 48 Geschützen zusammengefaßt waren. Den Infanterie-Divisionen war hier die Artillerie entzogen und in Korpsartillerie-Brigaden in der wechselnden Stärke von 88 bis 120 Geschützen vereinigt.

Die Armee, die zu Ausgang der Regierung Alexanders im Jahre 1825 eine stattliche Macht von über 700 000 Mann darstellte, hatte ungeachtet der an maßgebender Stelle herrschenden Richtung immerhin wesentliche Fortschritte gemacht. Die vielfachen Berührungen mit den übrigen Armeen der großen europäischen Mächte, denen sie in den Kriegsjahren ausgesetzt gewesen war, hatten fördernd gewirkt. Das Offizierkorps war zwar immer noch wenig gleichartig nach Bildung und Herkunft, doch befanden sich in ihm auch viele tüchtige und gebildete Elemente. Schon aus dem Jahre 1807 rühmt Prinz Eugen von Württemberg*) die Vorzüge der ungemein gebildeten russischen Generalität sowie den guten Ton, der in der Mehrzahl der Offizierkorps seit Alexanders Regierung Wurzel gefaßt hätte. Im Generalstabe überwogen in den Kriegen gegen Napoleon die Deutschen, auch abgesehen von denjenigen Preußen, die 1812 nur vorübergehend in der russischen Armee Aufnahme fanden. In der Generalität waren einzelne französische Emigranten vertreten, die einflußreichsten und begabtesten Generale aber waren ebenfalls Deutsche. Es genügt, die Namen Bennigsen, Barclay de Tolly, Wittgenstein, Sacken, Prinz Eugen von Württemberg, Diebitsch und Toll zu nennen. Wohl bestanden die alten Gegensätze zwischen Nationalrussen und Fremden noch fort, aber sie hatten doch viel von ihrer früheren Schärfe eingebüßt. Die gemeinsam durchlebten Kriegsjahre hatten die Kluft überbrückt. Auch waren es nicht mehr, wie ehedem, fremde Abenteurer, diese Deutschen in der russischen Uniform, sondern Männer, die, wenn sie auch meistenteils ihre angestammte deutsche Art nicht verleugneten, sich doch durchaus als russische Offiziere fühlten. Zu jener Zeit wurde ihnen das noch nicht durch ein auf die Spitze getriebenes russisches Nationalgefühl erschwert. Auch hat die amtliche russische Geschichtsschreibung ihre Verdienste stets anerkannt. So stellt General Pusyrewski den schließlichen Überwinder der Polen, Paskiewitsch, tief unter Diebitsch, der im Jahre 1831 von der Cholera hinweggerafft wurde, bevor er den Aufstand zu Boden werfen konnte.

In diesem polnischen Feldzuge herrschte in den maßgebenden Stellungen der Armee das deutsche Element noch durchaus vor. Der damals dem russischen Hauptquartier zugeteilte preußische Oberst v. Canitz und Dallwitz schreibt:**) „Die brauchbarsten Offiziere waren Deutsche, wie denn überhaupt, wenn man aus dieser Armee herausgezogen hätte, was deutsch genannt werden kann, eine ungeheure Bresche von oben herab sich aufgetan haben würde. Diebitsch, Toll, Neidhardt, Pahlen, Berg, Geismar, ein Dutzend Obersten vom Generalstabe und Adjutanten, die besten Regimentskommandeure und eine Menge der besten Offiziere aller Waffen waren Deutsche". So ist es in der Tat gewesen, von Münnich bis auf Totleben. Die russischen Monarchen aber wußten, daß sie auf das hohe Pflichtbewußtsein und die unbedingte

*) Memoiren, I. S. 100.

**) Denkschriften, I. S. 280.

Zuverlässigkeit dieser Deutschen in ihrem Heere bauen konnten. Es hatte das um so höheren Wert, je mehr namentlich unter den russischen Gardeoffizieren durch den Aufenthalt in Frankreich kosmopolitische liberalisierende Strömungen um sich gegriffen hatten, wie sie sich beim Regierungsantritt Kaiser Nikolaus' I. im sogenannten Dekabristenaufstand offenbarten. Ohnehin neigt der Russe, sobald er eine ihn über die Masse des Volkes hinaushebende Bildung genossen hat, leicht zum politischen Radikalismus. Ihm fehlt die kühle Überlegung und die Gabe, sich die Folgen seiner Worte und seines Tuns zu vergegenwärtigen. Nur so läßt sich neuerdings das heimliche und offene Sympathisieren von Männern der höheren russischen Gesellschaftskreise mit nihilistischen Schwärmern, ja Verbrechern, erklären.

Kaiser Alexander I. hat in seinen letzten Lebensjahren dem Offizierkorps voll Mißtrauen gegenüber gestanden. Noch begründetere Zweifel hegte er hinsichtlich der Verwaltungsbeamten. Er wußte ebensogut wie später Kaiser Nikolaus I., daß zahlreiche Unterschleife verübt wurden. Gerade die Kriegsjahre, in denen die Kontrolle erschwert war, hatten Betrügereien aller Art begünstigt, und Alexander hatte vergeblich mit Strenge eine Besserung herbeizuführen versucht. Die Mißstände der Verwaltung, von jeher typisch für die russische Armee, übten nach wie vor ihre lähmende Wirkung auf die Heerführung aus. So ist der Feldzug 1807 zum großen Teil bestimmend von ihnen beeinflußt worden.

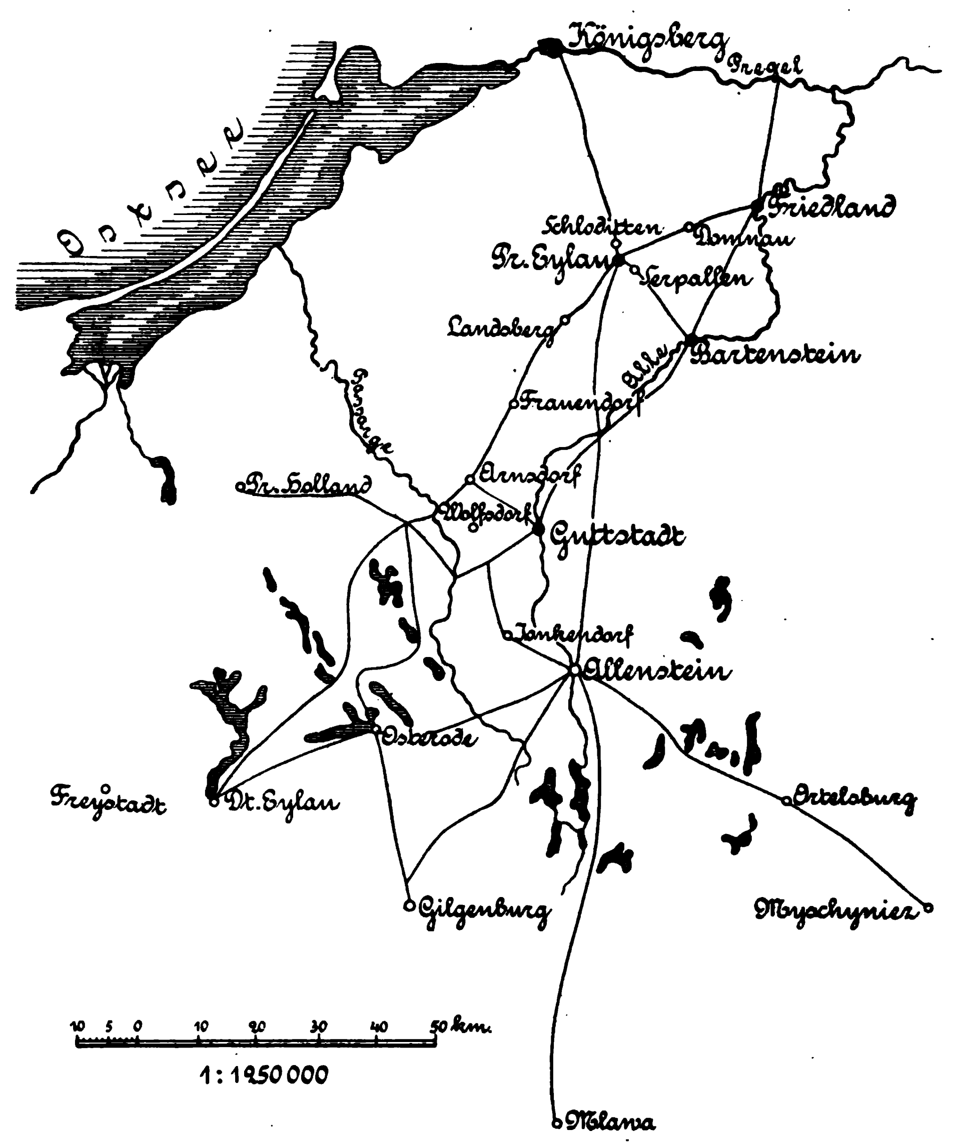
Feldzug von Eylau. Winter 1807.

Im Januar dieses Jahres verfügte der russische Oberkommandierende, General v. Bennigsen, in Ostpreußen einschließlich des durch zwei russische Infanterie-Regimenter verstärkten preußischen Korps L'Estocq über 100 000 Mann. Mit diesen brach er überraschend über die Alle und Passarge in den Unterkunftsbezirk der beiden Korps des linken französischen Flügels ein.*) Diese wichen an die heutige polnische Grenze zurück, worauf Bennigsen seine Armee Ruhequartiere beziehen ließ, die sich von Freystadt über Deutsch-Eylau und Osterode bis Allenstein und rückwärts bis Preußisch-Holland und Guttstadt ausdehnten. Napoleon schritt alsbald zu Gegenmaßregeln. Er hob die Winterquartiere seiner Armee auf und versammelte bis zum 31. Januar deren Hauptkräfte an der ostpreußischen Grenze in dem Raum Myschyniez—Ortelsburg—Gilgenburg—Mlawa.

Bennigsen, der durch einen aufgefangenen Befehl Napoleons an den Marschall Bernadotte von der Absicht des Gegners unterrichtet worden war, gelang es, seine Armee bis zum Morgen des 3. Februar in einer Stellung bei Jonkendorf zu versammeln; nur das am weitesten nach Westen vorgeschobene preußische Korps erreichte an diesem Tage erst Osterode. Napoleon hatte beabsichtigt, die Russen am 4. Februar unter Umfassung ihres linken Flügels anzugreifen. Bennigsen entzog sich jedoch dem ihn bedrohenden vernichtenden Schlage durch einen nächtlichen Abmarsch in drei

*) Skizze, Seite 248.

Kolonnen nach Wolfsdorf, wo die Armee nochmals aufmarschierte, um die Arrieregarden aufzunehmen. Das Nachdrängen der Franzosen hatte sich erst allmählich fühlbar machen können, da ihre Korps konzentrisch zur Entscheidung herangeführt



worden waren und jetzt erst aus enger Versammlung die operative Freiheit wiedergewinnen mußten. Nach Einbruch der Dunkelheit wurde der Rückzug über Arnsdorf in der Richtung auf Landsberg während der Nacht vom 4. zum 5. Februar in zwei Kolonnen bis Frauendorf unter dem Schutze einer vom Fürsten Bagration geführten

starken Arrieregarde fortgesetzt. Es gelang dann mit Hilfe zweier weiterer Nachtmärsche, sich dem Nachdrängen des Feindes, wenn auch nicht ohne verlustreiche Arrieregardengefechte, zu entziehen, und am 7. Februar bezog die noch einige 70 000 Mann starke Armee auf den sanften Erhebungen nordöstlich Preußisch Eylau zwischen Schloditten und Serpallen eine Schlachtstellung. In ihr wies Bennigsen am 8. Februar den Angriff der nicht ganz 67 000 Mann zählenden Hauptkräfte Napoleons in der Front ab; einer drohenden Umfassung seines linken Flügels durch das aus der Richtung von Bartenstein anrückende III. französische Korps Davout begegnete er durch einen erfolgreichen Gegenangriff des preußischen Korps, das noch rechtzeitig auf dem Kampfplatze eintraf. Angesichts der starken Lockerung seiner Verbände und eines Verlustes von 27 000 Mann glaubte Bennigsen gleichwohl, einem etwaigen erneuten Angriff Napoleons nicht standhalten zu können, zumal der Kaiser auf seinem linken Flügel das am 8. noch nicht für die Hauptentscheidung verfügbare VI. Korps Ney einzusetzen vermochte. Die russische Armee zog daher in der Nacht zum 9. Februar auf Königsberg, das preußische Korps auf Domnau ab.

Die Leistungen der russischen Armee im Ertragen der Mühseligkeiten dieses Winterfeldzuges sind in hohem Grade bewundernswert. Sie widersteht dem ungünstigen Eindruck, den die kampflose Räumung der Jonkendorfer Stellung angesichts des Feindes hervorrufen mußte, nicht minder als dem zersetzenden Einfluß von vier aufeinander folgenden Nachtmärschen bei schlechten verschneiten Wegen, Biwaks bei schneidender Kälte und kärglichster Verpflegung und wehrt am Schluß dieser Leidenstage bei Preußisch Eylau den Angriff eines noch nie besiegten Feindes unter dem ersten Feldherrn des Jahrhunderts erfolgreich ab. Das Lob, das ihnen der dem Stabe Bennigsens zugeteilte preußische Oberstleutnant v. d. Knesebeck kurz vorher gespendet hatte: „brav, gefühllos, tapfer, ausharrend bei Mühseligkeiten und Strapazen sind diese Menschen auf unglaubliche Weise, und bei guter Anführung ist viel mit ihnen auszurichten; unstreitig bleibt es bei dem allen die einzige Nation, die den Franzosen die Wage halten kann",*) dieses Lob verdienten die russischen Soldaten damals durchaus. Ein deutscher Offizier in russischen Diensten schreibt in bezug auf den Rückzug von Jonkendorf bis Eylau:**) „Viele Tote und Kranke ließen wir auf dem Wege zurück. Es gehört eine russische Geduld und Gesundheit dazu, alles dies zu ertragen... Unser Soldat hat eine empfehlenswerte Geduld, die alle Philosophie übertrifft".

Über den damaligen russischen Oberkommandierenden ist, trotz seiner deutschen Herkunft, von deutscher Seite vielfach recht absprechend geurteilt worden.***) Wohl mit Unrecht. Es gehörte in der Tat einiges dazu, trotz der frischen Erinnerung an

*) v. Höpfner, Der Krieg von 1806 und 1807. III. 2. Auflage. S. 18 Anm.

**) v. Lettow, Der Krieg von 1806 und 1807. IV. S. 88/89 Anm.

***) Max Lehmann in seinem „Scharnhorst" äußert geradezu: „Dieser Bennigsen war zum Feldherrn verdorben."

Austerlitz und Jena Napoleon in offener Feldschlacht entgegenzutreten. Mit Recht urteilt daher bereits Höpfner, der Entschluß zur Schlacht gereiche Bennigsen und seinen Truppen zur Ehre. Insbesondere war die persönliche Haltung des Generals in dem am meisten kritischen Augenblick des Kampfes, als ein Teil seiner Truppen bereits zu versagen begann, der Anerkennung wert. Über den Zeitpunkt, als der linke russische Flügel unter dem umfassenden Angriff Davouts, zu einem wirren Knäuel geballt, nachgab, bevor noch das Eingreifen L'Estocqs sich fühlbar machen konnte, schreibt Prinz Eugen von Württemberg:*) „Wer noch nie einer Deroute beigewohnt hatte, mußte alles verloren wähnen .... Mitten unter diesem Wirrwarr stand der alte Bennigsen eisenfest. Ein kühner trefflicher Reiter, trotz seiner 62 Jahre, gewährte er auf seinem Schimmel einen wahrhaft imponierenden Anblick."

Bennigsen will seinen Aufzeichnungen zufolge die Versammlung in der Gegend von Allenstein in der Absicht angeordnet haben, von dort aus gegen die getrennt anmarschierenden französischen Kolonnen offensiv zu werden. Wenn ihm tatsächlich ein solcher Gedanke vorgeschwebt haben sollte, so deutet doch der Umstand, daß die Versammlung der Armee von Hause aus in einer Schlachtstellung bei Jonkendorf stattfand, darauf hin, daß sich dem General alsbald die Einsicht aufdrängte, daß seine Russen einer Angriffsoperation in großem Rahmen nicht gewachsen waren. Sie brauchten zu ihren Entwicklungen Zeit, wie sie nur beim rechtzeitigen Beziehen von Verteidigungsstellungen gewährleistet ist. Bei Eylau fand die Armee die ihr zusagende Verwendung. Hier stand sie nur 4 km ausgedehnt, sonach außerordentlich dicht und tief in drei Treffen. Ihre mächtige Artillerie war auf der ganzen Linie des ersten Treffens verteilt und außerdem in drei großen Batterien zu 60, 70 und 40 Geschützen zusammengehalten. Beim dritten Treffen befanden sich außerdem noch 60 Geschütze der reitenden Artillerie in Reserve. Es war eine Aufstellung, die an die bei den Russen im Siebenjährigen Kriege üblichen erinnerte, und die an sich schon bewies, daß die Armee der französischen an Beweglichkeit und taktischem Geschick in keiner Weise gleichkam. In der Tat riß bei ihr, wo das Schützengefecht in größerem Umfange angewendet wurde, vielfach Unordnung ein.**) Durch den Verzicht auf jedes Operieren mit getrennten Kolonnen aber blieben die Russen freilich vor dem Schicksal der sonstigen Gegner Napoleons, in der Zersplitterung angefallen zu werden, bewahrt. In diesem Sinne schreibt Scharnhorst nach der Schlacht von Preußisch-Eylau:***) „Die Russen haben darin ein glückliches System des Krieges, daß sie nicht anders als vereint agieren. Napoleon, der gerade hierin seine größte Stärke hat, kann nur auf diese Weise widerstanden werden. Diese Gerechtigkeit müssen wir den Russen widerfahren lassen."

*) Memoiren, I. S. 172.

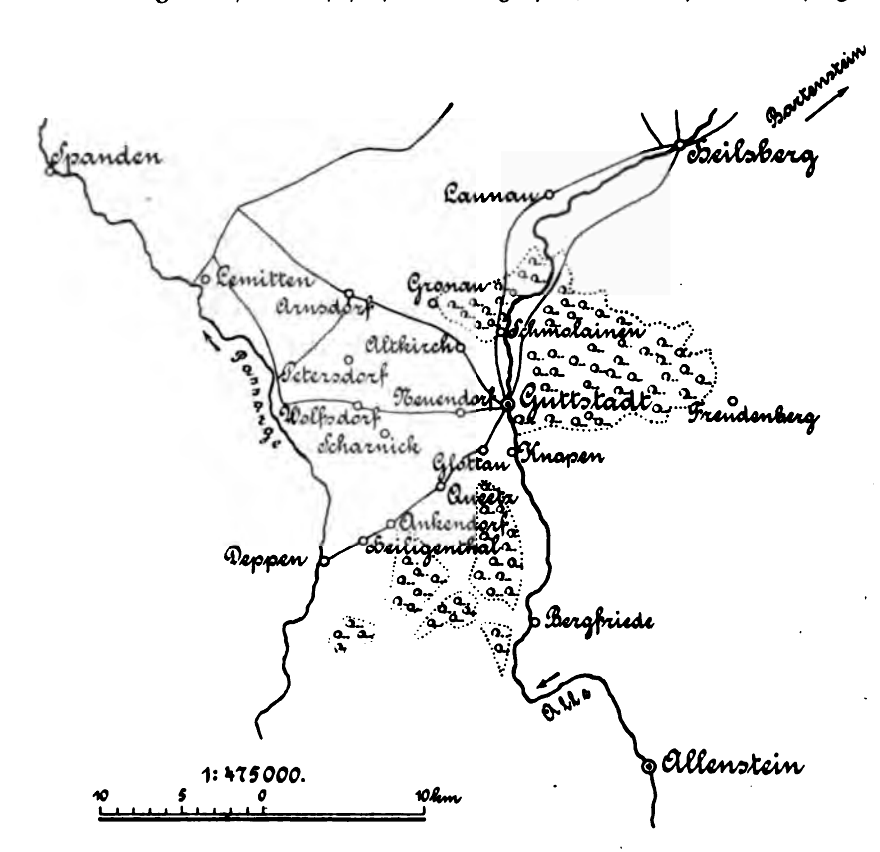
**) Prinz von Württemberg a. a. O.

***) An Oberst v. Kleist. Allenburg, 16. Februar 1807. Kr. Arch.

Zu „widerstehen“ war allerdings auf solche Weise unter günstigen Umständen möglich. Zu einem wirklichen Erfolge aber gehörte Beweglichkeit, und wie wenig die russische Armee solche besaß, sollte der Beginn des Sommerfeldzuges 1807 schlagend dartun.

Sommerfeldzug 1807.

Anfang Juni dieses Jahres, nach dem Falle von Danzig, stand Bennigsen vor der schwierigen Aufgabe, mit wenig mehr als 100 000 Mann den Angriff der 170 000 Mann Napoleons abzuwehren. Der General sah nur einige Aussicht auf Erfolg, wenn er seinem gefürchteten Gegner in gewählter Stellung würde entgegentreten können. Immerhin bot sich ihm die Möglichkeit, einen achtbaren Anfangserfolg



zu erringen, bevor Napoleon seine Armee völlig versammelt, insbesondere die vor Danzig frei gewordenen Belagerungstruppen herangezogen haben konnte. In vorderer Linie standen auf französischer Seite hinter der Passarge das I. Korps Bernadotte von der Mündung bis einschließlich Spanden, das IV. Korps Soult von dort bis einschließlich Deppen. Hinter ihm dehnte sich der Unterkunftsbezirk der Armee bis an die Weichsel aus. Die Front des IV. Korps verlängerte das III. Korps Davout

an der oberen Alle mit seinen vordersten Teilen bei Allenstein. Vor diese eigentliche erste Linie vorgeschoben war das VI. Korps Ney. Es stand mit einer seiner Divisionen in dem Raum Guttstadt—Neuendorf—Altkirch, mit der anderen von Knopen—Glottau—Scharnick bis Queetz zurückreichend. Ein leichtes Infanterie-Regiment und die Korpskavallerie-Brigade waren nach dem Walde von Schmolainen, der durch Verhaue verstärkt war, vorgeschoben.

Bei dem monatelangen Stillstande, der auf die großen Operationen des Winterfeldzuges gefolgt war und bei der nahen Berührung der beiderseitigen Vortruppen war die Aufstellung Neys den Russen wohlbekannt, und auf diesen Umstand gründete sich der Plan Bennigsens, mit der zwischen Heilsberg und Bartenstein zu beiden Seiten der Alle versammelten russischen Hauptmacht, deren Avantgarde bis Launau vorgeschoben war, das VI. französische Korps Ney unter gleichzeitigem Festhalten des IV. und I. französischen Korps anzugreifen. Nach der Zertrümmerung des VI. Korps hätte die russische Armee zwischen dem IV. und III. Korps gestanden und die Möglichkeit besessen, auch einem von diesen beiden eine Niederlage zu bereiten. Da der ursprünglich für den 4. Juni festgesetzte Angriff wegen eines persönlichen Unwohlseins des Oberkommandierenden auf den 5. verschoben wurde, die entsprechenden Weisungen aber nicht mehr rechtzeitig bis zum äußersten rechten Flügel gelangten, so litt das Unternehmen von Anfang an unter dem Mangel an Einklang zwischen den gegen die untere Passarge auszuführenden Scheinangriffen und der Haupthandlung. Das auf dem rechten Flügel befindliche, mit Einschluß einer russischen Division 24000 Mann zählende preußische Korps L'Estocq griff den französischen Brückenkopf bei Spanden bereits am 4. ohne Erfolg an und wiederholte den Versuch am 5. An diesen Tage ging weiter flußaufwärs eine russische Kolonne unter General Dochtorow gegen Lemitten vor, um das IV. französische Korps an einem Eingreifen in das Gefecht gegen Ney zu verhindern.

Gegen dessen 17000 Mann sollten sich über 70000 Mann der russischen Hauptmacht folgendermaßen in Bewegung setzen. General v. Sacken mit 25000 Mann in 45 Bataillonen, 75 Eskadrons, durch Dochtorows Vorgehen in der rechten Flanke gedeckt, von Arnsdorf auf Wolfsdorf; Fürst Bagration mit 18000 Mann in 42 Bataillonen, 20 Eskadrons von Launau unter Deckung gegen den Wald von Schmolainen, diesen umgehend, über Gronau auf Altkirch; Fürst Gortschakow mit 5400 Mann in 6 Bataillonen, 35 Eskadrons am rechten Alleufer aufwärts, dann oberhalb Guttstadt übergehend, gegen die rechte Flanke Neys. Der Kasaken-Ataman Platow, der weiter südlich, auf dem rechten Ufer der oberen Alle dem Korps Davout gegenüberstand, erhielt Befehl, seine Vorposten stehen zu lassen und, verstärkt durch eine Infanterie-Brigade, im ganzen mit 10000 Mann in 9 Bataillonen, 85 Eskadrons und Ssotnien, bei Bergfriede die Alle zu überschreiten und sich gegen den Rücken des französischen Korps zu wenden. Als allgemeine Reserve sollte die Garde,

13 000 Mann in 26 Bataillonen und 28 Eskadrons, östlich Arnsdorf vorgehend, Sacken zunächst bis Petersdorf folgen.

Höpfner bemerkt zu diesen Anordnungen:*) „Eine treffliche Disposition! Alle Bewegungen sind bis auf geringe Entfernung von dem Neyschen Korps durch die vorliegenden Waldungen verdeckt. Der Angriff geschieht mit einigen 40 000 Mann in einer Richtung, welche sofort den Rückzug des Marschalls Ney gefährdet, während etwa 10 000 Mann**) sich ihm in die rechte Flanke, ein gewaltiger Schwarm Kasaken in den Rücken werfen." Dieses Urteil erscheint durchaus berechtigt, die Bewegungen waren keineswegs verwickelter Natur, die Aufgabe bei der Vereinzelung des Korps an sich leicht. Dennoch sollte das ganze Unternehmen mißlingen, da den Führern jede Schulung im Zusammenhandeln räumlich getrennter Kolonnen fehlte und sie an Selbsttätigkeit nicht gewöhnt waren. Bagration hatte längst die Gegend von Altkirch erreicht, bevor sich eine Einwirkung der Nebenkolonnen verspüren ließ. Er führte zwei Stunden hindurch ein hinhaltendes Tirailleurgefecht, und Ney gewann dadurch die Zeit, sein Korps zu sammeln, bevor Sackens Kolonne zur Wirksamkeit gelangen konnte. Der Marschall führte alsdann seine Truppen in guter Ordnung bis Ankendorf zurück. Nur Platows Kasaken hatten in den Bagagen des französischen Korps aufgeräumt.

Um 4⁰⁰ nachmittags machten die Russen gegenüber der Stellung, die Ney bei Ankendorf bezogen hatte, bei Queetz halt. Am 6. Juni um 5⁰⁰ morgens gingen sie erneut zum Angriff vor, und zwar umfassend gegen beide feindliche Flügel. Ihr rechter Flügel hatte hierbei den Auftrag, unaufhaltsam gegen die von den Franzosen bei Deppen geschlagenen Brücken vorzustoßen. Fürst Gortschakow ließ sich jedoch mit dem linken Flügel von den französischen Tirailleurs in einem vor dem rechten Flügel ihrer Stellung gelegenen Walde aufhalten und vollzog einen Aufmarsch, statt in Kolonnen entschlossen vorzugehen. Der Fürst beschloß dann, erst links abzumarschieren, um den rechten feindlichen Flügel im großen Bogen zu umgehen, geriet hierbei mit seinen Truppen in ein Wald- und Sumpfgelände und kam überhaupt nicht mehr zur Wirksamkeit. Die russische Mitte unter Sacken ließ es gleichfalls an einem kräftigen Anpacken in der Front fehlen, der rechte Flügel unter dem Fürsten Galitzin, statt energisch seinem Ziel, den Brücken, zuzustreben und dem Gegner dadurch den Rückzug abzuschneiden, vollführte ebenfalls erst einen umständlichen Aufmarsch, zog die Artillerie vor und begann zu kanonieren.

General v. Bennigsen mühte sich vergeblich ab, den Angriff wieder in Fluß zu bringen. Er zog zuletzt die bisherige Avantgarde unter dem Fürsten Bagration vor, die durch das gestrige, wenn auch verspätet erfolgende Vorgehen der Flügelkolonnen

*) A. a. O. S. 568.

**) Gortschakow und Infanterie Platows.

bei Queetz in die Reserve geraten war, und erteilte dem Fürsten den Auftrag, über Ankendorf—Heiligental frontal auf Deppen durchzustoßen. Schon aber war es zu spät, die Franzosen hatten bereits ihren Abzug vom linken Flügel hinter die Passarge bewirken können.

Damit schien die letzte Aussicht auf einen Teilerfolg für die unterlegenen Kräfte der Verbündeten hinfällig geworden. Als Napoleon mit seiner vereinigten Armee am 9. Juni über die Passarge zum Angriff vorging, wichen die Russen nach Guttstadt und von dort in eine vorbereitete Stellung bei Heilsberg zurück. Hier gelang es dann noch einmal am 10. Juni, das an der Spitze der französischen Armee befindliche verstärkte I. Korps Soult nebst Teilen der Kavalleriereserve blutig abzuweisen, der Gesamtverlauf des Feldzuges, der am 14. Juni bei Friedland mit einem glänzenden Siege Napoleons seinen Abschluß fand, wurde dadurch indessen nicht beeinflußt.

Bennigsen war über die mißlungenen Angriffe am 5. und 6. Juni in hohem Grade ungehalten. Er sah die Ursache nicht nur in dem Ungeschick der Generale und der Unbeweglichkeit der Truppen, sondern er bezichtigte auch einen Teil seiner Unterführer, insbesondere den General v. Sacken, geradezu des bösen Willens. Dieser General verließ denn auch die Armee und wurde in eine Untersuchung verwickelt. Mag auch der Oberbefehlshaber in diesem Falle nicht ohne Schuld gewesen sein, es ihm namentlich an persönlicher Energie gefehlt haben, so ist doch die Befehlsführung mangelhaft gewesen, für diese aber kann man nicht ihn allein, sondern nur die im Heere herrschenden Zustände im allgemeinen verantwortlich machen. Die Truppen haben sich jedenfalls den Franzosen an Gewandtheit und Manövrierfähigkeit sehr unterlegen gezeigt. Wenn auch nicht außer acht zu lassen ist, daß ein gleiches mehr oder weniger von allen damaligen Gegnern Napoleons gilt, daß insbesondere die preußische Armee erst in der Schule des Unglücks eine Fechtweise erlernte, die sich bei den Franzosen durch die Kriegspraxis unter der Führung Napoleons herausgebildet hatte, so sind doch die Vorgänge vom Juni 1807 gewissermaßen typisch für die russische Armee, denn sie hat sich auch späterhin eine wesentlich größere Manövrierfähigkeit niemals zu eigen gemacht.

Feldzüge 1812 bis 1814.

Im Feldzuge 1812 sahen sich die Russen bei dem ungeheuren Mißverhältnis der Kräfte — 148 000 Mann einschließlich 11 000 Kasaken gegen 380 000 Franzosen*) — erst recht auf die Verteidigung beschränkt. Das Zurückweichen in das Innere des Landes war allerdings nicht von Anbeginn geplant, es stellte sich vielmehr erst allmählich heraus, welchen wertvollen Bundesgenossen man in den weiten Räumen des Reiches dem eingedrungenen Feinde gegenüber besaß. Die Durchführung des Rückzuges war nach Lage der Dinge eine Aufgabe mehr passiver Natur, daß sie aber

*) Ohne die abgesonderten Flügelkorps von Schwarzenberg und Macdonald, die Sonderaufgaben dienten.

gelang, liefert immerhin einen Beweis für den festen Schluß der Armee. Wieder zeigte sie bei Borodino, wie vordem bei Eylau, ihre ungewöhnliche Zähigkeit in der Abwehr und im Ertragen massenhafter Verluste. Diese betrugen bei Borodino nicht weniger als 52 000 Mann gegen 28 000 der Franzosen. Sie waren ähnlich wie bei Eylau eine Folge der ungemein gedrängten und tiefen Aufstellung, in der die hinteren Treffen die gleichen Verluste erlitten wie das vorderste, und in erster Linie durch das feindliche Geschützfeuer verursacht. Mehr als rein passive Abwehr wurde auch hier nicht erstrebt. Der Russe Kutusow, den Kaiser Alexander, der nationalen Forderung nachgebend, an Stelle des Livländers Barklay de Tolly mit dem Oberbefehl betraut hatte, war so wenig ein Feldherr im eigentlichen Sinne wie sein Vorgänger. Er ließ im ganzen den Dingen ihren Lauf und seine Unterführer gewähren. An sich lagen bei Borodino die Verhältnisse für einen unternehmenden General durchaus nicht ungünstig, denn Napoleons Heer war bereits auf 124 000 Mann, davon 27 000 Reiter, zusammengeschmolzen, gegen die Kutusow über 114 000 Mann, worunter 17 000 Reiter, und außerdem noch über 16 000 Milizen und 7000 Kasaken verfügte. Unternehmungsluft und Kühnheit begannen sich im russischen Heere erst während des Verweilens der Franzosen in Moskau zu regen. Sie äußerten sich zunächst in einzelnen Parteigänger-Unternehmungen gegen die langen Verbindungslinien des Feindes. Diese Unternehmungen nahmen dann bei dem Rückzuge der Franzosen einen immer größeren Umfang an und wurden mit immer stärkeren Teilen der Armee ausgeführt. Die Kühnheit im russischen Heere wuchs in gleichem Maße, als die Bedrängnis des Feindes und seine Furcht vor den Kasaken zunahm. Der Krieg bildete eine gute Schule für die Truppen, und sein glücklicher Verlauf belebte die Initiative der Generale. Sie trat nicht nur in den Parteigänger-Unternehmungen des Jahres 1813, sondern überall da zutage, wo die obere Führung in kräftiger Hand lag, so vor allem bei der Schlesischen Armee. Derselbe Sacken, der 1807 unter Bennigsen versagt hatte, bewährte sich unter Blücher durchaus. Zum Marschall Vorwärts sah auch der russische Soldat wie zu einem Vater auf, er mochte in dem alten Helden und seiner urwüchsigen Art etwas seiner Natur Verwandtes, Suworow Ähnliches, fühlen.

Die Befreiungskriege weisen eine Reihe von Glanzleistungen russischer Truppen auf. Es sei nur daran erinnert, daß die Schlacht an der Katzbach durch das Eingreifen des Korps Sacken entschieden wurde, daß bei Priesten-Kulm der heldenmütige Widerstand des Prinzen Eugen von Württemberg die verbündete Hauptarmee aus schwerster Gefahr errettete, und daß bei Wachau das 2. russische Infanteriekorps bis auf 1800 Mann zusammenschmolz, ohne darüber gefechtsunfähig zu werden. Dennoch liegt die Hauptleistung Rußlands während der Jahre 1812 bis 1815 nicht auf dem Gebiet des operativen und taktischen Könnens. Die ganze Verfolgung der Franzosen wurde 1812 von Kutusow in dem Sinne geführt, daß er viele kleine

Erfolge aneinanderzureihen trachtete, seine Hauptmacht aber vor einer nahen Berührung mit dem „furchtbaren Flüchtling"*) sorgsam zurückhielt. Es war daher nicht zu verwundern, wenn auch die Unterführer eine ähnliche Scheu empfanden. Nur dadurch ist Napoleon sowohl bei Kraßnoje wie an der Beresina der Vernichtung entgangen. Daß diese Vernichtung auch ohne Waffengewalt durch die Schrecken des Winters erfolgen mußte, sah Kutusow richtig voraus, und die Verfolgung stellte ohnehin sehr starke Anforderungen an seine Armee. Clausewitz, der diesen Feldzug im russischen Heere mitgemacht hat, sagt hierüber:**) „Nie hat eine Verfolgung im großen mit solcher Tätigkeit und Anstrengung der Kräfte stattgefunden wie in diesem Feldzuge. . . . In den Monaten November und Dezember nach einem sehr anstrengenden Feldzuge zwischen Schnee und Eis in Rußland, entweder auf wenig gebahnten Nebenwegen oder auf der ganz verwüsteten Hauptstraße, bei einer sehr großen Schwierigkeit der Verpflegung, dem flüchtigen Feinde 120 Meilen weit innerhalb fünfzig Tagen folgen, ist vielleicht beispiellos; und um das Ganze dieser großen Anstrengung mit einem Worte auszudrücken, dürfen wir nur sagen, daß die russische Haupt-Armee 110 000 Mann stark von Tarutino abmarschiert und 40 000 Mann stark bei Wilna angekommen ist. Das übrige war tot, krank, verwundet oder erschöpft zurückgeblieben. Diese Anstrengung macht dem Fürsten Kutusow hohe Ehre."

Man kann hinzusetzen, daß es dem russischen Heere nicht minder zur Ehre gereicht, wenn es die Kraft besaß, um Hunderte von Meilen von seinen heimatlichen Hilfsquellen entfernt, auf das Geheiß seines Zaren an diese Verfolgung noch einen Feldzug anzuschließen, der es an der Seite seiner Bundesgenossen erst über die Elbe, dann bis an die Oder zurück und zuletzt siegreich über den Rhein bis an die Seine führte. Die Größe der Leistung Rußlands für die Befreiung Europas erhellt daraus, daß seine bäuerliche Bevölkerung während der Regierung Alexanders I. über zwei Millionen Rekruten gestellt hat, davon in den Jahren 1812 bis 1815 917 000 Mann, unter Anrechnung der Reichswehr aber 1 237 000 Mann. „An dem Kampfe gegen Napoleon hat der vierte Teil der erwachsenen Männer Rußlands teilgenommen und da die Dienstpflicht volle 25 Jahre dauerte, gewinnen diese Zahlen ein ungeheures Gewicht."***)

Türkenkrieg 1828/29.

Es konnte nicht ausbleiben, daß sich, wie überall, so auch in Rußland nach den napoleonischen Kriegen eine große Erschöpfung geltend machte. Fand diese im sonstigen Europa in einem allgemeinen Friedensbedürfnis ihren Ausdruck, so sah sich die russische Armee in nicht allzu ferner Zeit vor neue kriegerische Aufgaben gestellt. Die Kämpfe im Kaukasus nahmen zwar nur einen verhältnismäßig geringen Teil der großen Heeresmacht des Kaiserstaats in Anspruch, aber der Türkenkrieg der Jahre 1828/29

*) Clausewitz Band VII.
**) Ebenda.
***) Schiemann a. a. O.

erforderte bereits wieder eine stärkere Machtentfaltung, der die anfänglich aufgebotenen Kräfte von nicht mehr als 65 000 Mann der bereits im Frieden bestehenden sogenannten Zweiten Armee unter dem Feldmarschall Grafen Wittgenstein nicht genügten. Die drei Korps dieser Armee, das III., VI. und VII., mußten sehr bald durch zwei weitere, das Garde- und II. Korps, verstärkt werden. Diese aber langten erst im August und September auf dem Kriegsschauplatz an. Es waren vermeintliche oder begründete Befürchtungen vor etwaigen europäischen Verwicklungen, die dazu geführt hatten, starke Kräfte im Westen des Reiches zurückzuhalten. Auch unterschätzte man die Widerstandsfähigkeit der damals von inneren Wirren erfüllten Türkei. Der Vormarsch erfolgte durch die Dobrudscha, wo die Zufuhr auf dem von der russischen Flotte beherrschten Schwarzen Meere bewirkt werden konnte. Die schwachen russischen Kräfte, gegen welche die Türken 125 000 Mann aufzustellen vermochten, zersplitterten sich, nachdem die untere Donau überschritten war, vor Silistria und Warna,*) und der Oberkommandierende sah sich auf eine bloße Beobachtung der feindlichen Hauptkräfte bei Schumla beschränkt. Der Feldzug des Jahres 1828 brachte den Russen daher keinen anderen Gewinn als die Einnahme von Warna, das sie besetzt behielten, während die Masse der Armee hinter der Donau Winterquartiere bezog. Man hätte nicht die Kraft besessen, einen ernsthaften Entsatzversuch von Warna abzuweisen und konnte nicht verhindern, daß 40 000 Türken unter Omer Vrione Pascha bis auf 8 km an die Festung heranrückten und sich in dieser bedrohlichen Nähe der Einschließungslinie bei Kurt-tepe verschanzten. Der Versuch des Prinzen Eugen von Württemberg, sie von dort zu vertreiben, mußte scheitern, weil er nur mit 6000 Mann in einem sehr schwierigen Berg- und Waldgelände unternommen wurde. Der kühne Angriff hatte gleichwohl den Erfolg, daß er die Türken abhielt, die Belagerung zu stören.

Über das Gefecht bei Kurt-tepe am 30. September 1828 sagt Moltke in seiner Geschichte dieses Krieges: „Der russische Soldat hatte sich bei dieser Gelegenheit mit Ruhm bedeckt. . . . Der Angriff auf Kurt-tepe erscheint als eine der glänzendsten Waffenhandlungen dieser Kampagne, und obwohl derselbe scheiterte, trug er durch den moralischen Eindruck, welchen die Bravour der russischen Truppen auf ihren Gegner machte, in seinen Folgen doch wesentlich zum Gelingen des Feldzuges bei, so einen neuen Beweis liefernd, daß strenger Gehorsam selbst in den mißlichsten Lagen eine der ersten militärischen Tugenden bildet. Wider seinen Willen zu einer Unternehmung gezwungen, deren Erfolg er bezweifeln mußte, führte der Prinz (von Württemberg) als ihm nur das blinde Gehorchen übrig blieb, die gegebenen Befehle mit allem Nachdruck aus. Nur zwei Bataillone blieben in Reserve, alle übrigen bestanden ein blutiges Gefecht, wobei die Infanterie, die Unterstützung der Kavallerie und Artillerie

*) Skizze, Seite 231.

fast gänzlich entbehrend und gleichsam im Blinden tappend, mit wahrem Löwenmute focht."

Kaiser Nikolaus, der die Armee 1828 begleitet hatte, blieb ihr im folgenden Feldzuge fern. An die Stelle Wittgensteins trat General Graf Diebitsch, der bisher als Chef des Generalstabes der Person des Kaisers zugeteilt gewesen war. General Graf Toll übernahm die Geschäfte als Chef des Generalstabes bei der mobilen Armee. Moltke*) äußert über die neuen Befehlsverhältnisse: „Es ist nicht zu verkennen, daß Graf Diebitsch sich in einer viel bedeutsameren und günstigeren Stellung befand als sein Vorgänger im Oberkommando. Die Erfahrungen des vorigen Feldzuges kamen ihm und seinen Untergeneralen zu statten, kein diplomatisches Gefolge klammerte sich an seine Fersen und beschränkte ihm die Freiheit des Handelns, die Politik konnte auf seine Unternehmungen wenig Einfluß haben, und bei der ungeheuren Entfernung war er ermächtigt und angewiesen, aus rein militärischer Überzeugung und nach eigenem Ermessen zu handeln. Die jedesmalige Lage der Dinge mußte seine Maßnahmen bestimmen, ohne daß er, selbst bei den wichtigsten Entschlüssen, auf eine Instruktion seines Monarchen warten durfte, bei deren Eintreffen die Sachlage aufs neue völlig verändert sein konnte. Daher große Verantwortlichkeit, aber auch große Freiheit und eine seltene Machtvollkommenheit.

General Diebitsch verwendete sogleich die äußerste Sorgfalt auf die Reorganisation seines Heeres. Die Behandlung des Soldaten wurde um vieles gemildert, der unerträgliche Zwang und die widernatürlich steife Haltung in etwas nachgelassen. Dennoch blieb in dieser Beziehung vieles zu tun übrig. So mußte z. B. bei dem Tiraillieren immer noch Tritt und Richtung gehalten werden, weshalb man es auch nur in der Ebene übte. Bekleidung und Gepäck wurden dem Klima besser angepaßt und die Verpflegung des Heeres auf neuem Fuße organisiert."

Mit Diebitsch trat, wenn auch nicht ein Feldherr erster Klasse, so doch ein Führer von hoher Begabung und Tatkraft an die Spitze der Armee. Im Jahre 1812 war er als Oberquartiermeister Wittgensteins zuerst hervorgetreten. Ihm gebührt ein reicher Anteil an den Erfolgen der auf der Petersburger Straße unabhängig von den russischen Hauptkräften operierenden Armeeabteilung. Clausewitz entwirft von dem damals 27 jährigen General folgendes Charakterbild:**) „Er war von Jugend auf fleißig gewesen und hatte sich für sein Fach gute Kenntnisse erworben. Feurig, brav und unternehmend, von raschem Entschluß, großer Festigkeit, mit einem tüchtigen Hausverstand, etwas dreist und herrisch, die anderen mit sich fortreißend, dabei sehr ehrgeizig, so war General Diebitsch, und diese Eigenschaften

*) A. a. O.
**) Band VII.

mußten ihn immer stark gegen das Ziel hintreiben. Er hatte ein edles Herz, war offen und redlich, ohne Spur von Intrigue."

Es ist ein Beweis von der Zuverlässigkeit seines Charakters und seiner seltenen Tüchtigkeit, daß er sich, obwohl keineswegs durch äußere Vorzüge und gute Manieren glänzend, unter zwei Kaisern, die auf solche besonders viel gaben, in seinem Einfluß zu behaupten gewußt hat. Umsomehr, als er sich gelegentlich nicht scheute, wenn es ihm sein Gewissen vorschrieb, eine dem autokratischen Willen seiner Herrscher entgegengesetzte Meinung zu vertreten. Mit Barclay war er der einzige, der sich s. Zt. gegen die Militärkolonien, das Lieblingsprojekt Alexanders I., zu äußern wagte. Nicht minder spricht für Diebitsch, daß neben und unter ihm ein so selbstbewußter Mann wie Graf Toll, wiewohl nur wenig jünger an Patent, im kaiserlichen Hauptquartier 1813/14 sowie in den Kriegen 1829 und 1831 erfolgreich zu wirken vermochte, und daß zwischen beiden eine aufrichtige Freundschaft bestand.

Da der Kaiser seine Garde vom Kriegsschauplatz zurückzog und die Truppenteile während des Winters noch nicht wieder völlig ergänzt worden waren, hatte Diebitsch zu Beginn des neuen Feldzuges kaum eine stärkere Armee zur Verfügung als Wittgenstein zu Anfang des Krieges, seine Aufgabe war sonach keineswegs leicht. Er löste sie gleichwohl mit viel Glück und Kühnheit. Er nahm Silistria, schlug bei Kulewtscha die überlegene Armee des Großveziers und warf sie auf Schumla zurück. Ihr gegenüber ließ er nur 15 000 Mann stehen, mit den übrigen Kräften aber stieß er über den Balkan bis Adrianopel vor. „Dort langte er mit dem Schatten eines Heeres, aber mit dem Ruf der Unwiderstehlichkeit an,"*) so daß die Türkei sich zum Frieden bequemte. Die Erhebung zum Fürsten Sabalkanski und der Marschallstab lohnten die kühne Tat des Generals. Moltkes Schlußurteil über den Feldzug lautet: „Der russische Soldat erscheint ebenso standhaft in der Ertragung von Mühseligkeiten, Anstrengungen, Entbehrungen und Leiden wie unerschrocken in der Gefahr. Was den Feldherrn selbst betrifft, so war es das Schicksal des Fürsten Sabalkanski, in zwei Feldzügen, in welchen er befehligte, außer gegen den bewaffneten Feind noch gegen einen heimlichen, verderblichen Gegner kämpfen zu müssen, in der Türkei gegen die Pest, in Polen gegen die Cholera, welcher er endlich selbst erlag. Abgesehen von der materiellen Schwächung der Streitmittel, welche Charakterstärke setzt es nicht in dem Führer voraus, beim Anblick solcher namenloser und weit verbreiteter Leiden doch stets das große Ziel im Auge zu behalten, welches durch kein Zuwarten, sondern nur durch ein stetes, kräftiges und rasches Handeln erreicht werden kann. . . . Dem zuversichtlichen, kühnen und doch vorsichtigen Verhalten des Generals Diebitsch zu Adrianopel verdankt Rußland den glücklichen Ausgang des Feldzuges."

Feldzug 1831 in Polen.

Diese Zuversicht und Kühnheit des Feldmarschalls im Türkenkriege steht in einem

*) Moltke, a. a. O.

seltsamen Gegensatz zu seinem Verhalten in Polen im Jahre 1831. Weniger die geistige Spannkraft als die erforderliche körperliche Elastizität scheint hier Diebitsch gefehlt zu haben. Canitz-Dallwitz*) erwähnt, daß seine Beleibtheit und seine Unlust, zu Pferde zu steigen, aufgefallen seien. Für den Führer einer russischen Armee wäre aber Beweglichkeit von ganz besonderer Wichtigkeit, damit er imstande sei, überall selbst zu sehen. Er fährt dann fort: „In dem unbeholfenen Körper lebte ein mit nicht gemeinen Gaben ausgerüsteter, durch viele interessante Erlebnisse mehr als systematische Studien gebildeter Geist, der trotz aller Sorgen und Störungen den Sinn für das Heilige und Rechte nicht verloren hatte." Canitz stellt den Menschen in Diebitsch höher als den Feldherrn, denn „wie sich ein großer Mann im Unglück zeigen soll, war bei dieser Gelegenheit von dem Überwinder des Balkans nicht zu lernen." Ein anderer preußischer Offizier, der das russische Hauptquartier in Polen aufsuchte, der damalige Major v. Brandt, rühmt von Diebitsch, daß er deutschen Ansichten von Menschenwürde und Pflichtgefühl nicht entfremdet worden sei.**) Zu Brandt äußerte der Feldmarschall, daß er viele seiner militärischen Maßregeln der Humanität geopfert habe. Vermutlich liegt in diesen Worten die Erklärung dafür, daß die Russen, nachdem sie bei Grochow am 25. Februar vor den Toren Warschaus die Polen geschlagen hatten, nicht unmittelbar zum Sturm auf den Brückenkopf von Praga schritten. Der Aufstand wäre damit unfehlbar erstickt worden, freilich mit Blut, wie es Suworows Art entsprochen hätte. Da sich der Feldmarschall hierzu nicht entschließen konnte oder infolge höherer Weisung nicht entschließen durfte, blieb seine Armee angesichts der Weichsel stehen. Diese zu überschreiten, hinderte das eingetretene Tauwetter, das schon den Vormarsch auf Warschau verzögert hatte, und in der Folge gelangte ein oberhalb Warschau geplanter Uferwechsel nicht zur Ausführung, weil inzwischen das Praga gegenüber belassene VI. russische Korps durch die ausfallenden Polen geschlagen wurde. Die Verpflegung war infolge schlechter Organisation des Transportwesens nicht gesichert, ein Mangel, der erst von Grund aus beseitigt wurde, als die Armee sich auf die Verpflegungszufuhr von Danzig mit Hilfe der unteren Weichsel basierte. Die dahin zielenden Anordnungen gelangten jedoch erst zur Wirksamkeit, als die Kraft der Polen bereits durch die Schlacht bei Ostrolenka am 26. Mai gebrochen war und Paskiewitsch nach dem Tode des Fürsten Diebitsch den Befehl übernommen hatte.

Wohl mag an dem Mißlingen des ersten Teils dieses Feldzuges das zögernde Verhalten des Feldmarschalls mit schuld gewesen sein, mag es nun aus Humanität, die im Kriege stets übel angebracht ist, oder aus der Scheu, den erworbenen Kriegsruhm einzubüßen, entsprungen sein. Ein Hauptgrund aber lag — abgesehen von den Reibungen, wie sie durch die klimatischen Verhältnisse des Kriegsschauplatzes und

---

*) A. a. O.

**) Aus dem Leben des Generals der Infanterie Heinrich v. Brandt. II.

durch das traditionelle Versagen der russischen Armeeverwaltung bedingt waren — darin, daß auch hier zur Unterwerfung des weiten aufständischen Gebiets wiederum unzureichende Kräfte in Bewegung gesetzt wurden. Bei Grochow schlugen nicht mehr als 70 000 Russen gegen 50 000 Polen, und diese bestanden aus regulären Truppen, die der Masse der russischen an innerer Tüchtigkeit und Manövrierfähigkeit durchaus gewachsen, wenn nicht überlegen waren. Dazu herrschte in der polnischen Armee eine hochgradige nationale Begeisterung. Sie verfügte über eine Anzahl von Generalen und Stabsoffizieren aus der Schule der napoleonischen Armee und zählte in ihren Stäben nicht wenige bedeutende Männer. Die von Diebitsch befehligte Armee war dagegen nicht durchaus gleichwertig in allen ihren Teilen. Das VI. Korps, das von jenem Ausfall der Polen betroffen wurde, ergänzte sich aus Litauern, und in seinen Reihen herrschten vielfach polnische Sympathien. Hierzu kam dann allerdings noch, daß sein Führer, General v. Rosen, ein wenig tatkräftiger Mann war. Auch sonst bestanden Verschiedenheiten in den Leistungen der Truppen, ihre Kriegsfertigkeit ließ vielfach zu wünschen, die Generale erwiesen sich häufig als recht ungeschickt.

Man ist versucht, hier die ersten Anzeichen eines Rückganges in der Kriegstüchtigkeit der Armee zu sehen, der bei der herrschenden Ausbildung, die in keiner Weise auf den Krieg zugeschnitten war, nicht wundernehmen kann. Dieser Rückgang mußte sich umsomehr zeigen, je weniger Veteranen aus den großen Kriegen zu Anfang des 19. Jahrhunderts die Armee noch aufzuweisen hatte. Er sollte sich denn auch im Krimkriege deutlich offenbaren.

Krimkrieg.

So hoch die Verteidigung Sewastopols unter Totlebens Leitung steht, so glänzend in ihr aufs neue die besten Eigenschaften des russischen Soldaten hervortraten, so wenig erfolgreich war die russische Führung außerhalb der Festung. Der Oberkommandierende in der Krim, Fürst Menschikow, zeigte sich seiner Aufgabe in keiner Weise gewachsen. An der Alma, wo er mit 33 600 Mann den Vormarsch von 57 000 Verbündeten von ihrem Landungspunkt Eupatoria nach Sewastopal aufzuhalten suchte, ließ er es an jeder einheitlichen Leitung fehlen. Die Truppen schlugen sich, wo sie gerade standen, ohne recht zu wissen warum. Wiewohl sie sich brav gehalten hatten, wie der ehrenvolle Verlust von 5700 Mann beweist, den sie erlitten, beschuldigte der Fürst sie gleichwohl in seinem Bericht an den Kaiser der Zaghaftigkeit.*) Menschikow sah sich bis zum Spätherbst einschließlich der auf 35 000 Mann verstärkten Festungsbesatzung an der Spitze von 100 000 Mann gegen nur 70 000 der Verbündeten. Er unternahm zunächst einen Angriff gegen deren Hafenplatz Balaklawa, der, weil mit nur 20 000 Mann unternommen, abgewiesen wurde. Am 5. November 1854 wurden bei Inkerman 57 000 Mann gegen die

*) Schilder, Leben Totlebens. Petersburg 1888. I. S. 310.

Stellungen der Verbündeten angesetzt, wobei die Festung durch einen Ausfall mitwirkte. Der Angriff scheiterte unter einem Verlust von 12 000 Mann, während die Gegner nur 4500 Mann einbüßten. Der russische Oberkommandierende hatte die Eigentümlichkeit mancher kleinlicher Naturen, niemanden zu Rate zu ziehen, alles selbst machen zu wollen und sich möglichst ohne Stab zu behelfen. Die hierdurch entstehende Verwirrung mußte um so größer sein, als die russischen Generale gewöhnt waren, geleitet zu werden und eine wesentliche Tätigkeit der Generalstabsoffiziere sonst auf diesem Gebiete lag. Menschikow fühlte schließlich selbst, daß seine Nerven versagten und legte am 1. März 1855 den Befehl nieder.

Sein Nachfolger, Fürst Gortschakow, war nicht glücklicher. Allerdings fand er bereits eine schwierige Lage vor. Zwar wuchsen die Kräfte der Russen im Laufe des Sommers 1855 auf 170 000 Mann an, aber die Verbündeten zählten dafür jetzt in der Krim 185 000 Mann. Unter diesen Umständen schlug ein am 16. August zur Rettung von Sewastopol unternommener Versuch fehl. Während ein kräftiger Ausfall der Festung die Belagerungstruppen festhalten sollte, gingen 74 000 Mann von der Tschornaja aus gegen die von 39 000 Mann besetzten Deckungsstellungen der Belagerer vor. Der Angriff wurde mit einem Verlust von 8000 Mann abgewiesen, ein Ergebnis, das Fürst Gortschakow, der von einem auf Befehl des Kaisers zusammenberufenen Kriegsrat zu dem Unternehmen gedrängt worden war, vorausgesehen hatte.

An dem unglücklichen Ausgange des Krimkrieges trug in erster Linie das herrschende System Schuld. Kaiser Nikolaus, der keine Selbständigkeit aufkommen ließ, wollte die Leitung in seiner Hand behalten, bei der weiten Entfernung des Kriegsschauplatzes von Petersburg aber mußte sich dieses Bestreben schwer rächen. Die Generale wiederum waren bei der herrschenden Zentralisation gewöhnt, alles vom Kriegsministerium zu erwarten. Dieses aber war der Lage in keiner Weise gewachsen. Der Kriegsminister, Fürst Dolgoruki, schreibt am 23. Dezember 1854 an den Fürsten Gortschakow:*) „Gewiß macht man sich selbst und seine Mitarbeiter verantwortlich für das Versagen der Verwaltungsmaschine, aber wenn der Mangel einer leistungsfähigen Industrie, die großen Entfernungen und die schlechten Verkehrsverhältnisse einem immer wieder unübersteigliche Hindernisse bereiten, dann sinkt im Grunde diese Verantwortlichkeit zu einem leeren Wort zusammen." Es fehle, schreibt der Fürst weiter, nicht nur an Fabriken, sondern auch an Rohmaterial, es sei alles nur in den für Friedenszeiten erforderlichen Mengen vorhanden. Wie solle man Pulver herstellen, wenn es an Salpeter mangle, wie Uniformen und Stiefel, ohne die nötigen Handwerker arbeiten lassen, wie Transporte organisieren, wenn sich keine Unternehmer meldeten, vollends Waffen würden nur in schlechtem oder gänzlich un-

*) Schilder, a. a. O. I. S. 381.

brauchbarem Zustande geliefert. „Man kämpft nach Möglichkeit gegen diese Hindernisse an, man muntert immer wieder auf, aber man ist genötigt, zuzugeben, daß unser teures Vaterland sich noch in der Kindheit befindet. Man muß an meiner Stelle stehen, um die ungeheuren Schwierigkeiten würdigen zu können, die sich in stets wachsendem Maße vor der Zentralverwaltung auftürmen."

Es ist bezeichnend, daß der Kriegsminister im Gefühl seiner Ohnmacht wenige Tage vorher dem Fürsten Gortschakow geschrieben hatte: „Si nous pouvions arriver à un arrangement général, même à l'aide de quelques concessions, je crois que nous devrions y travailler de toutes nos forces. L'avenir ne nous offre ni gloire, ni avantage; bien au contraire il peut nous être funeste. . . . C'est ce peu de savoir faire, qui est désolant. Nous dépensons hommes, matériel, argent et tout cela pour ne rien obtenir." Dolgoruki setzt seine Hoffnung auf eine spätere Zukunft, in der unter Benutzung günstiger Umstände „nous redeviendrons grands garçons".

Neben diesen Schwierigkeiten hat dann die Ungunst der allgemeinen politischen Lage, insbesondere die zweifelhafte Haltung Österreichs, den Verlauf des Krieges in der Krim wesentlich beeinflußt. Übertriebene Befürchtungen hinsichtlich einer Gefährdung der Westgrenze hegte namentlich der Feldmarschall Paskiewitsch, und seinem Einfluß ist es vor allen Dingen zuzuschreiben, daß starke Kräfte dort zurückgehalten wurden. Auf diese Weise gelangten von 400 000 Mann, die Rußland damals auf Kriegsfuß hatte, immer nur Bruchteile zur Verwendung auf dem entlegenen Kriegsschauplatze, den damals noch keine Eisenbahn mit dem Kern des Landes verband.

Wenn auch Fürst Menschikow nicht der Mann war, den die Lage erforderte, so kann doch weder er noch sein Nachfolger im Oberkommando für das Mißlingen der einzelnen taktischen Handlungen verantwortlich gemacht werden. Die Unterführer versagten zum großen Teil. Menschikow beschwerte sich darüber, daß seine Truppen ohne Generale seien, Gortschakow schrieb, als er noch zu Beginn des Jahres 1854 das Kommando in den Donaufürstentümern führte:*) „Le manque d'hommes capables chez moi me rend presque fou. Tout ce que j'ai est encroûté, endormi et ne veut pas remuer le petit doigt sans ordre", und im Dezember desselben Jahres entwirft er folgende Charakteristik der russischen Generale:**) „Or voici ce que sont nos généraux; faites en venir un et ordonnez lui péremptoirement d'escalader le ciel; il répondra „sluschaju" (zu Befehl), transmettra cet ordre à ses subordonnés, se mettra dans son lit et la troupe n'escaladra pas une taupinière. Consulté au contraire sur la manière de

*) Schilder, a. a. O. I. S. 375, Anm.
**) Ebenda.

faire une marche de 15 verstes par un temps de pluie, il Vous présentera mille raisons pour Vous prouver l'impossibilité d'un effort aussi surhumain."

Mag auch die damalige russische Generalität dieses harte Urteil im allgemeinen nicht verdienen, so sind die Worte des Fürsten doch sehr bezeichnend dafür, was die Friedensschule des Kaisers Nikolaus aus der Armee gemacht hatte. Der Krimfeldzug offenbarte in der Tat einen erschreckenden Mangel an Selbsttätigkeit und zweckmäßigem Zusammenhandeln der Generale. Der französische Oberkommandierende, Marschall St. Arnand äußerte nach der Schlacht an der Alma hinsichtlich seiner Gegner: „leur tactique était vieille d'un siècle". Allerdings waren die Russen auch in der Bewaffnung unterlegen, die Hauptschuld am Mißlingen ihrer Angriffe trug aber doch das Vorgehen in dichten Bataillonsmassen unter äußerst sparsamer Anwendung des Schützengefechts und ohne hinreichende Unterstützung durch Artilleriefeuer. Der bei Inkerman unternommene Versuch, die Bataillone in Kompagniekolonnen zu zerlegen, fruchtete wenig. Den Führern fehlte jede Übung in der Handhabung dieser Kolonnen, sie verstanden nicht, ihre Bewegungen dem Gelände anzupassen, und da die Zerlegung der Bataillonsmassen nicht zu dem Zweck erfolgte, ein Feuergefecht zu führen, ballten sich die Kompagniekolonnen meist von selbst im Vorgehen wieder zu Bataillonskolonnen zusammen. Instinktiv suchte alles im Zusammenschluß Sicherheit, sobald stärkere Verluste eintraten.*)

Nach dem Krimkriege. Der Krieg 1877/78.

Die in der Krim gemachten Erfahrungen wurden in der russischen Armee wohl beherzigt. Es vollzog sich nach und nach eine vollständige Abkehr von der bisherigen Ausbildungsweise, wie sie von Kaiser Paul begründet worden und unter Alexander I. und Nikolaus I. bestehen geblieben war. Man stieß das Gezwungene in der Haltung und Bewegung des einzelnen Mannes wie der Truppe überhaupt, als etwas dem Nationalcharakter nicht Entsprechendes von sich. Das Kommandowort „Smirno" (Stillgestanden) nagelte hinfort den Mann nicht mehr an den Boden. Man glaubte bei der angeborenen Unterwürfigkeit des russischen Soldaten der straffen Exerzierdisziplin überhaupt nicht mehr zu bedürfen und übersah dabei, daß mit Herabsetzung der Forderungen an die äußere Schönheit und Gleichmäßigkeit der Truppe sich auch deren innere Ordnung bedenklich lockern mußte, daß bei dem Fehlen einer sorgsamen Ausbildung des einzelnen Mannes die Einübung auch der einfachsten Bewegungen geschlossener Truppenteile so viel Zeit in Anspruch nahm, daß die Gefechtsschulung darüber notwendigerweise zu kurz kommen mußte.

Mit der freieren Richtung in Staat und Gesellschaft, wie sie durch die großen Reformen Alexanders II., insbesondere die Aufhebung der Leibeigenschaft, zum Ausdruck kam, zog auch ein neuer Geist in die Armee ein. Es geschah viel, um den

*) Vgl. hierüber u. a. die lehrreiche Studie des Majors Kunz, Die Schlachten und Treffen des Krimkrieges. Berlin 1889.

Bildungsgrad des Offizierkorps zu heben. Die alten aus dem Unteroffizierstande hervorgegangenen Troupiers, die freilich niemals sehr zahlreich gewesen waren, begannen jetzt nach und nach ganz zu verschwinden. Die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht im Jahre 1874 führte dem Mannschaftsstande zwar mehr gebildete Elemente zu, an die Stelle der alten Soldaten mit langer Dienstzeit, deren Heimat das Regiment gewesen war, traten aber jetzt Mannschaften mit verhältnismäßig kurzer Dienstzeit und entsprechend geringerer soldatischer Durchbildung. Die Armee gewann dadurch ein völlig anderes Gepräge.

Diese Wandlung konnte sich natürlich nur ganz allmählich vollziehen, so daß der Türkenkrieg der Jahre 1877/78 die Armee noch in einem Übergangsstadium antraf. Das gilt auch hinsichtlich ihrer Gefechtsschulung. Die Bataillonsmassen hatten bald nach dem Krimkriege den Kompagniekolonnen Platz gemacht, und die Erfahrungen des deutsch-französischen Krieges das Schützengefecht mehr hervortreten lassen. Wenn daher auch die russischen Reglements den zeitgemäßen Forderungen im allgemeinen Rechnung trugen, so war doch das Verständnis für die Bedingungen des modernen Gefechts noch keineswegs Gemeingut der Armee als diese aufs neue gegen den alten Feind ins Feld rückte. Ihre taktische Durchbildung ließ namentlich hinsichtlich des Zusammenwirkens der verschiedenen Waffen vieles zu wünschen übrig, woran zum Teil die waffenweise abgehaltenen Lagerübungen, an die sich nur wenige Manövertage gemischter Detachements anschlossen, die Schuld trugen. Auch hatten diese Manöver immer noch in alter Weise mehr oder weniger das Gepräge von Schaustücken an sich.

Die Leistungen des russischen Soldaten im Ertragen von Entbehrungen und körperlichen Mühsalen zeigten sich auch im letzten Türkenkriege auf ihrer alten Höhe. Es genügt an den Schipka-Paß und an den winterlichen Balkanübergang zu erinnern. Aber auch die alten Fehler russischer Kriegführung traten wiederum hervor. Die mangelhafte Vorbereitung des Krieges, die Unterschätzung des Gegners und infolgedessen die Aufwendung einer unzureichenden Streitmacht haben sich schwer gerächt. Wenn dann im weiteren Verlaufe des Feldzuges Plewna zu einer so großen Bedeutung gelangte und der Brennpunkt des ganzen Krieges wurde, so lag es an dem mangelnden taktischen Können von Führern und Truppe, die es nicht verstanden, in dieser Stellung eine unterlegene Streitmacht zu überwältigen, wie dieses unumwunden von russischer Seite zugestanden wird. Erst im Verlauf des Krieges lernte die Truppe unter hervorragenden Führern wie Gurko, Skobelew und Radetzky sich auch auf dem Gefechtsfelde heutigen Anforderungen anzupassen. Insbesondere Skobelew war es, der durch die Macht seiner Persönlichkeit auf den russischen Soldaten wirkte. In dem „weißen General“ lebte, was von den russischen Führern nicht allgemein gesagt werden kann, der unbeugsame Wille zu siegen. Mit diesem auch hat er verstanden, später im Turkmenenfeldzuge 1880/81, seine Truppen zu durchdringen.

Hier freilich, den Asiaten gegenüber, war eine Kampfform angezeigt, wie sie einst Suworow gegen die Türken zur Anwendung brachte. Nicht der Schützenschwarm und das Feuergefecht, sondern die geschlossene Ordnung und das Bajonett waren herrschend.

Das Bajonett ist denn auch bis auf die neueste Zeit als die eigentliche Waffe des russischen Soldaten gepriesen worden. Er trägt es gewissermaßen in symbolischer Bedeutung beständig aufgepflanzt. Wunderbarerweise verschloß man sich in Rußland gewaltsam den Erfahrungen von Plewna oder die Stimmen, die sie im Sinne der Weiterentwicklung einer vernunftgemäßen Feuertaktik und entsprechender Benutzung des Geländes verwertet wissen wollten, verhallten ungehört. Wenn Dragomirows Lehre von der ungeschmälerten Bedeutung des Bajonetts die Oberhand behielt, so ist es in erster Linie dem Umstand zuzuschreiben, daß er an den Namen Suworow anknüpfte, der noch heute dem Herzen russischer Krieger teuer ist. Sodann weil Dragomirow erkannt haben mochte, daß die individualisierende Ausbildung, wie sie das Schützengefecht fordert, der Natur des russischen Soldaten nicht zusagt, und endlich nicht zuletzt weil er das moralische Prinzip in so volkstümlich bestechender Weise in den Vordergrund zu stellen wußte. Ist es doch Dragomirow gewesen, der in neuerer Zeit seine Landsleute auf den hohen ethischen Wert der Lehre unseres Clausewitz hingewiesen hat. Er erkannte, daß hier echte Kriegswahrheit verkündet wurde und keine selbstgefällige Systemsucht vorwalte wie bei Jomini, der durch Generationen herrschend war in den Anschauungen des russischen Generalstabes. Der Glaube an die Allgewalt des russischen Bajonetts aber war doch eine Selbsttäuschung, wie Dragomirow das angesichts des Versagens der russischen Taktik in Ostasien neuerdings, wenn auch unter mannigfachen Einschränkungen, in seinem „Letzten Glaubensbekenntnis“ im Raswjädschik selbst hat eingestehen müssen. Es war vermessen, russischen Bataillonen bei heutiger Feuerwirkung zutrauen zu wollen, was bereits König Friedrich von den seinigen nicht zu erreichen vermocht hatte.

Das russische Bajonett hat in den Nahkämpfen wie sie der Stellungskrieg in Ostasien zeitigte, eine örtlich beschränkte Bedeutung gehabt, aber es hat sich auch hierbei gezeigt, daß alle großen Worte, wie sie der Russe in seiner klangvollen und reichen Sprache anzuwenden liebt, nicht imstande sind, über die Tatsache hinwegzutäuschen, daß der Offensivgeist im Grunde der russischen Armee nicht eigentümlich ist.

Es konnte nicht anders sein, denn mit Recht sagt Leroy-Beaulieu:*) „Une des qualités que le climat et la lutte contre la nature ont le plus développées chez le Grand-Russien, c'est le courage passif, l'énergie négative, la force d'inertie. . . . La vie, d'accord avec l'histoire, a formé le Grand-Russe à un stoïcisme dont lui-même ne comprend pas l'héroïsme, stoïcisme provenant d'un sentiment de faiblesse et non d'un sentiment d'orgueil, et parfois trop

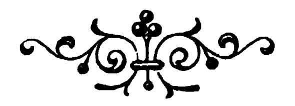
*) L'empire des Tsars et les Russes, I.

simple, trop naïf, pour paraître toujours digne. Personne ne sait souffrir comme un Russe, personne mourir comme lui. Dans son tranquille courage devant la souffrance et la mort, il y a de la résignation de l'animal blessé ou de l'Indien captif, mais relevée par une sereine conviction religieuse."

In der Tat haben ein unerbittliches Klima, die Tatarenherrschaft, die Willkür eines Iwan des Schrecklichen und die Leibeigenschaft ihre tiefen Spuren im russischen Volkstum hinterlassen. Für ein reges, tatkräftiges Soldatenmaterial, für eine machtvolle Initiative der Führung fand sich unter solchen Umständen kein geeigneter Boden, wohl aber für einen hohen Duldermut, wie wir ihn letzthin in Ostasien sich wieder offenbaren sahen. Auch in verzweifelten Lagen verläßt er die Armee niemals ganz, er teilt sich überall hin mit, er lebt auch in jenen heldenhaften Frauen, die mitten im japanischen Schrapnellfeuer unbeirrt ihrer Samariterpflicht nachgegangen sind, er findet sich mit Verhältnissen ab, die einem anderen Heere unerträglich sein würden.

Diese Züge des russischen Nationalcharakters lassen sich durch die Jahrhunderte in der Kriegsgeschichte verfolgen. Die Gleichartigkeit vieler Erscheinungen innerhalb der vorstehend skizzierten Ereignisse und dem jetzigen Kriege in Ostasien drängt sich von selbst auf, insbesondere der Krimkrieg zeigt vielfach ähnliche Verhältnisse. Will man zu einem gerechten Urteil über die Männer gelangen, in deren Händen die Führung russischer Armeen gelegen hat, so wird man die erschwerenden Umstände, unter denen sie zu handeln berufen wurden, nicht außer acht lassen dürfen. Mangelnde Bereitschaft hat nur allzu häufig in Rußlands Kriegen dazu geführt, daß eine günstige Wendung erst eintrat, nachdem bereits große Opfer vergeblich gebracht waren. Die gewaltige Ausdehnung des Zarenreiches hat kraftvolles Handeln stets sehr erschwert, nur 1812 hat sie wertvolle Hilfe geleistet. Die Momente der Schwäche aber sind, wenn nicht, wie im Krimkriege, eine besonders ungünstige politische Lage vorwaltete, in den früheren Kriegen meist mit bemerkenswerter Energie überwunden worden. Diese Zähigkeit entspricht der russischen Natur. Sie befähigt zu großen Leistungen, aber sie genügt selten, um aus eigener Kraft wahrhaft Entscheidendes zu vollbringen.

Frhr. von Freytag-Loringhoven,
Oberstleutnant und Abteilungschef im großen Generalstabe.





Das neue französische Exerzier-Reglement für die Infanterie und die Ausbildung dieser Waffe in Frankreich.

Einleitung.

Wo sehr man Führung, Disziplin und Geist der Armeen voranstellen mag, so entbindet dies heute nicht mehr von der Forderung, Kampfformen und Kampfverfahren der Infanterie den Erscheinungen des Gefechts sorgfältig anzupassen und die reglementarische Ausbildung darauf zu begründen. Keine Armee wird, solange ihr niemand die Überlegenheit der Führung in einem zukünftigen Feldzuge verbürgen kann, darauf verzichten wollen, sich alle möglichen Vorteile der Zahl der Bewaffnung, Ausbildung und Organisation zu sichern. Damit erhalten die reglementarischen Fragen heute eine besondere Bedeutung.

Unser deutsches Exerzier-Reglement für die Infanterie hatte mit voller Klarheit die Folgerungen aus den letzten großen Kriegen gezogen, ja es war sogar seiner Zeit weit vorausgeeilt und hatte Grundsätze für das Gefecht aufgestellt, die auch heute noch gültig sind, während es in formeller Beziehung so viel Spielraum beließ, daß Geist und Wesen des kriegerischen Handelns in keiner Weise gefesselt wurden. So stand das Reglement als ein festes Gebäude da, das Jahrzehnte überdauern konnte.

Alles aber ist veränderlich. Inzwischen ist in der Armee die zweijährige Dienstzeit eingeführt worden; das rauchschwache Pulver und der kleinkalibrige Mehrlader sind aufgetreten; die Feldartillerie ist überall im Begriffe, ein Geschütz einzuführen, das an Feuergeschwindigkeit das deutsche Feldgeschütz vom Jahre 1870/71 zehnmal übertrifft. Geschoßwirkung, Treffgenauigkeit und Schußweite sind zudem derartig gesteigert, daß man für das moderne Geschütz in der gleichen Zeit hundert mal mehr Treffer berechnet hat als für das deutsche Feldgeschütz von 1870/71 (Rohne in den Vierteljahresheften 1904, S. 489). Dazu geben die Erfahrungen der neuesten Kriege zu denken. Durch den Burenkrieg kam in die Erörterungen über das Kampfverfahren der Infanterie und über die Ausbildung dieser Waffe für das Gefecht eine lebhafte Bewegung, die durch den jetzigen ostasiatischen Krieg einen neuen Anstoß erhielt.

Es erhält daher eine besondere Bedeutung, wenn in dieser Zeit des Überganges das neue französische Exerzier-Reglement für die Infanterie erschienen ist, das mit den bisherigen Vorschriften völlig gebrochen und, wie man in Frankreich behauptet, sich mit einem kühnen Sprung auf den Boden des modernen Gefechts gestellt hat.

Bekanntlich ist dem Erscheinen dieses Reglements ein lebhafter literarischer Streit vorausgegangen. Es hatten sich in diesem allmählich zwei große Parteien herausgebildet, von denen die eine die Schlachtentscheidung im napoleonischen Sinne durch den Stoß geschlossener Reserven herbeiführen wollte, während die andere die Bedeutung des Feuers und die Wirkung der Umfassung in den Vordergrund stellte. Vertreter der ersteren Ansicht ist der wissenschaftlich hochgebildete General Langlois, während für die letztere General de Negrier kämpft, vielleicht der populärste General Frankreichs, von dem noch kürzlich im Senat behauptet wurde, daß sein Name gleichbedeutend mit Sieg sei und allein ein Armeekorps aufwiege.

Für wen ist nun im neuen Reglement die Entscheidung gefallen? Wie sollen in Zukunft Kampfformen, Kampfverfahren und Ausbildung der Infanterie sich in Frankreich gestalten? Bei der Wichtigkeit aller dieser Fragen auch für uns kann nur eine gründliche, vergleichende Prüfung des Reglements, keine nur berichtende Darstellung von Wert sein. Die moderne Form, die das französische Reglement zur Schau trägt, darf uns nicht blenden; sie entbindet uns nicht von der genauen Prüfung, ob auch der Geist wahrhaft modern ist, ob Form und Geist sich decken und dem unwandelbaren Gefechtsgrundsatz entsprechen, daß eine große Wirkung nur durch einheitliches Zusammenfassen der Kräfte zu erreichen ist.

Es soll im Anschluß daran versucht werden, jedesmal Stellung zu den auch bei uns umstrittenen Fragen zu nehmen. Der Zweck ist lediglich der Versuch, zur Klärung dieser Fragen vorläufig beizutragen.

Das neue französische Reglement vom 3. Dezember 1904 ist an Stelle des Entwurfes vom Jahre 1902 getreten, dem bereits ein Entwurf vom Jahre 1901 vorangegangen war. Äußerlich wie auch dem Inhalte nach stellt es sich indessen als ein völlig neues Werk dar. An Stelle der bisherigen drei Bändchen mit zusammen 252 Seiten erscheint ein einziger dünner Band von 106 allerdings eng gedruckten Seiten in größerem Format. In bezug auf den Inhalt ist die „Schule" nicht so wesentlich geändert worden wie der Abschnitt über das Gefecht, der auf ganz neuer Grundlage ruht und so durchaus eigenartig ist, daß er jedenfalls die größte Beachtung verdient.

In den Einführungsbestimmungen wird allgemein die Notwendigkeit betont, die Reglements im Verhältnis zu der Vervollkommnung der Bewaffnung, zur Dauer der aktiven Dienstpflicht und zu den Erfahrungen der neuesten Kriegsgeschichte zu ändern. Auf Grund dieser Erwägungen sei der Entwurf vom Jahre 1902 ausgearbeitet worden, um die Ausbildung zu vereinfachen, die Kampfformen und das

Kampfverfahren biegsamer und mannigfaltiger zu gestalten und die Entschlußkraft und Initiative in allen Dienstgraden zu entwickeln. Die mit dem Entwurf gemachten Erfahrungen hätten ergeben, daß man einerseits auf dem Wege der Vereinfachung noch weiter gehen könne, daß aber anderseits das Kampfverfahren mehrfacher Änderungen bedürfe.

Die Vereinfachung der Ausbildung werde erforderlich durch die Verkürzung der Dienstpflicht (Frankreich steht unmittelbar vor der Einführung der zweijährigen Dienstzeit) und durch die wachsende Bedeutung der Reserve. Alle Bewegungen, die im Kriege nicht angewendet werden, müßten daher unweigerlich fallen. Die Disziplin und der feste Halt der Truppe seien durch die straffe Einübung einer beschränkten Zahl von Formen und Bewegungen, nicht aber durch viele verwickelte Exerzierübungen zu erstreben. Ausdrücklich wird, offenbar in Anlehnung an das deutsche Reglement, verboten, in der Form von Ergänzungen oder Erläuterungen irgend welche Zusätze zum Reglement zu machen. Vielmehr sei demjenigen, der die Verantwortung übernimmt, die volle Freiheit in der Wahl der Mittel zu lassen, mit denen er seinen Zweck erreichen wolle.

Von besonderem Interesse sind die Ausführungen über die Gründe, die zu einer Änderung des Kampfverfahrens geführt haben. Hierfür seien vor allem die modernen Waffen maßgebend gewesen. Durch die Einführung des rauchschwachen Pulvers sei ein neues Element in die Kampfführung eingetreten, dessen bedeutende Einwirkung nunmehr feststehe. Die Feuergeschwindigkeit und Rasanz des Gewehres sowie die mächtige Wirkung des Schnellfeuergeschützes setzen die Truppen Verlusten aus, die immer furchtbarer werden.

Hieraus zieht das Reglement nachstehende Folgerungen:

1. Beim Beginn des Gefechtes wird es immer schwieriger, die Maßnahmen des Gegners zu erkunden. Das Verfahren der Vortruppen, die die Fühlung mit dem Gegner aufzunehmen bestimmt sind, wird sich immer schwieriger und zeitraubender gestalten.

2. Die Gefahr, die entsteht, wenn man dem Gegner massierte Truppen selbst von geringer Stärke zeigt, ist gewachsen. Die Kampfformen müssen daher biegsam sein, um sich dem wechselnden Gelände jederzeit anschmiegen zu können. An die Stelle der bisherigen zusammenhängenden Schützenlinien müssen Gruppen treten, die sich in unregelmäßiger Weise auf die Gefechtsfront verteilen. Nur langsam kann man sich von Deckung zu Deckung vorarbeiten, der Angriff ist viel sorgfältiger und gründlicher vorzubereiten, und diejenigen Truppen, die zum Schluß die Entscheidung bringen sollen, sind sorgfältig der Sicht des Feindes entzogen heranzuführen. Die gesteigerte Bedeutung des Feuers einerseits, anderseits die Gefahr der Munitionsverschwendung und die Rücksicht auf die Schwierigkeit des Munitionsersatzes im

Gefecht erfordern, daß das Feuer in der Regel in Form von kurzen, heftigen Feuerstößen (**rafales**) abgegeben werden muß.

Es handelt sich nun zunächst darum, ob mit diesen einleitenden Gedanken des Reglements die Erscheinungen des modernen Gefechts, soweit sie bis jetzt feststehen, zutreffend gekennzeichnet sind. Zur Zeit liegen offenbar völlig ausreichende Erfahrungen darüber noch nicht vor, wie sich der Verlauf des Gefechts unter Verwendung des kleinkalibrigen Mehrladers, der Schnellfeuergeschütze und des rauchlosen Pulvers unter großen Verhältnissen, auf die es bei uns vornehmlich ankommt, gestaltet. Manche Erscheinungen des heutigen Gefechts stehen aber jedenfalls bereits fest. Zweifellos ist die Bedeutung der Geländebenutzung erheblich gestiegen. Der Angreifer wie der Verteidiger wird seine Bewegungen und Stellungen mit Rücksicht auf die feindliche Waffenwirkung der Sicht des Gegners zu entziehen bemüht und infolge des rauchfreien Pulvers auch mehr als früher zu entziehen in der Lage sein. Der Tragweite der Waffen entsprechend, werden sich die Gefechtsentfernungen beträchtlich vergrößern. Auf den näheren Entfernungen dagegen erschwert die gesteigerte Wirkung der Waffen besonders bei der Infanterie die Leitung immer mehr, bis schließlich „nur noch die eigene Überlegung des einzelnen Mannes oder das Beispiel besonders beherzter und umsichtiger Leute wirkt“. Zweifellos ändern sich durch diese Verhältnisse die Kampfbedingungen für alle Waffen.

Bei der Infanterie steht bereits fest, daß sich in der Verwendung geschlossener Abteilungen ein völliger Umschwung vollzogen hat. In der napoleonischen Zeit brachte das Vorgehen der geschlossenen Bataillonskolonnen allein die Entscheidung, das Feuer der spärlichen Schützen hatte nur eine vorbereitende Bedeutung. Das Zündnadelgewehr führte sehr bald die Zerlegung der Bataillons- in Kompagniekolonnen herbei, der Feldzug von 1870/71 zeigte aber bereits, daß die Entscheidung im Feuergefecht der Schützenlinien lag, die somit zur Haupt-, wenn nicht einzigen Kampfform der Infanterie wurden.

Das regelmäßige Fortschreiten zusammenhängender großer Schützenlinien ist unmöglich. Form und Verfahren wechseln ständig und sind überall dem Gelände und dem feindlichen Feuer anzupassen, das gesamte Gefecht muß völlig individualisiert werden. Die große Schwierigkeit liegt darin, trotzdem die Einheitlichkeit der Wirkung und den Zusammenhang zu sichern.

Die Artillerie legt in Frankreich keinen Wert auf eine Massenentfaltung aller Batterien zur Durchführung des Artillerieduells, sondern will von vornherein nur diejenige Zahl von Batterien einsetzen, die man zur Bekämpfung des Gegners je nach der Ausdehnung der feindlichen Front nötig zu haben glaubt. Alle übrigen Batterien sollen vorläufig in einer Bereitstellung derartig zurückgehalten werden, daß sie ohne Zeitverlust überraschend gegen beschäftigte feindliche Batterien eingreifen oder das Vordringen der eigenen Infanterie unterstützen können. Diese Unterstützung der

Infanterie wird in Frankreich von vornherein ins Auge gefaßt, und die gegenüberstehende Infanterie wird sich daher schon von Beginn des Gefechts an jederzeit auf Artilleriefeuer einrichten müssen. Bei der heutigen schnellen und mächtigen Artilleriewirkung mahnt dieser Umstand zur Vermeidung aller dichten Massen und sorgfältigen Ausnutzung des Geländes schon beim Anmarsch der Infanterie und bei der ersten Entwicklung zum Gefecht.

Aus den geschilderten Verhältnissen ergibt sich, daß die Ausbildung für das Gefecht, besonders bei der Infanterie, erheblich schwieriger geworden ist und erhöhte Anforderungen stellt. Es entsteht daher die Frage, inwieweit zu ihren Gunsten die exerziermäßige Ausbildung eingeschränkt werden muß und mit Rücksicht auf die verminderte Verwendung geschlossener Formationen auch ohne Schaden eingeschränkt werden kann.

1. Allgemeine Grundsätze.

Das Reglement ist derartig eingeteilt, daß nach einer die allgemeinen Grundsätze für die Ausbildung enthaltenden Einleitung (Abschnitt 1) im zweiten bis vierten Abschnitt die „Schule" (Abschnitt 2: Einzelausbildung, Abschnitt 3: Der Zug, Abschnitt 4: Die Kompagnie und die höheren Verbände) behandelt wird. Der 5. Abschnitt betrifft das Gefecht.

Die Einleitung stellt fast genau wie das deutsche Reglement an die Spitze den Satz: „Die Vorbereitung für den Krieg ist der einzige Zweck der Ausbildung der Truppe." In der Beantwortung der Frage, welche Anforderungen der Krieg nun hauptsächlich stellt, weichen die beiden Reglements aber sofort voneinander ab. Das deutsche Reglement bezeichnet strengste Disziplin und Ordnung bei höchster Anspannung der Kräfte als die wichtigsten Eigenschaften der Truppe. Auch das französische Reglement fordert Disziplin, Ruhe und Ordnung, außerdem aber auch „Manövrierfähigkeit", d. h. die Kunst, sich in jedem Gelände gewandt und schnell zu bewegen, Formen und Verfahren jedesmal geschickt den Umständen anzupassen. Mit diesem Hinweis will man der ausschlaggebenden Bedeutung des Geländes Rechnung tragen.

Von jedem Offizier wird im französischen Reglement gefordert, daß er den nächst höheren Verband zu kommandieren imstande sei. Die Stabsoffiziere sollen ein gemischtes Detachement führen können. Der Offizier hat die Mannschaften nicht nur auszubilden, sondern auch zu erziehen, so daß der Ruf des Führers: „Mir nach!" (suivez-moi) kein leeres Wort bedeute, sondern der Offizier dort, wo er vorgehe, „stets den französischen Soldaten hinter sich finde".

Die Rekruten müssen etwa zum 15. März so weit ausgebildet sein, daß sie in das mobile Regiment eingestellt werden können.

Die Einleitung beschäftigt sich im weiteren mit der Ausbildung der Offiziere, der Unteroffiziere und der Truppe im allgemeinen. Für die Offiziere dienen angewandte Übungen (Übungen auf der Karte, Besprechungen im Gelände, Gefechtsübungen in zwei Parteien, Garnisonübungen, Manöver), Vorträge und Winterarbeiten (für die aber kein Zwang besteht) zur weiteren Förderung. Diese Bemerkungen sind bei uns in die Felddienst-Ordnung verwiesen.

Es entsteht hierbei die Frage nach der Abgrenzung des Stoffes zwischen Exerzier-Reglement und Felddienst-Ordnung überhaupt. Unsere Felddienst-Ordnung behandelt den Dienst der verbundenen Waffen im Felde, jedoch ausschließlich des Gefechts. Die französische allgemeine Felddienst-Ordnung begreift das Gefecht mit ein, wie später noch zu erörtern sein wird; aber sie ist allgemeiner gehalten, weil außerdem für jede einzelne Waffe noch eine besondere Felddienstordnung besteht.

Abgesehen von der Einzelausbildung kann sich in Zukunft die Exerzierausbildung nur auf die notwendigsten geschlossenen Formen erstrecken, die man zur Versammlung und Bewegung im Kriege braucht. Das Exerzieren in diesen Formationen wird gleichzeitig für den Zweck genügen, den Soldaten zur Disziplin zu erziehen und die Schule für die innere Ordnung und den festen Zusammenhalt der Truppe zu sein. Es kann diesen Zweck aber nur erfüllen, wenn es mit der in der deutschen Armee üblichen Straffheit, Genauigkeit und Anspannung betrieben wird und wenn, wie die deutsche Felddienst-Ordnung fordert, die so anerzogene Straffheit beim Dienst im Felde in keiner Weise verloren geht. Die Franzosen spotteten bisher gerne über die preußische Steifheit und Paradedressur; sie stellten ihr geflissentlich ihre freiere, lässigere Art der Ausbildung gegenüber, die den einzelnen Soldaten nicht zur Maschine herunterdrücke, seiner Eigenart mehr Spielraum lasse und seine angeborene Intelligenz und Lebhaftigkeit zur Entfaltung bringe. Wenn sie auf diese Weise der „französischen Art“ mehr zu entsprechen glaubten, so war dies in gewisser Beziehung erklärlich. Jede Armee hat ihre nationalen Eigentümlichkeiten, die soweit berechtigt sein können, wie sie nicht wesentlichen Anforderungen des Gefechts zuwider laufen. Das ist aber z. B. der Fall, wenn die jetzigen russischen reglementarischen Vorschriften noch immer mit Bewußtsein an der von Suworow begründeten, jetzt von Dragomirow vertretenen national-russischen Taktik festhalten wollen. Weil der russische Soldat sich für das zerstreute Gefecht weniger eignet, will man dem Feuergefecht nur eine vorbereitende, dem Massenstoß mit dem Bajonett die entscheidende Rolle zuweisen.

Als eine wesentliche Forderung wird neben allen neuen Anforderungen des zerstreuten Gefechts in Zukunft diejenige der unbedingten Disziplin bestehen bleiben. Wir haben daher allen Grund, an unserem bisherigen Brauche scharfer Exerzierausbildung festzuhalten, umsomehr, als nun plötzlich die Franzosen auf diesem Wege uns folgen wollen. Weit schärfer als früher ist die Forderung straffer und genauer Ausführung aller geschlossenen Bewegungen im Reglement betont. „Mehr als je“, heißt

es darin, „tritt die Notwendigkeit schärfster Disziplin in der geschlossenen Form hervor". Sowie die Anspannung nachzulassen scheint, soll sofort Tritt gefaßt werden. Auch Gefechtsübungen kann der Führer aus disziplinaren Gründen unterbrechen, um einige geschlossene Bewegungen mit größter Genauigkeit ausführen zu lassen. Stets soll dies am Schlusse des Gefechts geschehen.

Inwieweit nun in Wirklichkeit die französische Ausbildung die deutsche Straffheit erreichen wird, muß dahingestellt bleiben. Jedenfalls stehen in ihren Anforderungen die Reglements nunmehr gleich.

Für die Ausbildung des Schützen zum Gefecht reicht nun aber eine rein exerziermäßige Ausbildung, der eigentliche Drill, heute nicht mehr aus. Es wäre ein Widerspruch in sich, den Schützen einerseits zum selbsttätigen und überlegt handelnden Kämpfer zu erziehen, „der auch dann, wenn der Führer gefallen ist oder seine Stimme nicht mehr durchdringt, unbeobachtet und sich allein überlassen, seine Waffe gewissenhaft handhabt" (F. O. 25), anderseits ihn für dieselbe Aufgabe mechanisch abrichten und drillen zu wollen. Denn es kann keinem Zweifel unterliegen, daß sich der Einfluß des auf dem Boden liegenden Führers innerhalb der Schützenlinie im Gefecht auf den näheren Entfernungen nur auf seine allernächste Umgebung erstreckt, und daß Kommandos schon sehr früh versagen werden. Befehle können nur noch innerhalb der Schützenlinie weitergegeben werden, aber auch dies Mittel ist keineswegs völlig sicher. Je näher man an den Feind kommt, umsomehr ist der Soldat sich selbst überlassen und auf das Beispiel der wenigen noch vorhandenen Führer, der Unteroffiziere und einzelner gewandter und beherzter Leute angewiesen. Es ist daher ein Irrtum, wenn man den Drill des geschlossenen Exerzierens auf die Tätigkeit des Schützen im Gefecht ausdehnen will. Einzelne Tätigkeiten des Schützen, wie Schwärmen, Visierstellen, Laden, Feuern, Sichern, Vorspringen oder Kriechen u. dgl. an sich bedürfen natürlich einer gründlichen Schulung, wenn man will auch des „Drills".

Der Schwerpunkt eines modernen Infanterie-Reglements ruht auf den Anweisungen, die sich auf die Ausbildung zum Gefecht beziehen. Für diese genügt aber heute eine Vorschrift nicht mehr, die sich auf die einzelne Waffe beschränkt. Weit mehr noch als früher tritt heute das enge Zusammenwirken der verschiedenen Waffen im Gefecht in den Vordergrund. Insbesondere hängt die Tätigkeit der Infanterie eng mit derjenigen der Artillerie zusammen, wie die neueste Kriegsgeschichte eindringlich lehrt.

Es fragt sich daher, ob nicht, wie es in Frankreich geschehen ist, eine Übersicht über das Gefecht der verbundenen Waffen in die für alle Waffen gemeinschaftlich bestimmte Felddienst-Ordnung aufgenommen werden kann. Während diese somit den Dienst und die gesamte Tätigkeit der verbundenen Waffen im Felde, aber einschließlich der bisher ausgeschalteten Haupttätigkeit, nämlich des Gefechts, behandelt, würde sich das Exerzier-Reglement in bezug auf das Gefecht an die Felddienst-Ordnung

anlehnen und die Tätigkeit der betreffenden Waffen innerhalb dieses Rahmens im einzelnen ausführen können.

Das französische Reglement bestimmt, daß nur die Einzelausbildung, sowie der Anfang der Zug- und der Kompagnieausbildung auf dem Exerzierplatz stattfinden dürfe, der übrige Teil der Ausbildung aber, insbesondere die Übungen des Bataillons und der höheren Einheiten, grundsätzlich in das Gelände zu verlegen seien. Nur wenn solches nicht zur Verfügung steht, darf auf dem Exerzierplatz geübt werden.

Von den allgemeinen Ausbildungsgrundsätzen des französischen Reglements verdient noch der Hinweis hervorgehoben zu werden, daß bei allen Übungen, im Gelände sowohl wie auf dem Exerzierplatz, die Schnelligkeit niemals auf Kosten der Ordnung und der Ruhe erstrebt werden darf. Die Ordnung gewährleiste im Ernstfall am sichersten auch die Schnelligkeit der Ausführung. Jede Übereilung gefährde aber die Ordnung. Lautlose Stille sei das Zeichen einer guten Ausbildung und Disziplin.

Mit dieser vortrefflichen Mahnung nimmt man es in Frankreich tatsächlich von jeher recht ernst. Bei allen großen Truppenübungen wird von den sachverständigen Berichterstattern die große Ruhe und Ordnung gerühmt, die bei den Gefechtsentwicklungen und bei der Bewegung großer Verbände herrsche. Man höre wenig Kommandos, die Entwicklungen und Bewegungen vollzögen sich fast nur auf Zeichen und Winke. Man nehme sich zu allem die erforderliche Zeit und vermeide die Übereilung. Es werde nicht gehetzt, man jage nicht einen Befehlsübermittler kurz nach dem anderen ab, um zur Eile zu drängen. Und man komme doch in der Regel zur Zeit.

Woraus diese zweifellos vorhandene, vorteilhafte Eigenschaft der französischen Armee sich erklärt, ist nicht mit wenigen Worten zu sagen. Das Offizierkorps leidet erheblich unter der Spaltung, die teils durch den Gegensatz der religiösen und politischen Gesinnung, teils durch die Verschiedenartigkeit des Ersatzes hervorgerufen wird. Aber es ist andererseits auch nicht nervös. Ein gewisser Mangel an Vertiefung und eine Neigung, die Dinge leicht zu nehmen, in der Hoffnung, sich in schwierigen Lagen durch die angeborene Intelligenz und den Elan herauszuziehen zu können, liegt wohl im Nationalcharakter. Wenn sich dies in bezug auf die Sorgfalt der Einzelausbildung augenscheinlich nachteilig geltend macht, so bewahrt es doch auch wiederum manchmal vor allzu großer Aufregung. Der französische Offizier scheint im allgemeinen nicht durch Dienst überlastet zu sein. Die Altersgrenze, die, abgesehen von besonderen Fällen, dem Offizier die Sicherheit seiner Stellung, auch wenn er nicht weiter befördert wird, reichlich lange gewährleistet, ist gewiß keine nachahmenswerte Einrichtung; daß sie fördernd auf den Geist und das Streben im Offizierkorps einwirkt, wird niemand behaupten. Aber sie bewahrt auch anderseits vor Nervosität.

Um die Bewegungen auf Winke zu erleichtern, schreibt das französische Reglement bestimmte Zeichen mit dem Arm oder Degen für: Achtung, Vorgehen, Halten, Rechtsum, Linksum, Änderung der Marschrichtung, Ausschwärmen, Sammeln, (rangiert oder unrangiert, rassemblement oder ralliement) und Beschleunigung des Marsches vor. Es scheint diese Festsetzung praktischer, als wenn man die Vereinbarung der Zeichen den Führern überläßt. Um die Aufmerksamkeit vorher auf sich zu lenken, bedienen sich die Stabsoffiziere eines kleinen Hornes, die Hauptleute und Subalternoffiziere der Pfeife. Es scheint aber, als ob man selten davon Gebrauch zu machen genötigt ist, da allgemein während der Übungen große Aufmerksamkeit und Augenverbindung herrscht.

2. Die Einzelausbildung.

Die Ausbildung ohne Gewehr weist einige Abweichungen von der unsrigen auf. Der Franzose macht in der Minute 120 Schritt von 75 cm Länge, beim Laufschritt 170 Schritt von 80 cm Länge im feldmarschmäßigen Anzug. Es wird betont, daß der Laufschritt nur ausnahmsweise und nur auf ganz kurze Strecken angewandt werden darf.

Für den Marsch im Tritt (pas cadencé) wird folgende einfache Anweisung gegeben: Der linke Fuß wird vorwärts gebracht und, mit den Hacken zuerst, 75 cm vorwärts vom rechten Fuß hingesetzt, dieser hebt sich, das ganze Gewicht des Körpers überträgt sich auf den Fuß, der auf den Boden gesetzt wird. Dann wird das rechte Bein vorgebracht und der Fuß in derselben Entfernung und in derselben Weise niedergesetzt, wie dies für den linken Fuß vorgeschrieben worden ist.

Eine gründliche Vereinfachung ist in Frankreich in bezug auf die Griffe vorgenommen worden. Abgesehen vom Laden und Schießen, vom Umhängen des Gewehrs, Aufpflanzen des Seitengewehrs und vom Gewehrfällen kennt das Reglement nur die Griffe „Gewehr über" und „Gewehr ab". „Gewehr auf" war bereits im Entwurf von 1901, das Präsentieren demnächst im Entwurf von 1902 abgeschafft worden. Alle Ehrenbezeugungen, die früher mit präsentiertem Gewehr erwiesen wurden, werden nunmehr mit „Gewehr über" ausgeführt.

Man kann dem nur durchaus beistimmen, ohne sich im mindesten der in Frankreich üblichen lässigeren Art des Greifens anzuschließen.

Die französische Infanterie besitzt keine besondere Bajonettiervorschrift, sondern das Reglement enthält die erforderlichen Bestimmungen. Diese sind nunmehr erheblich vereinfacht worden und beschränken sich auf einige kurze Anweisungen über die Fechterstellung, einige wenige Bewegungen aus dieser, den Stoß und die Deckung. Als Zweck des Bajonettierens wird angegeben, daß der Soldat lernen soll, seine Waffe in dem Kampfe Mann gegen Mann, der dem Sturmanlauf folgt, sowie im Nahkampf gegen die Kavallerie zu gebrauchen.

Jeder weiß, daß das Bajonettieren recht schwierig zu erlernen ist, wenn etwas mehr geleistet werden soll als Stümperei. So sehr es erwünscht wäre, den Soldaten wirklich bajonettieren, d. h. Kontrafechten, zu lehren, so steht jetzt hierfür die Zeit nicht mehr zu Verfügung. Wir stehen eben heute vor dem Wendepunkt: wir können nicht dabei beharren, das Alte nicht lassen und das Neue dennoch tun zu wollen. Sonst entsteht eine gefährliche Überlastung. Will man aus demselben Grunde wie in Frankreich das Bajonettieren nicht ganz aufgeben, so muß man es daher wohl in ähnlicher Weise beschränken, wie es dort nunmehr geschehen ist.

Dagegen würde der Einzelausbildung als Schütze ein ungleich größerer Raum im Reglement, in der Ausbildung und in der Besichtigung zuzuweisen sein. Das neue französische Reglement ist in dieser Beziehung fast noch kürzer als das deutsche. Die Ausbildung für das Gefecht erfordert aber eine ausführlichere Anleitung für die Übungen in der geschickten Benutzung des Geländes in der Stellung wie in der Bewegung, in der Augengewöhnung und in dem schwierigen Erkennen kleiner Ziele auf weiteren Entfernungen. Dann werden auch die zahlreichen Hülfsbücher für die Ausbildung des Schützen, der Rotte und der Gruppe entbehrlich, die jetzt im Gebrauch sind.

3. Der Zug.

Die einzigen Formationen des Zuges im französischen Reglement sind die Linie, die Sektionskolonne (zu Vieren) und die Marschkolonne.

Die Marschkolonne wird in der Regel durch die Sektionskolonne gebildet, man kann aber auch in Gruppen (escouades*) und Halbzügen, ausnahmsweise auch zu Zweien oder zu Einem marschieren. Der Zug wird nämlich im Frieden in zwei Gruppen, im Kriege in zwei Halbzüge zu zwei Gruppen eingeteilt. Der Entwurf kannte noch eine Marschkolonne in der Breite von sechs oder acht Rotten, die man abgeschafft hat, um die normale Einteilung des Zuges beim Marsch nicht aufzuheben.

Die französische Sektionskolonne wird stets zu Vieren abgeteilt. Sie stimmt daher mit der gewöhnlichen Marschkolonne ohne weiteres überein, was recht praktisch erscheint.

Das Zugexerzieren beschränkt sich im wesentlichen auf Richtung, Marsch in Linie, in Sektionskolonne und in Reihen sowie auf die Übergänge aus der Linie in die Sektionskolonne und umgekehrt. Für das Feuer des geschlossenen Zuges wird nur die kurze Anweisung gegeben, daß das erste Glied sich nach den für die Einzelausbildung gegebenen Bestimmungen verhält, während das zweite Glied auf die Lücken

---

*) Der Ausdruck escouade entspricht etwa unserer „Gruppe". Mit groupe dagegen werden im französischen Reglement unregelmäßige, im Laufe des Gefechts sich bildende Schützengruppen von verschiedener Stärke bezeichnet. Sie werden nachstehend meist mit dem Ausdruck „Gefechtsgruppen" übersetzt.

aufrückt. Beim Marsch ohne Tritt wird mit Recht großer Wert darauf gelegt, daß scharfe Ordnung gehalten wird, und daß die Leute die Köpfe hoch behalten und aufmerksam bleiben. Die Bewegungen ohne Tritt sind diejenigen, die auf dem Gefechtsfelde hauptsächlich angewendet werden. Sie bedürfen daher besonderer Übung, um die Ansicht nicht aufkommen zu lassen, als ob bei ihnen im Gegensatz zum Marsch im Tritt die Ordnung nachlassen könne.

In bezug auf den Zug kann man somit sagen, daß das französische Reglement sich streng an den von ihm vorangestellten Grundsatz gehalten hat, nur solche Formationen und Bewegungen aufzunehmen, die man im Kriege tatsächlich braucht. „Der Zug kämpft in der Regel in der zerstreuten Ordnung", wie das französische Reglement sagt. Die Schützenlinie wird auf die Richtungsrotte in ähnlicher Weise wie bei uns gebildet. Der Zwischenraum von Mann zu Mann wird jedesmal besonders befohlen. Was das Reglement über die Bewegungen des Zuges im Gefecht sagt, ist durchaus modern und verdient im Wortlaut angeführt zu werden:

„Der geschlossene Zug (in Linie oder in Kolonne) marschiert in der Regel ohne Tritt unter Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung. Der Zugführer erkundet im voraus die Möglichkeit gedeckter Vorbewegung, um den Marsch der Sicht des Gegners zu entziehen. Er vermeidet deckungsloses Gelände oder läßt es in schneller Gangart überschreiten und sucht möglichst schnell vorwärts zu kommen.

Der ausgeschwärmte Zug bewegt sich nach denselben Grundsätzen vorwärts, sei es einheitlich auf Befehl des Führers, sei es in Halbzügen oder Gruppen, sei es in Abteilungen von wechselnder Stärke oder sei es gar Mann für Mann, wenn die Umstände dies erfordern. Der Zugführer gibt vorher die nötigen Anweisungen über den einzuschlagenden Weg und über die zu erreichende Deckung.

Vollzieht sich die Bewegung in Teilen oder unregelmäßigen Gefechtsgruppen, so können diese je nach den Umständen nach und nach oder gleichzeitig vorgehen. Sie erreichen den ihnen bezeichneten Platz, ohne sich nacheinander zu richten, und in derjenigen Form, die ihnen die beste Deckung gewährt. Die Führer der einzelnen Abteilungen haben die einzige Aufgabe, alle Deckungen auszunutzen, um die Bewegung im Fluß zu halten und die Verluste zu vermindern.

Die Teilung, die durch die Ausnutzung des Geländes hervorgerufen wird, beeinträchtigt den Zusammenhang der Truppe. Der Zugführer muß daher jede günstige Gelegenheit benutzen, um seinen Zug wieder zu vereinigen. Ist der Zug geteilt, so muß derjenige Teil, der dem Feinde am nächsten ist, für das Einhalten der Richtung auf das angegebene Ziel Sorge tragen. Die anderen Teile passen sich dem an, ohne die Unabhängigkeit ihrer Bewegung aufzugeben."

Ein Heranführen des geschlossenen Zuges zur Entscheidung in die Schützenlinie ist nicht vorgesehen. Da, wo der Sturmanlauf (assaut) beschrieben wird (Z. 261), ist offenbar nur von einer Schützenlinie die Rede.

Damit ist die Bedeutung des Geländes im heutigen Kampf in das volle Licht gestellt, die Individualisierung des Verfahrens rücksichtslos durchgeführt und die äußerste Freiheit der Form gegeben. Diese Anweisung für die Bewegungen des geschlossenen und des ausgeschwärmten Zuges auf dem Gefechtsfeld ist ausgezeichnet und erschöpfend. Nur für die Ausführung der Sprünge, soweit sie in bestimmten Verbänden, in Gruppen oder im Zuge, stattfinden, wären vielleicht einige formelle Bestimmungen wohl angebracht.

Einen neuen Weg betritt das französische Reglement in bezug auf die Feuertaktik. Außer dem Schützenfeuer (feu à volonté) und dem Magazinfeuer (à répétition) hat man das Feuer mit angesagter Patronenzahl (à cartouches comptées) und die Salve wieder eingeführt, die es beide früher schon in Frankreich gab. Das Feuer mit angesagter Patronenzahl wurde durch das Reglement von 1894, die Salve durch den Entwurf von 1901 abgeschafft, obwohl sie von jeher sich in Frankreich einer besonderen Beliebtheit erfreute. Die Mehrzahl der Berichte hatte sich daher auch jetzt wieder für ihre Einführung ausgesprochen. Die Gründe liegen in der Eigentümlichkeit des französischen Soldaten, der für eine sorgfältige, gründliche Schießausbildung weit weniger empfänglich ist als der deutsche und sich einer straffen Feuerleitung nicht gern unterwirft. Er schießt schlecht und viel. Man fürchtet daher, wie offen ausgesprochen wird, ohne die Salve und ohne Ansagen der Patronenzahl die Feuerleitung nicht in der Hand halten und der Munitionsverschwendung nicht vorbeugen zu können.

In bezug auf die Feuerleitung geht das Reglement davon aus, daß der moralische Eindruck des Feuers auf den Gegner um so bedeutender ist, je mehr die Wirkung zusammengedrängt, je schneller und überraschender sie erreicht wird. Wenn das Feuer eröffnet wird, muß es auch von vornherein die nötige Kraft entwickeln, die durch Einsatz der erforderlichen Schützen und durch eine entsprechende Feuergeschwindigkeit erreicht wird. Die Wirkung des Feuers wird erheblich gesteigert durch überraschende Eröffnung. Diese ist infolge des rauchfreien Pulvers heute zu erreichen, wenn die Truppe die Deckungen geschickt ausnützt und das Feuer auf den Feind eröffnet, ohne daß er dessen Herkunft zu erkennen vermag.

So kann man eine mächtige moralische Wirkung entfalten.

Aus diesen Gründen soll das Feuer in der Regel in Form von kurzen, plötzlichen und heftigen Feuerstößen (rafales) abgegeben werden. Die gewöhnliche Feuerart ist dementsprechend diejenige mit angesagten Patronen. Mit ihr halte man die Feuerleitung und den Munitionsverbrauch am sichersten in der Hand, könne am besten beobachten und das Ziel wechseln. Schützenfeuer soll hauptsächlich auf nahen Entfernungen abgegeben werden, wenn es sich darum handelt, den Feind mit Geschossen zu überschütten, um die Vorwärtsbewegung wieder aufnehmen zu können oder den Angreifer aufzuhalten. Magazinfeuer ist anzuwenden, wenn in der kürzesten Zeit die

größte Wirkung erreicht werden soll. Salven werden auf Ausnahmefälle beschränkt: in kritischen Augenblicken, wenn der Einfluß des Führers aufrecht erhalten werden soll, sowie bei Nachtgefechten.

Hiermit betritt die französische Infanterie in ähnlicher Weise einen neuen Weg, wie es seiner Zeit mit Bezug auf das Schießverfahren der Feldartillerie geschehen ist.

Die französische Artillerie will bekanntlich beim Beginn des Gefechtes nur so viel Batterien gegen die feindliche Artillerie einsetzen, als es nach der Breite der zu bekämpfenden Front erforderlich erscheint. Bei der großen und schnellen Wirkung ihres Geschützes hält sie es für unnötig, gegen eine Frontbreite von 200 m in der Regel mehr als eine Batterie ins Feuer zu bringen. Dagegen legt sie das größte Gewicht darauf, möglichst schnell das Übergewicht über die feindliche Artillerie zu erhalten. Diesem Zwecke dienen besonders gedecktes Einfahren, überraschende Feuereröffnung und Abkürzung des Einschießens. Sie schießt sich daher mit Brennzünder und nur auf eine weitere Gabel ein, um dann sofort einen großen Raum sowohl nach der Tiefe als auch unter gleichzeitiger Anwendung einer seitlichen Streuung nach der Breite mit Schnellfeuer zu überschütten. Es kommt ihr dabei weniger auf eine bei Schildbatterien kaum zu erreichende gänzliche Niederkämpfung des Gegners als auf eine Lähmung seiner Feuerkraft und Tätigkeit an.

Diejenigen Batterien, die nicht von vornherein eingesetzt, sondern zunächst zurückgehalten worden waren, stehen auf der Lauer, um jede günstige Gelegenheit sowohl gegen feindliche Artillerie wie gegen Infanterie auszunutzen. Solche Gelegenheiten werden aber voraussichtlich immer nur von kurzer Dauer sein. Daher kommt es auch für diese Batterien auf möglichst schnelle Wirkung an, wozu dasselbe Schießverfahren, wie vorhin geschildert, dient. Nach einem solchen Schnellfeuer (rafale) werden dann wieder Gefechtspausen entstehen.

Diese Art der Verwendung und des Schießverfahrens der Artillerie, die in der Eigenart des neuen Materials begründet ist, findet bekanntlich auch in Deutschland bereits namhafte Anhänger (vgl. Rohne, die Entwicklung der modernen Artillerie; Vierteljahrshefte 1904, 4. Heft).

Aus denselben Erwägungen wie bei der Artillerie scheint das jetzige Schießverfahren der Infanterie hervorgegangen zu sein. Überall wird für die Formen und Bewegungen der Infanterie die äußerste Ausnutzung der Deckungen als maßgebend bezeichnet. Umsomehr wird der Gegner bestrebt sein, jede Gelegenheit auszunutzen, um sich bietende Ziele mit Schnellfeuer zu überschütten, während im übrigen mit der Munition gespart wird. Das Feuer ständig auf einer Höhe zu halten, wie es bei dem modernen Schnellader möglich wäre, ist in dem langen Feuerkampf mit Rücksicht auf die Munition nicht angängig. Es ist daher wohl denkbar, daß auch im Infanteriegefecht in Zukunft Gefechtspausen entstehen, in denen langsam oder gar nicht gefeuert

wird. Der Burenkrieg hat solche Erscheinungen auf nahen und nächsten Entfernungen gezeigt.

Trotzdem erscheint es nicht zweckmäßig, hierauf ein solches System aufzubauen, wie es in dem Schießverfahren der französischen Infanterie geschehen ist. Ein ab und zu abgegebenes Schnellfeuer, unterbrochen durch Gefechtspausen, mag für den Verteidiger hier und da je nach den Zielen angebracht sein, die ihm der vorgehende Angreifer bietet. Auch im Begegnungsgefecht sind solche Lagen vielfach denkbar. Der Angreifer wird sich aber wohl die Feuerüberlegenheit mehr durch ein zähes, andauerndes Ringen, durch ein Preisschießen erkämpfen müssen. Hauptsächlich weil man in diesem langwierigen Kampf in Frankreich der Feuerzucht der Schützen nicht sicher ist, hat man zu dem Schema der rafales gegriffen. Vielleicht wird durch diese aber gerade ein wildes Feuer entfesselt, das nicht mehr rechtzeitig zu dämpfen ist.

Dagegen kann man den französischen Bestimmungen wohl die Lehre entnehmen, daß die Infanterie nicht nur dazu erzogen werden muß, ruhig zu schießen, sondern daß sie auch lernen muß, schnell und gut zu schießen. Die Ausnutzung kurzer Augenblicke, in denen günstige Ziele erscheinen, hat entschieden heute an Wichtigkeit gewonnen. Aber der Schütze muß dazu erzogen sein, seine Feuergeschwindigkeit von selbst den erscheinenden Zielen anzupassen. Das Ansagen der Patronenzahl erfüllt diesen Zweck nicht.

Was sonst über Feuerleitung, Feuerdisziplin, Visieranwendung u. dgl. im französischen Reglement gesagt ist, erscheint etwas dürftig. Auch die Schießvorschrift legt diesen Fragen nicht die große Wichtigkeit bei, die wir ihnen mit Recht beimessen.

„Für den Nahkampf entspricht das 400 m-Visier allen Anforderungen. Dagegen ist es bei großen Entfernungen, um ausreichende Wirkung zu erhalten, erforderlich, das Visier mit Genauigkeit zu stellen. Eine gute Infanterie darf daher nur dann auf weite Entfernungen schießen, wenn die Gelegenheit günstig, ist und wenn es möglich ist, die Entfernung festzustellen."

Es ist hierzu zu bemerken, daß die Franzosen eine neue Munition (kupfernes Spitzgeschoß mit erhöhter ballistischer Leistung) eingeführt und dementsprechend die Visierung des Gewehrs geändert haben. Der Bereich des Standvisiers ist von 250 auf 400 m hinausgeschoben worden. Im übrigen ist noch immer das bisherige, heute als gänzlich veraltet zu bezeichnende Lebelgewehr, ein Magazingewehr mit Einzelladung, im Gebrauch. Eine Neubewaffnung steht augenblicklich nicht zu erwarten.

4. Die Kompagnie.

Die Ausbildung der Kompagnie wird im französischen Reglement mit der des Bataillons, des Regiments und der Brigade in einen Abschnitt zusammengefaßt, weil für die höheren Verbände dieselben Grundsätze gelten wie für die Kompagnie.

Von diesen **Grundsätzen** sind folgende erwähnenswert:

Steht ein Gefecht bevor, so begeben sich die Führer der einzelnen Verbände auf die vorgeschriebenen Plätze vor ihre Truppe, um für diese als „guide“ zu dienen und die Marschrichtung anzugeben. Sie können diesen Platz aber jederzeit verlassen, wenn sie es für erforderlich halten, besonders um das Gelände zu erkunden. In diesem Falle gibt der Führer der Richtungseinheit die Richtung an.

Alle Abstände und Zwischenräume, die vorgeschrieben sind, können jederzeit, wenn der Führer es für erforderlich hält, von ihm verändert werden, sofern er sich nur innerhalb der Grenzen des ihm erteilten Auftrags hält und die Nachbartruppen nicht behindert. Von dieser Befugnis soll jederzeit Gebrauch gemacht werden, um die Biegsamkeit der Formationen zu erhöhen und die Verluste zu verringern. Man will auf diese Weise jedem Streben nach äußerer, exerziermäßiger Gleichmäßigkeit bei den Bewegungen auf dem Gefechtsfelde die Spitze abbrechen.

Die einzelnen Einheiten können durch ihre Nummer, vorzugsweise aber durch die Namen ihrer Führer bezeichnet werden.

Die Formationen der Kompagnie sind, abgesehen von der ebenso wie beim Zuge zu bildenden Marschkolonne:

die Sektionskolonne (zu Vieren),
die Kompagniekolonne,
die mit Sektionen abgeschwenkte Kompagniekolonne,
die Linie.

Der Abstand der Züge in der Kompagniekolonne beträgt sechs Schritt.

Die mit Sektionen abgeschwenkte Kompagniekolonne (ligne de sections par quatre) ist eine in Frankreich sehr beliebte Formation, die neuerdings auch bei der Kavallerie erhöhte Anwendung zu Bewegungen auf dem Gefechtsfelde findet. Die einzelnen Züge befinden sich in Sektionskolonne mit etwa vier Schritt Zwischenraum nebeneinander. Schon im Reglement von 1894 wurde diese Formation, wenn nötig mit erweiterten Zwischenräumen, für die Annäherung (marche d'approche) bis auf etwa 1300 m vom Gegner empfohlen, weil diese schmalen Kolonnen geringeren Verlusten ausgesetzt seien und das Einschießen der Artillerie erschwerten. Auch der Entwurf von 1902 empfahl diese Formation, die auch tatsächlich in der Praxis auf den weiten Entfernungen stets angewendet wird. Das jetzige Reglement bleibt allerdings seinem Grundsatz, nirgendwo die Selbsttätigkeit zu beschränken, getreu und enthält sich einer besonderen Empfehlung dieser Formation sowie jeder Angabe über die Entfernungen, auf denen sie am besten angewendet werden kann. Doch ist anzunehmen, daß sie auch in Zukunft, wie bisher, auf den weiten Entfernungen üblich sein wird.

Mir scheint die in der deutschen Felddienst-Ordnung und im Exerzier-Reglement empfohlene Verwendung der Marschkolonne bei weitem zweckmäßiger zu sein. Man denke sich z. B. eine im Verbande zum Gefecht in Kompagniekolonnen auseinandergezogene Brigade, wobei die Erweiterung der Zwischenräume also ihre Grenzen hat,

in der französischen Formation vorgehen, so ergibt sich doch im ganzen das Bild eines reichlich massierten Vormarsches, der gerade mit Rücksicht auf die im französischen Reglemement betonte Gefährlichkeit überraschenden feindlichen Feuers wenig günstig erscheint.

Über die Bewegungen und die Übergänge der Kompagnie aus einer Formation in die andere enthält das Reglement nur einige ganz kurze Bemerkungen allgemeiner Natur.

Die Kompagnie führt in den für sie vorgesehenen Formationen alle Bewegungen, die für den Zug vorgeschrieben sind, sowohl im Tritt wie ohne Tritt, aus. Es folgen dann noch einige wenige Angaben über die Richtung auf der Stelle und im Marsch sowie über die Ausführung der Schwenkungen.

Schwenkungen des einzelnen Zuges werden in Frankreich abweichend von unserem Verfahren auf der Stelle wie in der Bewegung dadurch ausgeführt, daß der betreffende Flügelmann sofort die neue Front einnimmt und die übrigen Leute durch beschleunigten Schritt oder im Laufschritt sich daneben setzen. Dementsprechend nimmt auch bei der Kompagnie der Richtungszug sofort die neue Front an, während die anderen Züge durch ihre Zugführer auf die einfachste Weise auf ihren neuen Platz geführt werden.

Übergänge aus einer Formation in die andere werden auf den Richtungszug ausgeführt, indem die übrigen Züge durch Kommando ihrer Zugführer mit den einfachsten reglementarischen Bewegungen auf ihren Platz geführt werden.

Mit diesen Grundsätzen, die den Unterführern Spielraum geben sollen, geht man wohl zu weit. Es erscheint viel zweckmäßiger, die Bewegungen und Übergänge innerhalb der Kompagnie lediglich auf Kommando des Kompagnieführers ausführen zu lassen, wie es bei uns geschieht. Dadurch wird größere Schnelligkeit und Ordnung erreicht. Freilich vermehrt man das Reglement um einige Bestimmungen über die Ausführung dieser Bewegungen. Man kann jedoch ein Anhänger weitgehender Vereinfachung sein und wird doch bei der Kompagnie eine gewisse Grenze finden müssen. Im Interesse der Disziplin muß in ihr der Wille des Führers einheitlich, schnell und in der schärfsten Ordnung vollzogen werden.

5. Das Bataillon.

Die Formationen des Bataillons sind:

die Breitkolonne (ligne de colonnes),
die Tiefkolonne (colonne de bataillon),
die Doppelkolonne (colonne double).

Die Abstände und Zwischenräume betragen, wenn nicht anders befohlen, zehn Schritt zwischen den Kompagnien. Der Führer kann sie beliebig erweitern oder verringern lassen. In jeder dieser Formationen können die einzelnen Kompagnien die

Kompagniekolonnen oder die ligne de sections par quatre annehmen. Bei den Bewegungen in der Doppelkolonne kann das Verhältnis der einzelnen Kompagnien zueinander ebenso wie die Formation jeder einzelnen Kompagnie beliebig wechseln. Es gibt keine Normalaufstellung.

Außer diesen Grundformen kennt das Reglement noch die Linie, jedoch nur für Paradezwecke, und das Bataillon en masse, wobei die Kompagnien in Kompagniekolonnen, im Gegensatz zur Breitkolonne ohne Zwischenraum, nebeneinander stehen.

Diese Formation dient nicht nur für die Parade, sondern auch als Versammlungsformation. Die Formation des Bataillons en masse gab es, wenn auch in etwas anderer Form, im Reglement von 1894. Damals war es eine Kompagniefrontkolonne (die Kompagnien in Linie hintereinander), die durch den Entwurf von 1901 in Wegfall kam. Man rühmt der jetzigen neuen Form nach, daß sie nicht so schwerfällig und unhandlich sei wie die alte und daher leichter Übergänge in die anderen Formen gestatte. Man könne sie daher auch als Versammlungsformation gebrauchen, während die alte Masse nur zur Parade gedient habe. In einer ausführlichen Besprechung des Reglements in einer angesehenen Fachzeitung (France militaire) behauptet der gut unterrichtete und sachverständige Berichterstatter, die neue Bataillonsmasse sei auch als Angriffskolonne (colonne d'assaut) von Nutzen. Es liegt hierin ein Hinweis darauf, daß man in der Armee doch noch in gewisser Beziehung den modernen Gefechtsanschauungen widersteht und unter Benutzung vorhandener Formen das alte Angriffsverfahren beizubehalten versucht. Es wird sich beim Abschnitt „Gefecht" zeigen, daß das Reglement diesem Bestreben Vorschub leistet.

Es ergibt sich hieraus aber zugleich, wie gefährlich es ist, im Reglement unter irgend einem Vorwand Formationen Eingang zu verschaffen, die im Kriege nicht Verwendung finden können. Form und Geist des Reglements müssen sich ohne jeden Rest decken. Das französische Reglement hätte daher weit besser getan, die einmal glücklich abgeschaffte Masse endgültig beiseite zu lassen, umsomehr als es bereits mit der Beibehaltung der Linie schon ein Zugeständnis an die Parade gemacht hat.

Man kann somit nicht sagen, daß das französische Reglement in bezug auf die zahlreichen geschlossenen Formen des Bataillons den in seinem Eingang aufgestellten Grundsatz voller Kriegsmäßigkeit festgehalten hat. Es steht in dieser Beziehung hinter dem deutschen Reglement von 1888, ganz abgesehen von den neuerdings erfolgten Änderungen, erheblich zurück.

Ebenfalls erscheint sein Standpunkt in bezug auf die Bewegungen und Übergänge gänzlich veraltet. Das Bataillon soll alle für den Zug vorgeschriebenen Bewegungen in den verschiedenen Grundformen (worin allerdings die Linie und das Bataillon en masse nicht einzubegreifen sind) sowohl im Tritt und straffster Ordnung als auch ohne Tritt ausführen. Mit anderen Worten: es muß auch nach dem neuen Reglement tüchtig im Bataillon exerziert werden.

Welche Formen braucht nun ein Bataillon im heutigen Gefecht?

Bewegungen wird es in Marschkolonne oder in Kompagnien auseinandergezogen ausführen. Die Kompagnien können dabei mit beliebigem Abstand und Zwischenraum nebeneinander, hintereinander oder neben- und hintereinander marschieren. Auch für die Zwecke der Versammlung genügen dieselben Formen. Für die Aufstellung wie für die Bewegung ist lediglich das Gelände maßgebend.

In bezug auf Versammlung und Bewegung des Regiments und der Brigade faßt sich das französische Reglement sehr kurz. Das Regiment formiert sich in ein oder zwei Treffen oder in Kolonne, die Brigade flügel- oder treffenweise. Die Bewegungen vollziehen sich im allgemeinen nach den für das Bataillon geltenden Grundsätzen, und zwar ebenfalls sowohl im Tritt und schärffster Ordnung wie ohne Tritt. Somit muß im Regiment und in der Brigade ebenso wie im Bataillon exerziert werden.

6. Das Gefecht.

Mit Recht hat man früher lange Zeit dem Kampfverfahren der französischen Infanterie starken Schematismus vorgeworfen. Noch auf das Reglement von 1894 traf das völlig zu. Die Bataillone der vordersten Gefechtslinie entwickelten sich gewöhnlich in zwei Treffen, jedes zu zwei Kompagnien. Den beiden vordersten Kompagnien gingen Aufklärer etwa 500 m voraus, die Kompagnien selbst folgten in den nach der Flanke abgeschwenkten Kompagniekolonnen (der jetzigen ligne de sections). Auf etwa 1300 m vom Feinde wurde die zweigliedrige Linie mit Zwischenräumen zwischen den einzelnen Rotten und aus dieser die eingliedrige Linie, d. h. die Schützenlinie hergestellt. Die vordersten Kompagnien löften sich somit von vornherein ganz auf, die Unterstützungstrupps (soutiens) wurden abgeschafft. Das Feuer sollte begonnen werden, wenn man nicht weiter vorwärts gelangen konnte. Auf 400 m vom Feinde angelangt, gab man Schnellfeuer ab und pflanzte das Seitengewehr auf. Dann folgte sprungweises Vorgehen bis auf eine Entfernung von 150 bis 200 m vom Feinde, Magazinfeuer und Sturm. Die hinteren Kompagnien folgten zunächst mit 400 bis 500 m Abstand, verkürzten diesen Abstand später und dienten zur Verstärkung der vordersten Linie. Auch für die höheren Verbände waren genaue Anhaltspunkte in bezug auf Gliederung, Abstände und Ausdehnung gegeben.

Mit diesen stark schematischen Gefechtsbestimmungen hatte bereits der bisherige Reglementsentwurf gebrochen.

Dieser schloß sich in bezug auf die Gliederung des Bataillons zum Gefecht, die Entwicklung der Kompagnien in Schützenlinien und Unterstützungstrupps sowie die Durchführung des Feuergefechts erheblich mehr dem deutschen Verfahren an. Auch die Ausdehnungen im Gefecht entsprachen annähernd den unsrigen. Für die Kompagnie wurden beim Angriff 150, bei der Verteidigung 200 m, für das Bataillon 300 m

und 400 m, für das Regiment 700 m, die Brigade 1500 m und die Division 2500 m als Grenze angegeben.

Das Gefecht innerhalb einer Infanterie-Division*) gestaltete sich beim Angriff nach dem Reglement etwa folgendermaßen:

Sowie sich der Divisionskommandeur über seine Absichten klar geworden war, gliederte er seine Truppen zum Gefecht grundsätzlich in folgende drei Teile:

1. in die für den Vorbereitungskampf (combat de préparation) bestimmten Truppen, die aus den „Bataillonen erster Linie" und den „zur Verfügung zurückgehaltenen Bataillonen" bestanden;

2. in die Stoßtruppen (troupes de choc), die dazu bestimmt waren, am entscheidenden Punkt mit versammelter Kraft den letzten Stoß zu führen;

3. in die Reserve, die, sorgfältig gedeckt und den Aufregungen des Kampfes entzogen, bis zur Entscheidung zurückgehalten wurde; sie konnte dazu verwendet werden, den Angriff zu unterstützen oder den Erfolg zu vervollständigen oder einen Mißerfolg abzuschwächen.

Hiernach bestimmte der Divisionskommandeur, wieviel die beiden Brigaden zum Vorbereitungskampf verwenden durften, und wieviel sie als Stoßtruppe und Reserve zur Verfügung des Divisionskommandeurs abzugeben hatten.

Das Verfahren im Vorbereitungskampf war folgendes: Von den hierzu bestimmten Truppenteilen wurde eine Anzahl Bataillone in die erste Linie genommen, während die anderen zur Verfügung bleibenden Bataillone in zweiter Linie mit einem Abstand folgten, der nach Lage und Gelände verschieden war. Die Bataillone der vordersten Linie zogen sich in der Regel in zwei Treffen auseinander und erweiterten bei der Annäherung an den Feind (marche d'approche) Abstände und Zwischenräume, wenn sie in den Bereich der feindlichen Artillerie kamen. Als zweckmäßige Formation der einzelnen Kompagnien bis etwa auf 1200 m vom Feinde wurde die ligne de sections empfohlen, von da ab die geöffnete zweigliedrige Linie (mit einem oder mehr Schritt Zwischenraum zwischen den Rotten, „formation par files").

In dieser Weise wurde der Marsch so lange fortgesetzt, wie es mit Rücksicht auf das feindliche Feuer möglich war. Dann entwickelten die Kompagnien der vordersten Linie Schützen und eröffneten das Feuer. Die weitere Vorbewegung geschah in kurzen Sprüngen und unter sorgfältiger Benutzung jeder Deckung, in deckungslosem Gelände, wenn nötig, in kleinen Abteilungen und selbst Mann für Mann. Während des Haltens sollte jedesmal nur so viel gefeuert werden, wie nötig war, um die Fortsetzung der Angriffsbewegung vorzubereiten. Schließlich erreichte man diejenige Stelle, die man vielfach als Hauptfeuerstation bezeichnet. Je nach dem Gelände konnte sie zwischen 400 und 700 m vom Feinde entfernt liegen. Die Schützenlinie wurde auf

*) Näheres s. Vierteljahreshefte 1904 S. 43. Nur das Nötigste wird hier wiederholt.

das höchste Maß verdichtet, indem die noch verfügbaren Kompagnien der vordersten Bataillone sie verstärkten. Die Bataillone zweiter Linie waren unterdessen gefolgt und dienten ebenfalls nach Bedarf zur Verstärkung. „Es handelt sich darum, auf der ganzen Linie dem Feinde gegenüber nur das Mindestmaß von Kräften zu entwickeln, dessen man bedarf, um ihn zu fesseln und zu erschöpfen, indem man ihn beständig mit einem ernstlichen Angriff bedroht." In dieser Weise wurde die Aufgabe des Vorbereitungskampfes bezeichnet.

Dieser Kampf konnte Stunden dauern. Der Führer hatte somit Zeit, die zum Stoß bestimmten Truppen gegenüber dem Angriffsziel bereitzustellen. Durch den auf der ganzen Front eingeleiteten Kampf mußte er diesen Punkt erkannt haben, auf dem er die Entscheidung herbeiführen wollte. Es konnte dies in Form eines Durchbruchs, eines Flügel- oder eines Flankenangriffs geschehen. Die dazu bestimmten Truppen waren bis zum letzten Augenblick der Sicht und dem Feuer des Gegners zu entziehen und gedeckt so nahe wie möglich bis an den Ausgangspunkt des Angriffs heranzuführen, damit dieser durch völlig frische Truppen und überraschend erfolgte.

Hielt der Führer die Vorbereitung für genügend, dann begann der Angriff. Die gesamte Artillerie und Infanterie, die das Angriffsziel sehen konnte, bereitete ihn durch heftiges Feuer vor. Dann traten die troupes de choc an, nach der Tiefe gegliedert, um unaufhörlich einen Druck von hinten nach vorn auszuüben, wenn vorn ein Stocken eintreten sollte. Die einzelnen Bataillone waren in sich in einer oder in zwei Linien formiert, die einzelnen Kompagnien in Linie oder in Kompagniekolonne oder in der ligne de sections, alle mit solchen Abständen und Zwischenräumen, daß „die Masse nicht zu dicht war."

Währenddessen ging die vorderste Linie sprungweise von der Hauptfeuerstelle bis auf Sturmentfernung (etwa 150 m) an den Gegner heran; was an „zur Verfügung zurückgehaltenen Bataillonen" noch vorhanden war, wurde zum Verstärken und Vorreißen benutzt. In diesem Augenblick mußten die „Spitzen der Sturmkolonnen" auf 200 bis 300 m herangekommen sein, die Schützen gaben Schnellfeuer ab, dann „stürzte sich die ganze Masse auf den Feind".

„Wenn nötig, wurden die Reservetruppen dazu verwendet, den Sturmtruppen den letzten Anstoß zu geben."

Zu diesem Angriffsverfahren war mehreres zu bemerken. Zunächst führte die Ausscheidung der Sturmtruppen und der Reserve zur Verfügung des Divisionskommandeurs notwendigerweise auch dann zur Treffentaktik, wenn nicht schon von vornherein die beiden Brigaden treffenweise, die vorderste zum Vorbereitungskampf, die zweite als Sturmtruppe und Reserve entwickelt waren. Ferner war auffallenderweise im Gegensatz zum deutschen Reglement der Erfolg des Angriffs nirgendwo ausdrücklich an die Bedingung geknüpft, daß vorher die Feuerüberlegenheit herbeigeführt wurde. Denn was vom „Vorbereitungskampf" verlangt wurde, war, wie sich aus

vorstehendem ergeben hat, bei weitem weniger. Dementsprechend war auch der Fall nicht vorgesehen, daß der Anstoß zur Durchführung des Angriffs von der Schützenlinie ausgehen konnte, der Angriff war vielmehr lediglich dem Führer und den von vornherein hierzu bestimmten, geschlossen vorzuführenden Stoßtruppen vorbehalten. Es handelte sich also offenbar um eine Stoßtaktik, wie sie die Generale Langlois und Brugere vertraten, aber keineswegs um eine den modernen Waffen allein entsprechende Feuertaktik.

Merkwürdigerweise fühlte sich der französische Generalstab veranlaßt, noch während der Reglementsentwurf im Erscheinen begriffen war, sich in einem Erlaß über die moderne Fechtweise der Infanterie auszusprechen, der ausdrücklich als offiziell bezeichnet wurde. Auf Grund der Berichte, die dem Kriegsminister von den Mitgliedern des obersten Kriegsrates und von den kommandierenden Generalen eingereicht worden seien, habe man eine bestimmte Anzahl von Punkten feststellen können, über die eine Einigung in bezug auf die aus den modernen Waffen zu ziehenden Folgerungen erreicht sei. Dieser Erlaß bedeutete ein völliges Abschwenken zu der Lehre, die der General Keßler in seinem Werke „Tactique des trois armes“ aufgestellt hatte (Vierteljahrshefte 1904, 1. Heft, S. 36).

Offenes, ebenes Gelände sollte nunmehr von der Infanterie vermieden werden. Nur die Deckungen kamen für den Anmarsch in Betracht. Bestimmte Formationen, wie sie die bisherigen Reglements sowohl für das Vorgehen bis auf 1200 m als auch von da ab empfohlen hatten, gab es nicht mehr. Die Formationen wurden vielmehr lediglich durch die vorhandenen Deckungen bestimmt. Auch über Hauptfeuerstation, Sturmentfernung, Annäherung der Sturmkolonnen u. dgl. war nichts angeordnet.

Einheitliche, zusammenhängende Gefechtsentwicklungen wurden verworfen. Die vorderste Gefechtslinie sollte vielmehr grundsätzlich nur aus einzelnen Gruppen bestehen, die sich den Deckungen anschmiegten.

Der entscheidende Punkt lag nun aber darin, daß in diesem Erlaß klar zum ersten Male und im Unterschied zum Reglement als Ziel des Schützengefechtes die Erkämpfung der Feuerüberlegenheit gefordert wurde.

Der oberste Führer konnte seine Reserven dazu verwenden, den Angriff der vordersten Linie zu unterstützen oder sie an einem von ihm bestimmten Punkt zum entscheidenden Angriff vorgehen lassen. Dies ist der Boden, auf dem das nunmehr endgültig eingeführte Reglement von 1904 entstanden ist. Betrachten wir zunächst die hierin aufgestellten allgemeinen Grundsätze für das Gefecht.

Hier muß es zunächst auffallen, daß dieses Reglement sich auf dieselbe Felddienst-Ordnung vom Jahre 1895 bezieht, auf die auch der General Langlois sich stets berufen hat. Die darin aufgestellten Grundsätze sind nach dem neuen Reglement auch heute noch maßgebend und haben den Zweck, die Einheitlichkeit der Gefechtsausbildung in der Armee sowie die Verbindung und das Zusammenwirken der verschiedenen

Waffen im Gefecht zu sichern. Auf dieser allgemeinen Gefechtslehre soll auch das Kampfverfahren der Infanterie begründet werden. Die Gefechtslehre der Felddienst-Ordnung stimmt nun aber in den wichtigsten Punkten mit dem Reglementsentwurf von 1902 überein.

Die Felddienst-Ordnung teilt das Gefecht in drei Abschnitte ein, die Vorbereitung, die Entscheidung und die Vollendung. Die Aufgabe des Vorbereitungskampfes ist nach ihr, mit möglichst geringen Truppen auf der ganzen Front den Gegner anzufassen und ständig mit dem entscheidenden Angriff zu bedrohen. Für diesen Angriff wird ein Teil der Truppen von vornherein zurückgehalten, um an einem bestimmten Punkt mit versammelter Kraft und äußerster Anstrengung die Entscheidung herbeizuführen: Dies ist der Hauptakt des Kampfes. Die Reserve endlich wird bis zuletzt zurückgehalten, um den Erfolg zu vervollständigen oder einen Mißerfolg einzuschränken, also zur Verfolgung oder zur „Wiederherstellung der Ordnung".

Auch in bezug auf die Ausführung des entscheidenden Stoßes, der durch einen unaufhörlichen Druck der nach der Tiefe gegliederten Truppen von hinten nach vorn wirken soll, decken sich die Felddienst-Ordnung und der Reglementsentwurf vom Jahre 1902 vollständig. Freilich heißt es zum Schluß, man könne nicht daran denken, einen entschlossenen Gegner aus seiner Stellung hinauszuwerfen, ohne ihn vorher durch schwere Verluste erschüttert zu haben. Der Einbruch dieser Masse soll daher durch das vereinigte Feuer derjenigen im Gefecht befindlichen Infanterie und Artillerie vorbereitet werden, die die Einbruchsstelle sehen können. Auch die ganze übrige Gefechtslinie verdoppelt ihre Anstrengungen und schließt sich zuletzt dem Angriff der Stoßtruppen überall an. Trotzdem muß diese Gefechtslehre der Felddienst-Ordnung als veraltet bezeichnet werden. Sie entspricht auch in wesentlichen Punkten nicht dem erwähnten Erlaß.

Wenn man den Gegner überall anfassen will, um dann an einem vom Führer gewählten Punkt die Entscheidung durch den Gewaltstoß massierter Reserven herbeizuführen, so steht man noch völlig auf dem Standpunkt der napoleonischen Schlachtleitung, die auch der General Langlois heute noch für vorbildlich hält. Diese ist aber heute nicht mehr durchführbar. Die Grundlage aller Betrachtungen über taktische Angelegenheiten muß im Zeitalter des kleinkalibrigen Mehrladers und des Rohrrücklaufgeschützes die Forderung bilden, die Feuerüberlegenheit zu erreichen. Taktik ist in erster Linie Feuertaktik; sie ist die Kunst, überlegenes Feuer in möglichst günstiger Richtung zur Geltung zu bringen und damit den Gegner allmählich niederzukämpfen. Das langwierige, hartnäckige Ringen um die Feuerüberlegenheit kann nicht durch den Gewaltstoß und den mechanischen Druck von hinten nach vorn ersetzt werden. Dieser wird nur ein nutzloses Massenopfer, wenn der Gegner nicht vorher völlig durch das Feuer niedergekämpft war. Ist dieses aber der Fall gewesen, dann bedarf es des Vorführens solcher Massen nicht.

Unter den großen Verhältnissen einer zukünftigen Schlacht wird es auch gar

nicht möglich sein, rechtzeitig den Punkt zu erkennen, wo ein solcher Einsatz der Reserven möglich ist, und wenn er erkannt worden wäre, würden bei den heutigen Gefechtsausdehnungen diese Truppen nicht rechtzeitig herangeführt werden können. Schlachtenreserven finden hinter der Mitte heute nicht mehr ihren Platz; sie gehören auf die Flügel. Dort bewahrt man sie aber nicht zu einem Gewaltstoß auf, sondern setzt sie zur Umfassung ein, die zweifellos heute die taktisch wirksamste Angriffsform ist, weil sie das einzige sichere Mittel zur Vereinigung einer größeren Anzahl von Gewehren und Geschützen zu konzentrischem Feuer bietet. Der taktische Durchbruch wird heute nur unter ganz besonderen Verhältnissen und bei fehlerhaftem Verhalten des Gegners möglich sein. Es ist erstaunlich, daß die Franzosen auch in taktischer Beziehung in Napoleon ein selbst heute noch maßgebendes Vorbild sehen wollen. In dieser Hinsicht haben sich die Verhältnisse viel zu sehr verändert, während man allerdings in operativer Hinsicht der Behauptung keineswegs beizutreten vermag, daß „die strategische Anschauung Napoleons brüchig geworden" sei.

Es muß auffallen, daß auch bei uns kürzlich von namhafter Stelle die Forderung des Massenstoßes erhoben wurde. Es handelte sich hierbei um das Ansetzen und Durchführen „eines großen einheitlichen Angriffes, der den Feind nicht mit dem schwachen Anprall einzelner Bataillone, sondern mit der ganzen Wucht des Massenstoßes einheitlich vorgeführter Divisionen trifft." Große Erfolge, so heißt es weiter, ließen sich nur durch den gleichzeitigen Einsatz von Massen erreichen.*) Heute ist weder ein „Massenstoß" noch überhaupt ein „Stoß" durchführbar, sondern nur ein Niederringen des Feindes durch das Feuergefecht. Auf den danach erfolgenden Anlauf trifft der Ausdruck „Stoß" nicht zu.

Es handelt sich nun darum, zu untersuchen, inwieweit das neue französische Reglement auf dem Grunde einer veralteten Gefechtslehre ein den modernen Anforderungen entsprechendes Kampfverfahren der Infanterie aufzubauen vermag.

Zunächst stellt das Reglement an die Spitze seiner Anweisungen die wörtliche Wiedergabe des Abschnitts aus der Felddienst-Ordnung, in dem die Aufgabe der Infanterie im Rahmen der vorher geschilderten Schlacht näher begrenzt wird. Ich hebe daraus folgendes als durchaus charakteristisch hervor:

„Die Infanterie erobert oder behauptet das Gelände. Sie vertreibt den Gegner endgültig aus seinen Stellungen."

„Ihre beiden Kampfmittel sind: das Feuer und die Vorwärtsbewegung."

„Das Feuer dient zur Vorbereitung, die Vorwärtsbewegung zur Durchführung."

„Wenn das Feuer den Feind hinreichend geschwächt hat, so beginnt die Vorwärtsbewegung, um den Feind anzugreifen. Die Vorwärtsbewegung ist allein entscheidend

*) Die Anhänger des Massenstoßes müssen jedoch zunächst einmal eine klare Darstellung davon geben, wie sie sich seine Ausführung denken.

und unwiderstehlich; aber vorher muß ihr starkes, wirksames Feuer den Weg gebahnt haben."

Ein Anklang an die Stoßtaktik im Gegensatz zur Feuertaktik ist zweifellos aus diesen Worten noch herauszuhören. Niemand wird bestreiten, daß es von höchster Bedeutung ist, den Angriffsgeist in der Truppe zu heben. Das Feuer dient aber heute nicht mehr nur zur Vorbereitung, sondern auch zur Durchführung. Die Feuerwirkung ist entscheidend, nicht allein die Bewegung. Ist sie zugunsten des Angreifers entschieden, so fällt diesem beim letzten Anlauf nur die reife Frucht in den Schoß. Die Vorwärtsbewegung hat in erster Linie nur den Zweck, die Feuerlinie immer bedrohlicher, immer wirksamer an den Feind heranzutragen. Das Feuergefecht soll den Gegner nicht „schwächen", sondern völlig niederkämpfen. Daß der letzte Anlauf mit dem Bajonett schließlich immer erforderlich ist, ändert daran nichts.

Man mag drängen, wie man will: einem ebenbürtigen Gegner gegenüber wird man nur langsam vorwärts kommen und sich manchmal selbst auf Nahentfernungen stundenlang gegenüber liegen. Augenscheinlich sind die Bemerkungen über das Verhältnis zwischen Feuer und Bewegung auf die nationalen Eigentümlichkeiten des Franzosen zugeschnitten. Gründlichkeit, Zähigkeit, sorgfältige Schießausbildung sind weniger seine Sache als Lebhaftigkeit, Drang nach vorwärts und Elan, Eigenschaften, die er zweifellos in hohem Grade besitzt.

Mit den weiteren allgemeinen Grundsätzen des Reglements kann man sich durchaus einverstanden erklären. Das Gefecht der Infanterie, so heißt es, verträgt keine bestimmten Regeln. In den meisten Fällen befinden sich die Führer vor unvorhergesehenen Lagen und müssen entsprechend der Aufgabe und den Eigentümlichkeiten der Infanterie diejenigen Maßnahmen ergreifen, die den so verschiedenen Umständen jedesmal am besten entsprechen.

Es ist daher für jeden Offizier durchaus erforderlich, sich durch das Studium der neuesten Kriegsgeschichte für die Aufgabe vorzubereiten, die ihm auf dem Gefechtsfelde zufällt. Kein Reglement vermag dieses Studium zu ersetzen. Mit diesen Worten trifft das Reglement den Nagel auf den Kopf. Kein Schema, kein Exerzierplatzangriff kann das eigene Nachdenken, die freie Wahl der Formen und des Verfahrens je nach den Umständen ersetzen.

Daß die Bedeutung der Offensive nach den Erfahrungen von 1870 überall in den Vordergrund gestellt wird, ist selbstverständlich. Die Defensive will das Reglement wohl gelten lassen, um Kräfte zu sparen, um den Feind mit schwächeren Kräften aufzuhalten oder zu fesseln, oder um ihn in eine bestimmte Richtung zu ziehen. Die gesteigerte Widerstandskraft der Infanterie ermögliche es, den Feind zu täuschen. Aber dies alles dürfe immer nur zu dem Zwecke geschehen, den Hauptkräften die Möglichkeit der Offensive unter günstigeren Verhältnissen zu schaffen.

Sehr beachtenswert sind die Bemerkungen des Reglements über die Bedeutung der Artillerie gegenüber der Infanterie. Die Feuergeschwindigkeit und die Wirkung der Artillerie sind hiernach heute so bedeutend, daß keine geschlossene Truppe sich im Bereiche ihres wirksamen Feuers bewegen kann, ohne sich den schwersten Verlusten auszusetzen. Hierzu kommt, daß sie in der Lage ist, alle Vorbereitungen zum Feuern so völlig verdeckt zu treffen, daß die Artillerie erst mit der Eröffnung des Feuers ihre Anwesenheit verrät. Ihre Wirkung kann somit durch die Überraschung noch erheblich gesteigert werden. Steht also feindliches Artilleriefeuer zu erwarten, so muß die Infanterie einerseits auf das sorgfältigste das Gelände ausnützen und diejenigen Formationen wählen, die am wenigsten Verlusten ausgesetzt sind, anderseits ihre Tätigkeit eng derjenigen der eigenen Artillerie anschließen.

Immerhin wird die feindliche Artillerie nicht stets in der Lage sein, ihr Feuer auf die Infanterie zu richten, sondern sie wird vielfach durch die ihr gegenüberstehende Artillerie gebunden oder durch irgend welche anderen Verhältnisse abgehalten sein. Eine gewandte Infanterie, die jeden günstigen Augenblick geschickt zu benutzen versteht, wird daher trotz der feindlichen Artillerie vorwärts gelangen und braucht sich nicht durch die Furcht vor deren Feuer aufhalten zu lassen. Mit weiten Zwischenräumen, in kleine Gruppen zerlegt und gedeckt vorgehend, bietet sie wenig greifbare Ziele. Während des Feuerstoßes (rafale) wirft sie sich nieder; ist er vorbei, so nimmt sie den Marsch wieder auf.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen soll nun versucht werden, auf Grund der reglementarischen Bestimmungen ein einheitliches Bild davon zu entwerfen, wie der Angriff der Infanterie nunmehr beabsichtigt wird.

Bevor die Infanterie in den Kampf tritt, bedarf der Führer einer gewissen Zeit, um sich zu orientieren und seine Entschlüsse zu fassen. Diese Zeit wird ihm verschafft durch die Kavallerie, die die Fühlung mit dem Feinde aufnimmt, ferner durch gemischte Detachements, schließlich durch das Gefecht der Avantgarde.

Den gemischten Detachements wird häufig die Aufgabe zufallen, Nachrichten über die Stärke des Feindes zu beschaffen. In manchen Fällen werden sie ferner der Führung erheblich den Einsatz der Kräfte dadurch erleichtern können, daß sie den Feind an einem bestimmten Punkt aufhalten oder ihn in eine günstige Richtung ziehen. Sie befinden sich mit Abstand vor den Avantgarden und vor den Vorposten oder in den Flanken.

Häufig werden sie kämpfen müssen, um ihre Aufgabe zu erfüllen. Durch die Wirkung und Schnelligkeit ihres Feuers sowie durch das rauchfreie Pulver hat die Infanterie aber eine solche Widerstandskraft erlangt, daß ihre numerische Schwäche dadurch bis zu einem gewissen Maße aufgehoben wird. Infolgedessen können Detachements von einem Bataillon oder auch mehreren Kompagnien mit etwas Kavallerie und Artillerie wertvolle Dienste leisten. Die Ausführung ihres Auftrages kann sich

äußerst verschieden gestalten. Manchmal werden sie einen bestimmten Punkt behaupten manchmal sich weiter ausdehnen, hier aus der Tiefe fechten, dort von vornherein alles einsetzen, stets aber müssen sie das Gelände und die Wirkung ihres Feuers sorgfältig ausnützen und mit Geschick und Gewandtheit verfahren. Dann wird es ihnen gelingen, die Bewegungen des Gegners zu durchkreuzen, ihn zum Halten und zur Entwicklung zu zwingen und über seine Aufstellung Nachrichten zu verschaffen. Sie können dabei unter Umständen zum Angriff schreiten oder sich bis zur Ankunft der Avantgarden in ihrer Stellung behaupten oder nach erreichtem Zweck das Gefecht abbrechen.

Aufgabe und Tätigkeit der Avantgarde werden folgendermaßen begrenzt. Die Infanterie bemächtigt sich derjenigen Stützpunkte, deren Besitz für die weitere Entwicklung von Wichtigkeit ist, und behauptet sich darin gegen einen Angriff des Feindes. Dadurch wird dem Führer Raum und Zeit verschafft, um in voller Freiheit sich über die Verwendung seiner Kräfte schlüssig zu werden. Gleichzeitig ergänzen die durch das Gefecht der Avantgarde sich ergebenden Verhältnisse die sonstigen eingegangenen Nachrichten.

Da die Avantgarde in der Regel auf ihre eigenen Kräfte angewiesen ist, so wird ihre Infanterie oft im Gefecht genötigt sein, sich erheblich auszubreiten und unter Umständen alle ihre Kräfte von vornherein zu entwickeln. Bei der heutigen Bewaffnung wird sie sich jedoch längere Zeit ohne Gefahr in ihren Stützpunkten behaupten können, obgleich sie zunächst vereinzelt kämpft. Solange nur die Avantgarde ins Gefecht getreten ist, besitzt der Führer die Freiheit, den Kampf anzunehmen oder nicht. Entscheidet er sich für die Fortsetzung, so teilt er den Unterführern seine Absicht mit und weist jedem seine Aufgabe zu.

Während die Kolonnnen unterdessen den Anmarsch zum Gefechtsfelde fortsetzen, bereiten sie sich vor, möglichst schnell ins Gefecht zu treten, indessen wird die Marschgeschwindigkeit nur sehr selten beschleunigt werden können. Wenn sich Gelegenheit bietet, schließen die hinteren Truppenteile auf die vorderen auf oder setzen sich daneben, wenn vorn gehalten wird. Die Infanterie macht nötigenfalls die Straße frei, wenn die Artillerie vorbeigezogen wird. Die Führer begeben sich an die Spitze ihrer Truppen, halten sich zum Empfang der Befehle bereit und suchen sich über die Lage zu unterrichten.

Es handelt sich zunächst darum, näher an den Feind heranzukommen (marche d'approche), bevor die Truppe zum Gefecht entwickelt wird. Die Infanterie verläßt die Straße und sucht ihre Bewegungen der Sicht und dem Feuer des Gegners zu entziehen. Die Formationen, die hierbei anzunehmen sind, werden einerseits durch die Rücksicht auf das Gelände und die Benutzung der vorhandenen Deckungen, andererseits durch die Notwendigkeit bestimmt, die Truppen in der Hand zu behalten. In sehr bedecktem Gelände und in Wäldern marschieren die Truppen in kleinen Kolonnen,

bei Nacht dicht aufgeschlossen. Patrouillen klären auf und halten die Verbindung. Bestimmte Truppenteile, die auf Wegen oder längs natürlicher Abschnitte vorgehen, sorgen für Festhalten der Marschrichtung. Nötigenfalls wird diese vorher erkundet und bezeichnet, die Kolonnen nachts durch Führer, bei Tage mit Hilfe des Kompasses geleitet.

Während des Annäherungsmarsches kann es öfters vorkommen, daß sich die Infanterie an manchen Stellen mehr oder weniger zusammendrängt, wo eine Überraschung verhängnisvoll werden könnte. Um dann auf alle Fälle Zeit und Raum zur Entwicklung zu gewinnen, sind in solchen Fällen Abteilungen mit einigen Reitern zur Sicherung nach vorn, nach den Seiten oder auch nach rückwärts zu entsenden. Die berittenen Offiziere eilen voraus, um die gedeckten Annäherungswege zu erkunden und die Truppen richtig zu führen. Mit allen Mitteln suchen sie sich über die Lage zu unterrichten, mit den Nachbarabteilungen in Verbindung zu halten und sich auf jede mögliche Aufgabe vorzubereiten, die an sie herantreten könnte.

An den Annäherungsmarsch schließt sich die Gliederung und die Entwicklung zum Gefecht.

Der Führer bestimmt diejenigen Verbände, die in das Gefecht einzutreten haben und weist ihnen ihre Angriffsziele zu. Er behält einen anderen Teil (troupes de manœuvre) zu seiner Verfügung zurück, um damit zu „manövrieren.“ Das Ausscheiden einer Reserve kann außerdem noch erforderlich werden. Sie dient für unvorhergesehene Fälle, um den Erfolg zu steigern oder den Rückgang aufzuhalten. Doch wird eine solche Reserve in der Regel nur bei größeren Verbänden, bei einer Division oder einem Armeekorps, im übrigen aber nur bei allein kämpfenden Truppen für nötig erachtet.

Die Gefechtsgliederung wird sich je nach den Umständen sehr verschieden gestalten und kann keinen bestimmten Regeln unterworfen werden. Eine im Anschluß an andere Abteilungen ins Gefecht tretende Truppe kann sogleich mehr in erster Linie entwickeln und braucht nur in Ausnahmefällen eine Reserve zurückzuhalten. Die auf einem Flügel angelehnte Truppe gliedert sich auf dem bedrohten Flügel stärker nach der Tiefe. Die allein fechtende Truppe wird zu Anfang weniger einsetzen und eine Reserve ausscheiden.

Im allgemeinen wird man selten hinreichende Nachrichten besitzen, um von vornherein starke Kräfte einsetzen zu können. In der Regel wird die Unsicherheit der Lage anfangs noch so groß sein, daß der Führer zunächst nur schwächere Teile ins Gefecht bringt und den Rest, nach der Tiefe gegliedert, vorläufig noch zurückbehält. Die Eigentümlichkeit des Infanterieangriffs, der in der Regel den Truppen einen Kampf von langer Dauer auferlegt, erfordert es, daß man sie nicht eher mit voller Kraft einsetzt, als bis die Lage hinreichend geklärt ist.

Die Infanterie marschiert unterdessen in derselben Form weiter wie beim

Annäherungsmarsch. Erst wenn sie sich dem Bereich des wirksamen feindlichen Feuers nähert, vollzieht sich die Gefechtsentwicklung.

Die zum Gefecht bestimmten Truppen setzen einen Teil ihrer Kräfte ein und halten einen anderen Teil als Unterstützungen (renforts) zurück. Die im Verbande kämpfende Truppe wird sich in der Regel besser flügelweise entwickeln. So wird der frühzeitigen Vermischung der Verbände vorgebeugt und das Fechten aus der Tiefe erleichtert. Eine Truppe, die sich in den Flanken sichern muß und in ihrer Bewegungsfreiheit nicht behindert ist, kann sich dagegen zweckmäßig treffenweise gliedern. Der Führer hat dann einen geschlossenen Verband in der Hand, mit dem er „manövrieren" kann.

In jedem einzelnen Fall hängen die Stärke der ins Gefecht tretenden Truppenabteilungen und der Unterstützungen, die Ausdehnung nach der Frontbreite und die Staffelung nach der Tiefe, die Abstände und die Zwischenräume lediglich von der Gefechtsabsicht nnd dem Gelände ab. Die vorderste Gefechtslinie wird sich hier aus Gruppen von verschiedener Stärke zusammensetzen, dort mehr oder weniger große Lücken zwischen den einzelnen Abteilungen aufweisen. Die Hauptsache ist, daß sie jeden Vorteil des Geländes ausnutzt und in Verbindung bleibt. Nur wenn man bei der Gefechtsentwicklung Zwischenräume zwischen den einzelnen Gruppen läßt, gibt man der Truppe die Bewegungsfreiheit, deren sie bedarf, um das Gelände auszunutzen, die Verluste zu vermindern und dem Gegner das Einschießen zu erschweren. Auf diese Weise erleichtert man das Vorwärtskommen. Der Kampf in Gruppen schließt die Beseitigung zusammenhängender Schützenlinien ein, die den Erfordernissen des heutigen Gefechts nicht mehr entsprechen.

Die heutige Waffenwirkung gestattet größere Frontbreiten, besonders beim Beginn des Kampfes. Die einzige Grenze für die Ausdehnung der Truppe wird durch die Notwendigkeit bestimmt, daß die wirksame einheitliche Leitung und die gegenseitige Unterstützung der einzelnen Teile gesichert bleiben.

An die Gefechtsentwickelung schließt sich die Durchführung des Angriffs an.

Die vorderste Gefechtslinie setzt sich gegen die bezeichneten Angriffsziele in Marsch, in Front und Flanke durch Patrouillen gesichert. Die einzelnen Truppenabteilungen vermeiden deckungsloses Gelände und passen ihre Bewegungen dem Gelände an. Hier werden sie sich mehr zusammendrängen, um die Deckungen auszunutzen, dort sich mit mehr oder weniger großen Zwischenräumen auseinanderziehen. Die Teile, die vom Gelände begünstigt sind, werden schneller vorwärtskommen und Stützpunkte erreichen, von denen aus sie den Vormarsch der übrigen Truppen erleichtern. „Je nach der Bodengestaltung und den vorhandenen Deckungen werden somit die Truppen der vordersten Gefechtslinie im Verlaufe der Vorwärtsbewegung sich an den günstigen Geländepunkten stärker gruppieren, während sie in den deckungslosen, vom Feuer bestrichenen Räumen nur schwache Abteilungen belassen." Die Verpflichtung aller

auf ein gemeinsames Angriffsziel angesetzten Truppen, dieses fest im Auge zu behalten und sich gegenseitig zu unterstützen, sichert die Einheitlichkeit der Gefechtshandlung. ..

Die Formationen, die von den einzelnen Truppenabteilungen während dieses Vorgehens angenommen werden, richten sich lediglich nach dem Gelände und den sonstigen Umständen. Die nachfolgenden Unterstützungen (renforts) schlagen gedeckte Annäherungswege ein und folgen mit wechselndem Abstand je nach den Verhältnissen.

So lange wie möglich wird der Marsch fortgesetzt, ohne zu feuern. Zwingen die Verluste dazu, so wird das Feuer eröffnet. Das weitere Vorgehen vollzieht sich nach denselben Grundsätzen, indem sich die einzelnen Gefechtsgruppen in Sprüngen allmählich vorwärts arbeiten. Von jeder Regelmäßigkeit wird dabei abgesehen. Selbst innerhalb derselben Kompagnien wird das Verhältnis der einzelnen Züge oder unregelmäßigen Gefechtsgruppen zueinander dauernd wechseln; hier werden Teile voraus, dort andere weiter zurück sein. Jeder sucht so schnell wie möglich vorwärts zu kommen, die am weitesten voraus befindlichen Teile halten die Richtung auf das Angriffsziel fest, die anderen streben ihnen nach. Allen Teilen muß vom Kompagnieführer die Initiative gelassen werden, um jede günstige Gelegenheit ausnutzen zu können. Die Unterstützungen werden allmählich eingesetzt, um die Feuerkraft zu verstärken oder um die Schützen vorzureißen. „Die Anstrengungen aller richten sich darauf, die Tätigkeit der allgemeinen Vorwärtsbewegung zu sichern."

Die Durchführung des Angriffs wird sich verschieden gestalten.

An einzelnen Punkten ist die vordere Linie imstande, den Angriff allein zu Ende zu führen. Die Schützen pflanzen das Bajonett auf und treten entschlossen an. Müssen sie die Bewegung unterbrechen, um zu schießen, so werden sie verstärkt. Das Eintreffen der Unterstützungen in der Feuerlinie reißt die Linie unaufhörlich vorwärts bis zum Sturm (assaut). Mit dem Ruf „en avant!" stürzt sich alles auf den Feind.

An anderen Stellen dagegen werden die Truppen aus eigener Kraft die Durchführung des Angriffs nicht unternehmen können, sondern das Eingreifen frischer Kräfte oder den Erfolg der benachbarten Abteilungen abwarten müssen. Sich an den Boden klammernd, behaupten sie sich dann in der letzten Deckung so nahe als möglich am Feinde, bedrohen ihn beständig mit dem Angriff und warten ab, bis ihnen weiteres Vorgehen ermöglicht wird.

„Häufig wird der Erfolg des Kampfes vom energischen Eingreifen frischer Truppen abhängen." Es ist daher die Hauptaufgabe des Führers, den richtigen Augenblick und die richtige Stelle zu erkennen, wo die hierfür zurückgehaltenen „Manövriertruppen" einzusetzen sind, um die Entscheidung herbeizuführen. Der bisherige Verlauf des Kampfes wird die Lage übersehen lassen. Die wiederholten Angriffe der Truppen, die seit Beginn des Gefechts im Kampf stehen, haben

den Gegner erschöpft. Dann ist der Augenblick gekommen, in dem der Führer persönlich seine Einwirkung und seinen Willen geltend machen kann, indem er die zu seiner Verfügung stehenden Truppen einsetzt, um den Widerstand des Feindes zu brechen. Über die Art dieses Eingreifens lassen sich keine bestimmten Regeln geben. Es kommt auf die allgemeine Lage und auf die Möglichkeit an, die Truppen gedeckt heranzuführen. In den meisten Fällen wird sich der Sturm gegen denjenigen Punkt richten, wo die Kräfte des Feindes geschwächt erscheinen (dont le moral faiblit, oder, wie es an anderer Stelle heißt: qui ont manifesté certaines défaillances) oder gegen schwache Punkte der feindlichen Stellung oder gegen solche, denen gegenüber das Gelände die beste Annäherung gestattet.

Dieser Sturm soll folgendermaßen ausgeführt werden: Die Truppen werden auf gedeckten Annäherungswegen herangeführt, die sorgfältig vorher zu erkunden sind. Nach der Tiefe gegliedert, in biegsamen Formationen, die möglichst wenig Verlusten ausgesetzt sind, treten die Sturmtruppen sodann mit aufgepflanztem Bajonett entschlossen an. „Die bedeutende Kraftentfaltung gestattet es, der Vorwärtsbewegung die volle Wucht und Schnelligkeit zu verleihen, deren sie fähig ist!“ Wenn die Sturmtruppe die vordere Gefechtslinie erreicht, verdoppelt diese ihr Feuer, der Führer läßt zum Angriff blasen und schlagen. Alles hängt jetzt von der Schnelligkeit der Ausführung ab; die Gefahr verringert sich, je kürzer die Krisis dauert. Jeder darf nur den einen Gedanken haben, vorwärts zu bringen, den vor ihm befindlichen Truppen dicht auf zu folgen. Alles wirft sich auf den Feind mit dem Rufe „en avant!“

„Alle fechtenden Truppen tragen zum endlichen Erfolg bei: aber in besonderem Maße ist es die Aufgabe der vom Führer mit der Durchführung des Angriffs betrauten Truppen, dessen energischen Willen zum Siege zum Ausdruck zu bringen.“

Auch in dem kurzem Abschnitt, der das Gefecht der einzelnen Truppenverbände (der Kompagnie, des Bataillons, des Regiments und der Brigade) behandelt, sind genauere Bestimmungen über die Ausführung des Angriffs nicht gegeben.

Der Kompagnieführer kann zu Beginn des Gefechts je nach der Lage einen oder mehrere Züge zurückbehalten. Im Verlaufe des Gefechts sorgt er für das einheitliche Zusammenwirken sowohl der Züge untereinander als auch der Kompagnie mit den Nachbartruppen. Das Bataillon gliedert sich nach der Tiefe und hält zu Beginn des Gefechts, solange die Lage noch nicht hinreichend geklärt ist, eine oder mehrere Kompagnien als Unterstützungen zurück. Die Tätigkeit des Führers richtet sich im Verlaufe des Gefechts hauptsächlich darauf, die Bewegungen und die Feuerwirkung der einzelnen Kompagnien miteinander wie auch mit den Nachbartruppen und der Artillerie in Einklang zu bringen sowie das Eingreifen der Unterstützungskompagnien zu regeln. Für das Regiment und die Brigade gelten dieselben Bestimmungen. Eine Anzahl von Bataillonen wird als Unterstützungen (renforts) zurückgehalten. Der

Regiments- und der Brigadekommandeur sorgen für die Einheitlichkeit des Angriffs und bestimmen das Einsetzen der zurückgehaltenen Bataillone. Die Ausdehnungen werden, soweit sie nicht durch rechts und links angelehnte andere Truppen bestimmt sind, lediglich dadurch begrenzt, daß der Führer seine Kräfte noch völlig in der Hand behält und die Einheitlichkeit der Gefechtshandlung gewahrt bleibt.

So will das französische Infanterie-Exerzier-Reglement den Angriff ausgeführt wissen. Ist damit nun die schwierigste aller Fragen gelöst? Ich glaube, daß sich erhebliche Einwendungen dagegen machen lassen.

Das Angriffsverfahren krankt an der Abhängigkeit von der Felddienst-Ordnung, die sich das Reglement selbst auferlegt hat. Die Einteilung des Kampfes in drei Abschnitte, die Dreiteilung der Truppen zum Gefecht ist zwar in der scharfen Fassung der Felddienst-Ordnung nicht im Reglement wiederholt worden, aber der wichtigste Punkt, die Herbeiführung der Entscheidung durch das Vorführen geschlossener Truppen, ist doch in das neue Reglement übergegangen.

Es wird zwar zugestanden, daß die vorderste Gefechtslinie mit ihren Unterstützungen hier und da aus eigener Kraft zum Sturm zu schreiten vermag. Aber schon hierbei fällt es auf, daß die einrückenden Verstärkungen die Schützenlinien jedesmal vorreißen sollen, wenn diese zum Halten gezwungen werden. So soll die Linie unaufhaltsam zum Sturm schreiten. Das ist heute unmöglich. Nicht mit den Beinen, nur mit dem Feuer kann man den Feind bezwingen.

Noch weniger ist dies aber durch den Druck der Masse möglich. Trotzdem legt das Reglement immer und immer wieder besonderen Wert auf den Einsatz frischer Truppen zur Entscheidung, um den Willen des obersten Führers an einer bestimmten Stelle zur Geltung zu bringen. Mag man dem alten Massenstoß einen modernen Mantel umhängen und biegsamere Formationen verwenden wollen, mag man die dazu bestimmte Truppe jetzt „Manövriertruppe“ statt „Stoßtruppe“ nennen, immer bleibt es doch ein Gewaltstoß, der mit der heutigen Feuertaktik nicht im vollen Einklang steht. Nirgendwo ist im Reglement die klare, unbedingte Forderung gestellt, daß der letzte Stoß erst unternommen werden kann, wenn die Feuerüberlegenheit im vollen Umfang erkämpft ist. Ohne diese ist ein Vorführen von Massen zur Entscheidung heute unmöglich; ist aber die Feuerüberlegenheit errungen, ist es in dieser Form unnötig.

Man könnte vielleicht einwenden, daß zuviel aus dem Reglement herausgelesen worden ist, was dessen Sinn nicht entspricht. In Frankreich selbst liest man aber noch viel mehr heraus. Ausdrücklich wird in der vorerwähnten sachverständigen Besprechung*) betont, daß, wenn auch im übrigen keine scharf getrennten Abschnitte im Gefecht mehr angenommen werden könnten, doch die Verwendung der Manövriertruppen und deren Sturm einen besondern Akt darstellten, den Napoleon als das événement bezeichnet habe. Das Reglement habe sich nicht denjenigen Neuerern

*) Seite 284.

angeschlossen, die auf die Erfahrungen des Burenkrieges eine völlig andere Taktik begründen wollten, sondern solche Grundsätze aufgestellt, wie sie einer wahrhaft nationalen französischen Taktik entsprächen und wie sie Napoleon vorgezeichnet habe. Nicht durch das strategische, sondern durch das taktische Manöver sei die Entscheidung auf dem Schlachtfelde zu suchen, so wie die Schlachten des ersten Kaiserreichs es vorbildlich zeigten.

Man will also an der Sturmkolonne und an der napoleonischen Schlachtleitung auch heute noch festhalten. In dem Kampfe zwischen Langlois und Negrier ist in dieser Frage zugunsten des ersteren entschieden worden. Statt die Entscheidung durch Feuerwirkung und Umfassung zu erstreben, würde damit dem versammelten tiefen Vormarsch der Armee und dem Durchbruch auf dem Schlachtfelde, wie ihn Langlois vertritt, das Wort geredet werden.

In einem anderen, wesentlichen Punkte ist aber das neue Reglement wahrhaft modern. Endgültig ist in bezug auf Gliederung, Ausdehnung, Kampfformen und Kampfverfahren jedes Schema beseitigt und jede äußere, exerziermäßige Regelmäßigkeit so gründlich verurteilt worden, daß damit wohl auch in der Praxis gebrochen werden wird. Die Bedeutung der Geländebenutzung gegenüber der gesteigerten Waffenwirkung im heutigen Gefecht ist in vollem Umfang gewürdigt worden. Alle regelmäßigen, zusammenhängenden Gefechtsentwicklungen und Schützenlinien werden verworfen, das Gefecht spielt sich in unregelmäßigen Gruppen ab, deren Stärke vom Gelände bestimmt wird und die sich in wechselnder Form vorarbeiten. Die Wahl der Formen ist so völlig frei gestellt, daß selbst eine allgemeine Empfehlung dieser oder jener Formation für bestimmte Lagen oder Entfernungen, wie es bisher der Fall war, fehlt.

Allein auch bei dieser Anerkennung sind gewichtige Vorbehalte zu machen.

Die Bestimmung, deckungsloses Gelände einfach zu vermeiden, umgeht mehr die Frage, als sie sie löst. Nach wie vor werden wir auch in solchem Gelände angreifen müssen, ohne daß wir auf die beliebten „Führungsmittel" zurückgreifen, d. h. den Angriff auf andere Truppen abschieben können, noch der Artillerie das entscheidende Wort überlassen, noch auch die Nacht zum weiteren Vorgehen abwarten dürfen. Das „Führungsmittel" der Umfassung wird versagen, wenn man nicht auch die Front angreift.

Tritt der immerhin seltene Fall ein, daß der Angriff über die ausgedehnte offene Ebene nötig wird, so muß daher die Arbeit geleistet werden, indem Formen und Verfahren entsprechend geändert werden. Die Gefechtsentfernungen werden sich vergrößern, das Feuer muß auf weitere Entfernungen eröffnet werden, das Vorgehen der Schützenlinien wird sich sehr viel langsamer und vorsichtiger vollziehen, und die Unterstützungen müssen zunächst erheblich weiter abbleiben. Der ganze Angriff dauert recht lange, aber schließlich wird man dennoch dem Gegner so nahe kommen, daß

man das Gewehr wirksam gebrauchen kann und ihn unter dem ständigen Druck des drohenden Angriffs hält. Inwieweit allerdings die letzte Entscheidung möglich sein wird, hängt von den Verhältnissen ab. Daß man immer und unter allen Umständen den Angriff aus eigener Kraft bis zum Sturmanlauf wird durchführen können, soll nicht behauptet werden. Das ist auch in bedecktem Gelände nicht immer möglich. Aber selbst wenn es nicht gelingt, so hat man wenigstens den Gegner durch den Angriff gefesselt. Die Garde würde bei St. Privat dies Ziel sicher durch ein anderes Verfahren haben erreichen können, ohne solche Verluste zu erleiden und ohne stundenlang am Rande des Abgrundes zu schweben. Aber der Ruhm, den Gegner gefesselt, die Umfassung dadurch ermöglicht und schließlich trotz allem sich am allgemeinen Angriffe mit voller Gefechtskraft beteiligt zu haben, wird ihr ewig bleiben.

Wie bereits erwähnt, hat das französische Reglement ferner jede Zahl in bezug auf Gefechtsentfernungen, Zwischenräume und Abstände der hinteren Staffeln, in bezug auf Ausdehnung oder Gliederung geflissentlich vermieden und keinerlei Anhaltspunkte für die Verwendung der einzelnen Kampfformen gegeben. In Frankreich selbst werden schon Zweifel erhoben, ob dies ausreichen wird. Man spricht bereits die Befürchtung aus, daß binnen kurzem trotz des Verbotes die Vorgesetzten in Form von „Empfehlungen“ genauere Bestimmungen geben würden. Kann der jüngere Offizier, der Reserve- und Landwehroffizier damit auskommen? Welche Rolle aber diese Offiziere in den Kriegsformationen in Frankreich ebensowie bei uns vielleicht schon zu Beginn des Feldzuges spielen, wenn die entscheidenden Schlachten geschlagen werden, ist bekannt.

Es gehört zweifellos ein hervorragend militärisch ausgebildetes Offizierkorps dazu, um auf Grund dieses Reglements die Truppe im Frieden auszubilden. Der bestimmte Hinweis des Reglements auf die Notwendigkeit, die neueste Kriegsgeschichte zu studieren, ist daher sehr gerechtfertigt. Inwieweit dieser Forderung aber in der Praxis, auch von den Reserve- und Landwehroffizieren, nachgekommen wird, muß erst abgewartet werden.

Eine weitere Frage von Wichtigkeit bleibt ebenfalls noch offen. Eine große Wirkung im Gefecht kann, wie allgemein zugegeben wird, nur durch einheitliches Zusammenfassen der Kräfte erreicht werden. Ist hierfür bei dem außerordentlichen Spielraum, bei der Freiheit der Form und bei der äußersten Individualisierung des Angriffsverfahrens, die das Reglement bis in die kleinsten Verbände hinab durchführt, die erforderliche Sicherheit gegeben? Genügt es, die Sorge für das einheitliche Zusammenwirken den oberen und unteren Führern zu überlassen? Wird nicht der Angriff in seine Atome auseinanderfallen, zerflattern und der nachhaltigen Kraft und Wirkung entbehren? Es scheint, als ob das Reglement in dieser Beziehung keine ausreichende Sicherheit gibt.

Dies Bedenken wiegt um so schwerer bei einem Angriffsverfahren, das an sich schon nicht geeignet ist, eine starke einheitliche Wirkung zu erreichen. Wenn die französische Infanterie wirklich die Ebene vermeidet und hauptsächlich die Deckungen aufsucht, wer bürgt dafür, daß sie bei der ihr eingeräumten großen Freiheit sich nicht in den Deckungen zusammenballt, die Richtung auf ihr Angriffsziel verliert und gänzlich auseinanderkommt? Zumal auf eine engere Begrenzung der Ausdehnungen nirgendwo Wert gelegt, vielmehr weite Ausdehnung geradezu empfohlen wird! Die Verlustscheu wird die Oberhand gewinnen, der Angriff wird seine Kraft verlieren.

In dieser Beziehung kann das neue Angriffsverfahren geradezu verderblich werden. Hier sind die Lehren des Burenkrieges offenbar falsch verstanden worden. Unser Reglement betont demgegenüber mit vollem Recht (II 24): „Jedes die Entscheidung suchende Gefecht wird zur vollen Ausnutzung des vorhandenen Entwicklungsraumes durch Besetzung mit dichten Schützenlinien führen." Das Zusammendrängen von 43 Kompagnien bei St. Hubert ist ein warnendes Beispiel für das Gegenteil.

Auch im einzelnen bedürfen mehrere Stellen des französischen Reglements noch der Erörterung.

Die Tätigkeit gemischter kleiner Detachements kann gewiß manchmal von Vorteil sein, um die Fühlung mit dem Gegner aufzunehmen, ihn zu täuschen, die eigenen Maßnahmen zu verschleiern, die des Feindes aber aufzudecken. Die Verwendung solcher Detachements hat der General Langlois bekanntlich zu einem völligen System entwickelt.*) Mit ihnen will er ein bewegliches Sicherungsnetz vor der Front und in der etwa bedrohten Flanke der Armee ausbreiten. Aus den Nachrichten aller dieser Detachements soll der Armeeführer allmählich die Umrisse des Gegners in einem Grade von Deutlichkeit erkennen, wie er sich durch die Avantgarden allein nicht erreichen lassen wird. Bei einem auf der Karte durchgespielten Beispiel hat der General Langlois ungeahnte Erfolge mit diesen Detachements erreicht. In Wirklichkeit aber werden sie ein solches Universalmittel schwerlich sein. Gewiß ist die Aufklärungstätigkeit heute erschwert; die Kavallerie wird, wenn sie trotzdem Gutes auf diesem Gebiet leisten will, öfter als bisher fest anfassen und nötigenfalls zum Karabiner greifen müssen. Aber sie allein ist beweglich genug, um schnell und weithin aufklären zu können.

Eine besondere Stellung nimmt das Reglement in bezug auf die Aufgabe der Avantgarde ein, die vorwiegend defensiv ist. Es steht dies nicht ganz im Einklang mit der französischen Felddienst-Ordnung, die dem Avantgardenführer in gewissen Fällen gestattet, anzugreifen, nicht nur, um einen vorteilhaften Geländeabschnitt in die Hand zu bekommen, sondern z. B. auch um den Feind zu veranlassen, seine Kräfte zu zeigen. Auch der General Langlois steht auf diesem Standpunkt und meint, man verurteile die Avantgarde zur Untätigkeit, wenn man ihr nur die vorsichtige Aufgabe

*) Vgl. Vierteljahrshefte 1904, 1. Heft, S. 24.

zuweise, den Aufmarsch des Gros zu sichern. Das Gefecht der Avantgarde sei ein wichtiges Mittel, um etwas vom Feinde zu erfahren. Je weiter bei der heutigen Bewaffnung die Kampfentfernungen sich gestalteten, um so leichter werde es sein, das Gefecht rechtzeitig abzubrechen. Das Reglement hat sich dieser Auffassung nicht angeschlossen. Aber es teilt augenscheinlich die Ansicht, daß ein Abbrechen des Gefechtes leicht sei, wenn es meint, daß der Führer die Freiheit habe, den Kampf anzunehmen oder ihm auszuweichen, solange nur die Avantgarde im Gefecht stehe. Einmal ins Gefecht eingesetzte Infanterie loszulösen, wird heute schwerer als je sein. Ist die Avantgarde daher, wenn auch nur in defensiver Weise, ernstlich in ein Gefecht verwickelt, so wird der Führer die ihm zugeschriebene Freiheit des Entschlusses in vielen Fällen nicht mehr haben.

Auffallenderweise kommt bei der Frage nach der Aufgabe der Avantgarde ein Umstand im Reglement gar nicht zur Sprache, der bei uns eine große Rolle spielt. Das französische Reglement kennt den ausgeprägten Unterschied unseres Reglements zwischen geplantem Angriff und Begegnungsgefecht nicht. Seine Vorschriften sind augenscheinlich weniger auf das reine Begegnungsgefecht als auf den planmäßigen Angriff zugeschnitten, ohne daß der Gegner jedoch hierbei gerade in einer vorbereiteten Stellung zu denken ist. Daraus erklärt sich auch die vorwiegend defensive Aufgabe der Avantgarde.

Man kann über die scharfe Trennung in zwei Gefechtsarten verschieden denken. In Wirklichkeit scheidet sich das Verfahren selten so scharf, es treten vielmehr zwischen beiden Formen zahlreiche Abstufungen auf, je nachdem beim Begegnungsgefecht der Gegner bereits einen mehr oder weniger großen Vorsprung im Aufmarsch hat und dadurch den Angreifer zu einem vorsichtigeren Verfahren nötigt, das sich dem geplanten Angriff nähert. Man vergleiche nur die so verschiedene Entwicklung der Gefechte und Schlachten in den ersten Monaten des Feldzuges von 1870 bei Weißenburg, Wörth, Spichern, in den Kämpfen um Metz am 14., 16. und 18. August sowie bei Sedan. Für die Ausbildung ist es jedoch immerhin von Vorteil, auf die beiden Grundformen sich vorzubereiten.

Unstreitig ist es aber ein großer Vorzug unseres deutschen Reglements, daß es die Bedeutung und den Wert des Begegnungsgefechts ins volle Licht setzt. Gewiß bringt dieses auch große Gefahren mit sich, wenn die vordersten Truppen durchgehen und über eine gewisse Grenze hinaus weiterstürmen, ohne Rücksicht darauf, inwieweit die hinteren Truppen zu folgen vermögen. Aber im Begegnungsgefecht vermögen sich dafür auch alle Vorzüge der Initiative und Entschlossenheit im vollsten Maße zu entfalten, der wir 1870 unsere schönsten Siege zu danken haben. Denn im Begegnungsgefecht beruht der Erfolg auf dem energischen Zufassen, auf der Schnelligkeit des Entschlusses, auf der Gewandtheit der Führer und der Truppen.

Auch ist es keineswegs erforderlich, daß, wenn in der vorbedachten Schlacht sich

der Angriff nach bestimmtem Plane vollzieht, beim Begegnungsgefecht deshalb Planlosigkeit herrschen müsse. Im Gegenteil muß sich der Kampf baldigst vom Zufall freizumachen suchen, um eine bestimmte Gefechtsabsicht zur Geltung zu bringen und zu einer planmäßigen Verwendung der Truppen zu gelangen. Dies ist die Kunst der Führung.

Halten wir an dem Begegnungsverfahren fest, so ergibt sich daraus auch von selbst eine andere Aufgabe der Avantgarde als eine vorwiegend defensive. Vielfach wird sich allerdings die Avantgarde auf die Verteidigung beschränken müssen, wenn sie z. B. auf überlegene feindliche Kräfte stößt, oder wenn sie sich im Besitz eines günstigen Geländeabschnitts befindet, über den hinauszugehen nach der Lage mißlich erscheint, oder wenn es sich, wie bei Nachod, darum handelt, die Entwicklung des Gros aus einer Enge zu sichern. In anderen Fällen dagegen wird sie unbedingt rücksichtslos zum Angriff schreiten, wenn sie z. B. auf den Gegner in dem Augenblick trifft, in dem er sich aus einer Enge entwickeln will; wenn sie einen wichtigen Abschnitt dem Gegner entreißen will, oder wenn ein abziehender Gegner, wie bei Colombey, festgehalten werden soll.

In vielen Fällen wird aber nun die Lage nicht so klar zu übersehen sein. Soll man dann grundsätzlich abwarten? Oder kann nicht trotz der Unsicherheit der Lage der Entschluß zum Angriff häufig gerechtfertigt sein? Ich glaube das letztere. Denn der Gegner befindet sich meist, wie die Kriegsgeschichte beweist, in derselben Unsicherheit, und während man wartet, kann dieser handeln. „Dem Handelnden fallen aber meist die Vorteile zu, die dem Abwartenden entgehen" (Moltke). Demjenigen, der entschlossen vorgeht, kann es somit gelingen, den Gegner völlig und dauernd in die Verteidigung zu werfen. Nicht umsonst rief Napoleon seinen Marschällen unaufhörlich zu: „Activité, activité, vitesse!" „Gefahren und selbst Krisen sind nicht immer zu vermeiden, wenn man ein großes Ziel erreichen will" (Moltke).

Wenn im französischen Reglement mit so beredten Worten überall die Initiative und die Offensive in den Vordergrund gestellt werden, so muß es wundernehmen, daß in bezug auf das Begegnungsgefecht und die Tätigkeit der Avantgarden die Ausführungen des Reglements dem nicht in vollem Maße entsprechen. Hier dürfte ein Mangel in der Gefechtslehre vorliegen, der sich im Ernstfalle rächen könnte.

Bei der Betrachtung des übrigen Teils des französischen Reglements können wir uns kürzer fassen.

Daß die reine Defensive verworfen wird, ist selbstverständlich: sie soll stets mit dem Angriff verbunden werden. Das steht auch bei uns in allen Lehrbüchern. Wie soll aber dieser Angriff ausgeführt werden? Darin liegt die große Schwierigkeit. Das französische Verfahren weicht in dieser Beziehung von dem unsrigen erheblich ab.

In der Verteidigungsstellung soll nach dem Reglement die Truppe so gegliedert werden, daß ein Teil mit der Verteidigung der vorhandenen Stützpunkte beauftragt,

ein anderer Teil als Unterstützungen (renforts), ein dritter als „Manövriertruppe" zurückgehalten wird. Unterstützungen wie Manövriertruppe sind dazu bestimmt, im günstigen Augenblick zum Angriff überzugehen.

Äußerlich betrachtet, erscheint dieses Verfahren mehr unserer Bereitschaftsaufstellung zu entsprechen. Doch handelt es sich nicht darum, einzelne Befestigungsgruppen an wichtigen Punkten anzulegen, die beim späteren Kampf als Stützpunkte und als Gerippe für die dann auszufüllende Gesamtstellung dienen sollen. Es ist vielmehr mit der Besatzung der Stützpunkte die gesamte vorderste Verteidigungslinie gemeint, die aber ebensowenig wie beim Angriff aus einer zusammenhängenden Linie zu bestehen braucht, sondern sich auf die Besetzung des zur Verteidigung günstigen, d. h. Schußfeld und Deckung gewährenden, die feindliche Anmarschrichtung beherrschenden Geländes beschränkt.

Über die Stellung hinaus werden die bekannten gemischten Detachements vorgeschoben, um den Anmarsch des Gegners festzustellen, seine Aufklärung zu verhindern und ihn zur Entwicklung zu zwingen. Im Gegensatz zu einer solchen grundsätzlichen Verwendung erscheint es besser, in jedem einzelnen Falle sorgfältig zu erwägen, inwieweit außer der Kavallerie Vortruppen über die Stellung hinaus vorgeschoben werden sollen. In übersichtlichem Gelände sind sie unnötig und würden beim Rückzug auf die Stellung diese nur in der Feuerwirkung behindern. In unübersichtlichem Gelände, an Engen vorliegender Abschnitte, zumal wenn der Abzug gesichert ist, können sie dagegen von Vorteil sein, um die Absicht des Gegners zu erkennen, seine Kavallerie an der Aufklärung zu verhindern, der eigenen Kavallerie als Rückhalt zu dienen und den feindlichen Infanteriespitzen kurzen Aufenthalt zu bereiten. Weiter aber werden sie in der Regel in ihrer Tätigkeit nicht gehen können.

Insbesondere werden nur selten stärkere vorgeschobene Stellungen empfehlenswert sein, die den Gegner über die eigentliche Verteidigungslinie täuschen, zu vorzeitiger Entwicklung zwingen und ihm dadurch den geordneten Angriff auf die Hauptstellung erschweren sollen. Diese Absicht ist immerhin künstlich und führt die bekannten Nachteile mit sich. Ganz sind jedoch solche vorgeschobenen Stellungen nicht ein für allemal zu verwerfen. Die Franzosen haben bekanntlich immer eine gewisse Vorliebe dafür.

Als oberster Gesichtspunkt für die Durchführung der gesamten Verteidigung wird hingestellt, daß auf der ganzen Front durch unaufhörliche Gegenangriffe (contre-attaques) der Feind so lange ermattet und moralisch geschwächt wird, bis die allgemeine Offensive durch den Führer aufgenommen werden kann. Überall wo der Angriff in bedrohliche Nähe gelangt und wo der Anlauf bevorsteht, sollen daher frische Truppen zum Gegenstoß hervorbrechen und den Feind zurückwerfen.

Theorie und Praxis stehen in dieser Beziehung in Frankreich in vollem Einklang. Wir stehen hier wiederum vor einer ausgeprägten französischen Eigentümlichkeit. Der Sturmanlauf des Angreifers wird auf dem Manöverfeld nach allen Berichten grund-

sätzlich vom Verteidiger mit dem Gegenstoß aus der Front heraus beantwortet. Dazu stehen die Unterstützungen bereit und werden die Manövriertruppen, also die Reserven, rechtzeitig herangezogen.

Dies Verfahren kann nur als überlebt bezeichnet werden.

In der Front kann der Verteidiger die erstrebte Gelegenheit zur Offensive heute nicht mehr finden. Er muß sie in der Flanke suchen, schon deshalb, weil der Angreifer, im Besitz seiner vollen Bewegungsfreiheit, ebenfalls die Flanke der Stellung zu treffen strebt. Wollte der Verteidiger gegen die Umfassung seine Reserve bereithalten, lediglich um die Front zu verlängern oder zurückzubiegen, so würde er die Vorteile der Umfassung nur abschwächen, aber nicht aufheben. Wirksam begegnet man dieser nur, wenn man sie durch den Angriff selbst flankiert.

Allgemein wird daher heute bei uns gelehrt, daß der Verteidiger die Reserve hierzu weit hinaus schieben muß, in größeren Verhältnissen bis zu einem Abstand von einer oder mehreren Meilen. Damit ist aber noch nicht viel gewonnen; die Schwierigkeit liegt hier, wie bei allen taktischen Grundsätzen, in der Ausführung. Wie will man eine solche Aufstellung hinreichend lange der Kenntnis des Gegners entziehen, dessen umfassender Flügel zweifellos auf der äußeren Seite von der Masse seiner Kavallerie begleitet sein wird? Wird der Angreifer in die ihm gestellte Falle ruhig hineingehen?

Sicherer erscheint es daher, zumal wenn eine Flanke angelehnt und die Umfassung des andern Flügels vorauszusehen ist, diese nicht erst abzuwarten, sondern die Reserve frühzeitig zum Angriff antreten zu lassen, um die zur Umfassung angesetzten Truppen bereits in der Einleitung ihrer Bewegung anzugreifen. Es würde also hier zu einem Begegnungsgefecht kommen, bei dem der Verteidiger dadurch im Vorteil ist, daß er mit breiter Front gegen den in anderer Richtung vorgehenden Umfassungsflügel vorstößt und diesen zu einer keineswegs leichten Frontveränderung zwingt. Eine derartige, von vornherein unternommene Offensive erscheint mir als eine zweckmäßige Lösung der Frage. Dadurch gewinnt der Verteidiger auch die Initiative wieder, die er durch Einnahme einer Stellung zunächst verloren hat.

Noch weniger als der Vorstoß aus der Front erscheint mir ein anderes Verfahren empfehlenswert, das vom französischen Reglement für die Verteidigung in Vorschlag gebracht wird. Die vorderste (jedenfalls doch nur dünne) Gefechtslinie soll nämlich hierbei den Feind aufhalten und zur Entwicklung zwingen, dann aber rechtzeitig den Kampf abbrechen, ohne den Angriff abzuwarten. So soll der Angreifer in ein vorher genau erkundetes Gelände gelockt werden, wo frische Truppen verdeckt bereitstehen, um unter günstigen Verhältnissen zum Angriff gegen ihn vorzubrechen, wenn er seelisch und körperlich nach langem Marsch ermattet ist. Auch in dieser Beziehung verweist die Fachpresse auf das napoleonische Vorbild von Austerlitz und Montmirail, meint aber doch, daß ein solches Verfahren recht schwierig sei und sehr geschickte Führung verlange. Man kann hinzusetzen: auch einen ungeschickten und ahnungslosen Gegner.

Der Abschnitt des Reglements, der das Orts- und Waldgefecht behandelt, kann hier übergangen werden. Es sind nur folgende Anweisungen für das Nachtgefecht hervorzuheben:

Da die gesteigerte Waffenwirkung die Einnahme bestimmter Geländepunkte unter Umständen unmöglich machen wird, und da die großen Schlachten der Zukunft mehrere Tage lang dauern können, so wird man sich häufig zum Nachtangriff entschließen müssen. In der Dunkelheit kann von einer Feuerwirkung nicht die Rede sein; es ist daher möglich, durch Tapferkeit die zahlenmäßige Unterlegenheit auszugleichen und mit geringeren Kräften feindliche Stützpunkte zu nehmen, deren Bewältigung bei Tage erhebliche Kräfte erfordern würde.

Das Angriffsziel muß, soweit möglich, bei Tage erkundet werden, die Ausführungsmaßnahmen durchaus einfach sein. Die Richtung muß durch Anlehnung an einen Weg oder eine leicht erkennbare Geländelinie festgehalten werden. Sollen mehrere Angriffe zu gleicher Zeit ausgeführt werden, so erhält jeder sein bestimmtes Ziel zugewiesen und wird in seiner Bewegungsfreiheit unabhängig. Die Truppe marschiert dicht geschlossen, lautlos und greift, ohne zu schießen, mit dem Bajonett an.

Eine derartige kurze Anleitung für das Nachtgefecht erscheint durchaus zweckmäßig, auch wenn man der Ansicht ist, daß größere Kämpfe in der Dunkelheit nicht durchgeführt werden können, da eine geordnete Gefechtsentwicklung und ein Kampf um die Feuerüberlegenheit ausgeschlossen sind. Wohl aber ist für kleinere Gefechte der Vortruppen, Überfälle und Unternehmungen des kleinen Krieges die Nacht vielfach günstig. Daß auch in der mehrtägigen Schlacht sich öfter Gelegenheit bieten wird, Punkte durch Nachtangriff zu nehmen, die man bei Tage nicht hat angreifen können, ist möglich. Der jetzige französische Generalissimus General Brugere läßt solche Nachtangriffe in den von ihm geleiteten großen Manövern mit Vorliebe ausführen. Im jetzigen ostasiatischen Kriege haben die Japaner derartige Unternehmungen auch manchmal mit Erfolg ausgeführt. Immer hat es sich hierbei aber nur um vereinzelte Unternehmungen, nicht um ein größeres, einheitliches Vorgehen gehandelt (Vierteljahreshefte 1905, 1. Heft, S. 197: Der russisch-japanische Krieg, vom Major Löffler).

Abgesehen vom nächtlichen Angriff, kann auch die von unserem Reglement in gewissen Fällen empfohlene Bereitstellung der Truppen während der Nacht so nahe am Feinde, daß sie mit beginnendem Tageslicht den Kampf aufnehmen können, in Betracht kommen.

Ein Infanterie-Reglement müßte also auch für die Bewegung größerer Truppenkörper während der Dunkelheit einige Anhaltspunkte geben.

Wenn wir das Urteil über das französische Reglement zusammenfassen, so muß zunächst anerkannt werden, daß in vielen Punkten die Anforderungen, die das heutige

Gefecht an die Infanterie stellt, treffend hervorgehoben worden sind. Besonders ist die Bedeutung der Geländebenutzung gegenüber der heutigen Waffenwirkung in hervorragender Weise erkannt. Die daraus sich ergebende volle Freiheit der Kampfform und des Kampfverfahrens ist unter Ausschluß jeder Reglementarisierung rücksichtslos durchgeführt worden; alles, was nur an ein Schema anklingen könnte, ist ausgemerzt.

Gegenüber dieser äußersten Individualisierung des Kampfes mußten aber erhebliche Zweifel erhoben werden, inwieweit dabei die Einheitlichkeit der Gefechtshandlung genügend gesichert ist und inwieweit für die Ausbildung hinreichende Anhaltspunkte gegeben sind.

Zwar ist jede Form, jedes Verfahren berechtigt, jede Möglichkeit, vorwärtszukommen, auszunutzen, wenn sie durch die Umstände gestattet wird. Aber es müssen grundsätzlich alle Führer danach streben, immer wieder die Leitung der Kompagnien, Züge und Gruppen herzustellen und den Zusammenhang aufrecht zu erhalten. Die Mannigfaltigkeit der Form darf nicht die Einheitlichkeit der Wirkung gefährden. Über die Entwicklung, das Vorgehen, das Verstärken und den Kampf der Schützenlinien steht eine Anzahl von Grundsätzen fest. In den meisten dieser Punkte läßt aber das neue französische Reglement den weniger erfahrenen Offizier im Stich.

Die Feuerleitung erfordert die Aufrechterhaltung der Zugverbände so lange wie möglich. Auf den weiten und mittleren Entfernungen entscheidet die gut geleitete Feuergarbe, nicht der Präzisionsschuß des einzelnen Schützen. Dieser tritt auf den nahen Entfernungen in sein Recht, wenn die Leitung durch den Kampfeslärm und den Ausfall der Führer unmöglich geworden ist. Je sicherer dieser Augenblick eintritt, umsomehr muß das Kampfverfahren darauf berechnet sein, ihn so lange wie möglich hinauszuschieben und nicht schon von vornherein die Leitung durch eine völlige Vermischung zu erschweren, wie sie durch die sogenannte Burentaktik bereits bei der ersten Entwicklung hervorgerufen wird. Schließlich, wenn auf den nahen Entfernungen jede Leitung aufgehört hat, liegt der Kampf in den Händen des einzelnen Schützen. Dann wird sein Angriffsgeist, seine Erziehung zur Selbständigkeit, sein „kriegerischer Manneswert" ausschlaggebend. Eine völlige Einheitlichkeit des Anlaufes großer Verbände läßt sich nur auf Exerzierplätzen erreichen. Das französische Reglement hat daher wohl recht, wenn es annimmt, daß man an manchen Punkten sich darauf beschränken muß, den Gegner zu binden. Alle Führer müssen deshalb dahin erzogen sein, daß sie sich selbständig entscheiden, ob ihre Abteilungen sich dem Sturmanlauf anschließen oder mit äußerster Feuerkraft den gegenüber befindlichen Gegner niederhalten sollen.

In einigen Punkten kann die Gefechtslehre des französischen Reglements nur als rückständig bezeichnet werden.

In mancher Hinsicht geht das Reglement hinwiederum seinen eigenen Weg, der uns zwar weniger genehm ist, aber vielleicht den nationalen Eigentümlichkeiten entspricht.

Es ist nicht alles schlechter, was anders ist als bei uns, allerdings auch durchaus nicht immer besser.

In dem formalen Teil des Reglements stehen erheblichen Vereinfachungen auch wieder rückständige Formationen und Bewegungen sowie entbehrliche Exerzieranforderungen gegenüber.

Immerhin ist es der erste und schon darum anerkennenswerte Versuch, ein Reglement für die Infanterie auf den Boden einer neuen, der jetzigen Waffenwirkung entsprechenden Taktik zu stellen. Daß dieses Unternehmen schwierig ist, weiß jeder, der sich mit dieser Frage befaßt hat. Es ist daher kein Vorwurf, wenn wir die in diesem Reglement gefundene Lösung zwar als eigenartig und sehr beachtenswert, keineswegs aber als endgültig bezeichnen können.





Die Dragoner des Großen Kurfürsten, vorbildlich für moderne Kavallerie.

In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts gab es in Deutschland an Reiterei die Lanzierer, schwer bewaffnete und gerüstete Lanzenreiter, die Kührissirer, auch Kyrisser, Corazzen genannt, ebenso gerüstet, aber neben den Pistolen den langen Stoßdegen als Hauptwaffe führend, ferner die Harquebesierer, Arquebusierer oder Bandelierreiter, eine leichte Reiterei mit einem langen Feuerrohr am Bandelier, und nur mit dem Harnisch und der Stahlhaube versehen. Dazu kamen die Dragoner, ebenso wie die Arquebusierer bewaffnet, ursprünglich lediglich eine berittene Infanterie, und aus dem Bedürfnis heraus entstanden, Fußkämpfer schnell nach einem bestimmten Ort zu werfen. Man machte ältere bewährte Mannschaften der Infanterie auf leichten, billig zu erwerbenden und zu ernährenden Kleppern beritten. „Er braucht das schlechteste Pferd, so man reiten kann", sagt Wallhausen von dem Dragoner, „damit so ers verlassen, er nicht viel Schatzwert habe zu verlieren." Und weiter: „Dieses ist eine lächerliche, aber an seinem Ort gebräuchliche, eine sehr nützliche Reuterei. Wenn er reitet, hat er in der Hand sein brennenden Lunten und Zaum des Pferdes zusammen." Sie trugen den Harnisch der Bandelierreiter, waren mit Degen versehen und bestanden der Zahl nach zur Hälfte aus den mit Halbpiken versehenen Pikenieren, zur Hälfte aus den mit einer leichten Muskete ausgerüsteten Musketieren. Anfangs wurden sie im engen Verbande mit der Infanterie gehalten, bis mit der Zeit besondere Kompagnien und Schwadronen aus ihnen gebildet wurden, die eine besondere Truppenart zwischen der Infanterie und der Reiterei darstellten und, als sie sich später auch mit dem Kampf zu Pferde vertraut machten, Doppelkämpfer wurden. Sie waren mit Erdhacken und Schaufeln versehen und saßen anfangs zum Gefecht stets ab, die Pferde wurden in vier Gliedern gekoppelt und unter einigen Leuten zurückgelassen. Sie wurden wie Infanterie gebraucht, „wo es gilt, schnell Posto zu fassen oder dem Feind einen Paß zu verrennen."

Während die schwerbewaffneten Lanzierer, die wegen der sehr großen Kosten, die sie verursachten, nie sehr zahlreich gewesen sind, bald zu bestehen aufhörten, erhielten sich die Kürassiere in den großen Armeen bis zur Gegenwart. Für die branden-

burgischen Kurfürsten aber war diese Reiterei zu teuer, um sie zu halten, und auch der Große Kurfürst kannte nur den leichteren, wie die Arquebusierer ausgerüsteten „Reuter" und den Dragoner. Diese aber lehrte Friedrich Wilhelm sich auch im Kampfe zu Pferde wie die Reiterei zu betätigen, erleichterte sie, indem er den Harnisch in Fortfall brachte und gab ihnen erst die richtige Mittelstellung zwischen Fußvolk und Reiterei. Sie waren gewissermaßen ein leichtes Fußvolk und eine leichte Reiterei. Noch wurden sie wohl auch dauernd Infanterie-Regimentern zugeteilt; so standen solche z. B. 1680 bei dem Regiment zu Fuß Fürst von Anhalt, dessen Leib-Kompagnie aus 14 Dragonern, 6 Grenadieren, 60 Pikenieren und 122 Musketieren bestand.*) Die Piken wurden gegen Ende des 17. Jahrhunderts abgeschafft; die anfangs nur als Transportmittel dienenden Pferde der Dragoner waren im Durchschnitt 4 Fuß 10½ Zoll hoch.

Der Große Kurfürst und sein Feldmarschall Derfflinger sind die eigentlichen Schöpfer der Dragonerwaffe, die sich damals in ihrer Sonderstellung außerordentlich bewährte.

Da von den Dragonern auch Reiterdienste verlangt wurden, so näherte sich ihre Ausrüstung im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts mehr der der Reiterei. Sie trugen z. B. Stiefel und Sporen und führten außer dem Degen und der Luntenschloßmuskete ein Paar Radschloßpistolen.

Trat eine Dragoner-Kompagnie geschlossen in den Kampf, so wurden nach dem Absitzen die Pikeniere in die Mitte, die Musketiere auf die Flügel genommen und das Gefecht ganz wie bei der Infanterie geführt. In der Schlachtentaktik, wo eine starke Mischung der Waffen behufs gegenseitiger Unterstützung beliebt war, verteilt Montecuculi nach seiner im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts verfaßten Schrift: „Memoria della guerra" die Dragoner in der Mehrzahl auf die Flügel, den fünften Teil gibt er zur Mitte. Nach Wallhausen erfolgte die Offensive durch die Lantzierer, die Arquebusierer und die Musketiere der Dragoner, während die Kürassiere und die Pikeniere der Dragoner die Reserve bildeten. Er denkt sich den Angriff so, daß die Musketiere von beiden Flügeln vorgehen und gliederweise das Feuer eröffnen, worauf sie sich, selbst angegriffen, hinter die Pikeniere ziehen. Inzwischen greifen Lantzierer und Arquebusierer in der Mitte und die Flügel des Feindes umgehend, an.

Hier haben wir ein Schema, das anscheinend mehr für die Fechtweise vor der Zeit des Großen Kurfürsten gilt, aber doch für die Entwicklung der Dragonerwaffe bezeichnend ist.**) Gegen Ende der Regierung Friedrich Wilhelms hatten die Dragoner eine allmähliche Wandlung erfahren und unterschieden sich von den Reitern durch folgendes:

---

*) Ähnlich bei den anderen Kompagnien. Mülverstedt, Nachträge zu den Ranglisten. (Nach dem Archiv zu Zerbst.)

**) Anklänge an die hier empfohlene Taktik finden sich in dem nachstehend geschilderten Gefecht von Telcze.

1. Die Dragoner versahen den Vorposten- und Aufklärungsdienst, fochten noch häufig zu Fuß und wurden selten zur geschlossenen Attacke verwendet.
2. Die Reiter waren schwer, die Dragoner leichter und schlechter beritten.
3. Die Schußwaffen der Reiter und Dragoner (abgesehen von den Pistolen) waren verschieden und infolgedessen auch die Tragweise. Der Reiter hatte einen Karabiner, bei dem das Pulver durch Reibung von Stahl und Stein entzündet wurde (Radschloß-, später Flintenschloßkarabiner); der Dragoner dagegen war wie der Fußsoldat mit einem Luntenschloßgewehr bewaffnet, wobei das Pulver auf der Pfanne durch eine brennende Lunte entzündet wurde.

Der Große Kurfürst übernahm von seinem Vater 4650 Mann zu Fuß und zu Roß, darunter nur 2 Kompagnien Dragoner des Oberstleutnants Goldacker. Der traurige Zustand des Landes nötigte den Kurfürsten aber bald nach seinem Regierungsantritt, auch diese geringe Macht bis auf die nötigsten Besatzungen der Festungen und eine Kompagnie von 125 „einspännigen Reitern"*) herabzumindern und so verschwanden auch die Dragoner. Erst im Jahre 1646 errichtete der Kurfürst in der Mark Brandenburg wieder eine „Leib-Kompagnie Dragoner" von 200 Mann, die durch Abgabe der Regimenter zu Fuß gebildet, aber 1651 wieder aufgelöst wurde, indem die Mannschaften zu ihren Regimentern zurücktraten, die Pferde aber auf die Ämter in Kurbrandenburg verteilt wurden.

In Preußen waren nach Neuordnung des gänzlich in Verfall geratenen „Defensionswerkes" neben 18 Reiter-Kompagnien auch 4 natangische Dragoner-Kompagnien (arme Dienstpflichtige mit minderwertigen Pferden) errichtet worden, die zusammen 389 Mann zählten, aber nur im Notfalle, z. B. zu Strandbewachungen, wenn man, wie vor dem ersten Nordischen Kriege, einen Überfall befürchtete, aufgeboten wurden.

In den Feldzügen des Großen Kurfürsten erfolgte die Verwendung der Dragoner nach den taktischen Gesichtspunkten, die hervorgehoben wurden und die sich ungemein bewährten; auch ist festzustellen, daß durch die Art des Gebrauchs als Doppelkämpfer der kriegerische Geist der Dragoner keineswegs litt, sondern ein vortrefflicher war, so daß der Kurfürst diese Waffe besonders schätzte und bevorzugte. Verfolgt man die Kämpfe näher, so findet man die Erklärung leicht darin, daß die Dragoner auch im Fußgefecht, wenn irgend möglich, angriffsweise verfuhren. Eine Kavallerie, die im Kampf zu Fuß nur für die Defensive erzogen ist oder sich nur für fähig zu dieser fühlt, wird unzweifelhaft an kriegerischem Geist Einbuße erleiden, sobald sie die Pferde verläßt.

Nach dem schwedisch-dänischen Kriege näherte sich die Kampfweise der Dragoner immer mehr der der Reiter, bis das Fußgefecht allmählich in den Hintergrund trat.

*) Mannschaften, die nur mit einem Pferde beritten waren, während der vollausgerüstete Reiter über ein zweites Pferd verfügte, das ein auf einem Klepper berittener Troßbube nachführte.

An dem schwedisch-polnischen Kriege nahmen im Heere des Großen Kurfürsten an Dragonern drei volle Regimenter sowie eine einzelne Eskadron und drei einzelne Kompagnien teil. In der Schlacht bei Warschau fochten die Dragoner tapfer, teils im engen Verbande mit der Kavallerie, teils zugeteilt der Infanterie. So sehen wir, daß am zweiten Schlachttage, als es galt, den Linksabmarsch des verbündeten Heeres in der Flanke zu sichern, und zu dem Zweck die Gewinnung eines noch vom Feinde besetzten Hügels — Colline genannt — geboten war, die aus Infanterie und Dragonern gebildete Avantgarde auf diesen Punkt gelenkt wurde, und daß es ihr auch gelang, die wichtige Stellung zu nehmen, die der Kurfürst sofort mit Geschützen besetzen ließ und gegen die fortgesetzt sich erneuernden Angriffe der Polen behauptete.

Aus den Ereignissen des dänisch-schwedischen Krieges ist erwähnenswert, daß am 11. November 1659 das feste Demmin durch einen nächtlichen Überfall von Dragonern genommen wurde, die den moorigen Festungsgraben auf schwankenden Brettern überschritten, wobei mehrere, treu dem Befehl größter Heimlichkeit, lautlos in die Tiefe sanken.

Ein besonderes Interesse aber bietet die Verwendung der Dragoner in dem Gefecht bei Türkheim während des Feldzuges im Elsaß 1674. Als der Große Kurfürst, der das nominelle Oberkommando über die Verbündeten führte, am 27. Dezember hinter der Fechte eine Stellung eingenommen hatte, umging ihn Turenne in einem geschickten Marsch durch die Berge in der rechten Flanke, und es gelang ihm, hier nach kurzem Gefecht das von zwei österreichischen Bataillonen besetzte Städtchen Türkheim in Besitz zu nehmen. Der Kurfürst sandte vom linken Flügel, den die Brandenburger innehatten, Verstärkungen. Der Infanterie voran eilten die Leib-Dragoner, verbündete Lüneburger Dragoner und die Derfflinger-Dragoner, denen es gelang, den wichtigen Kirchhof den Franzosen mit dem Degen in der Faust wieder zu entreißen und den Feind durch ihr Feuer am Vorrücken über die Mühlenbrücke zu verhindern, indem sie in den Büschen und zwischen den kaiserlichen Geschützen ausschwärmten.*) So vermochten die Franzosen hier nicht durchzubrechen. Durch eine weitere Ausdehnung ihres linken Flügels zwangen sie allerdings den Großen Kurfürsten, dessen Infanterie nicht rechtzeitig herangekommem war, bei Eintritt der Dunkelheit, ohne daß er geschlagen gewesen wäre, die Stellung aufzugeben. Bei dem Angriff auf den Kirchhof, den vorgerufene Freiwillige, 8 von jeder Kompagnie, ausführten, hatten die Dragoner zunächst den etwa 1 m tiefen Logelbach zu überschreiten, bevor sie an die Franzosen herankonnten, die hinter einer fast einen halben Meter dicken Umfassungsmauer lagen und in der Mitte des Kirchhofs-Vierecks die St. Symphorions-Kapelle als eine Art Reduit zu ihrer Verfügung hatten. Die Derfflinger-Dragoner hatten 10 bis 12 Tote und etwa 20 Verwundete. Der kaiserliche General

*) Nach Förster, Geschichte des 1. Kürassier-Regiments.

Schulz, der hier kommandiert hatte, und den der Kurfürst nach der Haltung seiner Dragoner fragte, erwiderte: „Mit diesen Leuten wolle er nicht nur die Franzosen angreifen, sondern getraue er sich auch den Teufel aus der Hölle zu holen." Jedenfalls war die Tat eine sehr bemerkenswerte und die Verwendung der Dragoner bei dieser Gelegenheit mustergültig auch für unsere Zeit, wenn Kavallerie der Infanterie Beistand im Gefecht zu Pferde nicht zu leisten vermag und es gilt, einen wichtigen Übergang vor dem Eintreffen der Infanterie zu besetzen.*)

Nachdem der Kurfürst wieder über den Rhein zurückgegangen war, ließen sich in Emmendingen in Baden am 9. Januar 1675 drei Kompagnien Dragoner von der Besatzung der Festung Philippsburg überfallen, verteidigten sich aber so lange, bis das Dragoner-Regiment Moerner unter Oberst v. Prinzen ihnen zu Hilfe kam, worauf 34 Gefangene in den Händen der Sieger blieben.

Es folgte der Zug des Kurfürsten „vom Rhein bis an den Rhin" zur Rettung der Mark vor dem Einfall der Schweden.

Als der Kurfürst auf seinem eiligen Ritt Magdeburg erreichte, hatte er nur 5000 bis 6000 Reiter, 800 Dragoner und 1200 Musketiere bei sich, da der Rest der Infanterie nicht hatte folgen können. Durch Entsendung von „Partheyen" von 30 bis 130 Pferden suchte sich der Kurfürst Nachrichten über die Schweden zu verschaffen. Es ist von Interesse, daß zu diesen Partheyen Reiter und Dragoner untermischt gegeben wurden. Eine von ihnen, 100 Reiter und 30 Dragoner unter Oberst de la Roche, überraschte die Schweden in den Vorstädten Brandenburgs, machte drei Wachen nieder und nahm dem Feinde 200 Pferde ab, von denen man die brauchbarsten mitbrachte, den Rest tötete. Die erbrachten Nachrichten waren vortreffliche.

Auf Grund seiner Kenntnisse von den Schweden beschloß der Kurfürst, das von einem schwedischen Dragoner-Regiment besetzte Rathenow am 13. Juni zu überfallen. Um in die Stadt zu gelangen, waren zwei Havelarme zu überschreiten, die eine Insel umschließen. Während der westliche Arm von der umwehrten Stadt 1000 bis 1500 Schritt entfernt liegt, wird diese von dem östlichen Arm rings umschlossen. Sie war also nach den Begriffen der Zeit wohl versichert. Um 2 Uhr früh langten die Brandenburger vor der Stadt an; der greise Derfflinger, an der Spitze der Dragoner voraneilend, erreichte zuerst die westliche Havelbrücke. Von der Wache angerufen, gelang es ihm, seine Dragoner für Schweden ausgebend, die von den Brandenburgern verfolgt würden, das Herablassen der Brücke zu erreichen. Er jagte sofort hinüber und hieb auf die Wache ein. An der zweiten Havelbrücke aber kam der Angriff ins Stocken. Der Kurfürst ließ die Dragoner, die also bis

*) Die Einzelheiten dieses Gefechts werden in den Quellenschriften mit einigen Abweichungen dargestellt; so erwähnt v. Korzfleisch nicht das Tirailleurgefecht der Dragoner, das Förster beschreibt, ein Ereignis, das aber bei der damaligen Kampfweise der Dragoner als Tatsache angenommen werden kann.

dahin zu Pferde gefochten hatten, absitzen und ein lebhaftes Feuergefecht mit den Schweden beginnen, die von Mauern und Türmen herabschossen, wobei der Kommandeur des Derfflingerschen Dragoner-Regiments, Oberstleutnant v. Uckermann, ein Fähnrich und mehrere Gemeine den Tod fanden. Die Reiterei hielt indessen aufmarschiert auf den Wiesen vor der Stadt.

Als es der brandenburgischen Infanterie gelungen war, durch andere Tore nach Überschreiten der Havel auf Kähnen usw. in die Stadt einzudringen und als sie das Haveltor von innen geöffnet und die Zugbrücke niedergelassen hatte, stürmten auch die Dragoner und einige Reiter-Regimenter in die Stadt ein und hieben alles nieder, was sich von den Schweden noch zeigte. Das ganze feindliche Dragoner-Regiment wurde vernichtet. So war ein großer Erfolg erreicht, an dem die Kurfürstlichen Dragoner einen wesentlichen Anteil hatten.

Die Absicht, nunmehr das Herankommen des Hauptteils seiner Infanterie vor weiteren Operationen abzuwarten, mußte der Kurfürst aufgeben, als er erfuhr, daß es ihm gelingen konnte, die schwedischen Abteilungen einzeln zu schlagen, wenn er schnell handelte. Er beschloß, den Feldzug mit seiner Reiterei und den Dragonern zu Ende zu führen. Es galt, dem Gegner an den Pässen des havelländischen und Rhinluchs Aufenthalt zu bereiten. Hierzu dienten drei Streifkommandos, von denen das eine von 100 Reitern und 20 Dragonern unter dem Oberstleutnant Hennigs, (später Hennigs v. Treffenfeld), am 16. Fehrbellin erreichte, wo die Brücke verbrannt und der Damm durchstochen wurde, nachdem man noch eine schwedische Abteilung von 100 Pferden vorher überfallen und zur Hälfte aufgerieben hatte.

Als am 17. der Kurfürst mit der Masse der Truppen den Vormarsch wieder aufnahm und die Avantgarde bei Nauen auf die Nachhut der Schweden stieß, vermochte sie, die nur aus Reiterei bestand, den Feind nicht aus der Stadt zu vertreiben. Der Avantgardenführer General Lütke ließ um Dragoner bitten, und erst als diese eingriffen, gelang es, die schwedische Nachhut in einem für sie sehr verlustreichen Gefecht aus der Stadt zu werfen.

Bei Fehrbellin konnte der Kurfürst den 10 600 bis 12 000 Mann starken Schweden mit 38 Geschützen nur 5600 Reiter, 2 Dragoner-Regimenter und 12 Geschütze entgegenstellen. Der kommandierende schwedische General Wrangel hatte verabsäumt, einige vor dem rechten Flügel seiner Stellung liegende Hügel zu besetzen, auf denen der Kurfürst, hiervon Nutzen ziehend, sogleich seine Geschütze, gedeckt von den Leib- und Derfflinger-Dragonern, auffahren ließ. Die Dragoner bildeten, abgesessen und zu 50 bis 100 Mann bei den Geschützen verteilt, die Partikularbedeckung. Weiter zurück hielten einige Reiter-Schwadronen. Als der schwedische rechte Flügel nun zum Angriff auf die Batterie schritt, griffen zunächst die Reiter-Schwadronen der Artilleriebedeckung an, wichen indessen vor dem Feuer der Schweden und der anrückenden Reiterei zurück, so daß der Kurfürst persönlich eingreifen mußte, um sie zum Halten

zu bringen. Die Dragoner aber hatten inzwischen bei den Geschützen mutig standgehalten und „in ihrem Posto über die Maßen Feuer gegeben", und als nun die Reiterei unter Derfflinger und dem Prinzen von Homburg zum Angriff schritt, wurde das Gefecht hergestellt und der Sieg erfochten.

Die Schweden zogen auf das durch Wälle geschützte Fehrbellin ab. Von der Gewinnung der von starker Infanterie und überlegenem Geschütz verteidigten Stadt mußte der Kurfürst absehen. Als aber die Erkundung am 19. ergab, daß die Masse der Schweden den langen Damm des Luchs hinter Fehrbellin bereits überschritten hatte, während Geschütze und Bagage sich noch in der Stadt befanden, da die wiederhergestellte Brücke hinter der Stadt von neuem eingebrochen war, eilte Derfflinger mit 1150 Reitern in die Stadt, ritt alles nieder und vertrieb mit Hilfe der Leib-Dragoner die an der Brücke arbeitenden Gegner. Er erbeutete noch 5 Geschütze und zahlreiche Bagage. Dragoner besetzten den Ort. Es ist auffallend, daß der Kurfürst hier zur Vertreibung des Feindes an der Brücke und Besetzung des Ortes Dragoner verwendet, obgleich inzwischen 1800 Mann Infanterie von Spandau herangekommen waren. Dies erklärt sich aus der Schwerfälligkeit der damaligen Infanterie, deren Pikeniere ganz gerüstet und deren Musketiere schwer belastet waren durch Mitführung der Schweinsfedern, Spieße gegen den Kavallerieangriff, und der Gabeln zum Auflegen der Gewehre. Die Dragoner dagegen stellten eine leichte, besonders zum zerstreuten Gefecht geeignete berittene Infanterie dar und waren vielseitig verwendbar, was die große Vorliebe des Kurfürsten für diese Waffe erklärt.

Als im Jahre 1678 die Schweden in Preußen einfielen, befanden sich in der Provinz außer den Festungsbesatzungen und einigen sehr minderwertigen Miliz-Regimentern an geworbenen Truppen kaum 2000 Mann, darunter 1 Dragoner-Regiment. Am 17. Dezember rückte Derfflinger aus der Mark mit 4000 Reitern, 1500 Dragonern, 3500 Mann Infanterie und 34 Geschützen nach Preußen ab. Der Kurfürst erreichte die Truppen am 21. Januar in Marienwerder. Die Schweden hofften sich durch schleunigen Rückzug zu retten. General Görtzke war aber sogleich zu ihrer Verfolgung mit 4000 Reitern und Dragonern und 1000 Mann Infanterie aufgebrochen. Er hatte dabei, um seine Infanterie schnell vorwärts zu bringen, diese von den Dragonern mit auf die Pferde nehmen lassen, eine Maßregel, die man damals häufiger soll angewendet haben, die uns heute aber wenig nützlich und nur aus der großen Schwerfälligkeit der kurfürstlichen Infanterie erklärlich erscheint. Der Kurfürst verstärkte Görtzke mit 1600 bis 1800 Reitern und 1200 Dragonern unter Oberst Hennigs v. Treffenfeld, gab ihm den Befehl, die Schweden bis zu seiner Ankunft festzuhalten und trat, um die Schweden abzuschneiden, seinen berühmten Marsch über das Eis des Frischen Haffs, Königsberg, Labiau, das Kurische Haff auf Kukernese an. Die Avantgarde Görtzkes, 800 Reiter und 200 Dra-

goner, führte Treffenfeld, der am 20. Januar im Gefecht bei Splitter die Schweden in ihren Quartieren vor Tilsit zum Teil überfiel, 2 Dragoner=Regimenter vernichtete, 8 Fahnen und Standarten erbeutete. Interessant für unsere Betrachtung ist dabei, daß die schwedischen Reiter die abgesessenen Dragoner im Stich ließen und diese so den Degen der Brandenburger erlagen. Beide Waffen waren nach ihrer Eigenart eben auf gegenseitige Unterstützung angewiesen.

Die weitere Verfolgung des Feindes, der, wenn er gestellt wurde, sich tapfer wehrte, im übrigen aber „mehr lief als marschierte", geschah unter den größten Beschwerden des Winters ausschließlich durch Reiter und Dragoner. Interessant ist die Verwendung der letzteren durch den General v. Schoening*) in dem Gefecht bei Telcze am 28. Januar 1679, wo dieser mit kaum 1200 Reitern und Dragonern 3000 Schweden in fester Stellung angriff.

Da das Gelände den vollen Aufmarsch nicht gestattete, weil sich nach beiden Seiten Holzungen gegen die feindliche Stellung zogen, ließ Schoening seine Reiter in dem offenen Gelände in der Mitte in doppelter Tiefe Stellung nehmen, während die Dragoner die Büsche besetzten. Als die Avantgarde einige schwedische Schwadronen über den Haufen geworfen hatte, befahl Schoening das Vorbrechen seiner Reiterei, während die Dragoner aus den Holzungen gegen die Flanken des Gegners vorgehen und diesen beschießen sollten. Es entspann sich ein heißer Kampf, nur Schritt vor Schritt wichen die Schweden, besonders vor dem sehr wirksamen Feuer der Dragoner, das die schwedische Reiterei auf ihre Infanterie zurückwarf. Als diese zum Angriff vorging, wurde sie hart mitgenommen, indem die Dragoner ihr Feuer erst auf 60 Schritt, aber mit mörderischer Wirkung eröffneten. Bei der hereinbrechenden Nacht hatten indessen die Brandenburger nur mühsam ihre Stellung behauptet. Das kleine Gefecht erinnert in mancher Hinsicht an die Vionviller Schlacht, auch insofern als Schoening wie Prinz Friedrich Carl, den Entschluß faßte, bei sinkendem Tageslicht mit der Reiterei und einem Teil der Dragoner nochmals anzugreifen. Die Schweden hielten stand, ein wildes Durcheinander entstand, in dem man Feind und Freund nicht mehr unterscheiden konnte, und Schoening brach das Gefecht ab. In der Nacht aber zogen sich die Schweden, die große Verluste erlitten hatten, zurück. Nur noch etwa 100 Gesunde sollen in Livland den heimischen Boden erreicht haben. So endete diese ewig denkwürdige Verfolgung.

In den Türkenzügen wirkten ebenfalls Dragoner mit. Unter dem Hilfskorps von 8200 Mann unter Generalleutnant v. Schoening, das der Kurfürst 1686 dem Kaiser sandte, befanden sich außer 1200 Reitern auch 640 Dragoner. Bei dem Sturm auf Ofen am 13. Juli, an dem auch 1000 Brandenburger mitwirkten, die sich freiwillig gemeldet hatten, nahmen außer Fußvolk auch Reiter und Dragoner teil. Dabei fiel der Kommandeur der Leib=Dragoner, Graf Dietrich v. Dohna.

*) Er gehörte der Infanterie an, war aber ein vortrefflicher Reiterführer.

Als am 29. August das herangerückte türkische Entsatzkorps gegen die Belagerungsarmee, insbesondere gegen die brandenburgischen Linien, einen energischen Angriff ausführte und die Türken vor einem Graben der Lagerumwallung zum Stutzen kamen, warf sich Generalleutnant v. Schoening persönlich mit zwei Eskadrons Reitern und zwei Eskadrons Dragonern in des Feindes Flanke, jagte ihn in wilder Flucht auseinander und brachte ihm große Verluste bei. Nur durch diesen glänzenden Angriff wurde der Generalissimus Herzog von Lothringen aus höchster Gefahr gerettet.

Wir haben hier das Beispiel eines geschlossenen Angriffs der Dragoner zu Pferde.

Das Gesagte wird die Eigenart und Kampfweise der Dragoner ausreichend charakterisiert und dem Leser gezeigt haben, daß manche wertvolle Lehre auch für die neuzeitliche Reiterei daraus zu ziehen ist, für die unter den heutigen Kampfbedingungen in ihrer Gesamtheit die Notwendigkeit eingetreten ist, als Doppelkämpfer ausgebildet zu sein.

Unter König Friedrich I. erhielten die Dragoner das Bajonettgewehr der Infanterie, womit naturgemäß wieder eine größere Annäherung an die Kampfweise dieser Waffe erfolgte. Als nun aber mit den Husaren eine besondere leichte Kavallerie geschaffen, die früher so schwerfällige Infanterie wesentlich erleichtert worden war, ja in den Freibataillonen eine leichte Infanterie entstand, die auch den Kampf um Örtlichkeiten führte und für das zerstreute Gefecht geübt war, schwand die Bedeutung der Dragoner. Sie wurden allmählich der anderen Reiterei gleich, und bildeten später, wie die Husaren mit einem kurzen wenig wirkungsvollen Karabiner bewaffnet, die leichte Reiterei des Heeres, die noch vor unserem letzten Kriege das Gefecht zu Fuß durchaus nebensächlich behandelte.*)

Das Element der alten Dragoner fehlte in den europäischen Heeren, es bestand eine Lücke in deren Organisation. Dadurch daß zwei verschiedene Waffen die Aufgabe der Dragoner übernommen hatten, war für diese in ihrer Eigenschaft als Doppelkämpfer immerhin kein Ersatz geschaffen. Dem richtigen Erkennen dieses Umstandes war es jedenfalls zuzuschreiben, daß Kaiser Nikolaus I. im Jahre 1825 ein selbständiges Dragonerkorps von 8 Regimentern zu 10 Schwadronen und einer entsprechenden Zahl von Batterien errichtete, das die Bestimmung hatte, die Idee der Doppelkämpfer zu verwirklichen. Jedes Regiment zählte ungefähr 1900 Reiter. Die beiden Flügelschwadronen waren mit Lanzen bewaffnet und sollten nur zu Pferde kämpfen. Die übrigen Schwadronen führten Bajonettgewehre, sollten absitzen und als geschlossenes Bataillon zu 8 Kompagnien kämpfen. Die Mannschaft war

*) Nach dem Reglement für die Kavallerie und für die Dragoner vom 1. Juni 1743 wurde allerdings noch gefordert, „daß die Dragoner ordentlich exerzieren sollen, mit allen drei Gliedern, die Bajonette aufgesteckt, und müssen sie zu Fuß so gut exerzieren als ein Regiment Infanterie.“ 5 Eskadrons bildeten ein Bataillon. Die Anwendung der Vorschrift vor dem Feinde kam aber allmählich außer Gebrauch.

jedoch gleichzeitig auch für den Reiterdienst vollständig ausgebildet und gut beritten. Auf diese Weise war die Möglichkeit gegeben, aus diesem Dragonerkorps einen Truppenteil zu formieren, der unter Umständen mit 8 Bataillonen Infanterie und 16 Schwadronen Lanzenreitern in das Gefecht gehen konnte. War zur Erreichung des taktischen Zwecks wenig Infanterie erforderlich, so vermehrte sich natürlich die Zahl der aktiven Schwadronen, und zwar um 8 für jedes nicht formierte Bataillon. Ober- und Unteroffiziere, Mannschaften, Bewaffnung und Pferde waren mit größter Sorgfalt ausgewählt, und wer dies Korps im Lager von Wosnessen manövrieren gesehen hatte, konnte die gründliche Durchbildung dieser Dragoner als Doppelkämpfer nicht genug bewundern.

Leider hat das Korps nie eine kriegerische Probe seiner Tüchtigkeit abgelegt. Im ungarischen Revolutionskriege wurde es nirgendwo taktisch verwendet, im Krimkriege wird seiner nicht erwähnt. Schon bei den Friedensübungen hatte sich die Schwerfälligkeit einer solchen Masse von mehr als 12 000 Pferden bemerklich gemacht und an der Maßlosigkeit in der Ausführung ist die an sich geniale Idee wohl gescheitert, denn Kaiser Alexander II. verfügte 1856 die Auflösung des Dragonerkorps, das regimenterweise den verschiedenen anderen Kavalleriekorps zugeteilt wurde. Die Ergebnisse wären vielleicht günstiger gewesen, wenn man jeder Kavallerie-Division ein Regiment dieser Doppelkämpfer, die mehr den Charakter berittener Infanterie anzunehmen gehabt hätten, zugeteilt hätte.

Nach 1870 erhielt die gesamte russische Kavallerie allmählich den Charakter als Doppelkämpfer. Aber diese Kavallerie entsprach im russisch-türkischen Kriege von 1877/78 keineswegs den Erwartungen. „Sie hatte jeden Reitergeist verloren und war zu einer schlechten berittenen Infanterie geworden, und warum? man hatte sie alles mögliche gelehrt, aber nicht anbeißen."*) Daß mit dem Wesen des Doppelkämpfers ein kühner Reitergeist wohl zu vereinbaren ist, haben wir aber an den Dragonern des Großen Kurfürsten gesehen, die allerdings zum „Anbeißen" erzogen waren und an deren Spitze Männer wie der Kurfürst selbst, Derfflinger, der Prinz von Homburg und Hennigs standen, deren kühner Geist die Truppe durchdrang.

Erst rund 200 Jahre später sah die Welt Reiter an der Arbeit, die es diesen Dragonern an Kühnheit und Erfolg zu Pferde wie zu Fuß gleich taten. Es waren Stuarts Reiter und, deren Beispiel folgend und hierzu gezwungen, um dem Gegner überhaupt das Feld zu halten, schließlich auch die nordstaatlichen Reiter, die sich zu Doppelkämpfern herausbildeten und den Beweis erbrachten, daß diese Verwendung der Reiterei auch in den Verhältnissen des modernen Krieges in hohem Grade erfolgreich sein kann, daß sie dem Geist der Offensive, dem wahren Reitergeist

*) Anwendung und Ausführung des Fußgefechts der russischen Kavallerie von Baykoff k. r. Oberst im Generalstabe. Übersetzt von Trost, Berlin 1885.

nicht allein keinen Abbruch tut, sondern ihm förderlich ist, indem solchen Reitern schließlich nichts mehr unmöglich scheint, weil man das, was zu Pferde nicht durchführbar ist, mit dem Feuergewehr zu Fuß versucht.

Die besondere Art der Kavallerieverwendung in diesem Feldzuge ist für unsere Betrachtung um deswillen von Bedeutung, weil sie sich ohne Anknüpfung an schon Bestehendes oder Anlehnung an bekannte Vorgänge lediglich aus den Verhältnissen und dem Bedürfnis heraus entwickelt hat. Durch den Zwang der Umstände gelangte hier die Reiterei dazu, gegebenenfalls vom Pferde zu steigen und das Feuergefecht zu führen, während beim Großen Kurfürsten sich die ursprünglich nur zu Fuß kämpfenden Dragoner zu Doppelkämpfern entwickelten, indem sie lernten, zu Pferde anzugreifen, wenn es nötig wurde.

Um zu zeigen, wie das Gefecht des als Doppelkämpfer dienenden Reiters sich unter den Verhältnissen des modernen Krieges gestaltet, nachdem wir die Fechtart der Dragoner des 17. Jahrhunderts kennen gelernt haben, mag als Abschluß unserer Betrachtung eine kurze Schilderung des nächtlichen Fußkampfes folgen, den Stuart am 22. August 1862 ausführte.

Als nach den Gefechten bei Richmond 1862 die feindlichen Heere sich am Jamesriver gegenüberstanden und der südstaatliche Führer Lee zu der Annahme berechtigt schien, daß die Nordstaaten ihrer Armee unter Pope Verstärkungen zuzuführen im Begriff seien, beschloß er, gegen diesen einen Schlag zu führen, bevor er durch weitere Kräfte unterstützt werden könnte. Popes Armee, etwa 30 000 Mann, stand hinter dem Rapidan, einem Nebenfluß des Rappahannock, um Culpeper versammelt, Kavallerie an die Übergänge vorgeschoben.

Der südstaatliche General Jackson hatte mit etwa 20 000 Mann den Auftrag, den Schlag zu führen. Am 9. August gelang es ihm, vorgeschobenen Teilen von Pope bei Cedar Mountain erhebliche Verluste beizubringen, doch vermochte er seinen Sieg nicht zu verfolgen, da der Gegner bedeutend verstärkt wurde. Lee selbst brach nun mit dem Gros des Heeres nach dem Rappahannock auf, um mit Jackson vereint den Schlag gegen Pope zu führen. Er vermochte 53 000 Mann gegen diesen in Bewegung zu setzen, darunter 2 Brigaden, (2500 Mann) der Kavallerie-Division unter Stuart. Am 20. überschritt Jackson wieder den Rapidan, Stuart, rechts vorwärts seines Korps aufklärend, stieß bei Brandy Station auf die feindliche Kavallerie-Brigade Bayard, die das Gefecht annahm, mit einem Teil ihrer Kräfte zu Pferde, mit dem anderen zu Fuß, aber der Übermacht weichen mußte. Als nunmehr Popes Rückzugslinie erheblich bedroht war, ging er zurück hinter den Rappahannock, wo er sich auf 50 000 Mann verstärkte. Da ein frontales Erzwingen des Überganges sehr verlustreich gewesen wäre, umging Lee die feindliche linke Flanke durch einen Marsch flußaufwärts. Pope verzichtete nun auf die Behauptung der Übergänge und beschloß ein vereinzeltes, auf dem anderen Ufer zurückgebliebenes feindliches Korps anzugreifen.

Die beiderseitigen Absichten hinderte starkes Unwetter, das den Fluß hoch anschwellen ließ. Für die nordstaatlichen Truppen hatten abändernde Befehle Hin- und Hermärsche zur Folge gehabt und starke Ermüdung und manche Unordnung erzeugt. Stuart aber hatte weit oberhalb bei Waterloobridge am 22. mit seinen Reitern den Rappahannock und einen Nebenfluß überschritten und erreichte, während Jackson vor einem weiter abwärts gelegenen Übergang über den Rappahannock erschien, am Abend des Tages bei Catletts Station den einzigen Schienenstrang, der die Armee Popes mit dem Hinterlande und Washington verband.

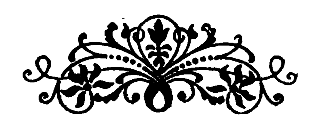
Stuart hatte gehört, daß hier die Provianttrains des Feindes parkierten, und daß ebendaselbst eine wichtige Eisenbahnbrücke den Cedar Run überspannte. Er beschloß, die Trains und die Brücke zu zerstören. Das herrschende Unwetter, das die Vorbewegung erschwerte, begünstigte die Geheimhaltung des Marsches in den Rücken des Gegners, da die Wachsamkeit der feindlichen Posten abgelenkt war. Die Vorposten der Unierten wurden völlig überrascht und befanden sich bald in der Gewalt von Stuarts Reitern. Die Nacht war völlig dunkel. Der von 1500 Mann Infanterie und fünf Kompagnien (troops) Kavallerie bewachte Park lagerte nur wenige hnndert Schritt hinter den Vorposten. Es gelang, einen kundigen Führer zu gewinnen, der über die wichtigsten Örtlichkeiten Auskunft zu geben vermochte. Während ein Teil der Reiter die Bagage Popes und einen Teil seines Stabes völlig überraschten und gute Beute, besonders an wichtigen Papieren machten, griffen zwei Regimenter die unierten Truppen an, die hinter dem Bahndamm lagerten und von dem Überfall nicht unmittelbar betroffen, Zeit gefunden hatten, sich vorzubereiten. Der Kampf wurde teils zu Fuß, teils zu Pferde geführt, doch gelang eine Überwältigung der hinter ihren Wagen gedeckten und ein scharfes Feuer unterhaltenden unierten Infanterie nicht. Andere Abteilungen legten Feuer an die Niederlagen der Vorräte, die Wagenzüge und die Eisenbahnbrücke, so daß die Flammen bald an verschiedenen Stellen aufschlugen. Ein ganzes Regiment unter persönlicher Leitung des Brigadekommandeurs General Lee arbeitete mit zusammengebrachten Äxten an der Brücke unter dem Feuer zahlreicher Unierten vom anderen Ufer. Transportable Sprengmittel waren noch unbekannt, die Brücke, solide gebaut, widerstand den Zerstörungsversuchen und um 3^{6} früh mußte Stuart, nachdem die reiche Beute in Sicherheit gebracht war, den Rückmarsch antreten.

Man hatte 400 Gefangene gemacht, 500 Pferde und eine Kasse von 500 000 Dollar sowie als wichtigstes Beutestück das Depeschenbuch Popes gewonnen, das bedeutungsvolle Nachrichten enthielt. Wichtiger als die materiellen Ergebnisse waren indessen die moralischen Folgen der kühnen Tat, die Unruhe und Unbehagen im feindlichen Heere hervorrief und dessen Geist in bemerkenswerter Weise herabstimmte.

Es ist erstaunlich, daß man erst spät nach unserem großen Kriege diese Ereignisse auf dem Boden der Union gewürdigt und sich angeschickt hat, die Nutzanwendung daraus zu ziehen.

Quellen: Löhneisen, Della Cavaleria, 1609. Wallhausen, Kriegskunst zu Pferde, Frankfurt a./M. 1670. Courbière, R., l'Homme de, Geschichte der brandenburgisch-preußischen Heeresverfassung. Berlin 1852. Großer Generalstab, Kriegsgeschichtliche Abteilung II, Urkundliche Beiträge und Forschungen zur Geschichte des preußischen Heeres, Heft 1 und 7. Korzfleisch, v., Der oberelsässische Winterfeldzug 1674/75 und das Treffen bei Türkheim. Straßburg 1904. Witzleben, v., und Hassel, Fehrbellin. Berlin 1875. Riese, Aug., Friedrich Wilhelms des Großen Kurfürsten Winterfeldzug in Preußen und Samogitien gegen die Schweden 1678/79. Berlin 1864. Riese, Die dreitägige Schlacht bei Warschau vom 28. bis 30. Juli 1651. Berlin 1870. Allgem. Militär-Zeitung, Jahrgang 1856. Mangold, Der Feldzug in Nordvirginien im August 1862. Hannover 1881. Borcke, v., übersetzt von Kähler, Zwei Jahre im Sattel und am Feinde. Berlin 1877. Frhr. v. Freytag-Loringhoven, Studien über Kriegführung auf Grundlage des amerikanischen Sezessionskrieges in Virginien. Berlin 1901. Pelet-Narbonne, v., Geschichte der brandenburgisch-preußischen Reiterei von den Zeiten des Großen Kurfürsten bis zur Gegenwart (im Druck).

v. Pelet-Narbonne,
Generalleutnant z. D.





Militärische Rückblicke auf eine Reise nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Vorbemerkung.

Die Weltausstellung in St. Louis gab mir Gelegenheit zur Erfüllung eines längst gehegten Wunsches, zu einer Reise nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Dieser Wunsch entsprang teils dienstlichen, teils privaten Gründen. In ersterer Beziehung möchte ich folgendes vorausschicken:

Es war bekannt, daß seit dem amerikanisch-spanischen Kriege die Zentralregierung der Vereinigten Staaten eine wesentliche Verstärkung der Wehrkraft des Landes anstrebte, daß im besonderen auch ein großartiges Landesbefestigungs- und Küstenverteidigungssystem in der Durchführung begriffen war. Nach den der Öffentlichkeit zugänglichen Jahresberichten des Chefs der Ingenieure an den Staatssekretär des Krieges*) ist der Umbau älterer und der Neubau moderner Küstenbefestigungen an 31 Punkten der atlantischen und pacifischen Küste vorgesehen.**) Außerdem bestehen Befestigungsentwürfe für die großen Binnenseen und den Lorenz-Strom***)

*) Annual report of the Chief of Engineers.

**) Frenchman Bay, Penobscot River, Kennebec, Portland } Maine
Portsmouth, New Hampshire
Boston, New Bedfort } Massachusetts
Narragansett Bay, Eastern Entrance to Long Island Sound } Rhode Island
New York, N. Y.
Delaware River
Baltimore Maryland
Washington, Distrikt Columbia
Hampton Roads, Virginia
Entrance to Chesapeake Bay at Cape Henry
Cape Fear River, N. Carolina
Charleston, Port Royal } S. Carolina
Savannah, Georgia
St. Johns River, Key West, Tampa, Pensacola } Florida
Mobile, Alabama
New Orleans, Louisiana
Galveston, Texas
San Diego, San Francisco } California
Columbia River, Puget Sound } Oregon and Washington
Lake Champlain.

***) gegen Kanada.

sowie für Porto Rico, Hawai, Guam und die Philippinen. Die Kosten dieser Befestigungen — nur im Bereich des Ingenieurwesens — werden auf 220 Millionen Mark angegeben, die Gesamtbestückung wird auf 358 schwere Kanonen, 532 Mörser und 1294 mittlere und leichte Schnellfeuerkanonen beziffert. 50 vH. der Befestigungen war Ende 1903 fertig.

Von den amerikanischen Militär-Ingenieuren war bekannt, daß der Stand der Offiziere im Jahre 1903 von 160 auf 183 erhöht und eine weitere Vermehrung in Aussicht genommen war, daß man die früher vorhandenen zwei Ingenieur-Bataillone um ein drittes vermehrt hatte. Von diesen drei Bataillonen steht gegenwärtig das I. mit Depot in dem Post of Fort Leavenworth Kansas, das II. auf den Philippinen und das III. mit Depot und der Engineer School of Application in dem Post of Washington Barracks District Columbia. Über die Dienstverhältnisse der Ingenieurtruppe und ihre technische Ausstattung sowie über die technische Beschaffenheit der neuen Küstenbefestigungen war so gut wie nichts bekannt. Bei dem praktischen Sinne der Amerikaner für die Technik konnten daher von einer Studienreise nach den Vereinigten Staaten auf beiden Gebieten beachtenswerte Aufschlüsse erwartet werden. So erhielt ich denn von meiner vorgesetzten Dienstbehörde den Auftrag, die Weltausstellung in St. Louis zu besuchen und nebenbei Material zur Erweiterung unserer Kenntnis des Ingenieur- und Pionierwesens der Vereinigten Staaten zu sammeln.

In privater Beziehung sollte mir die Reise nach 23- bezw. 10 jähriger Trennung ein Wiedersehen mit meinen beiden Brüdern bringen, die im Staate Arkansas eine neue Heimat gefunden hatten und mir in mancher Beziehung von Nutzen sein konnten.

Soweit die Ergebnisse und Eindrücke meines Aufenthalts in den Vereinigten Staaten für die Leser der Vierteljahrshefte allgemeineres Interesse bieten dürften, sind sie in nachstehenden Mitteilungen zusammengestellt. Ich fühle mich zur Veröffentlichung derselben auch gewissermaßen moralisch verpflichtet, insofern ich in St. Louis — charakteristisch für die amerikanische Anschauung — nicht als dienstlich entsandter Vertreter des deuschen Heeres, wohl aber als Militärschriftsteller und zwar ohne mein Zutun, die den Vertretern der Presse gewährten Vergünstigungen erhielt.

Die Weltausstellung.

Der allgemeine Eindruck derselben war ein durchaus großzügiger und großartiger. Es gilt dies sowohl von der Ausnutzung des Geländes, von der technischen Ausführung der Ausstellungshallen und sonstigen Baulichkeiten, von der künstlerischen Ausschmückung in architektonischer, plastischer, malerischer und gärtnerischer Beziehung, von den Wasser- und Beleuchtungseffekten wie von den ausgestellten Gegenständen selbst, die im besonderen ein überwältigendes Bild von dem Naturreichtum, von der kulturellen, technischen, industriellen und kaufmännischen Entwicklung der Vereinigten

Staaten selbst gewährten. Indessen waren sich alle ausländischen Besucher darüber einig, daß wohl auf keinem Gebiet des menschlichen Fortschritts Amerika einen Vorsprung besitzt, daß im Gegenteil die Vereinigten Staaten noch manches von Europa lernen könnten, und zwar nicht nur auf dem großen Gebiete der Volkswohlfahrt und Volkshygiene, sondern auch auf manchen technischen und industriellen Sondergebieten. Worin die Vereinigten Staaten dem alten Lande vielleicht voraus sind, das sind die vielseitigen Arbeitsmaschinen zum Ersatz der menschlichen durch die maschinelle Kraft. Es muß aber bemerkt werden, daß die Konstruktion derartiger Maschinen in der Regel mit technischen Schwierigkeiten nicht verbunden ist, sondern ihre Anwendung ist mehr eine wirtschaftliche Bedarfsfrage, in Amerika geradezu aufgenötigt durch die Höhe der Arbeitslöhne.

Vom Auslande waren Japan und Deutschland am besten vertreten. Japan hatte sogar noch den durch den Rücktritt Rußlands freigewordenen Raum mit Beschlag belegt. Das offizielle Deutschland fiel durch die geschmackvolle Ausschmückung seiner Ausstellungsabteilungen auf, hatte aber nach meinem unmaßgeblichen Eindruck am reichlichsten von allen Ländern mit Statistik, graphischen Darstellungen und Tabellen gearbeitet, die selbstverständlich nur einen verschwindenden Bruchteil der Ausstellungsbesucher fesseln konnten. Für den Soldaten bot das Regierungs-Ausstellungsgebäude der Vereinigten Staaten auf dem sogenannten Goverments Hill das meiste Interesse. Hier hatten die verschiedenen Ministerien (Departments), darunter die Heeres- und Marineverwaltung, in besonderen Abteilungen ausgestellt.

Das Hauptschaustück der Marineverwaltung war das in etwas verkleinertem Maßstabe hergestellte Teilmodell des U. S. Schlachtschiffes „Missouri" mit Oberdeck und inneren Räumen in mehreren Stockwerken. Besonderen Eindruck machten hierbei die für das leibliche Wohl der Bemannung bestimmten Räume, wie Messen, Küche, Lazarett, Bad, Proviantkammern, Offiziers- und Unteroffizierskabinen u. dgl., die mit bestechender Sauberkeit und geschmackvoll ausgestattet waren. Die schwere Bestückung (ein Drehturm mit zwei 30 cm Geschützen) war nur in Holz angedeutet, die mittlere und leichte Bestückung dagegen in, wie behauptet wurde, vorschriftsmäßigen Stücken vorhanden.

Außerdem bot die Marineabteilung eine Sammlung von 30 der verschiedenartigsten Schiffsmodelle der U. S. Flotte, von Dock- und Werftanlagen, ein hübsch ausgeführtes Modell der Marine-Akademie zu Annapolis sowie eine Zusammenstellung von verschiedenartigen Waffen mit Munition, von Signalapparaten und eine Darstellung der Marine-Uniformen, Abzeichen und Ausrüstungen.

In der Ausstellung des Kriegs-Departments übte zunächst eine künstlerisch und lebenswahr ausgeführte Gruppe von Wachspuppen große Anziehungskraft auf das Publikum aus. Dieselbe diente zur Veranschaulichung der Uniformen, Ausrüstungsstücke und Abzeichen sämtlicher Waffengattungen und Grade. Von der Beschirrung der

Feld- und Gebirgsartillerie sowie der fahrbaren und Tragtiertrains gaben lebensgroße Modelle mit ausgestopften Pferden und Maultieren ein anschauliches Bild.

Eine recht umfangreiche zum Teil historisch geordnete Sammlung von blanken und Handfeuerwaffen war zu einer Art Museum zusammengestellt, während die Anfertigung der neuesten Gewehrmunition auf maschinellem Wege dem Publikum vorgeführt wurde. Auch die Artillerie hatte durch Ausstellung einer Anzahl älterer und neuerer Geschütze mit Munition ihren Werdegang dargestellt. Das neueste Feldgeschütz mit Rohrrücklauf und Schutzschilden war nicht vertreten. Dagegen glaube ich dasselbe bei einem Besuch von Governors Island, New York, gesehen zu haben.

Besonders umfangreich und für den Fachmann anziehend war die Ausstellung der Ingenieur-Sektion und des Signalkorps.*) Hier erregte das anschauliche Modell, etwa im Maßstab 1:50, einer Hafeneinfahrt mit sämtlichen Verteidigungsanlagen allgemeines Interesse. Diese Anlagen bestanden aus einer Minensperre (in einem Wasserbassin mit Glasscheiben) nebst Beobachtungs-, Signal- und Beleuchtungseinrichtungen, aus einer niederen Streichbatterie und einer oberen Küsten-Kampfbatterie mit schweren Kanonen in Verschwindlaffete. Das Modell erinnerte stark an die entsprechenden Anlagen der Forts Wadsworth und Hamilton an den Narrows (Hafeneinfahrt) von New York, die ein kundiges Auge vom Schiff aus gut zu erkennen vermag. Zahlreiche Modelle und Pläne von Brücken, Häfen, Schleusen, Flußkorrekturanlagen und sonstigen Wasserbauten sowie der hierbei benutzten Maschinen und Fahrzeuge gaben einen hohen Begriff von der auf bürgerlichem Gebiete liegenden Tätigkeit der Militäringenieure.**)

Das Signalkorps hatte seine Telegraphen-, Fernsprech- und optische Signalausrüstung ausgestellt und führte sie auch in Tätigkeit vor. Eine Feldausrüstung für Lufttelegraphie besitzt dasselbe nach der mir gewordenen Auskunft noch nicht, doch soll nach anderweitigen Quellen eine solche im Versuch sein und ihre Einstellung nahe bevorstehen.

Der Militär-Akademie zu West Point war ein besonderer Pavillon eingeräumt, der in geschickter und geschmackvoller Anordnung und Ausstattung über die historische Entwicklung und die jetzigen Verhältnisse der Anstalt übersichtlichen Aufschluß gab.

*) Den U. S. Militäringenieuren fällt außer dem Dienstbereich des deutschen Ingenieur- und Pionierkorps auch der Wasserbaudienst der Zivilverwaltung, in gewissen Grenzen auch die Landesaufnahme zu. Die Seeminen-Verteidigung ist ihnen neuerdings abgenommen und besonderen Kompagnien der Küstenartillerie übertragen worden. Eine Seeminenschule befindet sich bei Fort Hamilton, New York.

Das organisatorisch selbständige Signalkorps entspricht etwa unseren Verkehrstruppen.

**) Ich möchte allerdings nicht verschweigen, daß ich persönlich mehrfach beachtenswerte Äußerungen gehört habe, welche die tatsächlichen Leistungen der Militäringenieure auf diesem Gebiet bürgerlicher Bautechnik nicht günstig beurteilten. Auch Mark Twain deutet in seinen „Mississippi-Bildern“ bereits ähnliches an.

Da ich diese berühmte Pflanzschule der U. S. Armee auch selbst besichtigt habe, komme ich später noch ausführlicher auf sie zurück. Erwähnen möchte ich noch, daß die dekorative Ausschmückung der Heeres- und Marineausstellung im Regierungsgebäude mit Bildern, Schlachtplänen, Fahnen und militärischen Emblemen alle Anerkennung verdient.

Außerhalb der Halle im Freien waren mehrere beschossene Panzerplatten der Marine und eine Anzahl schwere und mittlere Geschütze ausgestellt, von denen ich nur diejenigen nennen möchte, die allgemeineres Interesse beanspruchen dürften. Da fanden sich zunächst eine 12" (30 cm) und eine 6" (15 cm) Küstenkanone Modell 1900, aus dem Arsenal verausgabt 1903, beide in Verschwindlafette nebst einem Horizontal-Entfernungsmesser, auf dem vorschriftsmäßig ausgeführten Teil einer Betonbatterie montiert. Der offizielle Ausstellungsführer sagt hierüber*). „Die Geschützstände mit den Brustwehren und der Maschinerie sind genaue Wiedergaben von Teilen der Küstenbefestigungen zu Willis Point L. J. und Sandy Hook N. Y."**)

Die Verschwindlafetten sind im Auslande, besonders in England, den Vereinigten Staaten und Rußland für schwere Küstengeschütze vielfach im Gebrauch. Bei Tiefstellung des Rohres ist das ganze Geschütz hinter der Betonbrustwehr gegen Sicht und direkte Treffer völlig geschützt und wird auch in dieser Stellung geladen und gerichtet. Kurz vor dem Schuß erhebt sich das Rohr zufolge Auslösung eines in der Bettung versenkten Gegengewichts über die Brustwehr und wird unmittelbar nach dem Schuß durch den Rückstoß wieder in die Tieflage zurückgeschleudert.***)

An diesen Geschützen wurde täglich zweimal dem Publikum durch eine Abteilung U. S. Artillerie vorexerziert. Da der Schuß nur markiert werden konnte, war es hierbei eine ziemlich langwierige Arbeit, vermittelst mechanischer Vorrichtungen das Geschütz wieder in die Tiefstellung zurückzuschrauben.

Ferner war ein 12" (30 cm) Küstenmörser neuester Konstruktion da, auf den Boden eines Betontrichters versenkt mit drehbarer Grundplatte, hydraulischer Rohrbremse und fünf Federsäulen, auf welchen die ganze Lafette ruhte. Da mir die Konstruktion völlig neu war und zum mindesten beachtenswert erscheint, ist deren Prinzip nachstehend auf Grund einer von mir an Ort und Stelle aufgenommenen flüchtigen Skizze mit wenigen Strichen dargestellt, wobei die Führungsteile bei der Vertikalbewegung des Rohres und die Höhenrichtmaschine weggelassen sind.

Von den übrigen Geschützen möchte ich noch erwähnen: Eine 7" (17,5 cm) Belagerungshaubitze, bezeichnet Nr. 6, Modell 1899, Rock Island Arsenal 1902, auf

---

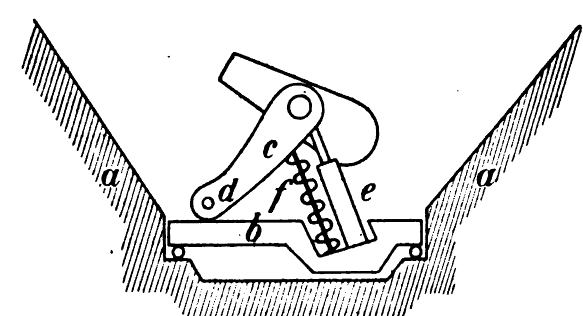
*) In wörtlicher Übersetzung.

**) Willis Point auf Long Island und Sandy Hook, New Yersey, sind Teile der Küstenbefestigungen von New York.

***) Eine Abbildung dieses Geschützes, sowie des nachstehend beschriebenen 12" Küstenmörsers bringt der Scientific American vom 27. August 1904 in einem Aufsatze: War Department Exhibit at the S. Louis Fair. Auch Krupp hatte in Düsseldorf 1902 Verschwindlafetten ausgestellt.

Räder-Unterlafette, und einen 7" (17,5 cm) Belagerungsmörser, bezeichnet Nr. 50, Modell 1895, Watertown Arsenal 1902 auf feststehender Blockunterlafette. Beide Geschütze waren mit Schlitten-Oberlafette, hydraulischer Bremse und Vorholfedern versehen, bei der Haubitze war außerdem auch die Unterlafette mit der Bettung durch das Zwischenglied einer hydraulischen Bremse verbunden, während bei dem Mörser dieses Zwischenglied fehlte.

a-a Betontrichter
b Drehbare Grundplatte
c Lafette
d Gelenk
e Hydraulische Bremse
f 5 Federsäulen nebeneinander.



An sonstigen Ausstellungsgegenständen außerhalb der Regierungshalle waren in militärischer Beziehung noch ein mit 200 Mann Seesoldaten belegtes Zeltlager mit allen vorschriftsmäßigen Einrichtungen und, anschließend daran, ein Feldlazarett, ebenfalls in Form eines Zeltlagers, interessant.

Das offizielle Ausland hatte sich, soweit mir bekannt, bezüglich militärischer Ausstellungen ganz zurückgehalten; nur im belgischen Pavillon fiel mir eine sehr hübsche Zusammenstellung aller Schanz- und Werkzeuge des belgischen Service du Genie militaire auf, die aber nichts Neues bot.*)

Auch die ausländischen weltbekannten Panzer- und Geschützfirmen hatten sich der Ausstellung ferngehalten. Umsomehr machte sich in der Halle für Metallurgie und Hüttenwesen die amerikanische Bethlehem Steel Company breit mit einer umfangreichen Ausstellung von Panzern, Schilden und zahlreichen Geschützen mit Munition. Wenn ich mir auch kein maßgebendes Urteil über den Wert dieser Ausstellung für das militärische Ausland erlauben möchte, so glaube ich doch, daß sie auch für Fachleute wenig Neues geboten hat.

Ein in der Halle für Verkehrswesen**) von einem Dr. Bircher, Aarau, Schweiz, ausgestelltes „Kriegsmuseum", welches die wichtigsten Begebenheiten in der Kriegsgeschichte der U. S. Armee und -Marine in Wort und Bild, Plänen und Reliefdarstellungen zum Gegenstand hatte, fand, wohl infolge ungünstiger Platzverhältnisse,

*) In einem kurzen Aufsatz in den Jahrbüchern für die deutsche Armee und Marine, Novemberheft 1904, „Kriegsmaterial auf der Weltausstellung in St. Louis" ist gesagt, daß Mexiko staatlich eingeführtes Kriegsmaterial ausgestellt habe. Es ist möglich, daß mir dasselbe entgangen ist.

**) Warum es dort untergebracht wurde, ist mir nicht bekannt.

nicht die verdiente Beachtung, obwohl es im offiziellen Ausstellungsführer besonders erwähnt war.

Hiermit dürfte die Aufzählung der für den militärischen Besucher besonders anziehenden Ausstellungsgegenstände so ziemlich erschöpft sein; ich kann mich daher nun zu den mit der Ausstellung verbundenen militärischen Schaustellungen wenden.

Ich habe schon erwähnt, daß dem Publikum täglich zweimal an den schweren Geschützen auf dem Regierungshügel vorexerziert wurde. Zu diesem Zweck war eine Kompagnie Küstenartillerie dauernd in der Ausstellung stationiert. Sie hielt auch ihren sonstigen Dienst, im besonderen die Parade Inspektions, eine Art feierlichen Appells mit abschließendem Vorbeimarsch, coram publico ab. Das gleiche war der Fall mit der in der Ausstellung dauernd stationierten Abteilung Marine-Infanterie (Marine Corps), die kürzlich von den Philippinen zurückgekehrt war und dem Publikum ihr Lagerleben und ihren Dienst vorführte.

Zu den Anziehungsstücken in der Philippinen-Ausstellung, die einen besonderen Bezirk des Ausstellungsgeländes bildete, gehörten eine Abteilung (Bataillon) der eingeborenen Polizeitruppe (Constabulary Guard) und 4 Kompagnien Philippine Scouts, die während des ganzen Sommers in einem pittoresken Zeltlager untergebracht waren. Die Scouts-Schützen zu Fuß sind eine Eingeborenentruppe unter amerikanischen Offizieren, die zu der regulären U. S. Armee gehört. Die einzelnen Kompagnien rekrutieren sich aus den verschiedenen Tagalenstämmen und werden auch nach diesen genannt.*) Es waren kleine, aber gut gewachsene, sehnige und geschmeidige Leute mit nicht unintelligenten Gesichtszügen. Ihre Hautfarbe zeigte Schattierungen vom hellen Gelb bis dunklen Braun und Schwarz. Sie nahmen sich in ihrer einfachen Khaki- oder blauen Tuchuniform recht gut aus. Diese Philippinos veranstalteten täglich auf dem Exerzierplatz des Philippinengrundes öffentliche Schaustellungen, bestehend aus Paraden,**) Exerzierübungen, Massen-Freiübungen mit Gewehr und Yatagan nach Musik.***) Besonders die letzteren zogen eine nach Zehntausenden zählende Zuschauermenge an und fanden begeisterten Beifall.

Außer diesen dauernd in der Ausstellung stationierten Truppen wurden bei besonderen Gelegenheiten auch andere Truppenteile herangezogen, z. B. am 13. August gelegentlich des Philippinentages, an welchem der Staatssekretär des Krieges, General Wm. H. Taft, in Begleitung zahlreicher höherer Offiziere die Ausstellung besuchte und eine Parade abnahm. Leider erfuhr ich dies zu spät, um der Parade selbst beiwohnen zu können; ich kam aber noch zurecht, um sämtliche Truppen auf einem Umzuge in der Ausstellung vorbeimarschieren zu sehen. Es waren dies außer den

---

*) Die Macabebeskompagnie galt als die beste.

**) Die Amerikaner nennen „parades“ auch Appells in unserem Sinne.

***) Calisthenic drill to musik in regimental formation.

bereits erwähnten Küstenartilleristen, Seesoldaten und Philippinos noch Teile des 6. Infanterie-Regiments, des 4. und 8. Kavallerie-Regiments, des 2. und 3. Illinois-Infanterie-Regiments und des 5. Ohio-Infanterie-Regiments, sämtliche mit ihren Musikkorps und Fahnen. Ferner wurden die Kadetten der Militär-Akademie West Point und der Marine-Akademie Annapolis zeitweise als Ausstellungsobjekte verwendet, um sich dem Publikum von der vorteilhaftesten Seite vorzustellen. Die West Point-Kadetten hatten die Ausstellung bei meinem Eintreffen in St. Louis schon verlassen, dagegen konnte ich die Marinekadetten bei Vorführung ihres Ruderdrills auf dem Grand Basin und den Lagoons, den künstlichen Wasserbecken der Ausstellung, bewundern.

In dem allgemeinen Programm für die ganze Ausstellungszeit war dafür gesorgt worden, daß durch eine große Anzahl Sonderfeiern, Veranstaltungen und Kongresse die Anziehungskraft der Ausstellung erhöht wurde, wobei dem ungemein regen Vereins- und Klubleben in den Vereinigten Staaten, sowie den Sonderinteressen der einzelnen Staaten ein weiter Spielraum gewährt war. Die den letzteren gewidmeten Tage boten ihnen auch meist Gelegenheit zur Vorführung ihrer Miliztruppen. Ebenso benutzten die zahlreichen uniformierten und wenigstens äußerlich militärisch organisierten Vereine die ihnen gewidmeten Tage, um durch militärische Schaustellungen Eindruck und Propaganda zu machen. Zur Unterbringung dieser Leute war ein besonderes umfangreiches Barackenkasernement auf dem Ausstellungsgrunde vorhanden. Von diesen militärischen Darbietungen möchte ich nur ein öffentliches Preisexerzieren von Missouri-Milizen mit Gewehr und von Knights of Pythia mit Schwertern erwähnen, dem ich beizuwohnen Gelegenheit nahm. Die Knights of Pythia sind eine weit verbreitete Logenvereinigung, die Uniform und Schwerter tragen darf und dafür in gewissen Grenzen zum Kriegsdienst verpflichtet ist. Das Exerzieren fand in kleinen Abteilungen von 30—40 Mann statt, die einzeln nacheinander vorgeführt wurden. Die zum Teil recht verwickelten Exerzitien, Wendungen, Richten, Schließen, Marschevolutionen, Griffe und gymnastischen Übungen mit Gewehr und Schwertern wurden meist exakt und in Ordnung offenbar mit einem heiligen Eifer ausgeführt, von einer gleichmäßigen Haltung und Durchbildung der einzelnen Leute war aber wenig zu spüren. Mögen mir die Amerikaner, denen diese Zeilen vielleicht zu Gesicht kommen, verzeihen, wenn ich nicht verschweige, daß das Ganze auf mich, den deutschen Offizier, einen stark operettenhaften Eindruck machte. Man stelle sich folgende Szenerie vor: Rings um die abgesperrte Plazza St. Louis ein tausendköpfiges Publikum, das beim Auf- und Abtreten sowie bei besonderen Schlagern der einzelnen Abteilungen mit lautem Beifall nicht kargte. Mitten auf der Plazza die phantastisch uniformierten Ritter oder Milizen in glühender Sonne im Schweiße ihres Angesichts arbeitend; der Abteilungsführer mit einem großen Papierbogen in der Hand, den er vor jeder Kommandoabgabe zu Rate zieht.

Höhere Offiziere der Milizen und Ritter in voller Uniform, aber mit dem aufgespannten, schattengebenden Regenschirm in der Hand und mit der Zigarre im Munde; die als Preisrichter tätigen regulären Offiziere im Khakianzuge ohne Waffe, aber mit Stöckchen, die beim Notieren der Punkte in die Ledergamaschen gesteckt werden, nachlässig umherschlendernd. Den größten Eindruck auf mich und wohl auch auf das Publikum machte eine Abteilung, die als Turkos in roten Pumphosen kostümiert war, sämtliche Bewegungen in sehr kleinen, raschen, sogenannten Trippelschrittchen ausführte und mit dem Knalleffekt der bekannten lebenden Pyramide abschloß.

Wenn ich nun noch erwähne, daß die Vorführungen im sogenannten Boer War ohne jeden militärischen Wert waren und sich nicht über Zirkusausstattungsstücke erhoben, daß ferner in dem Vergnügungsbezirk („Pike") vor dem Indian Congreß and Wild West Show neben Indianern, Kasaken und anderen Reitern ein preußischer Gardekürassier zu Pferde und in voller Uniform als Reklamestück zu sehen war, so glaube ich hiermit die Aufzählung dessen, was die Ausstellung in militärischer Beziehung bot, so ziemlich erschöpft zu haben.

Im großen und ganzen konnte ich mich des Eindrucks nicht erwehren, daß mit allem und jedem, was die Vereinigten Staaten selbst hierin leisteten, ein ganz bestimmter Zweck verfolgt wurde, es war ein agitatorischer Show. Man wollte keineswegs dem militärischen Besucher des In- und Auslandes etwas Neues bieten oder auch selbst nur ein einigermaßen zutreffendes Bild von dem gegenwärtigen Zustande der U. S. Armee und -Marine geben, sondern man wollte lediglich das große amerikanische Publikum für Heer und Flotte interessieren. Man muß nur wissen, wie wenige Amerikaner eine Ahnung von der Organisation ihrer Wehrmacht haben, wie groß die Gleichgültigkeit in dieser Beziehung ist und welche Schwierigkeiten die Rekrutierung der Flotte und des verhältnismäßig so kleinen stehenden Heeres verursacht. Man muß berücksichtigen, daß die neue Aera der imperialistischen Politik der U. S. Regierung, d. h. die Einmischung in die Händel dieser Welt eine mit großen Geldopfern verbundene Stärkung der Wehrmacht gebieterisch fordert. Hierfür bei der großen Masse Stimmung zu machen, bot die von zahlreichen wohlhabenderen und, was in den Vereinigten Staaten fast gleichbedeutend hiermit ist, politisch einflußreichen Bürgern besuchte Ausstellung eine günstige und meines Erachtens geschickt benutzte Gelegenheit. Zur Zeit meines Aufenthalts in Amerika wurden die Aussichten der Wiederwahl Roosevelts ganz allgemein als sehr zweifelhaft beurteilt. Ich möchte glauben, daß die Ausstellung mit ihren auf das große Publikum berechneten militärischen Schaustücken auf die politische Stimmung nicht ohne Einfluß gewesen ist. Ich habe den von mir erwähnten Eindruck auch im Gespräch mit höheren amerikanischen Offizieren nicht verschwiegen (ich bin ja oft genug danach gefragt worden) und glaube eine, wenn auch etwas zurückhaltende, Zustimmung feststellen zu können.

West Point.

Am 5. August 1904, einige Tage nach meiner Ankunft in New York, besuchte ich, mit guten Empfehlungen versehen, die berühmte U. S. Military Academy in West Point. Der Besuch von West Point von New York aus ist ein eintägiger Ausflug, der jedem Kameraden und auch dem Nichtmilitär dringend empfohlen werden kann, schon wegen der hohen landschaftlichen Reize, die er bietet. West Point N. Y.*) liegt etwa 80 km oberhalb New York am „amerikanischen Rhein", dem Hudson, auf einer felsigen Terrasse des rechten, westlichen, Ufers, etwa 60 m unmittelbar über dem Flusse und wird von hohen waldigen Bergen umrahmt. Man fährt zweckmäßig mit einer der beiden Uferbahnen, West Shore oder Central New York, hin und auf einem der wundervoll eingerichteten Hudson-Dampfer zurück.

Die Anstalt macht den Eindruck einer Villenstadt. Sie besteht aus einer großen Anzahl von Baulichkeiten und Übungsobjekten, die um einen riesigen freien Rasenplatz, die Plaine, gruppiert in dem parkartig ausgestalteten und würdevoll gehaltenen Anstaltsgelände (Reservation) zerstreut liegen. Das ganze Areal umfaßt nahe an 1000 ha, also 9—10 qkm. Um einen Begriff von dem Umfang der Anlage zu geben, möchte ich folgende Gebäude nennen: die Reitbahn mit den Pferdeställen und einem Kasernement für die Pferdewärter (Abteilung regulärer Kavallerie), das Kadettenkasino (Meß Hall) mit einem wundervollen Eßsaal, das Unterrichtsgebäude (Academy Building) mit den Hör- und Versammlungssälen, Laboratorien und Sammlungen, darunter die Waffensammlung (Ordnance Museum) und den Ingenieur-Modellsaal, das Verwaltungsgebäude, das entzückend gelegene und elegant ausgestattete Offizierkasino mit Wohnungen für Unverheiratete, mehrere Kapellen, die Bücherei, das Kadettenkasernement, Kadettenlazarett und das Kadettenkaufhaus (Store), das Gymnasium mit Turnhalle, Schwimmbassin, Schießständen, Festsälen und Räumen für Sportspiele, die Hauptwache mit Geschäfts- und Empfangszimmern, die Gedächtnishalle (eine im edelsten antiken Stil gehaltene Ruhmeshalle mit einem mächtigen Festsaal, Trophäen, Reliquien und Erinnerungen aller Art und einer Anzahl Schlafzimmer für distinguierte Gäste) mehrere kleinere Kasernen und Messen sowie ein Lazarett für die zur Anstalt gehörigen Abteilungen der regulären Armee, außer Kavallerie auch Pioniere, Artilleristen, Zeug-, Train-, Sanitätspersonal und Musik, Schuppen und Depots zur Unterbringung des Übungsgeräts, die für Wasserversorgung, Beleuchtung, Zentralheizung und elektrische Kraftübertragung bestimmten Bauten, z. T. auch monumentalen Charakters, schließlich eine große Anzahl reizend gelegener und ausgestatteter Villen mit Dienstwohnungen für die verheirateten Offiziere, Lehrer und Beamten. Sämtliche Gebäude ohne Ausnahme machen mit ihren meist geschmackvollen Hauptfassaden einen durchaus vornehmen monumentalen Eindruck, die kleineren sind vielfach in dem harmonisch zur Umgebung

*) Es gibt noch eine ganze Menge anderer West Points in den Vereinigten Staaten.

passenden, englischen Villen-(Tudor-)stil gehalten. Nur wenige, wie das Akademiegebäude und die Kadettenkaserne, lassen durch ihr Äußeres auf ihre Bestimmung schließen.

An sonstigen, der praktischen Ausbildung der Kadetten dienenden Anlagen möchte ich nennen:

Für die artilleristische Ausbildung:

- die „Küstenbatterie“ mit 8 schweren Geschützen verschiedenen Kalibers und verschiedener, allerdings nicht allerneuester, Konstruktion,
- die „Belagerungsbatterie“ mit 12 Geschützen (vier 12,5 cm-Kanonen, zwei 17,5 cm-Haubitzen, sechs 17,5 cm-Mörser),
- die „leichte“ (reitende) und die „Fuß“- (Feld-) Batterie zu je sechs 8 cm-Feldgeschützen, schließlich
- die „Batterie Knox“, welche, mit alten schweren Vorderladern ausgerüstet, anscheinend nur zu Dekorationszwecken und zum Salutschießen dient.

Für die Schießausbildung:

- Zwei Gruppen von Schießständen, eine unten am Fluß, die andere, für weitere Entfernungen, in den Bergen.

Für Fußexerzieren, Paraden, Appells, Sportspiele und Lagerübungen: die Plaine.

Für die Pionier-Ausbildung:

- ein Landübungsplatz am südlichen Ende der Reservation und ein Wasserübungsplatz mit Boothaus und Brückendepot unten am Fluß.

Wenn ich nun noch erwähne, daß auch für die dekorative Ausstattung des Parkes durch Bildsäulen berühmter Generale und eine eindrucksvolle mächtige Siegessäule (Battle Monument) gesorgt ist, glaube ich, ein übersichtliches Bild von den äußeren örtlichen Verhältnissen des Anstaltsgeländes gegeben zu haben, das zudem von vielen Punkten aus entzückende Fernsichten auf das Hudsontal bietet.

Der Personenstand der Anstalt setzt sich wie folgt zusammen:

Oberpersonal:

75	Offiziere*)
7	Professoren (mit Oberst- oder Oberstleutnantsrang)
4	Sänitätsoffiziere
1	Zahnarzt
1	Geistlicher
1	Bibliothekar
1	Musiklehrer
90	Köpfe

552 Kadetten in 4 Jahrgängen.

Unterpersonal:
(Unteroffiziere und Gemeine der regulären Armee)

38	Pioniere (Engineers)
14	Zeugpersonal
75	Kavalleristen
141	Trainsoldaten
25	Mann Sanitätspersonal
40	Musiker
15	Spielleute
3	Mann Rechnungs- und Verwaltungs-[personal
453	Köpfe

*) Nebenbei sei bemerkt, daß von den 25 Direktoren, welche die Anstalt bisher gehabt hat, 19 der Ingenieurwaffe angehörten.

Von den 522 Kadettenstellen werden besetzt:

je 1 von jedem Kongreßwahlbezirk, jedem Territorium, von dem Distrikt Columbia (Washington) und Porto Rico,

2 von jedem Staate außerdem,

40 von den Vereinigten Staaten außerdem.

Die endgültige Annahme hängt von der Entscheidung des Präsidenten und von der Erfüllung der Aufnahmebedingungen ab, wozu auch das Bestehen einer allgemein wissenschaftlichen Aufnahmeprüfung von mäßigen Anforderungen bezw. die Beibringung eines entsprechenden Schulzeugnisses gehört.

Das Ausbildungsprogramm umfaßt folgende Fächer:

1. Lehrgang. Mathematik, Französisch, Dienstkenntnis, Dienst der Infanterie und Feldartillerie (praktisch und theoretisch), Turnen und Fechten.

2. Lehrgang. Mathematik, Französisch und Spanisch, Konstruktions- und Planzeichnen, Dienstkenntnis und Exerzier-Reglements der Hauptwaffen, Reiten und Kavalleriedienst, praktische Übungen in Taktik, praktischen Ingenieurdienst (Aufnehmen und Vermessen).

3. Lehrgang. Physik, Mechanik, Astronomie, Chemie, Mineralogie und Geologie, Konstruktions- und Planzeichnen, Aufnehmen (auch in Verbindung mit Photographie), praktischen Dienst aller Hauptwaffen, im besonderen auch der Belagerungs- und Küstenartillerie, praktischen Ingenieurdienst (Pontonieren, Batteriebau, Bekleidungen und Hindernisse), Militärhygiene.

4. Lehrgang. Zivil- und Militär-Ingenieurtechnik, Fortifikation und Festungskrieg, Gesetzeskunde, Geographie und Geschichte, praktischen Dienst der Hauptwaffen, praktischen Ingenieurdienst (Sprengdienst, Feldbrückenbau, Feldbefestigung, Belagerungsarbeiten, Erkundungen), Waffenlehre und Ballistik.

Prüfungen und Besichtigungen auch unter Teilnahme von Kongreßmitgliedern finden in bestimmten Zeiträumen statt. Das Abgangszeugnis (Diploma) berechtigt zur Anstellung als Unterleutnant in der U. S. Armee nach Maßgabe der freien Stellen. Die besten Abiturienten werden in der Regel den Ingenieuren, die nächstbesten der Artillerie zugeteilt.

Jeder Kadett erhält völlig freie Ausbildung und jährlich 609,50 Dollar (2560 Mark), wovon 109,50 Dollar für Verpflegung gerechnet werden. Zur ersten Ausrüstung reichen 100 Dollar aus. Jeder ausgebildete Kadett kostet die Vereinigten Staaten etwa 3500 Dollar (14 700 Mark), „wofür die Regierung mit Recht hohe Leistungen verlangen kann."*)

Organisatorisch bilden sämtliche Kadetten, ähnlich wie bei unseren Kadettenanstalten, ein Bataillon zu sechs Kompagnien, die unabhängig von den Jahrgängen

*) Nach Guide to West Point.

nach der Körpergröße zusammengestellt und in disziplinarer Beziehung je einem Offizier der Anstalt unterstellt sind. Sämtliche Offizier- und Unteroffizierstellen in den Kadettenkompagnien werden durch Kadetten besetzt, die nach Maßgabe ihrer militärischen Haltung und Leistungen aus den oberen drei Jahrgängen ausgewählt werden und ebenso, wie die vier Klassen in sich, besondere Abzeichen tragen. Die Paradeuniform der Kadetten ist im wesentlichen noch die von 1818. Sie besteht aus einem Käppi oder Tschako nach österreichischem Schnitt mit Federstutz, blaugrauem weißverschnürtem knappem Uniformfrack, weißen oder grauen Tuchhosen, letztere mit schwarzen Galons, und weißem Lederzeug. Im gewöhnlichen Dienst werden meist Gamaschen, eine graublaue Jacke mit schwarzem Besatz oder eine einfache blaue Hemdbluse sowie der historische kegelförmige Filzhut mit Schnur und Eicheln getragen.

Meinen Besuch in West Point führte ich in Begleitung eines deutschen Kameraden von den Ingenieuren aus. Wir wurden im Stabe der Anstalt sehr zuvorkommend aufgenommen und nachdem wir im Verlaufe der Unterhaltung erklärt hatten, daß wir einen allgemeinen Überblick über die Anstalt zu erhalten wünschten und uns im besonderen für Ingenieur- und Pionierwesen interessierten, wurden wir zwei Ingenieuroffizieren, dem Major M. Patrick und dem Hauptmann P. Jervey, überantwortet, die in liebenswürdigster Weise unsere Führung übernahmen.*)

Während wir eine Anzahl der Gebäude flüchtig, das Academy Building mit dem Ordnance Museum und der Ingenieur-Modellsammlung eingehender besichtigten, wurde eine Abteilung Kadetten zu einer praktischen Übung in der Feldbefestigung beordert. Diese Übung fand sodann auf dem Freiübungsplatz in unserem Beisein statt, nachdem Schanzzeug und Baustoffe durch eine Abteilung regulärer Pioniere mit Gespannen dahin geschafft waren. Die Kadetten wurden in Trupps unter je einem Führer eingeteilt, der seinen schriftlichen Auftrag erhielt. Die Aufträge umfaßten die Anlage von Schützengräben verschiedener Art und mit verschiedenen Bekleidungen und Scharten sowie den Bau einer Geschützdeckung. Die Kadetten griffen im Schweiße ihres Angesichts eifrig und wacker zu, und nach Beendigung der Arbeiten hielt Hauptmann Jervey an diesen eine gemeinsame Instruktion ab, worauf die Kadetten vergnügt, aber in guter Haltung abrückten. Inzwischen war die Gattin des Majors M. Patrick in einem eleganten Selbstkutschierer erschienen. Wir fuhren durch einen Teil der Parkanlagen und endeten im Offizierkasino, wo wir die herrliche Aussicht und den unvermeidlichen Cold Drink genossen, sowie die Bekanntschaft einiger anderer Offiziere machten. Nachdem sich mein deutscher Begleiter sodann verabschiedet hatte, um nach New York zurückzukehren, folgte ich einer Einladung des Majors Patrick und nahm in

*) Major M. Patrick ist Chief and Instructor vom Department of Practical Military Engineering, military Signaling and Telegraphy, Hauptmann P. Jervey Assistent Professor im Department of Civil and Military Engineering.

seiner entzückend gelegenen und ausgestatteten Dienstvilla im Kreise seiner liebenswürdigen Familie ein echt amerikanisches Diner ein. Auf dem Hin- und Rückwege hatte ich noch Gelegenheit, die mir noch nicht bekannten Sehenswürdigkeiten der Anstalt, die Batterien, Denkmäler, Aussichtspunkte, sowie das Zeltlager der Kadetten auf der Plaine in Begleitung des Majors zu besichtigen und alle nur gewünschte Auskunft von ihm zu erhalten. Voll neuer Eindrücke kehrte ich an dem herrlichen Abend auf dem Hudsondampfer nach New York zurück.

Der äußere Eindruck, den die berühmte Anstalt bei dem immerhin recht flüchtigen Besuch auf mich machte, war ein äußerst günstiger. Geradezu erstaunlich und mit unseren Begriffen von militärischer Sparsamkeit unvereinbar ist die Opulenz der ganzen Anlage und ihrer Ausstattung. Über die praktische Bedeutung, ihre wirklichen Leistungen und Erfolge vermag ich selbstverständlich kein Urteil abzugeben. In Amerika schätzt man sie allgemein sehr hoch ein. Bekannt ist ja, daß die meisten hervorragenden Generale der Vereinigten Staaten aus West Point hervorgegangen sind, und sicher, daß der Geist, in welchem die Erziehung und Ausbildung der jungen Leute geleitet wird, vom echt militärischen Grundsatz treuester Pflichterfüllung, unbedingter Zuverlässigkeit und Ehrenhaftigkeit und hingebender Kameradschaft getragen wird.*) Sehr angenehm fiel mir das frische Wesen der Kadetten und ihre ungezwungene, dabei doch achtungsvolle Haltung im Verkehr mit ihren Offizieren auf. Man hatte den Eindruck, daß ein jüngerer Gentleman von guter Erziehung einem älteren gegenüberstand, während im bürgerlichen Verkehr das rücksichtslose, die Grenzen eines erlaubten Selbstbewußtseins weit überschreitende Auftreten gerade der männlichen Jugend zu denjenigen Seiten des öffentlichen Lebens gehörte, die mich während meiner Reise am meisten abstießen.

*) Das Offizierkorps der U. S. Armee hat es verstanden, sich von dem Krebsschaden des amerikanischen Zivilbeamtentums, der Unredlichkeit und des Wirtschaftens in die eigene Tasche, durchaus frei zu halten. Charakteristisch hierfür sind zwei Äußerungen, die mir als krasse Gegenstücke in der Erinnerung geblieben sind. Auf der Überfahrt Bremen—New York äußerte ein Mitpassagier, ein amerikanischer Kaufmann, der offenbar als Gentleman und honetter Charakter galt, laut und offen im Kreise und unter Zustimmung seiner Landsleute, er würde niemals einen Geschäftsfreund oder Kunden auch nur um einen Cent betrügen, dagegen mache er sich nicht das geringste Gewissen daraus, sich auf Kosten des Staates oder sonstiger Gemeinschaften, wie Eisenbahnen, durch Steuerhinterziehung, falsche Billets u. dergl. Vorteile zu verschaffen.

In Fort Leavenworth Kans. lernte ich einen Artillerie-Hauptmann Sh. kennen, übrigens den einzigen mir bekannt gewordenen Offizier der U. S. Armee, der gut deutsch sprach. Er erzählte mir, daß er erst kürzlich aus Cuba zurückgekehrt sei. Auf meine Frage nach seiner Verwendung entgegnete er, er sei Chef der Zollverwaltung gewesen, habe viele zum Teil ganz unzuverlässige Beamte unter sich gehabt und es sei „keine gute Zeit“ für ihn gewesen. Auf meine erstaunte Frage, wie er als Soldat zu dieser Stellung käme, meinte er, er sei einfach hingeschickt worden; das käme bei ihnen häufig vor. Wenn irgendwo ein ehrlicher und zuverlässiger Mann gebraucht werde, dann schicke man einen Offizier hin.

Was das wissenschaftliche und praktische Ausbildungsprogramm der Anstalt anbelangt, so steht dieselbe sicher ganz einzig da. Es wird sich kaum eine Analogie in Europa finden lassen. Sie mag auf amerikanische Verhältnisse zugeschnitten sein, aber es entsteht doch die Frage, ob die ungemein vielseitigen Disziplinen, welche die Ausbildung eines Universalsoldaten unter besonderer Bevorzugung der Technik und die Aneignung einer höheren allgemein wissenschaftlichen Bildung bezwecken, nicht die Gefahr der Oberflächlichkeit in sich tragen. Es muß hierbei auch berücksichtigt werden, daß die für den Eintritt verlangten Vorkenntnisse durchaus keine hohen sind und sich etwa im Rahmen unserer höheren Bürgerschulen bewegen. Jedenfalls wäre es schon in Rücksicht auf die Kosten nicht gerechtfertigt, die Military Academy als vorbildlich für außeramerikanische Heere hinzustellen.

Küstenbefestigungen und Ingenieurtruppen.

Von den neuen Küstenbefestigungen wurde mir trotz meiner guten Empfehlungen offiziell nichts gezeigt. Vom Stabe der Territorial Division in New York erhielt ich allerdings offene Einführungsschreiben*) an die Kommandanten einiger Küstenbefestigungen von New York, wie Sandy Hook und Fort Hamilton, und ihre Benutzung sicherte mir sehr zuvorkommende Aufnahme. Sie verschaffte mir die bereitwilligst gewährte Gelegenheit, den inneren Dienst und die wirtschaftlichen Verhältnisse der sogenannten Forts oder Posten,**) wie Kasernen (Barracks), Lazarette, Messen, Gymnasien, Wälle, Übungsgeräte u. dgl. kennen zu lernen, von Befestigungen bekam ich aber nichts zu sehen. Später im War Department zu Washington, wo ich auf Grund von Empfehlungen unserer dortigen Botschaft und des U. S. Militär-Attachés in Berlin persönlich vorsprach, wurde mir auf meine direkte diesbezügliche Frage bezw. Bitte eröffnet, es sei gegen das Gesetz, fremden Offizieren Befestigungen zu zeigen, dagegen würde ich bei der Ingenieurtruppe alle Informationen erhalten, die ich nur wünschen könnte. Nun wäre es bei den amerikanischen Verhältnissen sicherlich nicht schwierig gewesen, auch als einfacher Tourist, ohne gerade verbotene Wege zu wandeln, manches Interessante zu sehen und derartige Andeutungen wurden mir auch gemacht.***) Ich verzichtete aber aus verschiedenen Gründen auf die weitere Verfolgung dieses Teiles meiner Aufgabe und beschränkte mich darauf, Einführungsschreiben für die beiden Ingenieur-Bataillone zu erbitten. Auf Grund dieser und anderer Empfehlungen besuchte ich am 8. und 9. August das Ingenieur-Bataillon Nr. 3 in

*) Dieselben enthielten die Aufforderung, den pp. Überbringer mit der größten Aufmerksamkeit zu behandeln und die Ermächtigung, alles zu zeigen „was nach Maßgabe der gesetzlichen Bestimmungen fremden Offizieren gezeigt werden dürfe".

**) Die meisten U. S. Garnisonen sind reine Militärposten. Sie heißen Fort oder Post, auch wenn keinerlei Befestigungen vorhanden sind.

***) Unter anderem sagte mir ein höherer Offizier in gebrochenem Deutsch: „Wenn Sie haben Augen, werden Sie sehen."

den Washington Barracks und am 19. und 20. August von St. Louis aus das Ingenieur-Bataillon Nr. 1 in Fort Leavenworth.

Die Washington Barracks liegen im äußersten Süden der Stadt auf einer niedrigen Halbinsel, die vom Anacostiafluß und dem Washington Channel, einem Flußhafen des Potomac, gebildet wird. Sie umfassen ein Arsenal, die Kasernen, Depots und Übungsplätze des Ingenieur-Bataillons Nr. 3, das neu errichtete War College, Artilleriekasernen und die im Bau begriffene Ingenieur-Schule (Engineer School of Application.*) Fort Leavenworth ist eine der größten Garnisonen der Vereinigten Staaten. Der Posten liegt auf dem hohen rechten Missouri-Ufer etwa 600 km oberhalb St. Louis. Außer dem Ingenieur-Bataillon Nr. 1 stehen hier Truppenteile aller Hauptwaffen und das Staff College (Generalstabsschule).

Über die Einzelheiten meiner Besuche möchte ich hinweggehen und nur kurz erwähnen, daß ich auch hier ungemein freundlich aufgenommen wurde und bereitwilligst alle von mir gewünschten Informationen erhielt. In den Washington Barracks war mir der Kommandeur des Ingenieur-Bataillons Nr. 3, Major E. Burr, persönlich ein liebenswürdiger und unermüdlicher Führer. Ich besichtigte hier die gesamte technische Ausrüstung in den Depots, den Neubau der Ingenieurschule und wohnte einer Übung im Bockbrückenbau bei. Nach Angabe des Majors war sein Bataillon gerade sehr schwach und bestand zum großen Teil aus Rekruten. Er trug daher Bedenken, mir weitere Zweige des technischen Dienstes vorzuführen, um sich, wie er meinte, vor meinen kritischen Augen nicht zu blamieren. Das Leavensworther Bataillon bot besonderes Interesse wegen seiner berittenen Pioniere, die seit kurzem versuchsweise schon im Frieden hier formiert waren. In Fort Leavenworth war der Kommandeur des Ingenieur-Bataillons Nr. 1, Major Smith S. Leach, zur Zeit meiner Anwesenheit beurlaubt. Ich hatte mich vorher angesagt und erhielt von ihm nebst einer herzlichen Einladung die Mitteilung, daß ihn sein ältester Kompagnie-Chef, Hauptmann Reynolds, und sein Adjutant, Oberleutnant Youngeberg bei meinem Besuche vertreten würden. Das geschah denn auch in vollendetster Weise. Der Adjutant und seine reizende junge Frau ließen es sich auch nicht nehmen, mir in ihrer hübschen Dienstvilla eine Gastfreundschaft zu erweisen, die mir stets in angenehmster Erinnerung bleiben wird.

Das gesamte Bataillon wurde mir in voller Marschausrüstung mit berittenen Pionieren und bespannten Trains in einer Parade Inspection vorgeführt. Außerdem besichtigte ich alles Gerät, Schanz- und Werkzeug im einzelnen und beim Gebrauch, die Depotwerkstätten und sämtliche Garnisonanstalten, Kasernen, Ställe, Gymnasium usw. des Bataillons und einiger anderer Truppenteile.

Da das Staff College gerade Ferien hatte, konnte ich nur die Räume, Samm-

*) Diese befand sich früher in Willets Point N. Y., wurde aber während des Neubaues der Schule suspendiert.

lungen und Photographien praktischer Ingenieurübungen besichtigen. Auch hatte ich die Ehre einer längeren Unterredung mit General Bell, dem Direktor des College, in der unter anderem die militärischen Darbietungen der Weltausstellungen, die Philippinos, für die sich der General als hervorragender Philippinenkämpfer besonders interessierte, und die berittenen Pioniere behandelt wurden. Bezüglich des Unterrichtsprogrammes des Staff College möchte ich nur hervorheben, daß auch hier wie in West Point auf die praktische Ausübung des Dienstes aller Waffen sowie auf die Militär-Ingenieurwissenschaft großer Wert gelegt wird.*) Bezüglich der Organisation und technischen Ausrüstung der U. S. Ingenieurtruppe möchte ich als Ergebnis meiner Besuche in Washington Barracks und Fort Leavenworth das Folgende zusammenfassen: Der Stand der Ingenieur-Kompagnien soll, wie mir gesagt wurde, im Frieden rund 90, im Kriege rund 160 Unteroffiziere und Gemeine betragen. Tatsächlich aber sind die Kompagnien sehr schwach. Bei der schon erwähnten Parade Inspection in Fort Leavenworth standen bei jeder nur etwa 30 Fuß-, 24 berittene Mannschaften in der Front. Auch über Mangel an Offizieren wird sehr geklagt. Dagegen verfügt jede Kompagnie über mehrere gute und altgediente Unteroffiziere, die den Krieg auf Cuba oder den Philippinen kennen gelernt haben.

Die Bekleidung und Ausrüstung des Ingenieursoldaten ist sehr einfach und kriegsgemäß: graugrüner Khakianzug, Schnürschuhe, Leinwandgamaschen bei den Mannschaften, Ledergamaschen bei den Offizieren, Filzhut, Patronengurt mit Schulterriemen aus Hanfgeflecht für 100 Patronen, „Snapsack“ von Segeltuch in Form eines großen Brotbeutels mit etwas Wäsche und sonstigen Bedürfnissen, Feldflasche, „Shelter tent“ (Zeltbahn) um eine wollene Decke**) geschlagen und en bandoulière getragen. Die Bewaffnung besteht aus einem Seitengewehr ohne Sägerücken und dem in Einführung begriffenen neuen Infanteriegewehr. Tragbares Schanzzeug wird nicht geführt.***)

An technischer Ausrüstung führt jede Ingenieurkompagnie mehrere mit sechs Pferden oder acht Maultieren bespannte Schanz- und Werkzeugwagen mit sich. Ich sah verschiedene Muster dieser Wagen, die sämtlich einen recht schweren und unbehilflichen Eindruck machten und sich im wesentlichen nur durch die innere Einteilung der Fächer und Art der Beladung unterschieden. Außerdem besitzt jede Kompagnie einen dem deutschen ähnlichen Feldmineurwagen.

---

*) Der Aufsatz im Militär-Wochenblatt Nr. 93/04: „Die militärischen Schulen der Vereinigten Saaten von Nordamerika“ gibt einen guten und richtigen Überblick über das Militär-Erziehungs- und Bildungswesen der Vereinigten Staaten.

**) An Stelle unseres Mantels.

***) Major Burr zeigte mir verschiedene im Versuch befindliche Muster von zerlegbaren Spaten und Hacken mit Lederfutteral und Tragebändern. Sie sollen auf den Fahrzeugen mitgeführt und nur im Bedarfsfalle umgehängt werden.

Besondere Schanzzeugtrains sind im Frieden nicht organisiert, dagegen gehören auch Schanzzeugwagen zu den Feldfahrzeugen der Hauptwaffen.

Die berittenen Pioniere haben keine Säbel, die eine Hälfte ist mit Karabinern, die andere mit Revolvern ausgerüstet. Die sonstige Ausrüstung entspricht derjenigen der Kavallerie.

Jede Kompagnie des Ingenieur-Bataillons Nr. 1 im Fort Leavenworth hat im Frieden einen berittenen Pionierzug von 26 Mann und 6 Packtieren. Über die Organisation im Kriege soll noch nichts Näheres angeordnet sein, doch wurde mir gesagt, daß eine wesentliche Vermehrung und die Möglichkeit einer selbständigen Verwendung beabsichtigt sei. Die berittenen Pioniere sind im Reiten ausgebildete Pioniere, nicht im Pionierdienst ausgebildete Kavalleristen.

Die Packtiere, kräftige Maultiere, tragen rechts und links an den Packsattel geschnallt je eine große lederne Packtasche mit Schanz- und Werkzeug, außen auf den Taschen Draht, Taue und Leinen, oben zwischen den Taschen Hebel und Halter für Eisenstangen und längere Werkzeuge. Sämtliche Reit- und Packtiere sind mit besonderen Hilfszügeln versehen, durch welche sie beim Halten und Führen aneinander gekoppelt werden.

Eigentliche Kriegsbestände an Kriegsbrückengerät sind nicht vorhanden; hierzu werden die Übungsbestände verwendet, welche in den Depots der Ingenieur-Bataillone größtenteils selbst angefertigt und ergänzt werden, wozu umfangreiche Werkstätten mit maschinellem Betrieb dienen.

Das nordamerikanische Kriegsbrückengerät entspricht im wesentlichen noch dem im Civil War benutzten mit unbedeutenden Verbesserungen. Es sind zwei Arten vorhanden: der Reserve Bridge Train und die Advance Guard Bridge Equipage.

Der Reserve Bridge Train enthält als Unterstützungen hölzerne, sehr schwere Einheitspontons mit flachem Boden und den unserigen ähnliche Biragoböcke.*) Die Fahrzeuge des Reservetrains sind Pontonwagen, Bockwagen, Bretterwagen, Geräte- (Schanzzeug) Wagen, Feldschmieden. Jeder Train besteht aus vier Ponton- und einer Vorrats-Division. Jedes mobile Armeekorps erhält eine Division und kann damit bei elf (Normal) Spannungen 225 Fuß (rund 70 m) überbrücken. Jede Train-Division setzt sich aus vier Sektionen (zwei Ponton- und zwei Ufersektionen), einem Gerätwagen**) und einer Feldschmiede zusammen. Jede Pontonsektion enthält drei Ponton- und einen Bretterwagen, jede Ufersektion einen Ponton- einen Bock- und einen Bretterwagen. Die Fahrzeuge sind durchweg mit sechs Pferden oder acht Maultieren bespannt.

---

*) Andere Bockkonstruktionenen, darunter der englische Weldon Bock (ohne Hängeketten) sind im Versuch.

**) Derselbe enthält hauptsächlich Schanzzeug für Uferarbeiten und Werkzeug für Reparaturen.

Hiernach stellt sich die Zusammensetzung einer Ponton-Division des Reservebrückentrains, wie folgt:

	Ponton-Wagen	Bock-Wagen	Bretter-Wagen	Geräte-Wagen	Feldschmiede
Erste Pontonsektion . . .	3	—	1	—	—
Zweite " . .	3	—	1	—	—
Erste Ufersektion . .	1	1	1	—	—
Zweite " . .	1	1	1	—	—
Außerdem	—	—	—	1	1
	8	2	4	1	1
	16 Fahrzeuge				

Die Vorrats-Division enthält eine Reserve an Brückengerät und Schanzzeug. Ihre Zusammensetzung und Beladung richtet sich nach Bedarf und Kriegsschauplatz.

Der Brückenbau selbst erfolgt ganz ähnlich wie bei uns. Die Streckbalken liegen auf beiden Borden des Pontons auf, nur für Landbrücken mit veränderlichem Wasserstande sind Sattelhölzer und Pontonholme vorgesehen.

Die Advance Guarde Equipage (leichter Brückentrain) ist für Kavallerie, Avantgarden und fliegende Kolonnen bestimmt. Die Unterstützungen sind Leinwandpontons, die erst beim Brückenbau aus hölzernen Rahmenstücken und einem wasserdichten Kanvasüberzuge zusammengesetzt werden, und erleichterte Biragoböcke. Jede Equipage besteht aus 2 Sektionen, deren jede 8 Pontonwagen, 2 Bretterwagen, 2 Bockwagen und 1 Gerätewagen, zusammen 13 Fahrzeuge zu 4 Pferden oder 6 Maultieren enthält mit etwa 50 m Brückenlänge. Die Pontonwagen sind sogenannte Einheitshaketts mit je einer vollen Strecke. Sie sind sehr einfach und raumersparend beladen. Der Kanvasüberzug und alles kleine Zubehör befindet sich in einer Deckelkiste. Der Bretterwagen führt Belag für drei Spannungen (für die Bockstrecken und zur Reserve), der Bockwagen einen Bock und Balken für zwei Strecken. Der Einbau des leichten Brückentrains erfolgt im wesentlichen wie der des schweren. Im Kriege erhält jedes Armeekorps und jede Kavallerie-Division mindestens eine Division des leichten Brückentrains.*)

Wenn ich mein Urteil über die technische Ausrüstung der U. S. Ingenieurtruppe zusammenfasse, so möchte ich sagen, daß dieselbe kaum etwas enthält, was europäischen Verhältnissen gegenüber als Fortschritt bezeichnet oder als nachahmenswert empfohlen werden könnte. Allerdings würde es sich verlohnen, die Entwicklung der berittenen Pioniere aufmerksam zu verfolgen.

*) Nähere Angaben über die Brückentrains der Vereinigten Staaten enthalten die offizielle Kriegsbrückenvorschrift „Organisation of the Bridge Equipage of the United States etc. von 1870/98 und Fiebegger, Field Fortification and Field Engineering, West Point 1899." Die erstere Vorschrift ist im Buchhandel nicht zu haben, befindet sich aber in einem Exemplar in der Bücherei der General Inspektion des Ingenieur- u.s.w. Korps. Auch die Beschaffung des Fiebegger ist mit Schwierigkeiten verknüpft.

Mit ihren schweren hölzernen und leichten Leinwandpontons, die übrigens älteren österreichischen bezw. russischen Vorbildern entlehnt sind, stehen die Vereinigten Staaten-Pioniere noch ganz einzig und konservativ da. Bestärkt durch die günstigen Erfahrungen im Bürgerkriege, sind sie auch heute noch mit diesem Material außerordentlich zufrieden und beabsichtigen keineswegs einen Ersatz desselben durch Einführung von Metall-Brückenbooten. Im besonderen wurde mir gegenüber der leichte Train sehr gelobt. Als hauptsächlichsten — und an sich wohl auch unbestreitbaren — Vorzug beider Traingattungen hoben die Offiziere die leichte Instandsetzungs- und auch Anfertigungsfähigkeit des Materials mit feldmäßigen Mitteln der Truppe hervor, und ich glaube, daß der leichte amerikanische Brückentrain wohl der Beachtung wert ist, wenn es sich darum handelt, einen fahrbaren Brückentrain rasch zu improvisieren, wie dies z. B. bei dem Landungsverteidigungs-Detachement Graf Stolberg im Kriege 1866 der Fall war.*)

Schlußwort.

Was ich von den regulären Truppen der Vereinigten Staaten gesehen habe, hat mir im Gegensatz zu den Milizen einen recht guten Eindruck gemacht, im besonderen wenn man von dem deutschen Maßstabe äußerer Strammheit in der Haltung und der peinlichen Sorgfalt und Gleichmäßigkeit des Anzuges und der Ausrüstung absieht. Die zahlreichen Offiziere, mit denen ich zusammenkam, erschienen mir fast durchweg als feingebildete, in ihrem Fach bewanderte und militärisch tüchtige Leute von tadellosen Umgangsformen. Auffallend war die geringe Zahl der deutsch sprechenden Offiziere.

Allgemein wurde von den Offizieren über das Wehrsystem geklagt, welches eine geordnete Listenführung ausgebildeter Reserven für den Kriegsfall nicht gestatte und die Rekrutierung im Frieden erschwere. Einen Beweis für die letztere Schwierigkeit lieferten die zahlreichen Werbeplakate der Heeres- und Marineverwaltung, die ich fast überall in den Vereinigten Staaten ausgehängt fand. In dieses Gebiet gehört auch eine von der Regierung eifrig unterstützte und verbreitete Broschüre des Oberstleutnants Reynolds: „The Life of an enlisted soldier in the U. S. Army, 1904“.**)

Es war mir bekannt, daß die Lebenshaltung sowohl des amerikanischen Soldaten wie des Offiziers eine ungleich anspruchsvollere ist als bei uns. Jedoch übertraf in dieser Beziehung das, was ich an den von mir besuchten Plätzen an Garnisonanstalten gesehen habe, bei weitem meine Erwartungen. Ich fand überall einen auf das leibliche und geistige Wohl und Behagen berechneten Komfort und Luxus, der bei uns einfach unerhört wäre und die relative Höhe des nordamerikanischen Heereshaushalts erklärlich macht. Wie die großen Mannöver bei Manassas gezeigt,

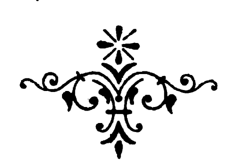
*) Geschichte des Schlesischen Pionier-Bataillons Nr. 6, Seite 17.

**) Das Leben eines angeworbenen Soldaten in der U. S. Armee.

scheint indessen durch diese Lebenshaltung die militärische Leistungsfähigkeit der regulären Armee nicht beeinflußt zu werden.

Ich werde die fast nur angenehmen Eindrücke meiner interessanten Reise treu und dankbar bewahren. In militärischer Beziehung ist es wohl die in der U. S. Armee für selbstverständlich gehaltene hohe Wertschätzung der Kriegs-, im besonderen der Ingenieurtechnik, welche den bleibendsten und wohltuendsten Eindruck auf mich hinterlassen hat.

Schroeter,
Major, Mitglied des Ingenieur-Komitees und der Studien-Kommission
für die Militärtechnische Akademie.



Die Kämpfe am Aladja Dag in Armenien im Jahre 1877.

(Schluß.)

Der moralische Halt, den nur die eiserne Willenskraft des Muschir Achmed Muchtar Pascha den türkischen Truppen gegeben hatte, war durch die Kämpfe in den ersten Oktobertagen bedenklich erschüttert worden.

Im russischen Hauptquartier eingetroffene Kundschafternachrichten bezeichneten die Lage der Truppen im türkischen Lager als trostlos. Der Verlust an Toten, Verwundeten und Deserteuren wurde auf 8500 Mann beziffert. Bei dem Fehlen jeder warmen Bekleidung, besonders von Mänteln, begannen die Leute unter den bereits sehr kalten Nächten zu leiden. Dazu herrschte empfindlicher Mangel an Lebensmitteln, der auf ungeschickt getroffene Anordnungen für die Verpflegung zurückzuführen war. Die Überführung Verwundeter in die Hospitäler von Kars stieß bei deren Überfüllung auf Schwierigkeiten. So mußte der größte Teil von ihnen, weil es den türkischen Sanitätsanstalten an Verbandzeug, chirurgischen Instrumenten und Arzneimitteln gebrach, ohne jede ärztliche Hilfe und Pflege bleiben.

Wenn die russische Heeresleitung aus dem geschilderten Zustande des türkischen Heeres die Schlußfolgerung zog, daß Muchtar Pascha binnen kürzester Frist zum Rückzug hinter den Soghanly Dag*) genötigt sein würde, um seine zerrüttete Armee wieder in Ordnung zu bringen, so kann diese Mutmaßung nur als berechtigt anerkannt werden.

Die vom 6. Oktober ab eingehenden Nachrichten bestärkten den Oberkommandierenden noch mehr in dieser Annahme. Danach griff unter den türkischen Truppen die Niedergeschlagenheit immer mehr um sich. Die unzufriedenen Baschibusuks eilten scharenweise in die Heimat. Das türkische Oberkommando sollte sich mit der Absicht tragen, die Stellung am Aladja Dag zu räumen und sich zurückzuziehen. Nur über die Rückzugsrichtung herrschten noch Zweifel. Nach einigen Angaben wollte Muchtar Pascha hinter den Soghanly Dag, nach anderen hinter den Araxes zur Vereinigung

*) Skizze 3.

mit Ismail Pascha zurückgehen. Auch die von dem auf dem Karajalberge*) aufgestellten Beobachtungsposten eingehenden Meldungen ließen auf einen baldigen Abzug der Türken schließen. Am 7. Oktober bemerkte nämlich der dort aufgestellte Beobachtungsoffizier, daß auf den Kjulweran zugewandten Abhängen des Kisil-Tepe und bei Ssubotan die Leichname der gefallenen türkischen Soldaten noch unbestattet lagen, während sie sonst nach dem üblichen mohammedanischen Brauch unverzüglich der Erde übergeben wurden. Auch schien das bisher wahrgenommene geschäftige Treiben nicht mehr im feindlichen Lager zu herrschen.

Die Russen hatten, wie bereits früher**) erwähnt, eine Avantgarde unter General v. Schack zur Sicherung ihres zu beiden Seiten des Karajalberges lagernden Gros nach dem Kabach-Tepe geschoben. Die zum Schutze des Gros und der Avantgarde ausgeschiedenen Vorposten und selbständigen Sicherungsabteilungen sicherten in einer Linie, die, bei Parget beginnend, über Meschko—Kjulweran lief und, dem Tale des Mawriakflusses folgend, über Baschkadükljar schließlich am Utsch-Tepe endete. Durch einige Schwadronen irregulärer Reiterei wurde die Verbindung mit Ardahan aufgenommen, wohin General Komarow mit fünf Ssotnien am 10. Oktober aufgebrochen war, um von neuem den Befehl über die dortigen Truppen zu übernehmen.

Bei dieser Aufstellung der russischen Sicherungsabteilungen war, so aufmerksam und tätig sie auch sein mochten, die unbemerkte Räumung von Ssubotan und Chadjiwali unschwer durch die Türken auszuführen. Dazu brauchten nur mit Einbruch der Dunkelheit die Zelte von ihnen abgebrochen und auf die im Mawriaktale bereitgehaltenen zweirädrigen Karren verladen zu werden.

Schwieriger gestaltete sich schon die unbemerkte Räumung des Kisil-Tepe, auf dem sich außer einem türkischen Lager Geschütze und Magazine befanden. Die geräuschlose Entfernung dieses gesamten Kriegsmaterials erschien in Anbetracht des felsigen Bodens auch bei Nacht kaum ausführbar, ohne die Aufmerksamkeit der russischen Vorposten zu erregen,

Im russischen Hauptquartier war man daher fest davon überzeugt, daß, sollte auch den Türken ein unbemerkter Rückzug von Ssubotan und Chadjiwali glücken, die Räumung des Kisil-Tepe nie stattfinden würde, ohne daß entsprechende Gegenmaßregeln rechtzeitig getroffen werden könnten.

Diese Hoffnung sollte sich nicht verwirklichen. Am 8. Oktober feierten die Türken das Fest des Ramasan. Die Russen glaubten, daß ihre Gegner an diesem, allen Mohammedanern so heiligen Festtage nichts unternehmen würden. Deswegen waren auch besondere Anordnungen nicht getroffen, nur den Posten wie gewöhnlich

*) Skizze 4.
**) Heft 4 des Jahrganges 1904, S. 601.

gespannte Aufmerksamkeit eingeschärft worden. Am Abend flammten in den türkischen Lagern, auch in dem auf dem Kisil-Tepe, die Biwaksfeuer auf. Bevor die Truppen sich zur Ruhe niederlegten, erklangen im ganzen Lager Heilrufe für den Sultan. Dann herrschte tiefes Schweigen. Nur ab und zu wurde die nächtliche Stille vom Hufschlag herumstreifender Kasakenpatrouillen unterbrochen. Nichts deutete darauf hin, daß die Türken gerade in dieser Nacht ihre Stellungen verlassen würden.

Bis zum Abend eröffnete auch Achmed Muchtar Pascha niemandem seine Absicht. Erst um 8⁰⁰ sandte er dem Führer der Truppen auf dem Kisil-Tepe den Befehl, die Räder der Geschütze und Fahrzeuge, um die Aufmerksamkeit der feindlichen Vorposten nicht zu erregen, mit Stroh zu umwickeln und sie dann vorsichtig abfahren zu lassen. Den Geschützen sollten die Trains, diesen die Truppen folgen. Die Biwaksfeuer blieben brennen. Alles wurde so geschickt in die Wege geleitet und ausgeführt, daß die Russen nicht den geringsten Argwohn schöpften. Um 12⁰⁰ nachts war der Kisil-Tepe geräumt. Darauf zogen die bei Ssubotan und Chadjiwali stehenden Truppen in ähnlicher Weise ab.

Erst als es dämmerte, erfuhren die Russen den Rückzug der Türken, aber da ein dichter Nebel die Aladjahöhen bedeckte, war zunächst noch nicht festzustellen, wohin sich der Feind gewandt hatte. Im Hauptquartier, dem die Meldung vom Verschwinden der Türken um 7⁰⁰ morgens durch einen Kasaken überbracht worden war, vermutete man zunächst, daß sie sich nach Kars gewandt hätten. Um 8⁰⁰ morgens begab sich Großfürst Michael Nikolajewitsch mit dem Korpskommandeur, General Loris Melikow, und seinem Stabe nach dem Karajalberge. Da es mittlerweile heller geworden war, so konnte man von hier deutlich wahrnehmen, daß der Gegner seine früheren Stellungen auf den Nordabhängen des Aladja Dag noch besetzt hielt.

Im russischen Hauptquartier entschloß man sich unverzüglich, die von den Türken geräumten Vorstellungen in Besitz zn nehmen. Gleichzeitig unterbreitete General Obrutschew dem Oberkommandierenden folgenden Vorschlag:

Da Muchtar Pascha, voraussichtlich nicht auf Kars, sondern zur Vereinigung mit Ismail Pascha zurückgehen würde, sollte zur Umgehung des rechten feindlichen Flügels eine starke Kolonne von den russischen Hauptkräften entsandt werden, mit der sich noch ein Teil der Truppen des Generals Tergukassow zu vereinigen hätte. Während der Frontalangriff der Hauptkräfte erfolgte, sollte diese Kolonne, wenn Muchtar Pascha auf dem Aladja stehen blieb, ihm in den Rücken fallen; tat er das aber nicht, so sollte sie, auf Ardost vorgehend, seine Vereinigung mit Ismail Pascha verhindern und auf der etwaigen Verfolgung dem einen oder dem anderen der beiden türkischen Heeresteile eine Niederlage beibringen.

Der Plan des Generals Obrutschew fand die Genehmigung des Oberkommandierenden, und die erforderlichen Anordnungen wurden sogleich getroffen.

Sie schrieben folgendes vor:

General Scheremetew*) geht unter Aufklärung gegen Kolonikew auf den Gr. Jagnü vor.

General Heimann**) besetzt unverzüglich Ssubotan.

General Kußminsky***) bemächtigt sich des Kisil-Tepe und der Gegend südlich davon.

General Roop†) stellt sich bei Kjulweran bereit.

---

*) General à la suite Scheremetew.
Dragoner-Regiment Twer.
Kubansches, 2. Wladikawkasskisches, 6. Gorsko-Mosdokskisches, 6. Orenburgisches } Kasaken-Regiment.
5. Kubansche Batterie.

22 Ssotnien und 1 reitende Batterie.

**) Generalleutnant Heimann.
Leib-Grenadier-Regiment Eriwan, Grenadier-Regiment Grusien } 1. Brigade der Kaukasischen Grenadier-Division.
Grenadier-Regiment Mingrelien.
1. Kaukasisches Schützen-Bataillon.
4 Batterien der Kaukasischen Grenadier-Artillerie-Brigade.
2 Kompagnien 1. Kaukasischen Sappeur-Bataillons.

13½ Bataillone und 4 Batterien.

***) Generalmajor Kußminsky.
3 Bataillone Infanterie-Regiments Wladikawkas.
Infanterie-Regiment Jelissawetpol.
2 Ssotnien 1. Gorsko-Mosdokskischen Kasaken-Regiments.
2 irreguläre Ssotnien.
3. Batterie, ½5. Batterie } der 38. Artillerie-Brigade.
3. Batterie, 4. Batterie } der 39. Artillerie-Brigade.
½6. Batterie der 19. Artillerie-Brigade.

7 Bataillone, Ssotnien und 4 Batterien.

†) Generalleutnant Roop.
Grenadier-Regiment Jekaterinoslaw, Grenadier-Regiment Rostow, Grenadier-Regiment Pernau } von der 1. Grenadier-Division.
Dragoner-Regiment Ssjewer.
Astrachansches Kasaken-Regiment.
5 Batterien der 1. Grenadier-Artillerie-Brigade.
2. Kubansche Batterie.
14. Donische Batterie.

9 Bataillone, 8 Ssotnien und 7 Batterien.

General Lasarew*) überschreitet bei Kigatsch den Arpa-Tschai, folgt dem Flußlauf bis Kambin, wo sich ihm das dort stehende Detachement anschließt,**) und marschiert auf Digor weiter. Von der Eriwankolonne stößt zum General Lasarew eine Kolonne unter General Zütowitsch***) in der Stärke von 4 Bataillonen, 2 Ssotnien und 8 Geschützen.

Der Rest der russischen Hauptkräfte in der Stärke von 12 Bataillonen, 31 Ssotnien und 3 Batterien verbleibt zunächst, unter Belassung der bisherigen Avantgarde am Kabach-Tepe, an den Karajalhöhen zur Verfügung des Oberkommandierenden.

Um 10⁰⁰ vormittags trat General Scheremetew mit seinen Reitern an. Seine Avantgarde besetzte bereits um 11⁰⁰ Chadjiwali und schob Schützen nach dem Gr. Jagnü vor.

Gegen Mittag erreichte von den Truppen des Generals Heimann, der zur selben Zeit wie Scheremetew angetreten war, die 1. Brigade der Kaukasischen Grenadier-Division Ssubotan und setzte sich sogleich in den Besitz der von den Türken geräumten Verschanzungen. General Heimann erkundete die vor ihm liegende türkische Stellung und kam zu der Überzeugung, daß Muchtar Pascha sich im vollen Rückzuge auf Kars befände und auf den Abhängen des Aladja Dag nur zeitweilig noch Halt gemacht hätte. Auf Grund dieser Anschauung führte er, um dem Gegner

---

*) Generalleutnant Lasarew.
Infanterie-Regiment Imeretion }
Infanterie-Regiment Kutnis } 40. Infanterie-Division.
Infanterie-Regiment Gurien }
Infanterie-Regiment Abchasien }
Infanterie-Regiment Ssewastopol.
4. Kaukasisches Schützenbataillon.
2 Kompagnien 3. Kaukasischen Sappeurbataillons.
Dragoner-Regiment Nischegorod.
1. } Wolga-Kasaken-Regiment.
2. }
40. Artillerie-Brigade.
1/2 6. Batterie der 39. Artillerie-Brigade.
1/2 6. Batterie der 19. Artillerie-Brigade.
1. Tersche Batterie.
13. Donische Batterie.

17 1/2 Bataillone, 12 Ssotnien und 9 Batterien.

**) Detachement bei Kambin:
2 Bataillone Infanterie-Regiments Baku.
Kisljaro-Grebenskisches Kasaken-Regiment.

2 Bataillone und 4 Ssotnien.

***) General Zütowitsch.
Infanterie-Regiment Derbent.
2 Ssotnien Umanschen Kasaken-Regiments.
5. Batterie der 39. Artillerie-Brigade.

an der Klinge zu bleiben, je zwei Bataillone der Grenadier-Regimenter Grusien und Eriwan auf das rechte Ufer des Mawriakflusses hinüber und befahl den ersteren, die Höhen südlich Ssubotan zu nehmen, während die letzteren südlich von Chadjiwali vorgehen sollten.

Die Ansicht des Generals Heimann erwies sich als irrig, denn Muchtar Pascha dachte gar nicht daran, den Aladja Dag zu räumen. Da er den ganzen Tag noch mit dem Abschieben seiner Trains auf Kars beschäftigt war, mußte ihm vielmehr daran liegen, die angreifenden Russen möglichst lange aufzuhalten. Sobald daher die russischen Bataillone die Mawriakschlucht überschritten und sich zum Angriff anschickten, eröffneten die Türken vom Aladja Dag mit ihren Batterien ein heftiges Feuer und gingen ihrerseits mit neun Bataillonen zum Gegenangriff vor. Der Kommandeur des Grenadier-Regiments Grusien, Oberst Romanowitsch, ließ den Feind auf gute Schußweite herankommen und empfing ihn mit lebhaftem Feuer. Dadurch kam der feindliche Angriff bald ins Stocken. Die Türken wichen zurück und setzten sich wieder in den vorher von ihnen am Fuße des Aladja Dag besetzt gewesenen Schützengräben fest, von wo sie ein stehendes Feuergefecht führten. Oberst Romanowitsch zog die noch in Reserve befindlichen Teile des Regiments vor, konnte aber bei dem Bleihagel, mit dem die Türken seine Grenadiere überschütteten, nur wenig vorwärts Feld gewinnen, obgleich um 3⁰⁰ nachmittags die Mingrelischen Grenadiere und die Kaukasischen Schützen die Gefechtslinie verstärkt hatten. Als um die gleiche Zeit sich vom Awliarberge her neue feindliche Massen vorbewegten, offenbar zur Umfassung des rechten Flügels der Kolonne, setzte General Heimann gegen sie das Leib-Grenadier-Regiment Eriwan ein, das mittlerweile wieder zurückgenommen worden war. Auch hier mißglückte der türkische Angriff, da das Feuer der russischen fahrenden Batterien, die unterdessen die Mawriakschlucht überschritten hatten, die Leibgrenadiere wirksam unterstützte. Der Feind ging hier ebenfalls in seine Verschanzungen zurück, von denen aus er lebhaftes Gewehr- und Geschützfeuer unterhielt. Erst mit Einbruch der Dunkelheit verstummte das Feuer auf der ganzen Linie.

Der russische Verlust war nur gering. Er betrug an Toten 18 Mann, an Verwundeten 17 Offiziere und 189 Mann.

Das Gefecht hatte aber die Lage geklärt. Es stand fest, daß der Gegner seine früheren, schwer zugänglichen Stellungen auf dem Aladja Dag besetzt hielt.

Muchtar Pascha hatte nach der Räumung des Kisil-Tepe und dem Zurückziehen der bei Chadjiwali und Ssubotan stehenden Truppen im allgemeinen die schon einmal von ihm besetzte Stellung wieder eingenommen.

Es standen:

in den Verschanzungen am Ostabhange des Aladja Dag, südlich Kosludja: 12 Bataillone und 12 Geschütze;

auf dem Hauptkamm des Aladja zur Deckung der Wege nach Digor und Dorf Aladja: 5 Bataillone und 3 Geschütze;
bei Palbant am Wege nach Basardjik: 3 Bataillone und 2 Geschütze;
auf dem Inach-Tepe: 1 Bataillon und 4 Geschütze;
auf dem Tschift-Tepe: 4 Bataillone und 3 Geschütze;
auf dem Awliarberg: 4 Bataillone und 3 Geschütze;
bei Wisinkew und den umliegenden Höhen: 11 Bataillone und 19 Geschütze;
auf dem Kl. Jagnü: 8 Bataillone und 18 Geschütze.

In Kars blieben 4 Bataillone, zu denen noch 6 Bataillone vom Korps Ismail Paschas stoßen sollten.

Die etwa 4500 Pferde starke Kavallerie befand sich zum größeren Teil am Awliarberge, zum kleineren bei Schamschi.

Im ganzen belief sich die Stärke der türkischen Truppen auf 62 Bataillone, 45 Ssotnien und 60 Geschütze. Davon vermutete man im russischen Hauptquartier 48 Bataillone mit der entsprechenden Kavallerie und Artillerie auf den Aladjahöhen. Ihre Kopfzahl wurde auf 30 000 Mann veranschlagt.

Die Türken hielten mithin die Strecke von Wisinkew bis zum Inach-Tepe besetzt. Bei dieser neuen, weniger ausgedehnten Stellung erschien ein Angriff in der Front noch gefährlicher als Anfang Oktober und in Anbetracht der Steilheit der Gebirgshöhen fast unausführbar. Darin stimmten alle russischen Führer überein.

Generalleutnant Heimann schlug nun dem Oberkommandierenden vor, ohne das Erscheinen der Kolonne Lasarew im Rücken des Feindes abzuwarten, in der Nacht zum 11. Oktober den Awliarberg zu stürmen und sich dort zu verschanzen. Dieser Vorschlag fand aber nicht den Beifall des Großfürsten, vielmehr wurde General Heimann angewiesen, ohne besonderen Befehl der Heeresleitung keine weiteren Operationen zu unternehmen. Diese durchaus zweckmäßige Anordnung wurde offenbar deswegen getroffen, weil, abgesehen davon, daß auch ein nächtlicher Angriff auf den Awliarberg eine unverhältnismäßig große Einbuße an Menschenleben kosten mußte, ein Rückschlag sehr leicht eintreten konnte, dahingegen ein Angriff unter Mitwirkung der Umgehungskolonne im Hinblick auf den gemeldeten kläglichen Zustand des türkischen Heeres einen bei weitem sichereren Erfolg zu verbürgen schien.

Demnach hing der Ausgang der bevorstehenden Entscheidungsschlacht von dem Zusammenwirken der Operationen auf beiden Abhängen des Aladja Dag ab, im besondern von dem rechtzeitigen Erscheinen der Umgehungskolonne im Rücken des Feindes. Doch in dem Anmarsch letzterer war eine Verzögerung eingetreten.

Dem General Lasarew war befohlen worden, vor dem Aufbruch in Pirwali Proviant für sieben und Furage für fünf Tage zu fassen. Da aber in den Magazinen nur ein zweitägiger Vorrat vorhanden war und Lasarew deswegen den Antritt seiner Bewegung nicht verzögern wollte, meldete er dem Korpskommandeur, daß er

die Vervollständigung seines Bedarfes bei Kambin erwarten werde, wo die Hauptteile seiner Kolonne am 10. Oktober abends eintrafen. Dank dem energischen Eingreifen des Korpsintendanten, Generals Bobachow, war bereits bis zum 11. Oktober abends der befohlene Vorrat an Verpflegung zur Stelle geschafft.

Am 12. Oktober überschritt General Lasarew bei Kambin mit dem Gros seiner Kolonne den Arpa=Tschai, nachdem er Tags zuvor bereits den General Loris Melikow, einen Bruder des Korpskommandeurs, mit $3^1/_2$ Bataillonen, der Kavallerie und 12 Geschützen nach dem Dorfe Digor vorausgeschickt hatte. Dorthin sollte auch General Zütowitsch marschieren, der von der Eriwankolonne über Chadjibairam im Anmarsch war.

Noch in der Nacht vom 10. zum 11. Oktober war eine telegraphische Verbindung zwischen Kambin und Kisilkilissa (südlich Bulanach) hergestellt worden, so daß bereits am 11. Oktober dem General Lasarew alle Befehle telegraphisch zugehen konnten. Oberst Fierkowsky, der mit drei Reiter=Regimentern bei Abdurachman stand, beobachtete westlich des Arpa=Tschai aus der Linie Ani—Aljam, hielt die Verbindung zwischen der Kolonne Lasarew und dem auf dem Kisil Tepe stehenden linken Flügel der Hauptkräfte und patrouillierte gegen den Rücken der Aladjastellung.

Mit dem Übergang der Umgehungskolonne über den Arpa=Tschai wurden die bisher gegen den Aladja Dag vorgeschobenen russischen Kolonnen verstärkt. General v. Schack rückte vom Kabach=Tepe mit einem Regiment, zwei Sappeurkompagnien und einer Batterie,*) zu denen noch ein von Parget kommendes Detachement**) trat, nach dem Gr. Jagnü, der von Oberst Sesemann, dem Kommandeur des 1. Kaukasischen Sappeur=Bataillons, als Stützpunkt für die weiteren Operationen gegen den Aladja Dag befestigt werden sollte. Zur Kolonne Heimann wurde ein Infanterie=Regiment und eine Batterie***) gesandt. Sie hatte bei Chadjiwali Geschützdeckungen für drei weittragende Geschütze aufzuführen. Die um ein Reiter=Regiment und eine Batterie†) verstärkte Kolonne des Generals Kußminsky nahm zwischen dem Kisil=Tepe und Kerchana im Anschluß an die Kolonne Heimann Aufstellung. Während das Grenadier=Regiment Pernau und die 1. Batterie der 1. Grenadier=Artillerie=Brigade unter General Graf Grabbe sich am Kabach=Tepe als Reserve des rechten Flügels bereitstellten,

---

*) Infanterie=Regiment Tiflis.
2 Kompagnien 1. Kaukasischen Sappeur=Bataillons.
5. Batterie der Kaukasischen Grenadier=Artillerie=Brigade.

**) 3 Bataillone Infanterie=Regiments Pjatigorsk.
2. Batterie der 21. Artillerie=Brigade.

***) Grenadier=Regiment Rostow.
2. Batterie der 1. Grenadier=Artillerie=Brigade.

†) Dragoner=Regiment Ssjewer.
2. reitende Kubansche Kasaken=Batterie.

bildete der Rest der Hauptkräfte*) unter General Roop bei Kjulweran die Reserve des linken Flügels. Bei Parget nahmen zu Beobachtungszwecken und zur Sicherung der im Dorfe befindlichen Tränke drei Ssotnien des 7. Orenburgischen und eine Ssotnie des 2. Gorsko-Mosdokskischen Kasaken-Regiments Aufstellung.

Am 11. Oktober ritt der Oberkommandierende die neue Aufstellung der Truppen ab, wobei er in der Stellung des Generals Kußminsky vom Aladja her mit lebhaften Schüssen begrüßt wurde.

Der weitere Vormarsch der Kolonne Lasarew, die am 12. Oktober Digor erreicht hatte, stieß auf ein neues Hindernis. In Digor fand sich allerdings Zütowitsch, wie ihm befohlen war, ein, hatte aber, da der Übergang bei Chadjibairam für Fahrzeuge nicht zu benutzen war, seine Bagage auf einem Umwege unter Bedeckung eines Bataillons über Kambin senden müssen. Lasarews Fuhrwesen war infolge des beschwerlichen Weges weit zurückgeblieben. Die Geschütze waren überhaupt nur mit Hilfe der Bedienungsmannschaften vorwärts zu bringen gewesen. Diese Umstände bewogen Lasarew, seine Truppen am 13. Oktober bei Digor aufschließen und unter dem Schutz einer nach Akrjak vorgeschobenen Avantgarde ruhen zu lassen.

Der Umstand, daß der Marsch der Umgehungskolonne bisher gänzlich ungestört geblieben war, legte in Anbetracht der Möglichkeit, ihn vom rechten Arpa-Tschai-Ufer einzusehen, der russischen Heeresleitung die Vermutung nahe, daß die Ostabhänge des Aladja Dag überhaupt unbesetzt seien und daher über Ani die Herstellung einer unmittelbaren Verbindung mit der Kolonne Lasarew und damit gleichzeitig eine Fortnahme des Jnach-Tepe, auf dem sich in den letzten Tagen keine Artillerie mehr gezeigt hatte, vielleicht ausführbar sei.

Der mit mehreren Reiter-Regimentern, denen als Rückhalt ein Infanterie-Regiment und eine Batterie folgten, unternommene Versuch, den Jnach-Tepe zu nehmen, scheiterte aber völlig an der Wachsamkeit der Türken und an dem Umstande, daß die vorgehenden russischen Truppen nicht nur durch das Feuer türkischer Infanterie, sondern auch durch Artilleriefeuer zurückgewiesen wurden.

Muchtar Pascha glaubte, daß die russische Umgehungskolonne denselben Weg einschlagen würde, wie Anfang Oktober die Kolonne des Generals Schelkownikow, und hielt sie deswegen für lange nicht so gefährlich für das Zurückschaffen seines Trosses wie die Besetzung des Gr. Jagnü durch die Kolonne des Generals v. Schack. Die

*) Vermutliche Zusammensetzung:
3 Bataillone Grenadier-Regiments Neswisch.
1 Bataillon Infanterie-Regiments Wladikawkas.
Grenadier-Regiment Jekaterinoslaw.
4 Batterien der 1. Grenadier-Artillerie-Brigade.
14. Donische Kasaken-Batterie.
1 Batterie der Kaukasischen Grenadier-Artillerie-Brigade.
2 Kompagnien 3. Kaukasischen Sappeur-Bataillons.

Wiedereinnahme dieses Berges schien ihm daher die vornehmste Hauptbedingung für das Gelingen des Rückzuges zu sein. Doch der hierzu am 13. Oktober unternommene Versuch sollte gänzlich fehlschlagen.

Unter der Leitung des Obersten Sesemann hatten die Mannschaften des 1. Kaukasischen Sappeur-Bataillons während der Nacht vom 12. zum 13. Oktober den Gr. Jagnü verschanzt. Auf dem Gipfel waren Geschützdeckungen für vier Geschütze eingeschnitten worden. Schützengräben waren am Westabhange des Berges angelegt worden, während eine Redute für ein Bataillon und vier Geschütze am Südfuße aufgeführt war. Für die Verteidigung der Schützengräben war das III. Bataillon des Grenadier-Regiments Tiflis, für die Redute abwechselnd je ein Bataillon der Grenadier-Regimenter Tiflis und Mingrelien sowie vier Geschütze der 5. Batterie der Kaukasischen Grenadier-Artillerie-Brigade bestimmt worden.

Bei der großen Nähe des Feindes wurde während der Nacht in Gefechtsstellung gelagert.

Da Muchtar Pascha den Gr. Jagnü nur von Kasaken schwach besetzt glaubte, wollte er ihn durch überraschenden Angriff nehmen und bestimmte dazu sechs Bataillone mit drei Geschützen, die bei ihrem Vorgehen durch Artilleriefeuer vom Awliarberge und Kl. Jagnü her unterstützt werden sollten.

Um 4[00] morgens brachen diese Truppen von ihrem Sammelplatze vorwärts Wisinkew nach dem Gr. Jagnü auf. Die Bataillone, die die Kompagnien auseinandergezogen und dichte Schützenlinien auf kurze Entfernung vorgeschoben hatten, begannen den Berg in der Dunkelheit zu erklimmen. Major Ulanowitsch, der Kommandeur des III. Bataillons Grenadier-Regiments Tiflis, dem rechtzeitig durch seine Patrouillen Meldung überbracht war, ließ die sich vorsichtig in der Dunkelheit heranwälzende, schwer erkennbare Masse bis zur halben Höhe des Berges heraufkommen und eröffnete nun erst, während es gerade zu dämmern anfing, ganz unerwartet ein mörderisches Schnellfeuer, das die Türken sogleich in große Verwirrung brachte. Bei dem Versuche, mit Teilen weiter rechts auszuholen, gerieten sie auch noch in das Feuer der Redutenbesatzung und des zu deren Ablösung heraneilenden III. Bataillons Grenadier-Regiments Mingrelien, das sie in voller Flucht auf Wisinkew zurückjagte.

General Heimann sandte auf den Gefechtslärm hin zwei Bataillone Grenadier-Regiments Rostow und eine Batterie zur Unterstützung und befahl der Kavallerie des Fürsten Wittgenstein, von Chadjiwali auf dem geraden Wege nach Wisinkew vorzugehen. Das Gefecht war aber vor Ankunft dieser Verstärkungen bereits beendet.

Die Türken verloren 6 Offiziere und 500 Mann. Viele Patronenwagen, Geschütze und Lasttiere fielen in die Hände der Sieger. Diese hatten eine Einbuße von 93 Toten und Verwundeten.

Der Kampf am 13. Oktober am Gr. Jagnü übte eine solche nachdrückliche Wir-

tung auf die bei Wisinkew aufgestellten Bataillone aus, daß sie zwei Tage später bei dem neuen Zusammenstoß mit den Russen nicht mehr die frühere Standhaftigkeit bewiesen.

Der Rasttag, den die Umgehungskolonne am 13. Oktober gehalten hatte, sollte von großer Bedeutung für den ferneren Gang der Operationen gegen den Aladja Dag werden. Dem General Lasarew war es gelungen, durch geschickt ausgesprengte Gerüchte und dadurch, daß er Eingeborene, die mit Muchtar Pascha in dauernder Verbindung standen, über den Zustand der betreffenden Wege verhören ließ, im türkischen Hauptquartier den Glauben zu erwecken, daß er von Digor gerade in den Rücken der feindlichen Stellung auf dem Aladja Dag marschieren wollte. Gegen Mittag erschienen denn auch auf dem Kamm des Aladja Dag bereits türkische Truppen und begannen, Verschanzungen auszuführen. Auch vergrößerte sich zusehends die Zahl der Zelte im Lager der Abteilung, die den Kamm des Gebirgsrückens besetzt hatte.

Als es General Lasarew so gelungen war, die Türken über seine wahren Absichten zu täuschen, beschloß er am 14. Oktober, nach Basardjik zu marschieren, um nach Einnahme der Orlokberge die Verschanzungen bei Wisinkew im Rücken zu bedrohen.

Der Weg von Digor nach Basardjik führt zunächst über eine Hochebene und folgt dann dem auf beiden Ufern von nassen Wiesen begleiteten Flußtal des Issa-Tschair, an das von Osten und Westen Höhenzüge herantreten. Bei dem für den 14. Oktober auf diesem Wege beabsichtigten Vormarsch bot die Kolonne Lasarew dem auf dem Aladja Dag stehenden Gegner ihre ungeschützte rechte Flanke, und es konnte daher ein Vorstoß der Türken in Richtung auf Digor sie in eine recht schwierige Lage bringen. Dem glaubte General Lasarew durch Zurücklassen von drei Bataillonen und einer Batterie in befestigter Stellung bei Digor und Vormarsch in Staffeln begegnen zu können.

Nach dem für den 14. Oktober gegebenen Befehle sollte die Avantgarde unter Generalmajor Loris Melikow in der Stärke von 4 Bataillonen, dem größeren Teil der Kavallerie und 20 Geschützen um 6⁰⁰ morgens von Akrjak antreten. Nach vier Stunden sollte das 1. Echelon unter General Gurtschin (4 Bataillone, 4 Ssotnien und 8 Geschütze) aufbrechen, dem mit Abständen das 2. Echelon des Generals Rüdsewsky (3 Bataillone und 8 Geschütze) sowie das 3. unter General Alchasow (6 Bataillone und 2 Batterien) folgen sollten. Den Schluß bildete der Troß und die aus 3 Bataillonen und 1 Batterie bestehende Arrieregarde.

Vor dem Aufbruch am 14. Oktober meldeten Kundschafter, daß sechs Bataillone vom Korps Ismail Paschas vom Araxes her nach dem Aladja Dag im Anmarsch

seien. Daraufhin sandte General Lasarew den Major Witte mit $2^1/_4$ Ssotnien zur Aufklärung vor. Major Witte erfuhr, als er 10^{00} morgens in Chadji-Chalil ankam, daß sechs türkische Bataillone die Nacht im Dorfe zugebracht hätten und jetzt, nach ihrem frühen Abmarsch zu schließen, vermutlich bereits am Ziel angekommen wären.

Obwohl von den Orlokbergen alle nach dem Aladja führenden Wege einzusehen waren, also eine sofortige Prüfung der Angabe eigentlich auf der Hand lag, unterließ dies Major Witte und ritt nach Magaradjik weiter, um gegen Kars hin zu beobachten. Da er auch hier nichts vom Feinde gewahrte, marschierte er die von Magaradjik nach dem Turm von Orlok führende Schlucht entlang und bog südlich des Turmes aus, um bei Basardjik sich wieder der Kolonne Lasarew anzuschließen.

Sobald er aber die Schlucht verlassen hatte, sah er sich plötzlich dem letzten der sechs Bataillone Ismail Paschas gegenüber, die von den Orlokbergen sich auf Wisinkew zu bewegten. Die Lage war für die Reiter kritisch! Vor ihnen die zehnfach überlegene Infanterie, hinter ihnen die tiefe Schlucht.

Aber kurz entschlossen attackierte Major Witte das letzte türkische Bataillon, das nach wenigen Minuten zersprengt war. Plötzlich hielten aber die in der Richtung auf Basardjik weiter jagenden Reiter nach Zurücklegen von etwa 600 m vor einem felsigen, tiefen Abhang, der nicht zu überschreiten war.

Ihr kaltblütiger Führer behielt aber auch jetzt den Kopf oben. Er ließ Kehrt schwenken und attackierte von neuem die wieder gesammelte und mittlerweile verstärkte türkische Infanterie, die ihm den Rückweg zu versperren suchte. Trotz des heftigen Salvenfeuers der Türken gelang es den Dragonern und Kasaken, sich zum zweiten Male, mit ihren unerschrockenen Führer an der Spitze, den Weg zu bahnen.

Nachdem es Major Witte gelungen war, die Schlucht zu überschreiten, befand er sich in Sicherheit und gewährte zunächst seinen auf das äußerste erschöpften Reitern die nötige Ruhe. Erst am 15. Oktober um 3^{00} morgens gelangte er nach Akrjak, von wo er dann erst wieder den Anschluß an die Umgehungskolonne gewann.

Der Verlust der Russen belief sich an Toten auf 1 Offizier, 27 Mann, an Verwundeten auf 28 Mann.

Inzwischen war General Lasarew seiner Avantgarde mit einem Teil der Kavallerie und sechs reitenden Geschützen vorausgeeilt, um gegen Basardjik und Chadji-Chalil zu erkunden.

Als er sich überzeugt hatte, daß die leicht zu verteidigenden, verschanzten Höhen nördlich Basardjik von bedeutenden feindlichen Kräften besetzt waren, entschloß er sich unverzüglich, die nur von Beobachtungsposten besetzten Höhen von Schatür-Ogli zu nehmen, von denen aus er die feindliche Stellung zu flankieren und sich den Weg auf Wisinkew zu öffnen beabsichtigte.

Es war 11^{00} morgens, als General Zütowitsch den Befehl erhielt, mit der

Avantgarde*) vom Wege nach Basardjik links abzubiegen und sich zum Angriff gegen die Höhen von Schatür-Ogli zu entwickeln.

Als die Türken diese Angriffsbewegung bemerkten, setzten sie aus dem Lager von Basardjik 3 und aus dem von Wisinkew 6 Bataillone nach den Höhen von Schatür-Ogli in Marsch. Gleichzeitig zeigten sich auf den Höhen von Basardjik noch neue Bataillone, die Zütowitsch's Avantgarde zu umgehen drohten.

General Lasarew, der den Gang der Ereignisse vom linken Ufer des Jssa-Tschair beobachtete, befahl dem Fürsten Orbelian, Kommandeur des 2. Wolga-Kasaken-Regiments, der an der Spitze des ersten Echelons folgte, mit seinem Regiment und je einer Dragoner- und Kasaken-Ssotnie**) die Höhen östlich des Flußtals zu besetzen, um die von Basardjik her anstürmenden Türken aufzuhalten. Die Leitung des Kampfes bis zur Ankunft der Hauptkräfte des Generals Gurtschin übernahm hier der Chef des Stabes der Umgehungskolonne, Oberst Malam.

Fürst Orbelian erreichte schnell die Höhen, ließ sein Kasaken-Regiment zum Fußgefecht absitzen und empfing die vorgehenden Türken mit Schützenfeuer. Zwei Schwadronen behielt er als Reserven zurück.

Die nassen Wiesen, die, wie erwähnt, den Flußlauf begleiteten, zwangen aber die Türken, von der beabsichtigten Umgehung der russischen Avantgarde abzusehen. Sie mußten sich damit begnügen, nur vom Fuße der Höhen von Basardjik ein Feuergefecht zu liefern, in dem die besser bewaffneten Kasaken ihnen im Verlauf einer halben Stunde empfindliche Verluste beibrachten.

Als General Gurtschin mit der Infanterie des 1. Echelons erschienen war, löste er die Kasaken durch das 4. kaukasische Schützen-Bataillon ab, dessen wohlgezieltes Feuer den Gegner bald wieder zum Rückzug nach den Höhen nördlich Basardjik zwang. Als das gelungen war, wandte sich General Gurtschin mit zwei Bataillonen der Regimenter Baku und Gurien sowie einer Batterie gegen die Höhen von Schatür-Ogli, wo mittlerweile ein hartnäckiger Kampf entbrannt war.

Den Türken war es nämlich gelungen, noch rechtzeitig diese Höhen zu besetzen und Deckungen für ihre Schützen auszuwerfen. General Zütowitsch ließ die Artillerie in Stellung gehen und mit zwanzig Geschützen den Feind beschießen. Dann gingen das Infanterie-Regiment Derbent und die Sappeure zum Angriff vor. Sie erklommen, in geschickter Weise die Vorteile des Geländes ausnutzend, den Berg und vertrieben die Türken aus ihren Schützengräben. An diesem Kampfe hatte sich auch

*) Infanterie-Regiment Derbent.
2 Kompagnien 3. Kaukasischen Sappeurbataillons.
1 Batterie der 40. Artillerie-Brigade.
1. reitende Twersche Batterie.

**) 1 Eskadron Dragoner-Regiments Nischegorod.
1 Ssotnie 2. Kisljaro-Grebenskischen Kasaken-Regiments.

General Gurtschin mit den von ihm dazu bestimmten Truppen wirksam beteiligen können.

Die Türken waren nur eine kurze Strecke nach einer Höhe, die nördlich der zuerst von ihnen besetzten gelegen war, zurückgegangen und hatten hier, wo die sechs von Wisinkew herangeführten Bataillone bereits eine Aufnahmestellung genommen hatten, sich wieder gesetzt und schnell mit Schanzarbeiten begonnen. Obwohl bis zur Dämmerung nur noch eine Stunde Zeit blieb, entschloß sich General Lasarew, der sich wohl bewußt war, daß die im Eingraben sehr gewandten Türken ihre Stellung während der Nacht in eine Festung verwandeln würden, zum sofortigen Angriff. Die Leitung übertrug er dem General Schelkownikow.

Mit großer Anstrengung wurde die 1. Batterie der 40. und ein Zug der 6. Batterie der 39. Artillerie-Brigade auf den bereits erstürmten Höhen in Stellung gebracht, von wo sie ein wirksames Feuer auf die feindliche Infanterie eröffneten. Hierauf gingen das Infanterie-Regiment Derbent und die Sappeure erneut zum Angriff vor. Nachdem es ihnen mit vieler Mühe gelungen war, in die vordersten, auf das hartnäckigste verteidigten Gräben einzudringen, blieben sie im unaufhaltsamen Vorgehen von einer Deckung zur andern. Überall wurde der Feind vertrieben und flüchtete unter Zurücklassen vieler Waffen nach Wisinkew.

Die hereinbrechende Dunkelheit und die zerklüftete Bodenform hinderten die Verfolgung. Die Infanterie machte auf der genommenen Höhe halt, während die Kavallerie in der Richtung auf Orlok vorging.

Der russische Verlust in diesem glänzenden Gefecht belief sich auf 6 Offiziere und 120 Mann an Toten und Verwundeten.

Als am 15. Oktober um 2^{00} morgens Meldungen von dem glücklichen Ausgange des Gefechts bei Basardjik im Korps-Hauptquartier eintrafen, entschloß sich der Oberkommandierende, mit allen Kräften die Aladjahöhen anzugreifen. Im Zelte des Großfürsten wurde um 3^{00} morgens der allgemeine Angriffsbefehl von General Obrutschew aufgesetzt.

Die zum Frontalangriff bestimmten Truppen hielten in der Nacht vom 14./15. Oktober in der uns bekannten Zusammensetzung die gleichen Stellungen wie bisher inne.

Danach bezeichnete den rechten Flügel etwa die Linie Kabach-Tepe—Gr. Jagnü, die Mitte die Linie Chadjiwali—Ssubotan. Der linke Flügel stand nördlich Kerchana und hinter ihm, vorwärts Kjulweran, die Reserve. Die an den bezeichneten Stellen zusammengezogenen Truppen zählten: 41 Bataillone, 8 Eskadrons, 46 Ssotnien und 160 Geschütze.

Die noch vor Tagesanbruch an die verschiedenen Angriffskolonnen gelangten Befehle bestimmten folgendes:

1. Die Kolonne des Generals v. Schack hält den Gr. Jagnü gegen etwaige

Angriffe vom Kl. Jagnü oder von Kars her und verhindert durch Artilleriefeuer die Verbindung zwischen Wisinkew und dem Awliarberg.

2. General Heimann sucht sich in den Besitz des Awliar zu setzen.

3. General Kußminsky geht auf Kerchana vor und hält den auf dem Aladja Dag stehenden Feind fest.

4. Generalleutnant Roop hält mit der Reserve und zwei Bataillonen Regiments Pernau*) die Verbindung zwischen den Abteilungen der Generale Heimann und Kußminsky und folgt in zweiter Linie auf dem von Ssubotan nach dem Tschift-Tepe führenden Wege.

5. Die Kavallerie des rechten Flügels greift vom Kabach-Tepe aus in der Richtung auf Wisinkew herum, während auf dem linken die des Generals Roop unter Zurücklassen eines Dragoner-Regiments bei der Reserve den rechten feindlichen Flügel umfaßt.

6. Dem General Lasarew wurde befohlen, seinen Vormarsch am 15. Oktober im Einklang mit dem Angriff der Hauptkräfte fortzusetzen.

Um 6^{30} morgens begannen die Truppen den Vormarsch. Das Leibgrenadier-Regiment Eriwan, 3 Bataillone Infanterie-Regiments Pjatigorsk, das 1. Kaukasische Schützen-Bataillon und das 1. Kaukasische Sappeur-Bataillon mit 8 neunpfündigen Batterien gingen gegen den Awliar vor, während General Awinow, der sich auf dem südlichen Ufer der Ssubotanschlucht befand, den Befehl erhielt, mit seiner Brigade, den Grenadier-Regimentern Grusien und Rostow, sowie außerdem drei Batterien, mit Tagesgrauen zwischen den Ruinen von Kisilkilissa und dem Awliar vorzugehen, um diesen nach Überschreiten der Bulanachschlucht von Süden anzugreifen. Da aber ein Durchschreiten der Schlucht mit Geschützen an der im Befehl bezeichneten Stelle unmöglich und die Ausführung des Befehls nur auf dem Wege Ssubotan—Chadjiwali durchführbar war, führte General Awinow um 5^{00} morgens seine Brigade auf das nördliche Ufer der Schlucht wieder hinüber und stellte sich mit ihr auf dem linken Flügel des Eriwan-Regiments auf, das, wie erwähnt, für den Angriff des Awliar von Osten bestimmt war. Mit diesen Anordnungen des Generals Awinow war General Heimann völlig einverstanden.

Das allgemeine Vorgehen des rechten russischen Flügels mußte um so größere Bestürzung bei den Türken hervorrufen, weil noch Kriegsmaterial aller Art von ihnen zurückzuschaffen war. Mit der Aufsicht hierüber hatte Muchtar Pascha noch am 14. Oktober seinen Stabschef Hassan Kiasim Pascha beauftragt, der den ganzen Troß zunächst bei Palbant zusammenziehen und von da nach Kars abschieben sollte. Er hatte auch einen etwaigen Angriff der Russen abzuwehren.

Sobald nun die Türken das Vorgehen der Russen auf den Awliar bemerkten,

*) Sie waren vom Kabach-Tepe wieder herangezogen worden.

führte Hassan-Pascha eine Batterie von Palbant vor und besetzte außerdem den nördlichen Abhang des Tschift-Tepe mit Schützen. Unterdessen hatte General Awinow Bulanach besetzt und mit der 3. Batterie der kaukasischen Grenadier-Artillerie-Brigade auf etwa 1200 m das Feuer auf den Awliarberg eröffnet. Vom Grenadier-Regiment Grusien hatte er gleichzeitig je ein Bataillon gegen den Südabhang des Awliarberges, gegen Palbant und gegen den Nordabhang des Tschift-Tepe entwickelt, während das IV. Bataillon die Artillerie-Bedeckung bildete. Dem Regiment Rostow war der Befehl geworden, wieder auf das südliche Ufer der Schlucht zurückzugehen, um die linke Flanke der zu gleicher Zeit nach drei Seiten fechtenden Grusier zu sichern. Die gesamte Artillerie des rechten Flügels hatte um diese Zeit mit einer allgemeinen Beschießung des Awliarberges begonnen.

Mittlerweile näherte sich auch die Kolonne des Generals Kußminsky, deren linken Flügel das 2. Wladikawkaskische Infanterie-Regiment mit der 1. Batterie der 1. Grenadier-Artillerie-Brigade und deren rechten das Infanterie-Regiment Jelissawetpol mit der 3. Batterie der 38. Artillerie-Brigade bildete, den türkischen Verschanzungen auf dem östlichen Teil des Aladja Dag.

Auf diesem Flügel hatten die Türken schon bei den ersten feindlichen Schüssen den Inach-Tepe geräumt, den ein Bataillon des Regiments Wladikawkas sogleich besetzte. Während die Kavallerie des linken russischen Flügels den Inach-Tepe umging und bei Schamschi stehende feindliche Baschibusuks vertrieb, hatte General Kußminsky seine Batterien fast bis in die Schützenlinie vorgezogen, von wo aus sie in wirksamster Weise die türkischen Verschanzungen beschossen.

Um 9⁰⁰ morgens war der Kampf auf der ganzen Linie der Aladjastellung entbrannt. Gelang es den Russen, den Awliarberg zu nehmen und damit die feindliche Stellung zu durchbrechen, so mußte die Lage des türkischen rechten Flügels sehr kritisch werden.

Auch der Artillerie des Generals Heimann war es mittlerweile bis 10⁰⁰ vormittags geglückt, unter geschickt ausgeführtem Stellungswechsel bis auf wirksame Kartätschschußweite an den Awliar heranzukommen. Der Gipfel dieses Berges war in kurzer Zeit durch die springenden Geschosse in dichten Rauch gehüllt und mit schwarzen Furchen bedeckt. Bald verstummte das Feuer der hier und auf dem Tschift-Tepe stehenden feindlichen Geschütze. Die bei Chadjiwali errichtete schwere Batterie beschoß gleichzeitig die Gegend hinter dem Awliar. Fortwährend fielen ihre Geschosse nach Palbant hinein, das um diese Zeit gerade von langen Truppenzügen und Troßkolonnen, die nach Kars marschierten, durchschritten wurde. Trotz dieser ungünstigen Lage verzagten aber die Verteidiger des Awliar nicht, sondern setzten mit bewunderungswürdiger Kaltblütigkeit den aussichtslosen Kampf fort.

Muchtar Pascha beobachtete diese Vorgänge von den Höhen von Wisinkew aus. Da er wohl wußte, was der Verlust des Awliarberges für seinen rechten Flügel

bedeutete, unternahm er um 10⁰⁰ vormittags einen Gegenangriff gegen die Kolonne des Generals Heimann, um dessen unaufhaltsames Vordringen gegen die Mitte der türkischen Stellung zum Stehen zu bringen.

Der Angriff der sieben türkischen Bataillone, die hierzu von Wisinkew aus vorgingen, stieß auf das I. Bataillon des Leibgrenadier-Regiments Eriwan. Unter seinem heldenmütigen Führer, Major v. der Hoppe, ging das Bataillon noch eine kurze Strecke vor und wies, mit seinem linken Flügel an den Westabhang des Awliar gelehnt, alle Angriffe des weit überlegenen Feindes erfolgreich zurück. Merkwürdigerweise griff General v. Schack vom Gr. Jagnü her in diesen Kampf nicht ein, sondern behielt die Front gegen den Kl. Jagnü bei. Als von der Kolonne Heimann das 1. Kaukasische Schützen-Bataillon und das 1. Kaukasische Sappeur-Bataillon endlich zur Verstärkung herannahten, jagten die braven Leibgrenadiere im Verein mit ihnen die Angreifer zurück. Damit war die Gefahr für den rechten Flügel der Kolonne Heimann beseitigt.

Da durch das Erscheinen der Umgehungskolonne im Rücken des türkischen linken Flügels das Schicksal des Awliar sich entscheiden mußte, ein Umstand, der jeden Augenblick eintreten konnte, sandte der Korpskommandeur um 11^{30} vormittags einen Offizier zum General Heimann mit dem Befehl, den Angriff nicht übermäßig zu beeilen, sondern zunächst das Ergebnis der Operation der Umgehungskolonne abzuwarten.

Als aber gegen Mittag das Feuer beim Feinde schwächer und schwächer wurde und die feindlichen Schützen in kleinen Abteilungen bis zu zehn Mann von den niedrigen Schützengräben in die dahinter gelegenen höheren flüchteten, hielt General Heimann auch ohne Eingreifen der Kolonne Lasarew die Zeit zum Sturm für gekommen und gab Befehl zum allgemeinen Vorgehen. Es war 12^{30} mittags, als das Geschützfeuer auf dem rechten russischen Flügel plötzlich verstummte und die Infanterie mit lauten Hurrarufen in die Verschanzungen eindrang. Die auf dem Awliar und bei Palbant stehenden Türken flohen unter Zurücklassen von drei Geschützen und einer Menge Kriegsmaterial in der Richtung auf Magaradjik, verfolgt von den Truppen des Generals Heimann, die um diese Zeit den Raum vom Gr. Jagnü bis nach dem Tschift-Tepe hin innehatten.

Der Korpskommandeur, der seit 6^{00} morgens bei Ssubotan hielt, hatte mittlerweile aus der Reserve das Grenadier-Regiment Neswisch und ein Bataillon Regiments Pernau zur Verstärkung der Kolonne Heimann vorgezogen und Generalleutnant Roop befohlen, mit dem Rest der Reserve und den Truppen des Generals Kußminsky den rechten türkischen Flügel ebenfalls zurückzuwerfen. Hierauf ritt General Loris Melikow zum General Heimann und befahl ihm, die Brigade Awinow auf Palbant vorzusenden, um so den noch auf dem Aladja stehenden Türken den Rückweg zu verlegen, mit seinen übrigen Truppen aber auf Wisinkew zu ver-

folgen. Die Bataillone des Pjatigorskischen Regiments sollten den Awliarberg besetzt halten.

Es war 1⁰⁰ mittags, etwa um die Zeit der Einnahme des Awliar durch General Heimann, als die durch das Regiment Jekaterinoslaw und die Artillerie der Reserve verstärkte Kolonne des Generals Kußminsky ihrerseits auch zum entscheidenden Angriff schritt.

In der feindlichen Stellung machte sich gerade um diese Zeit eine gewisse Unruhe bemerkbar, auch zog der Gegner Geschütze aus der Feuerstellung zurück, alles Umstände, die schon an und für sich für die unverzügliche Eröffnung eines energischen Angriffes sprachen.

Während das Regiment Wladikawkas die steilen östlichen Abhänge des Aladja Dag erklomm, um den rechten Flügel der türkischen Verschanzungen umfassend anzugreifen, ging das Regiment Jelissawetpol von Kerchana aus vor. Unterdessen verstärkte die Mehrzahl der russischen Batterien ihr Feuer, die 1. Batterie der 1. Grenadier-Artillerie-Brigade erklomm sogar den steilen Abhang und beschoß den Gegner aus nächster Nähe. Die türkische Infanterie hielt nicht stand, sondern zog sich schleunigst in eine höher am Bergrande gelegene Reihe von Schützengräben zurück, zu deren Verlassen sie aber bald durch einen ihre beiden Flügel bedrohenden Angriff der Regimenter Wladikawkas und Jelissawetpol sowie durch das plötzliche Erscheinen eines Zuges Dragoner*) mit vier Geschützen der 2. Kubanschen Batterie in ihrem Rücken genötigt wurde. In völliger Unordnung wich der Feind in eine dritte Reihe von Verschanzungen zurück, welche von der unmittelbar nachdrängenden russischen Infanterie mit den Türken zugleich erreicht und durch Bajonettkampf gesäubert wurde. Dabei nahm das Regiment Jelissawetpol 2 Offiziere und 200 Gemeine, das Regiment Wladikawkas gegen 40 Mann gefangen. Die der Gefangenschaft entronnenen Türken flüchteten teils nach dem Tschift-Tepe, teils nach dem Südabhang des Aladja.

Um 4⁰⁰ nachmittags waren somit auch die Stellungen des rechten türkischen Flügels in den Händen der Russen.

Die außerordentliche Ermüdung der Leute zwang General Roop, den Truppen zunächst auf dem eroberten Aladja Dag eine kurze Rast zu gewähren. Hierauf gingen die Regimenter Jelissawetpol und Wladikawkas zur Verfolgung vor. Es folgte ihnen das Regiment Jekaterinoslaw mit der 6. Batterie der 1. Grenadier-Artillerie-Brigade. Die Kavallerie unter Befehl des Fürsten Tschawtschawadse sicherte den linken Flügel, während der erwähnte Zug des Dragoner-Regiments Ssjewer mit den vier Geschützen oben auf dem Kamm des Aladja Dag vorging.

In Chadjiwali, wo der Hauptverbandplatz errichtet war, war ein Bataillon Regiments Pernau zurückgeblieben. General Awinow, den wir im Vormarsch auf

*) Vom Dragoner-Regiment Ssjewer.

Palbant verlassen haben, folgte nunmehr der sich auf Wisinkew zu bewegenden Kolonne Heimann, um sich mit ihr wieder zu vereinigen.

Nach dem an der Tapferkeit des I. Bataillons Leibgrenadier-Regiments Eriwan gescheiterten Versuch, die Vorbewegung des rechten russischen Flügels nach dem Awliar zum Stehen zu bringen, beschloß Muchtar Pascha, die Höhen bei Wisinkew zu halten, um dadurch den Trümmern seiner Armee den Rückzug auf Kars zu ermöglichen. Zu diesem Zweck versammelte er hier 15 Bataillone, 5 Eskadrons und 12 Geschütze. Mit ihnen glaubte er, den Angriff auf seinen äußersten linken Flügel bis zum Einbruch der Dunkelheit aufhalten zu können, um dann auch mit diesen Truppen auf Kars zurückzugehen.

Sobald die vom Awliar vorgehenden Russen sich den Höhen von Wisinkew näherten, eröffneten die Verteidiger das Feuer. General Heimann machte mit der in erster Linie befindlichen Infanterie an den Südwestabhängen des Gr. Jagnü halt, um zunächst die in größerer Entfernung folgenden Reserven herankommen zu lassen und erwiderte mit seinen Batterien das Feuer der Türken. Da dieses ziemlich planlos abgegeben wurde, verursachte es den Russen so gut wie gar keine Verluste. Nachdem es ungefähr eine halbe Stunde gedauert hatte, verstummte es plötzlich ganz. Auf dem rechten Flügel der Türken erschien eine wohlgeordnete, offenbar feindliche Reitermasse, die schnell auf die Schützengräben zujagte. Gleichzeitig waren im Süden der Höhen von Wisinkew Kanonenschüsse hörbar. Nach Verlauf einiger Minuten war deutlich zu erkennen, daß die Türken übereilt den Rückzug auf Kars antraten. Diese Panik, die den Feind ergriff, rührte von dem Erscheinen der Vortruppen der Umgehungskolonne in seinem Rücken her.

Da General Lasarew nicht durch zu frühzeitigen Angriff seine Truppen einer vereinzelten Niederlage aussetzen wollte, hatte er erst um 10⁰⁰ vormittags, als der Befehl zum Vorgehen ihn erreichte, die nötigen Anordnungen getroffen. Sie besagten etwa folgendes:

1. Um dem auf dem Aladja Dag stehenden Feind den Rückweg zu verlegen, besetzen 6 Bataillone mit 18 Geschützen unter Generalleutnant Schatilow die Höhen westlich und 2 Bataillone unter General Alchasow die Höhen östlich Basardjik.

2. Unter General Zütowitsch geht eine Kolonne von 7 Bataillonen und 28 Geschützen auf dem Wege von Orlok nach Wisinkew vor. Später teilt sich die Kolonne, und zwar greift General Schelkownikow mit 3 Bataillonen und 20 Geschützen die Höhen bei Wisinkew von Süden, General Zütowitsch mit dem Rest der Kolonne von Westen an.

3. Drei Bataillone und 3 Ssotnien unter dem General Gurtschin gehen in den Zwischenraum zwischen Tschift-Tepe und den Höhen von Wisinkew vor, um in den Kampf der in der Front angreifenden Hauptkräfte einzugreifen.

4. Die Kavallerie folgt zum Teil*) hinter den Bataillonen des Generals Schelkownikow, zum Teil**) sichert sie die linke Flanke der Kolonne des Generals Zütowitsch.

5. Die übrigen Truppen bleiben vorläufig in Reserve und werden dem General Schatilow unterstellt.

Die Höhen von Wisinkew, gegen die sich der Hauptangriff des Generals Lasarew richtete, liegen mit unregelmäßigen Zwischenräumen zerstreut auf einer breiten, flachen Hochfläche. Die nach Kars zu, also im Westen und Norden gelegenen Gipfel dieser Hügelkette haben sehr steile, steinige Abfälle, während die im Osten nnd Süden gelegenen weniger abschüssig und darum auch leichter ersteigbar sind.

Diesen schwachen Teil der Stellung hatten die Türken durch Anlage von mehrreihigen Schützengräben und Batterieeinschnitten verstärkt. General Schelkownikow ging von Süden her auf Kanonenschußweite an die Wisinkew-Höhen heran und vertrieb durch das Feuer seiner Artillerie die Türken in kurzer Zeit aus der vordersten Reihe der Schützengräben. Um die sich zum Rückzug Wendenden nicht wieder zur Besinnung kommen zu lassen, befahl General Lasarew der der Kolonne Schelkownikow folgenden Reiterei, den weichenden Feind in der Flanke anzufallen. Die Türken hatten die erste Reihe der Schützengräben noch nicht ganz geräumt, als die Reiterei bereits in die Schützengräben eindrang.

Zur selben Zeit ertönten Hurrarufe im Rücken der Höhen von Wisinkew; General Zütowitsch hatte sie von Westen umgangen. Die Türken verließen eiligst ihre Stellung, wobei es ihnen jedoch gelang, sämtliche Geschütze mitzuführen.

Bei Wisinkew trafen sich um diese Zeit die Generale Loris Melikow, Obrutschew, Heimann, Lasarew und Schelkownikow.

Nach gegenseitiger Begrüßung wurden Befehle ausgegeben, die den Zweck hatten, einmal die Verfolgung in der Richtung auf Kars fortzusetzen und andererseits ein Entweichen der Türken vom Aladja Dag und Tschift-Tepe nach Süden auf Kagisman zu verhindern.

Die getroffenen Anordnungen waren etwa folgende:

1. Die Kavallerie der Umgehungskolonne unter Generalmajor Loris Melikow verfolgt die Türken in Richtung auf Kars.

2. Die Kavallerie der Kolonne Heimann unter dem General Fürsten Schtscherbatow schließt den Kl. Jagnü ein und schneidet seinen Verteidigern den Rückweg nach Kars ab.

---

*) 3 Eskadrons Dragoner-Regiments Nischegorod.
3 Ssotnien 2. Kisljaro-Grebenskischen Kasaken-Regiments.

**) 1. Wolga-Kasaken-Regiment.
1 Ssotnie des 2. Wolga-Kasaken-Regiments mit Raketen-Abteilung.
3. Dagestansches irreguläres Reiter-Regiment.

3. Die Grenadier-Regimenter Rostow, Grusien und das 1. Kaukasische Sappeur-Bataillon gehen auf den südöstlichen Teil der Höhen von Wisinkew und stellen sich dort mit der Front gegen den Tschift-Tepe auf.

4. General Gurtschin verstärkt seine Kolonne durch 2 Bataillone Regiments Baku mit der 3. und 4. Batterie der 40. Artillerie-Brigade und schließt den Tschift-Tepe von Westen ein.

5. General Schatilow besetzt alle Wege, die vom Aladja Dag über die Höhen von Basardjik führen. Zur Beobachtung des von Karakala nach Digor führenden Weges hat er 3 Bataillone unter Befehl des Generals Rüdsewsky zu bestimmen.

Von dem so auf allen Seiten umstellten Tschift-Tepe, wo sich gegen 4⁰⁰ nachmittags bereits eine immer mehr anschwellende Menge bewaffneter Leute zusammendrängte, eröffneten die Türken eine planlose Beschießung der Kolonne des Generals Gurtschin, die von der 3. und 4. Batterie der 40. Artillerie-Brigade wirksam erwidert wurde. Es war deutlich zu sehen, wie jedesmal nach dem Einschlagen eines Geschosses die Menge auf dem Berge auseinanderstob, um sich bald darauf von neuem in wirrem Knäuel um die Geschütze zusammenzuballen. Während der Beschießung des Tschift-Tepe erhielt der Korpskommandeur die Meldung, daß die zur Verfolgung auf Kars vorgesandte Kavallerie des Generals Loris Melikow die fliehenden Türken zu Hunderten gefangen nehme. Trophäen, bestehend aus erbeuteten Fahnen und Geschützen, wurden von allen Seiten eingebracht. Die abgesessenen Reiter des Fürsten Schterbatow legten sich in den Schluchten in den Hinterhalt und feuerten auf die eilig vom Kl. Jagnü zurückweichende türkische Infanterie, die die Kavallerie des Fürsten Witgenstein nun auch im Rücken packte.

Der Großfürst, der bis dahin bei Chadjiwali gehalten hatte, befahl persönlich dem dort stehenden I. Bataillon Regiments Pernau, hinter den sich zurückziehenden Türken in den Raum zwischen Awliar und Tschift-Tepe vorzugehen und ritt um 5⁰⁰ mit seinem Stabe nach den Höhen von Wisinkew, wo sich der ihn schon längere Zeit vergeblich suchende Korpskommandeur um 7⁰⁰ abends ebenfalls einfand.

Der Großfürst war im Laufe des Nachmittags bereits in Unterhandlungen mit dem Führer der auf dem Tschift-Tepe eingeschlossenen Türken eingetreten. Da sich diese Verhandlungen infolge von Mißverständnissen hinzuziehen schienen, bevollmächtigte er den Korpskommandeur, mit dem ältesten der türkischen Generale, Omer Pascha, die Kapitulation ohne Aufschub abzuschließen.

Es war bereits 9⁰⁰ abends als General Loris Melikow mit wenigen Begleitern die Höhen von Wisinkew verließ und sich zum Tschift-Tepe begab, auf dessen östlichem Abhange um ein kleines Feuer General Roop, Oberst v. Peters und die türkischen Generale Omer Pascha und Hassan Kiasim Pascha beratschlagend saßen. Um 1⁰⁰ nachts wurde endlich die Kapitulation von den beiderseitigen Bevollmächtigten unterzeichnet.

Omer Pascha übergab die bei ihm befindlichen Trümmer der türkischen Armee mit allem Kriegsmaterial als kriegsgefangen, nachdem er für die Offiziere die Beibehaltung der Waffen und des Privateigentums sowie die Freilassung der Ärzte und Diener sich ausbedungen hatte.

Die russischen Truppen, die ungeduldig den Tagesanbruch erwarteten, begannen vor Morgengrauen den Berg in dichter Kette zu umschließen. Um 5^{00} morgens war die Übergabe der Kriegsgefangenen beendet, die nun unter Bedeckung der Bataillone des Regiments Jekaterinoslaw zunächst vom Tschift-Tepe nach Wisinkew gebracht wurden.

Die Zahl der Gefangenen betrug 8000 Mann mit 7 Paschas und über 250 Offizieren. Auf dem Gipfel des Tschift-Tepe waren gegen 8000 Gewehre niedergelegt und 22 Geschütze zurückgelassen worden. Durch die Kolonne des Generals Lasarew wurden 1000 Mann zu Gefangenen gemacht und 7 Geschütze erbeutet. Außerdem waren auf dem Schlachtfelde noch 3 Geschütze, eine Menge Kriegsvorräte, viele Zelte und verschiedenes Kriegsmaterial in die Hände der Sieger gefallen. Die Armee Muchtar Paschas war aufs Haupt geschlagen und in alle Winde zerstreut. Gerettet hatten sich aus der allgemeinen Katastrophe 5 Bataillone, die bereits vor Beendigung des Kampfes nach Kagisman abgezogen waren, und ebenso die aus 8 Bataillonen bestehende Besatzung des Kl. Jagnü. Während der Dauer des Kampfes waren außerdem etwa gegen 3500 Mann sowie die gesamte irreguläre Reiterei teils nach Kars, teils nach anderen Richtungen geflüchtet. Achmed Muchtar Pascha war, als seine Bataillone bei Wisinkew dem Ansturm der Truppen Lasarews erlagen, mit ihnen nach Kars zurückgegangen.

Diesen glänzenden Sieg hatten die Russen mit einer im Vergleich zu den gewonnenen Trophäen gering zu nennenden Einbuße errungen. Ihr Verlust belief sich an Toten auf 12 Offiziere, 174 Mann, an Verwundeten und Vermißten auf 47 Offiziere und 2000 Mann.

Die Schlacht am Aladja Dag ist die einzige Schlacht von weittragender Bedeutung auf dem Kriegsschauplatz in Armenien. Sie ermöglichte den Russen die Einschließung und Erstürmung von Kars sowie die Einleitung und Durchführung der Verfolgung der geschlagenen Türken bis an die Tore von Erserum.

Die Kämpfe im Anfang des Monats Oktober hatten dem Großfürsten Michael Nikolajewitsch den Weg gewiesen, auf dem voraussichtlich ein durchschlagender Erfolg über die Hauptkräfte Muchtar Paschas zu erringen war.

Die sofortige Besetzung der von den Türken geräumten Stellungen sowie die Entsendung der starken Umgehungskolonne unter General Lasarew, einem mit den Gebräuchen der Landeseinwohner und den örtlichen Verhältnissen Kaukasiens wohl

vertrauten Führer, in den Rücken der feindlichen Stellung waren durchaus der Lage entsprechend angeordnet worden.

Ob dieser vom Aladja Dag aus vom Anfang an einzusehende Umgehungsmarsch einem ungebrochenen, tätigeren Gegner gegenüber ausführbar gewesen wäre, ist allerdings zweifelhaft. Eine zeitweilige Verteidigung der Arpa-Tschai-Übergänge, die das überhöhende Gelände auf dem rechten Flußufer so ungemein begünstigte, wäre durch rechtzeitige Besetzung der betreffenden Übergangsstellen leicht ausführbar gewesen. Sie hätte sich ohne Schwierigkeit schon aus der Gesamtlage von selbst ergeben, wenn nur die Masse der türkischen Reiterei an der richtigen Stelle, auf dem rechten Flügel verwandt worden wäre. Diese hätte, erforderlichenfalls noch durch einige Infanterie-Bataillone und Batterien unterstützt, in günstiger Stellung dem General Lasarew wohl einen vorübergehenden Aufenthalt bereiten können, durch den man vielleicht die Zeit für einen geordneten Rückzug gewonnen hätte.

Auch noch im Laufe des 14. Oktober hätte voraussichtlich ein energisch gegen die Kolonne Lasarew geführter Vorstoß Erfolg haben und den Türken umsomehr die Möglichkeit ungestörten Abmarsches gewähren können, weil die russischen Hauptkräfte an diesem Tage in der Front völlig untätig blieben.

Wenn ein solches Handeln aus Gründen, die sich nicht übersehen lassen, die aber wohl in dem damaligen demoralisierten Zustande der türkischen Truppen ihre Erklärung finden, unterblieb, so ist doch nicht recht einzusehen, warum Muchtar Pascha sich in so hartnäckiger Weise an seinen Troß klammerte, statt sich noch in der Nacht vom 14./15. Oktober rechtzeitig der drohenden Umklammerung durch einen Nachtmarsch zu entziehen.

Auf seiten der Russen zeigt die Kühnheit in der Anlage der Operation, wie richtig im Hauptquartier der Unternehmungsgeist des Gegners eingeschätzt wurde. Allerdings begünstigte aber auch die bedeutende Überlegenheit an Zahl der Streiter und besonders an Artillerie das immerhin gewagte Unternehmen.

Fernkorn,
Oberleutnant im Infanterie-Regiment von Alvensleben (6. Brandenburgischen) Nr. 52.





Der russisch-japanische Krieg.

(Fortsetzung.)

Das entscheidendste Ereignis des abgelaufenen Abschnitts — Anfang Dezember 1904 bis Ende Februar 1905 — ist der Fall von Port Arthur um die Wende des Jahres, nicht wegen der Festung an sich, sondern wegen der endgültigen Vernichtung der dort eingeschlossenen russischen Flotte. Auf die strategische Lage zu Lande hat der Verlust des Platzes nur insofern eingewirkt, als vier aktive japanische Divisionen frei geworden sind und im Verlaufe von etwa 4—5 Wochen die Feldarmee verstärkt haben.

Auf russischer Seite sind aber seit der Schlacht am Schaho (Mitte Oktober) bis Anfang Februar den Streitkräften in der Südmandschurei im VIII. Armeekorps, der 1., 2. und 5. Schützen-Brigade sowie dem XVI. Armeekorps 5½ Divisionen zugeflossen. Im Laufe des März und der ersten Hälfte des April folgen in weiteren 2 Schützen-Brigaden (3. und 4.) und dem IV. Armeekorps noch 3 Divisionen. Ihre ersten Transporte haben am 29. Januar die Heimat verlassen. Eine merkbare Verschiebung des Kräfteverhältnisses, wie es bereits in der Schlacht am Schaho bestand, führt also das Auftreten der dritten japanischen Armee im freien Felde nicht herbei. Eher neigt sich die Überlegenheit an Zahl noch etwas mehr auf russische Seite.

Es muß als sicher angenommen werden, daß die Japaner den Winter benutzt haben, um alle Formationen aufzustellen, die sie zur Verwendung auf dem Festlande irgend bringen können. Mit dem herannahenden Frühjahr treten wahrscheinlich neben den 13 aktiven Divisionen ebensoviele Reserve-Divisionen in Tätigkeit. Schwerlich erreichen aber die letzteren den vollen Wert und die volle Stärke der aktiven Divisionen. Aus mehrfachen Nachrichten läßt sich mit ziemlicher Sicherheit darauf schließen, daß sie an Infanterie 8 Bataillone haben werden. Eine verhältnismäßig gleiche Beschränkung wird wohl auch bei der Artillerie und noch mehr bei der Kavallerie der Fall sein.

Legt man diese Stärken zugrunde, so treten zu dem aktiven Heere von rund 180 000 Mann und 702 Geschützen noch rund 117 000 Mann Reservetruppen und 252 Geschütze hinzu. Zu diesen 300 000 Mann Feldtruppen kann man vielleicht noch 32 Infanteriebataillone rechnen, die zu Anfang des Krieges für Festungsbesatzungen aufgestellt und später wahrscheinlich zum größten Teil nach dem Festlande

übergeführt worden sind. Mit Einschluß von Korea, das von Anfang an eine Reserve-Division, seit dem Spätherbste vermutlich deren zwei festgehalten hat, und von Port Arthur erfordert die Sicherung des besetzten Gebiets wohl mindestens 30 000 bis 40 000 Mann. Mehr als rund 300 000 Japaner mit 950 Geschützen werden daher die 485 000 Russen*) mit 1600 Geschützen, die, unter Absetzung der gefangenen Besatzung von Port Arthur, Mitte April in Ostasien zur Stelle sein werden, schwerlich gegenüber haben.

Port Arthur hat man vielfach als ein Beispiel herangezogen, um zu beweisen, welchen Einfluß Festungen auch in der neuen Zeit auf die Kriegführung besitzen. Dieser Einfluß ist zweifellos vorhanden, aber das Beispiel falsch gewählt, weil es nicht das beweist, worauf man hinaus will. Port Arthur zeigt, welcher Grad von Widerstandsfähigkeit einer noch nicht einmal in voller Stärke ausgebauten, wenig günstig gelegenen Festung bei kräftiger Verteidigung innewohnt, genau wie z. B. Kolberg 1806/7, Sewastopol im Krimkrieg, es zeigt aber nicht den Einfluß von Festungen auf die Kriegführung, auf die Operationen der Feldarmeen. Port Arthur hat die Flotte geschützt. Mit den Operationen im freien Felde hat es bei seiner Lage in gar keinem Zusammenhange gestanden, so wenig, wie etwa Kiel mit Operationen an der deutschen Westgrenze im Zusammenhange sein würde. Das Festhalten eines Teils der feindlichen Streitmacht, falls sich der Gegner zur Belagerung entschließt, kann man einen Zusammenhang mit den Operationen des Feldheeres im eigentlichen Sinne nicht nennen.

Noch lehrreicher für die Kriegführung, als die Widerstandsfähigkeit des festen Platzes, ist das Absterben des stolzen russischen ersten Geschwaders des Stillen Ozeans. Ohne der feindlichen Flotte eine einzige Wunde beigebracht zu haben, ist es dem Feuer der Landbatterien des Gegners wehrlos zum Opfer gefallen. Seine ganze Leidensgeschichte beweist, auf welchen Weg untätige und unentschlossene Führung im Kriege unrettbar gedrängt wird.

Man kann den Erfolg des japanischen Überfalls in der Nacht vom 8. zum 9. Februar 1904 als einen Unglücksfall bezeichnen, noch mehr den Verlauf des 13. April, wo Admiral Makarow mit dem Willen zur Schlacht den Feind aufsuchte und wo die entschlossene, feste Absicht durch das Auflaufen seines Flaggschiffs auf eine Mine in den Fluten des Meeres unterging. Darüber kann aber kein Zweifel bestehen, daß die Flotte in Port Arthur Mitte Juli ihre Gefechtskraft wiedererlangt hatte und in ihrer damaligen Zusammensetzung dem Gegner der Zahl nach immer noch gewachsen war. Am 23. Juli ging das Geschwader in See, aber nicht von dem Willen beseelt, den Feind zu suchen und zu schlagen. Als der Gegner mit seinen Hauptkräften gesichtet wurde, kehrte es in voller Fahrt und allmählich loser

*) Die Schlacht von Mukden hat die Stärken verschoben. Von den Russen müssen rund 120 000, von den Japanern 45 000 Mann abgesetzt werden.

werdendem Zusammenhange nach dem Hafen zurück. Es hatte sich selbst mit dem bloßen Schein einer Tätigkeit betrogen.

Am 10. August folgte, anscheinend auf Befehl von außen her, der Versuch eines Entkommens nach Wladiwostok, wo der oberste Führer der Seestreitkräfte, Admiral Skrydlow, eingetroffen war. Man mochte vor dem Auslaufen immerhin mit dem Glücksfall rechnen, daß man vielleicht die feindliche Flotte vermeiden werde, obwohl das zeitraubende Auslaufen so vieler Schiffe aus einem engen Hafenausgange der feindlichen Aufklärung unmöglich verborgen bleiben konnte und dadurch der Gegner aller Voraussicht nach einen Vorsprung von Stunden gewann, ehe man selbst in Bewegung kam. Aber mit dem Augenblick, wo mit dem Sichten der feindlichen Hauptkräfte klar wurde, daß die Absicht ohne Berührung mit dem Gegner nicht zu erreichen war, mußte die Fahrt nach Wladiwostok durchaus zurücktreten vor der Schlachtentscheidung, die sich auf den Weg zum Ziele schob. Der Kampf durfte nicht mehr gescheut, sondern mußte mit aller Kraft gesucht werden. Es wird stets zur Niederlage führen, zu Lande ebenso, wie zur See, wenn man sich gegen einen zwar aufgezwungenen, aber unvermeidlich gewordenen Kampf noch zu sträuben, ihm doch noch zu entkommen sucht, wie immer, wenn eine schwache, halbe und unklare Absicht mit einer zielbewußten und starken des Feindes zusammentrifft. In solcher Lage liegt die letzte Hoffnung nicht mehr in der eigenen Schnelligkeit, sondern nur in der eigenen Gefechtskraft und ihrer entschlossenen Verwendung. In mehrere Gruppen zerrissen, suchten die Schiffe zum Teil Schutz in neutralen Häfen; ihre Hauptmasse kehrte nach Port Arthur zurück, so geschwächt, daß an ein Auftreten auf offener See nicht mehr zu denken war.

Aus russischen Marinekreisen ist der Vorwurf laut geworden, daß Port Arthur die Flotte in seinem Bannkreise festgehalten und ihr die Gefechtskraft ausgesogen habe, um die eigene Widerstandsfähigkeit zu erhöhen.

Davon kann nicht die Rede sein. Ohne den Schutz von Port Arthur wäre die Flotte schon vor Monaten vernichtet worden. Der Gefechtswert der im Juli und August auslaufenden Schiffe, die für eine Schlachtentscheidung in Frage kamen, kann unmöglich wesentlich geschwächt gewesen sein. War es doch der Fall, so vermindert sich nicht die Verantwortung der Führung. Sie ist sich dann nicht über die Mittel klar geworden, die sie für eine gesteckte Absicht unbedingt brauchte. Die Flotte ist freiwillig unter dem starken Schutze der Festung geblieben und immer wieder in ihn zurückgekehrt, denn sie hat keinen ernsten Versuch gemacht, sich mit Gewalt die Freiheit zu verschaffen. Wenn sie sich nach dem 10. August, von dem ab ihre einzige Hoffnung in der Erhaltung der Festung lag, des Restes der ihr gebliebenen Gefechtskraft nach und nach entäußert hat, um den passiven Schutz der Befestigungen zu stärken, so lag darin das letzte Mittel, um das eigene Leben noch einige Zeit zu fristen.

Die ersten Fundamentalsätze des Krieges sind immer und überall dieselben, auf dem festen Lande wie auf hoher See, in Ostasien wie in Europa. Freilich stützen sie sich im letzten Grunde mehr auf Eigenschaften des Charakters als des Verstandes. Der letztere muß aber mit scharfer Erkenntnis der Lage und klarem Durchschauen der notwendigen Mittel das Ziel stecken und den Weg dorthin erleuchten, damit das Vorschreiten nicht zum Straucheln wird.

Die Belagerung von Port Arthur läßt sich auch heute noch nicht so weit übersehen, um daraus Lehren für die Einzelheiten des taktischen Verfahrens auf Grund der modernen Kampfmittel zu ziehen. Für die allgemeinen Grundsätze des Festungskrieges heben sich deutlich drei Punkte ab: die hohe Bedeutung eines zähen Festhaltens des Vorgeländes, in dem die Verteidigung dem Angriff gewissermaßen selbstbewußt entgegengeht; die entscheidende Bedeutung der artilleristischen Überlegenheit, die den Japanern bis auf die letzten Wochen gefehlt hat; und endlich die Tatsache, daß trotz einer vorbereiteten Zwischenstellung der Fall der Fortlinie das Ende des Widerstandes herbeigeführt hat.

Die beiden ersten Punkte bestätigen nur alte Erfahrungen (Kolberg, Sewastopol, Belfort). Der letztere ist eine neue Erscheinung, weil der Ausbau von Fortfestungen erst der neueren Zeit angehört. Er gibt der Richtung recht, die von einer Kernumwallung keinen ihrer Unterhaltung entsprechenden Nutzen erwartet und die einen letzten Abschnitt der Verteidigung dem Behelfsbau überlassen will. Das blutige Scheitern aller gewaltsamen Unternehmungen sogar gegen bloße vorgeschobene Stellungen beweist, daß ein überraschendes Durchbrechen der Fortlinie kaum zu befürchten steht. Allerdings mögen die Vorstellungen bei Port Arthur wegen der ungewöhnlich langen Zeit, die für ihren Ausbau zur Verfügung gestanden hat, eine besondere Stärke erlangt haben. Der in vieler Beziehung vorbereitete Ausbau der Fortzwischenräume wird aber kaum schwächer sein und findet in den permanenten Werken einen kräftigen Halt. Man braucht also in dieser Hinsicht keine zu großen Besorgnisse zu hegen. Ein Verteidiger, der sich durch gewaltsame Unternehmungen die Fortlinie durchbrechen und der diesen Erfolg des Feindes auf die permanenten Werke weitergreifen läßt, wird den ersten Schritten eines förmlichen Angriffs erst recht nicht Widerstand leisten. Er ist schon vor der Belagerung nichts wert.

Daß Port Arthur nach dem Fall seiner Nordfront sofort kapituliert hat, darf nicht unbedingt zu allgemeinen Folgerungen benutzt werden. Die Linie der permanenten Werke lag ungewöhnlich nahe an der Stadt, durchschnittlich nur 2½—3 km entfernt. Die noch vorbereitete Zwischenstellung wurde von ihr aus vollkommen eingesehen und überhöht. An einen längeren Widerstand wäre nicht zu denken gewesen.

Trotzdem war man an vielen Stellen wegen der Zahl der Gefangenen und der übergebenen Geschosse und Pferde schnell mit dem Urteil fertig, daß eine vorzeitige Kapitulation außer Zweifel sei. Selbst dort, wo man monatelang nicht laut genug

den Heldenmut und die Ausdauer des Generals Stössel und seiner Truppen zu preisen wußte, folgte wenige Tage nach der Kapitulation der verdammende Spruch. Es ist das Hosianna und das Kreuzige derer, die ihr Urteil auf dunkle und schwankende Gefühle stützen, nicht auf die objektive Klarheit des Verstandes.

Gegen die Tatsache, daß Port Arthur monatelang die Flotte geschützt und dem Feinde die schwersten Opfer auferlegt hat, kommt überhaupt nicht in Betracht, ob eine Zwischenstellung hinter der Fortlinie noch 2 oder 3 oder vielleicht 8 Tage zu behaupten war. Die Gewinnung einer solchen Frist unter Daransetzen des letzten Atemzugs hatte nur dann eine wirkliche Bedeutung, wenn eine Hilfe von außen tätig und im Fortschreiten war (Massena in Genua 1800). Sie war ziemlich wertlos für Port Arthur und für die allgemeinen strategischen Verhältnisse, wie sie um die Jahreswende lagen, und wenn General Stössel in klarem Urteil über das Ganze den Entschluß gehabt haben sollte, das letzte, fast nutzlose Opfer zu sparen, so könnten ihn deshalb selbst diejenigen kaum tadeln, denen Kraft und rücksichtslose Entschlossenheit im Kriege über alles geht.

Im freien Felde, bei den Operationsarmeen in der Südmandschurei, hat sich die Lage seit der Schlacht am Schaho — Mitte Oktober bis Ende Februar — nicht geändert. Nur die Front der beiden Heere, die verschanzt aneinander liegen, hat sich noch verlängert. Abgesehen von zahlreichen Vorpostenplänkeleien, — wie Mücken, die um einen ruhenden Elefanten schwärmen, — sind zwei größere Unternehmungen der Russen zu verzeichnen, beide ohne greifbares Ergebnis. Die eine ist ein Zug Mischtschenkos gegen die rückwärtigen Verbindungen der Japaner, die andere ein Angriff gegen deren linken Flügel, den die Zweite Armee (Gripenberg) ausgeführt hat.

Der Zug des Generals Mischtschenko, der sich in den ersten Tagen des Januar zu dem Unternehmen in Bewegung setzte, verlief in folgender Weise:

Nachdem schon am 1. Januar einer Patrouille die flüchtige Unterbrechung der Eisenbahn nördlich Haitschöng*) gelungen war, führten die Vortruppen Mischtschenkos am 11. Januar mehrere Zerstörungen derselben Linie zwischen Haitschöng und Anschantschan aus. Die rechte Kolonne, vielleicht das ganze Gros, besetzte an diesem Tage Niutschwang (westl. Haitschöng). Teile davon erreichten am nächsten Morgen Jingkou. Während eine Patrouille die Bahn 6 km östlich des Ortes unterbrach, schoß die Artillerie einige Magazine der Japaner dicht am Bahnhof in Brand, und abgesessene Kasaken versuchten vergeblich einen kurzen Anlauf gegen die Stadt. Am 13. Januar trat Mischtschenko den Rückzug an und erreichte am 15. wieder den Anschluß an die Armee. Nachweisbar befand sich unter anderen bei ihm die 4. Don-Kasaken-Division, die Kaukasische Reiter-Brigade, die Dragoner-Regimenter 51 und 52 sowie anscheinend

*) Dazu Skizze 5 aus Heft 4 des I. Jahrg.

auch die Transbaikal-Kasaken-Brigade, insgesamt **mindestens** 60 Schwadronen und 4 Batterien.

Als Rückhalt war ein Detachement Infanterie gefolgt, aller Wahrscheinlichkeit nach von dem General Kossogowski abgezweigt, der sich mit 4 oder 5 Bataillonen*) und einer Anzahl Schwadronen schon lange Zeit vor dem rechten Flügel des Heeres befand. Die Abteilung stieß schon am 11. Januar auf japanische Kavallerie und wurde nach Meldung des Marschalls Oyama von dieser zum Rückzug veranlaßt. Insgesamt hat General Mischtschenko das Unternehmen mit einem Verlust von 300 Mann bezahlt.

Der Zug ist auf die Lage des Feindes von keinem merkbaren Einfluß gewesen. Die flüchtigen Zerstörungen an der Bahn sind rasch ausgebessert worden, so daß das Vorgehen wie ein Schlag ins Wasser erscheint. Es fragt sich, ob das in der Natur der Verhältnisse lag oder ob die Anordnungen keinen besseren Ausgang verbürgten.

An sich ist die Lage der japanischen wie der russischen Feldarmee wie geschaffen dazu, um Unternehmungen gegen die rückwärtigen Verbindungen während des langen Stillstandes der Operationen lohnend erscheinen zu lassen, um sie zu tatsächlicher Wirkung zu bringen.

In diesen Blättern ist schon früher darauf hingewiesen worden,**) daß die Unterbrechung der Verbindungen immer erst nach geraumer Zeit zu fühlbarer Wirkung kommen kann, erst dann nämlich, wenn bei den Truppen die laufenden Vorräte erschöpft sind und ein wirklicher Notstand einzutreten beginnt. Außerdem handelt es sich nicht so sehr um die Vorräte selbst, wie um deren Zufuhr an die Orte des Bedarfs. Vorräte sind für ein großes Heer in solchem Umfange vorhanden und auf ein so weites Gebiet verteilt, daß die Zerstörung nur einen verschwindenden Bruchteil umfassen kann. Er läßt sich bald wieder ersetzen oder der Ausgleich für ihn von anderen Punkten her bewirken, sobald das Transportmittel, die Bahn, verfügbar bleibt.

Daraus folgt als Forderung für die Ausführung solcher Unternehmungen, daß sie nur die Zufuhradern als Ziel ins Auge fassen und jeden andern Erfolg nur nebenher im Vorbeigehen mitnehmen dürfen. Es kam also darauf an, die Eisenbahn mit möglichst starken Kräften zu erreichen und an möglichst vielen Stellen gründlich zu zerstören, je weiter ab von dem feindlichen Heere, desto wirksamer und desto ungefährlicher für die Ausführung. Um die Wiederherstellung des durchlaufenden Betriebes zu verhindern, mußte man sich an der Bahn so lange wie irgend möglich zu behaupten suchen und, von einem Orte vertrieben, sofort wieder an einem andern auftauchen. Dann wurde auch der Gegner gezwungen, umfangreiche Anstalten zum Schutze der Verbindung zu treffen, was dem Feldheere Kräfte entzieht.

*) Früher von der 71. Inf.-Div., die neuerdings aber in vollem Bestande bei Tsinchotshönn — auf dem **östlichen** Flügel im Gebirge — angegriffen worden ist. Wahrscheinlich sind bei Kossogowski jetzt Teile der 61. Inf.-Div. (V. sib. A. K.)

**) I. Jahrg., 1. Heft, Seite 186.

Man kann nicht sagen, daß der Zug Mischtschenkos diesen Gesichtspunkten Rechnung getragen hat. Die Bahn ist nur ganz flüchtig berührt und flüchtig zerstört worden, anscheinend nur durch schwache, abgezweigte Teile. Die Folge davon mußte sehr rasche Ausbesserung des verursachten Schadens sein. Das Vorgehen gegen Jingkou richtete sich überhaupt nicht gegen die Bahn, sondern gegen die Vorräte selbst. Alles, was dort günstigstenfalls der Zerstörung anheimfiel, wurde durch eine einzige Schiffsladung wieder ersetzt. Außerdem durfte man gerade bei einem Orte wie Jingkou auf eine stärkere Besatzung und einen kräftigen Widerstand gefaßt sein.

Nach zweitägiger Tätigkeit drehte die Kavallerie dem Feinde schon wieder den Rücken. Schwierigkeiten der Verpflegung haben die schnelle Umkehr nicht erzwungen. In der dicht bewohnten Ebene fanden sich sogar noch überraschend viel Vorräte für den Unterhalt und auch genügende Unterkunft. Wenn man aber vorher erwartet hatte, in dem Gebiete mit starken Kräften ohne beträchtliche Zufuhr nicht leben zu können, so ließ man die Masse lieber zu Hause, um mit kleinen beweglichen Abteilungen in großer Zahl und dauernder Wiederholung das Ziel zu erreichen.

Der Angriff auf Jingkou und die ganze Art der Durchführung deuten darauf hin, daß die Russen eine andere Ansicht über das Wesen einer solchen Unternehmung hatten. Sie steckten sich ein anderes Ziel, das nur ein flüchtiges Ergebnis herbeiführen konnte. Vielleicht lag dem Ganzen überhaupt nur eine dunkle Vorstellung zugrunde.

Die Vorbereitungen für das zweite größere Ereignis, das Vorgehen der Armee des rechten Flügels, reichen bis in den Dezember zurück. Es ist fraglich, ob ihnen das Unternehmen schon als entfernte Absicht vorgeschwebt hat. Sie bestanden darin, daß das X. Armeekorps aus der Mitte der verschanzten Front herausgezogen und durch das VI. sibirische Korps ersetzt worden ist. Das letztere trat mit seinen Nachbarkorps, dem XVII. Armeekorps rechts an der Eisenbahn und dem I. Armeekorps links, zur Dritten Armee zusammen, die sonach in der Mitte des Gesamtheeres mit allen ihren Korps in einer Linie eine breite Front einnahm. Von ihrer rechten Nebenarmee, der Zweiten, die aus dem V. sibirischen, dem X. und VIII. Armeekorps bestand, und zu der später noch das gemischte Schützenkorps*) kam, befand sich nur das V. sibirische Armeekorps in vorderster Linie am Schaho. Auch dieses letztere Korps scheint, soweit es noch in der Front verblieben war, später der Dritten (mittleren) Armee unterstellt worden zu sein, da es in keiner Nachricht über die Schlacht von Hokeutai-Sandepu irgend eine Erwähnung findet. Die übrigen Korps der Zweiten Armee gruppierten sich in tiefer Staffelung nach rückwärts, ebenso bereit, einem Angriff des Feindes gegen den rechten Flügel entgegenzutreten wie ihrerseits zu einer Umfassung des feindlichen linken Flügels vorgehen zu können. Bei der östlichen (Ersten) Armee (I.—IV. sibirisches Armeekorps) hielten

*) Zunächst 1., 2., 5. europäische Schützen-Brigade, jede 8 Bataillone, 3 Batterien. Nach ihrem Eintreffen (etwa von 10. 3. 05 ab) treten die 3. und 4. Schützen-Brigade wahrscheinlich noch dazu

drei Korps die vorderste Linie. Das I. sibirische Armeekorps stand etwa eine deutsche Meile rückwärts als Reserve. Noch weiter östlich sperrte General Rennenkampf mit starker Kavallerie, unterstützt durch Infanterie, früher anscheinend mindestens eine Brigade der 71. Infanterie-Division, neuerdings die ganze Division, die Gebirgspässe nördlich Kiantschang.

Der Gedanke, mit der Zweiten Armee anzugreifen, muß Mitte Januar festere Formen angenommen haben, wenigstens wurde zu dieser Zeit mit der Verlegung der rückwärtigen Korps dieser Armee in westlicher Richtung begonnen. Zu der Zweiten Armee ist außerdem noch das I. sibirische Armeekorps herangezogen worden, dessen tätiger und energischer kommandierender General, Baron Stakelberg, nach einer Erkrankung den Befehl wieder übernommen hatte. Es scheint nicht bloß Zufall gewesen zu sein, daß das Korps fast immer an hervorragender Stelle aufgetreten ist. In der Schlacht von Wafankou, in der Schlacht von Liaujang, wo es erst auf dem rechten Flügel südlich der Stadt den schwersten Angriff zu tragen hatte und dann auf dem äußersten linken Flügel an den Kohlengruben von Jantai bis zuletzt dem Feinde gegenüber bleiben mußte, sowie in der Schlacht am Schaho, wo es zuerst den Tschausanlinpaß*) vergeblich zu stürmen versuchte und später die Mitte der Schlachtfront bei Schahopu unterstützte, hat es die schwersten Opfer gebracht. An seiner Stelle wurde in der Schahofront das I. europäische Armeekorps der Ersten Armee überwiesen. Der Armeeverband bildete, wie man sieht, keine feste Gliederung. Er unterlag je nach den hervortretenden Bedürfnissen öfteren Verschiebungen.

Das VIII. und das X. Armeekorps standen um den 20. Januar bereits zwischen dem Hunho und dem Schaho, ihre Vorposten in Höhe von Pausentun,**) den japanischen auf etwa 2 km gegenüber. Vom VIII. Armeekorps war eine Division auf das rechte Hunhoufer übergegangen. Hinter dieser Aufstellung hinweg vollführte das I. sibirische Armeekorps seinen Marsch von dem äußersten linken Flügel des Heeres nach dem äußersten rechten, wo es ungefähr am 23. Januar angekommen zu sein scheint.

Den russischen Streitkräften gegenüber befanden sich auf japanischer Seite zunächst nur schwache Kräfte, nach russischen Angaben 2 Reserve-Brigaden und Kavallerie. Die Orte Hokeutai und Sandepu waren als Stützpunkte ihres linken Flügels stark befestigt.

Gegen diesen Flügel begann der russische Angriff am 25. Januar. Infolge des langsamen Anwachsens der russischen Streitkräfte wird er den Japanern schwerlich überraschend gekommen sein. Das I. sibirische Armeekorps griff über den Hunho weg, dessen Eis eine überall gangbare Verbindung hergestellt hatte, das Dorf Hokeutai an. General Gripenberg sah die Wegnahme des Ortes als die Voraussetzung für einen umfassenden Angriff auf Sandepu an. Hokeutai fiel nach schwerem Kampfe am 25. erst 11^{00} abends in die Hände des I. sibirischen Armeekorps.

*) Dazu die Textskizzen auf S. 182 und 188 des Heftes 1, Jahrg. II.

**) Skizze auf S. 375.

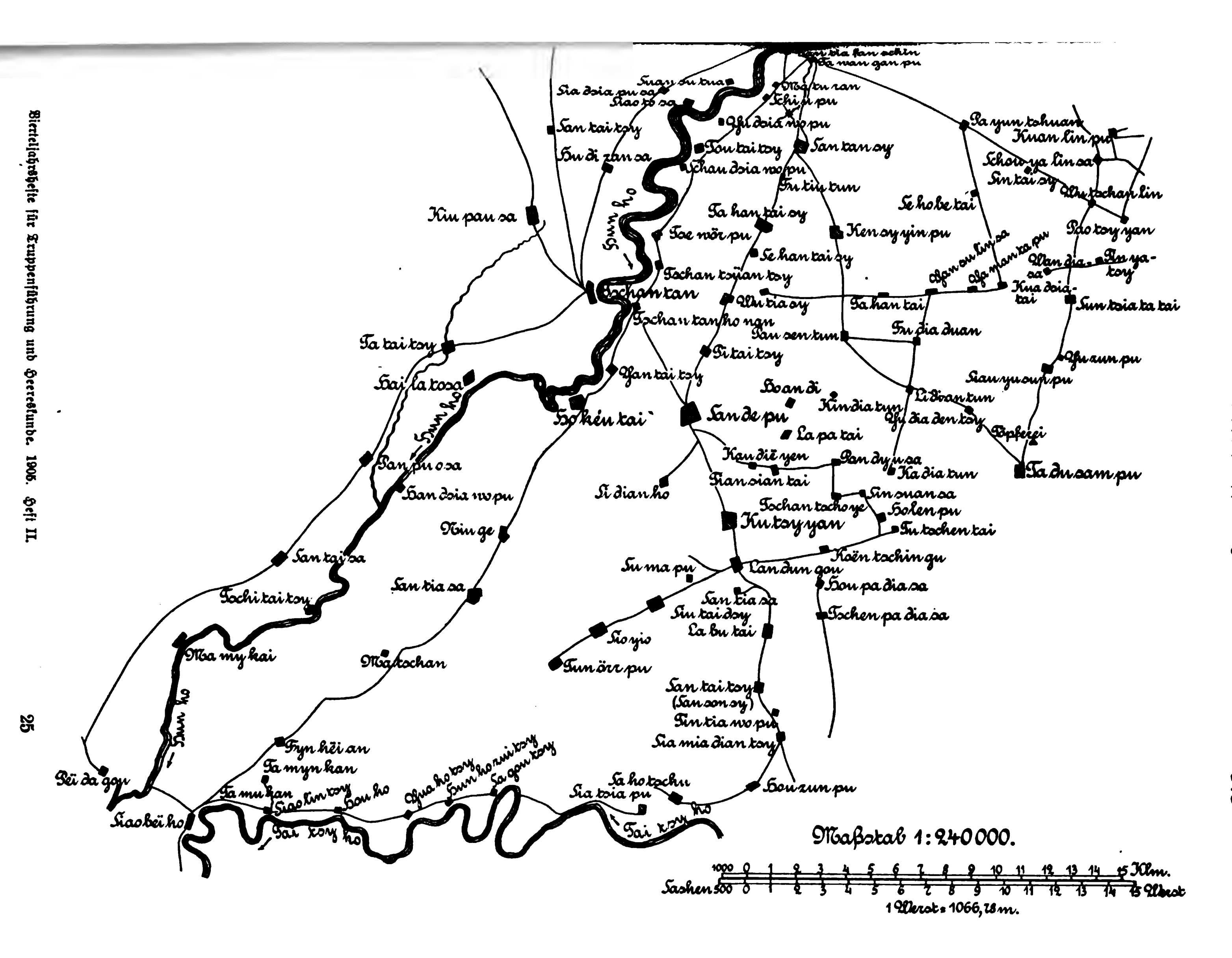
Am 26. Januar suchte das VIII. Armeekorps Sandepu zu nehmen. Die 14. Division, die auf dem rechten Hunhoufer vorgerückt war, ging dazu über Yantaitsy, die 15. Division aus nördlicher Richtung vor. Eine Brigade des I. sibirischen Armeekorps suchte den Angriff von Hokeutai her zu unterstützen. Das X. Armeekorps blieb nordöstlich Sandepu (bei Pausentun) auch am 26. abwartend in seiner Stellung, sich auf eine Kanonade beschränkend und einige kleine Infanterieabteilungen nach vorgeschobenen Punkten vortreibend.

Dagegen machte sich schon an diesem Tage in den Nachmittagsstunden der Beginn eines japanischen Angriffs aus südlicher und südöstlicher Richtung über Sandepu und auf Hokeutai bemerkbar, weshalb das VIII. Armeekorps in seiner Vorwärtsbewegung innehielt. Sie wurde wieder aufgenommen, nachdem der japanische Vorstoß abgewiesen worden war, und gegen 6^{00} abends drangen die Russen von Westen her in das Dorf Sandepu ein. Es gelang ihnen aber nicht, ein stark ausgebautes Reduit im nordöstlichen Teile des Ortes zu überwältigen, weil die vielen Hindernisse um das Reduit völlig unversehrt waren. Das brennende Dorf wurde daher von den Russen wieder verlassen, um den Versuch zu machen, seine Besatzung am nächsten Tage durch Artilleriefeuer zu erschüttern.

Der 27. und 28. Januar ist in wechselseitigen Angriffen hingegangen. Am Abend des letztgenannten Tages scheinen auch zum mindesten Teile des X. Armeekorps einen vorübergehenden Vorstoß östlich von Sandepu unternommen zu haben, um das bei Hokeutai—Sandepu schwer ringende I. sibirische und VIII. Korps zu entlasten. Das neu formierte „gemischte Schützenkorps", bestehend aus der 1., 2. und 5. europäischen Schützen-Brigade, ist zu direkter Unterstützung anscheinend des VIII. Korps eingesetzt worden.

Bis zum 28. abends hatten auch die Japaner wesentliche Fortschritte noch nicht gemacht, aber schwere Verluste erlitten, namentlich durch starke russische Artillerie bei Hokeutai, wohin sich die Hauptanstrengungen gerichtet hatten. Marschall Oyama ordnete daher als letzten Versuch für alle im Kampfe stehenden Divisionen Nachtangriffe an, die zunächst ebenfalls gescheitert sind. Erst am 29. gegen $5^1/_2$ morgens begannen die Russen aus Hokeutai über den Hunho zurückzugehen und zwar auf Befehl Kuropatkins. Gegen 9^{30} morgens befand sich der ganze Ort in japanischem Besitz. Nördlich Sandepu haben sich die Russen in Höhe von Tschantanhonan zunächst behauptet, bis sie am 2. Februar durch einen überraschenden Angriff des Feindes geworfen wurden. Es gelang ihnen aber, den Ort noch an demselben Tage wiederzunehmen.

Gleichzeitig mit dem Vorgehen auf Hokeutai—Sandepu holte starke russische Kavallerie unter Mischtschenko zu weiter Umgehung des Feindes nach Süden aus. Ihr folgte Infanterie in beträchtlicher Stärke, anscheinend die 54. Reserve-Division. Die Umgehungskolonne besetzte am 25. Januar die Dörfer Tschitaitsy und Mamykai, wo die Infanterie vermutlich geblieben ist. Die Kavallerie überschritt am 26. den


Kiu pau sa
San tai tsy
Tochan tan
Tschan tan ho ngan
Ta tai tsy
San de pu
Kutsy yan
Ta han tai
Tu dia duan
Ken sy yin pu
Se hobe tai
Pao tsy yan
Sun tsia ta tai
Ta du sam pu
Bpfefei
Ka dia tun
Ti dian ho
La pa tai
Kin dia tun
Tschan tscho ye
Tu tschen tai
Koën tschin gu
Tschen pa dia sa
Su ma pu
Lan dun gou
Hou pa dia sa
San tia sa
La bu tai
Tun örr pu
San tai tsy
(San son sy)
Sia mia dian tsy
Hou zun pu
Sa ho tschu
Sia tsia pu
Tai tsy ho
Hun ho
Ma my kai
Ma tschan
San tai sa
Tschi tai tsy
Nin ge
San tia sa
Kan dsia no pu
San pu o sa
Hai la tsa
Ho kéu tai
Fyn hëi an
Ta myn kan
Ta mu kan
Siao lin tsy
Bou ho
Bëi da gou
Siao bëi ho
Maßstab 1:240000.
1000 0 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 Klm.
Saschen 500 0 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 Werst
1 Werst = 1066,78 m.

Hunho und drang unter mehrfachen siegreichen Zusammenstößen mit schwachen japanischen Abteilungen in östlicher Richtung weiter vor. Sie gelangte im Laufe des 27. bis in die Gegend von Landungou und südlich, ohne eine merkbare Einwirkung auf die Kämpfe im Norden auszuüben. Es läßt sich noch nicht feststellen, wann sie ihren Rückzug auf das rechte Hunhoufer angetreten hat. Anlaß dazu wird wohl die Wendung gewesen sein, die der Angriff im Norden genommen hatte.

Die Schlacht von Hokeutai—Sandepu hat auf russischer Seite mindestens 10 000 Mann,*) auf japanischer nach eigener Angabe 7000 Mann gekostet. Die russische 3. und 1. Armee sind während der Kämpfe in vollkommener Ruhe in ihren Befestigungen geblieben. Nur an ganz vereinzelten Stellen hat die Artillerie zeitweise gefeuert und sind einige schwache Infanterieabteilungen etwas über die vordersten Linien hinausgegangen.

Mit Ausnahme des kurzen Gefechts bei Tschantanhonan am 2. Februar ist seit dem 29. Januar auf dem Kriegsschauplatze dieselbe Ruhe eingetreten wie vorher. Das Ergebnis der Unternehmung Ende Januar war eine weitere Ausdehnung der russischen befestigten Front nach Westen zu bis über den Hunho. Sie betrug nunmehr, die abgezweigten Flankendetachements nicht gerechnet, rund 65 km von nördlich Hokeutai bis Gaotulin. Erst Ende Februar begann sich eine neue Entscheidung einzuleiten, die sich zunächst durch das Vorgehen starker japanischer Kräfte gegen den russischen linken Flügel aussprach. Sie führte zu der blutigen Schlacht bei Mukden, deren Betrachtung dem nächsten Heft vorbehalten bleiben muß.

Es ist nicht leicht leicht zu sagen, in welcher Absicht der Angriff der 2. Armee von General Kuropatkin angeordnet worden sein mag, ob er als Einleitung einer allgemeinen Offensive gedacht oder nur zu dem Zweck unternommen worden ist, einen bestimmten Abschnitt in Besitz zu nehmen. Der ersteren Annahme steht die Art der Ausführung entgegen, der letzteren alle strategischen Gründe.

Sollte eine allgemeine Offensive aus dem Angriff hervorgehen, so ist die Tatsache schwer damit in Einklang zu bringen, daß die Hauptmasse der Streitkräfte in der befestigten Front untätig blieb.

Für jede Hauptentscheidung muß der oberste Gesichtspunkt der Führung darin bestehen, daß alle irgend verfügbaren Kräfte in der Krisis zur Wirkung kommen. Je einheitlicher ihre Wirkung zu einer gemeinsamen ineinanderfließt, desto sicherer wird der Erfolg. Bei der Verteidigung kann es manchmal geschehen, daß Teile von ihr brach liegen, dann nämlich, wenn sie sich vom Angriff auf einem falschen Wege ertappen läßt. Beim Angriff ist es eine unerläßliche Forderung an die Führung, in dieser Hinsicht nichts zu versäumen, nicht mit einem Finger zu schlagen, wenn eine Faust zur Verfügung steht. Während der Lösung der Krisis müssen im

*) Davon entfallen auf das I. Sib. A. K. fast 7000, auf das VIII. A. K. rund 2000, auf das gem. Schützenkorps etwa 1000 Mann.

allgemeinen sogar abgezweigte Teile das Bedürfnis in sich fühlen, zum aktiven Handeln überzugehen, wenn nicht ein Angriff seitens des Feindes dessen Verbleiben in ihrer Reichweite beweist.

Damit ist natürlich nicht behauptet, daß alle Kräfte von vornherein in einer einzigen dünnen Linie auseinandergezogen sein sollen. Die zunächst dem Kampfe entzogenen Reserven gehören aber der Tiefe der Gruppierung an, deren die Taktik unbedingt bedarf, da aus ihr heraus die nachhaltige Kraft der Gefechte und ihre Beherrschung durch die Führung quillt. Der allmähliche Einsatz darf sich aber nicht auf die nebeneinander befindlichen Verbände erstrecken.

Diesen Grundsätzen wird eine Gruppierung der Kräfte nicht gerecht, die für eine Entscheidung von elf Korps (das eben eingetroffene XVI. noch nicht gerechnet) zunächst nur vier zur Tätigkeit bringt. Vielleicht mag die Absicht bestanden haben mit den vier Armeekorps auf dem rechten Flügel zunächst einen Erfolg zu gewinnen und ihn durch allmähliches Eingreifen der anderen Armeen zu einem Gesamterfolg weiter auszubauen.

Es kann aber gar nicht zweifelhaft sein, daß mit einem solchen Verfahren der erste Erfolg auf eine höchst unsichere und schwankende Grundlage gestellt wird. Für den Feind liegt nicht der geringste Zwang vor, das gleiche Verfahren einzuhalten und in seiner stark befestigten Front gleich ansehnliche Kräfte stehen zu lassen. Er würde einen groben Fehler begehen, wenn er nicht alle erreichbaren Kräfte zusammenzöge, um den ersten tastenden Versuch des Angriffs mit Überlegenheit im Keime zu ersticken. Damit zerfällt von vornherein der Grundstein, auf welchem der Angriff sein weiteres Gebäude errichten wollte, und mit ihm der Wille, der bei solcher Art des Vorschreitens an sich nicht stark zu sein pflegt.

Der allgemeinen Absicht, die Hauptkräfte auf dem eigenen rechten Flügel zu versammeln und mit ihnen den linken feindlichen Flügel überlegen anzugreifen, kann die innere Berechtigung nicht abgesprochen werden. Man mußte aber von vornherein sich klar entscheiden, welche Behandlung der Front dabei eintreten sollte.

In dieser Hinsicht sah sich der Entschluß in der Schwebe zwischen zwei Polen.

Entweder hielt man die eigene Verbindung nach rückwärts für so gefährdet, daß eine Entblößung in der Front trotz der starken, seit Monaten ausgebauten Befestigungen zu bedenklich war. Dann mußte man sich allerdings auf dem rechten Flügel unter dem Drucke der Notwendigkeit beschränken; man mußte in diesem Falle aber ebenso entschlossen sein, in der Front tatsächlich auch mit allen Kräften anzugreifen. Das brauchte nicht in der Absicht sein, dort unbedingt den Erfolg herbeizuführen, sondern konnte mehr unter dem Gesichtspunkt bleiben, den Feind zum mindesten festzuhalten und auf diese Weise dem rechten Flügel, mit dem man den Sieg suchte, ein erfolgreiches Fortschreiten zu sichern.

Oder man glaubte, die gesteigerte Gefahr für den Rückzug in Kauf nehmen und

in der befestigten Front nur so viel zurücklassen zu können, daß ein feindlicher Anfall sie nicht ohne weiteres überrannte. Dann konnte man mit allen Kräften vom rechten Flügel aus angreifen und eine Schlacht mit verwandter Front schlagen, oder gar, falls die Überlegenheit dies gestattete, auf beiden Flügeln umfassend vorgehen. An die Prüfung, ob die allgemeinen Verhältnisse einen von diesen beiden Entschlüssen rechtfertigten, bei denen in jedem eine Steigerung der Krisis lag, mußte man herantreten, sobald man die Front der feindlichen Befestigungen scheute und deren Angriff unter keinen Umständen unternehmen wollte.

War man aber nicht zu dem Entweder und doch auch nicht zu dem Oder entschlossen, hielt man dort die Schwierigkeiten, hier die Gefahr für zu groß, so blieb gar nichts weiter übrig als die klare Erkenntnis, daß man zur Offensive überhaupt nicht fähig war und weiter in der Verteidigung abwarten mußte. Im Kriege ist es immer bedenklich, aus Scheu vor dem Lichte einer klaren Erkenntnis sich mit Halbgedanken zu täuschen und in der Dämmerung eines dunklen Wollens mit halben Maßregeln umherzutappen.

Allerdings muß man, wenn man zur Schlacht entschlossen ist, auch die Möglichkeit der Niederlage in Kauf nehmen. Wahrscheinlich wünschte man eine solche unbedingt zu vermeiden und ließ sich durch solche besondere Vorsicht dazu verleiten, zunächst nur einen Fühler tastend vorzustrecken, nirgendwo eine Blöße zu geben und zuzusehen, welche Wirkung wohl auf den Versuch eintreten werde. Aber „der Grundsatz, alles mit höchster Vorsicht zu tun und so wenig als möglich aufs Spiel zu setzen, kann in eine ganze Reihe von Schwierigkeiten verwickeln, die dann auch wirklich das Handeln unmöglich machen. Jede neue Sicherheit, auf die man bedacht ist, wird ein kleines Gegengewicht in der Maschine, deren Gang am Ende in der eigenen Friktion erstickt, und so entsteht denn diese Unwirksamkeit überlegener Kräfte, über welche die Welt, die nur einen Gesamtblick auf die Sache wirft, in Erstaunen gerät.“*)

Der andere Gedanke, nur einen bestimmten Abschnitt zu besetzen, die ohnehin schon breite Front noch mehr auszudehnen, entbehrt so sehr jeder inneren strategischen Berechtigung, daß er unmöglich dem russischen Oberbefehlshaber zugeschoben werden darf. Allerdings hat General Gripenberg bei seiner auffallenden Aussprache gegen russische Journalisten auf seiner Rückfahrt nach Petersburg ausdrücklich versichert, er habe den Befehl gehabt, die beiden Orte Hokeutai und Sandepu zu nehmen und nicht darüber hinauszugehen. Der Befehl kann nur in dem Sinne aufgefaßt werden, daß der vorgestreckte Fühler nur bis dorthin reichen sollte. Er deutet aber unverkennbar auf eine innere Unsicherheit und Schwäche des Wollens. Von welcher Seite man den Entschluß auch betrachten mag, es fehlt die befriedigende Beistimmung, die ein klarer, scharf erfaßter Grundgedanke und seine sichere, kräftige Durchführung immer erweckt.

*) Clausewitz, Die Feldzüge Friedrichs des Großen, (10. Bd.), Der Feldzug von 1760, unter Nr. 68.

Die Äußerungen des Generals Gripenberg legen den Schluß auf eine fast noch bedenklichere Entwicklung der Dinge nahe. Es hat den Anschein, als ob dieser General auf einen Angriff mit seiner Armee gedrängt und der Oberbefehlshaber schließlich zugestimmt hätte, aber mit der örtlichen Beschränkung auf Hokeutai—Sandepu.

Vor einer solchen Möglichkeit muß die sachliche Kritik innehalten. General Gripenberg würde durch das Drängen zu einer Privatschlacht, mit der nach den allgemeinen Verhältnissen und der bestimmten Ansicht der obersten Heeresleitung gar nichts angefangen werden konnte, eine nicht geringere Schuld auf sich geladen haben, wie General Kuropatkin, der einen solchen Versuch genehmigt hat, nachdem ihm durch die örtliche Einschränkung die Flügelfedern kurz geschnitten waren.

Die Persönlichkeit eines Armeeführers kann allerdings ein Antrieb für die Entwicklung der allgemeinen Verhältnisse werden, wie Blücher von 1813—1815 bewiesen hat. Dazu gehört aber eine gewisse selbständige Bewegungsfreiheit der Armee, und dann bilden immer erst ihre wirklich errungenen Ergebnisse den Antrieb, nicht aber schon ihr Greifen nach einem vermeintlich daliegenden Erfolge. Die Selbsttätigkeit der unteren Führung, die beste und fruchtbarste Eigenschaft des Soldaten, wird schädlich, wenn ihr Blick nicht über den eigenen Kreis auf die allgemeinen Verhältnisse reicht. Selbst die beste und unter anderen Umständen vielleicht sogar richtige Absicht kann dann zu einem blinden Umsichschlagen führen, mit dem man schließlich den eigenen Körper am meisten trifft.

Der Angriff mit vier Armeekorps war also beschlossen. Damit erhebt sich die Frage nach seiner Ausführung.

In ihr tritt genau derselbe Zug zutage, der auch den strategischen Anordnungen eigen ist. Von den vier Korps beginnt am 25. Januar eins den Angriff, das I. sib. gegen das Dorf Hokeutai. Am nächsten Tage, den 26., greift wieder ein Korps an, das VIII. gegen Sandepu. Schon auf seinem Wege dorthin wird es durch einen feindlichen Angriff getroffen, in dem sich die Kraft des Stoßes auf Sandepu bricht. Östlich des VIII. Korps bleibt das X. auch am 26. noch in abwartender Haltung.

General Gripenberg gibt selbst an, Hokeutai habe eine wichtige Bedeutung besessen, um das Vorgehen auf Sandepu in der Flanke zu sichern und zu unterstützen. Die Flanke des VIII. Korps blieb aber auch durch das Vorgehen auf Hokeutei am 25. schon gesichert, und der Angriff auf Sandepu würde an diesem Tage sicher leichter gewesen sein, ehe die Gegenmaßregeln der Japaner zur Wirksamkeit gekommen waren.

Die vier Armeekorps erschöpften sich in den viertägigen Kämpfen bei steigender Kälte derart, daß von ihrer Verwendung zu einer nun erst beginnenden großen Offensive kaum noch die Rede sein konnte. Der Eckstein des ganzen Planes war schon zerborsten. Dazu scheint eine wachsende Besorgnis vor einem allgemeinen japanischen Angriff getreten zu sein, der den äußerst dünnen Zusammenhang zwischen dem X. Armeekorps und dem V. sibirischen, zwischen der Zweiten und der Dritten

Armee, sehr leicht durchbrechen konnte. Kein Wunder, wenn dadurch die Absicht der Offensive an innerer Lebensschwäche zugrunde ging und der Befehl gegeben wurde, den ausgestreckten Fühler zurückzuziehen. Als greifbare Folge blieb bestehen, daß sich die Front des Heeres um mehr als 20 km auf rund 65 km verlängert hatte, eine bedenkliche Lage gegenüber einem feindlichen Angriff, der sich mit voller Kraft auf einen Flügel wirft. Um den angegriffenen Flügel vom andern her zu unterstützen, braucht man hinter der Front entlang durch die rückwärtigen Staffeln der anderen Armeekorps etwa 3 Tage.

Von der Umgehungskolonne über Tschitaitsy—Mamykai ist eine Einwirkung auf den Kampf bei Hokeutai—Sandepu nicht ausgegangen. General Gripenberg meint, er hätte nur geringer Unterstützung bedurft, um das Gefecht in einen russischen Sieg zu verwandeln. Danach hätten sich die zur Umgehung des Feindes abgezweigten Kräfte auf dem Schlachtfelde selbst nützlicher machen können.

In Umgehungen liegt die Aussicht auf die Steigerung eines Erfolges, nicht auf bessere Sicherung eines solchen. Er wird im Gegenteil mehr in Frage gestellt, wenn man Kräfte zu größeren aber entfernteren Zielen aus der Hand gibt. Mit der Größe des Zieles wächst im Kriege immer die Gefahr auf dem Wege dorthin. Nur derjenige darf mit Recht nach ihr greifen, der sich moralisch oder zahlenmäßig in entschiedener Überlegenheit fühlt. Aber freilich wird diese innere Beziehung zwischen der Sicherheit und der Größe des Erfolges häufig genug übersehen, und man sucht durch die Umgehung eine größere Gewähr des Gelingens. In der Ideenverwirrung, in der man sich bewegt, will man ernten, ehe etwas gewachsen ist. Zwei der lehrreichsten Beispiele in dieser Hinsicht bieten die Schlacht von Rivoli 1796 und das Gefecht von Montebello 1859.

Auf japanischer Seite kann man nicht genug anerkennen, daß wieder nicht die Entwicklung der Dinge in der Verteidigung passiv abgewartet wurde, sondern daß man sie durch aktives Handeln in die eigene Hand nahm. Wieviel Kräfte nach dem linken Flügel herübergezogen worden sind, läßt sich noch nicht übersehen. Mit Sicherheit ist festgestellt die achte Division (bei Hokeutai), die in der Gegend der Kohlengruben von Jantai als Reserve des Marschalls Oyama gestanden hatte. Nach russischen Angaben soll auch die 9. Division — früher vor Port Arthur — an dem Kampfe teilgenommen haben. Auf drei bis vier Divisionen wird man die Japaner, abgesehen von den ursprünglich da gewesenen beiden Reserve-Divisionen, wohl veranschlagen dürfen.

Die Entscheidung ist auch diesmal wieder in frontalem Ausringen gesucht worden. Hokeutai war verloren gegangen, Sandepu einem Angriffe ausgesetzt. Das führte zu einem Vorstoß über Sandepu und auf Hokeutai, der allerdings nach mehrtägigem Ringen den Besitz der beiden Dörfer entschied. Jeder weitere Erfolg zerrann aber mit dem Blute, das der frontale Kampf kostete.

An sich kann man nicht einsehen, welche Bedeutung die Orte für die strategische Lage der Japaner ebenso wie der Russen haben sollen. Es ist überhaupt eine auf-

fallende Erscheinung, wie sehr der Ortsbesitz in dem Kriege im fernen Osten die Kämpfe beherrscht. Nach Clausewitz ist es ein schlimmes Zeichen von der strategischen Lage, wenn man Gefechte dieser Art zu häufig schlagen muß.*) Es deutet auf eine nicht ganz einwandfreie Auffassung über den Krieg, wenn freiwillig der Ortsbesitz als das Ziel von Gefechten gesucht wird.

Größere Erfolge standen vielleicht in Aussicht, wenn man die schwachen Kräfte in dem angegriffenen Raume im großen und ganzen zunächst ihrem Schicksal überließ, um im Süden so starke Kräfte als möglich zusammenzuziehen und mit ihnen in die Flanke des Feindes zu fallen, wenn er, wie gar nicht anders zu erwarten war, mit seinem äußersten rechten Flügel gegen den Schaho nach Osten zu einschwenkte. Blieb er indes stehen, so bot die übermäßige Ausdehnung der russischen Front, die eine rechtzeitige Heranführung ausreichender Unterstützungen nach dem äußersten Flügel nicht zuließ, die Gelegenheit, diesen Flügel umfassend anzugreifen.

Man kann sagen, daß die Verhältnisse für die aktive Gegenwirkung am 26. Januar eigentlich noch nicht reif waren.

Von ganz besonderem Werte sind für uns die Beobachtungen, die sich an das taktische Verfahren aller Waffen in dem Kriege knüpfen. Das höchste Interesse beanspruchen die Japaner. Sie erproben gewissermaßen unsere eigenen Vorschriften, die zum großen Teil wortgetreu übernommen worden sind. Die darin niedergelegten Grundsätze liegen der Friedensausbildung des japanischen Heeres schon so lange zugrunde, daß sie den Truppen in Fleisch und Blut übergegangen sind.

An die Spitze der Betrachtungen muß die Tatsache gestellt werden, daß sich die Bestimmungen für das Gefecht wie für den Felddienst in vollstem Umfange bewährt haben und nirgends das Bedürfnis nach einer einschneidenden Änderung hervorgetreten ist. Die am meisten umstrittene Frage, ob das Angriffsverfahren der Infanterie dem Feuer eines tüchtigen Gegners standhalten werde, haben die japanischen Offiziere durchweg bejahend beantwortet. Der unsern Vorschriften zugrunde liegende Geist ist gesund.

Verfolgen wir in dieser Hinsicht die einzelnen Waffen:

Irgend ein Schema für den Infanterieangriff, eine Art Normalangriff, wird in der japanischen Armee nicht festgehalten. Es scheint fast, als ob ähnlich wie bei uns die einzelnen höheren Kommandeure in ihren Ansichten nicht ganz übereinstimmten und ihre besonderen Grundsätze hinsichtlich formaler Einzelheiten bei der Ausbildung ihrer Truppen zur Anwendung brächten. An vereinzelten Stellen tritt die Neigung hervor, die vorderste Gefechtslinie mehr zu zergliedern und zu zerteilen.

*) Vom Kriege, 4. Buch, Schluß des 5. Kapitels.

In der überwiegenden Zahl kommt ein solches Streben nicht zum Ausdruck, sondern werden auch die reglementarischen Formen festgehalten.

Grundsätzlich lösen die Japaner bei der Entwicklung zum Gefecht ganze Kompagnien auf. Infolge ihrer großen Stärke (250 Mann, häufig sogar überzählige Leute) nehmen die Kompagnien dabei eine Breite von 200 m und selbst mehr ein. Nur wo der Entwicklungsraum mangelt, kommen Unterstützungstrupps hinter der Schützenlinie ausnahmsweise vor.

Als Hauptmerkmal zieht sich durch das Gefecht das Bestreben, die Feuerlinie schnell auf die höchste Stärke zu bringen, die der Raum gestattet. Um möglichst viele Gewehre in Tätigkeit zu bringen, sind breite Entwicklungen nicht selten. Reserven werden von den unteren Führern nur in geringem Umfange zurückgehalten und meist sehr schnell eingesetzt. Vielleicht hat sich dabei doch eine zu wenig nachhaltige Kraft des Angriffs fühlbar gemacht, denn seit der Schlacht am Schaho ist deutlich erkennbar, daß die Armeeführer, sogar der Marschall Oyama, möglichst starke Kräfte zunächst zu ihrer Verfügung zu halten suchen. Mit Rücksicht auf die Art der Entwicklung ist die Schützenlinie durchweg eng; nicht selten liegen die Leute in ihr Arm an Arm.

Der zweite Hauptgesichtspunkt ist das Streben, so schnell wie irgend möglich an den Feind zu kommen, die Feuerstationen nur so kurz wie möglich zu machen.

Die Vorwärtsbewegung bis zu der Stelle, wo das feindliche Feuer die vorgehende Gefechtslinie niederzwingt, wird meist in einem Zuge ausgeführt. Sehr häufig geht dabei die erste Linie unwillkürlich in Laufschritt über. Infolge stärkerer Verluste, die bei diesem Vorgehen in früheren Gefechten gelegentlich eingetreten waren, sind angeblich für die erste Entwicklung lichtere Schützenlinien — 3 bis 4 Schritt Zwischenraum — empfohlen worden. Indessen kommen sie bei der Ausführung fast nie zur Anwendung. Auch die eintreffenden Ergänzungsmannschaften und Reservetruppenteile werden genau nach den bestehenden Vorschriften eingeübt, ein deutlicher Beweis, wie schwer die Grundsätze und Gewohnheiten der Friedensschulung im Kriege abzustreifen sind. Anderseits deutet die Tatsache darauf hin, daß die Truppe selbst einer etwas lichteren oder weniger lichten Form für das erste Vorgehen eine ausschlaggebende Bedeutung nicht beimißt.

Die folgende zweite und dritte Linie geht im Infanteriefeuerbereich außerhalb von Deckungen nie in geschlossenen Formationen, sondern grundsätzlich in Schützenlinie mit 1 bis 2 Schritt Zwischenraum vor. Für Bewegungen im Artilleriefeuer wird sehr häufig die Formation angewandt, in welcher sich die Züge einer Kompagnie in Sektions- oder Reihenkolonne mit einem Zwischenraum von 20 bis 30 m nebeneinander befinden. In dieser Formation pflegt auch die Infanterie, wenn nötig, die eigene Artillerie in Feuerstellung zu durchschreiten.

Von allen Seiten wird die ausgezeichnete Benutzung des Geländes hervor-

gehoben. Um selbst schmale Senkungen nicht auszulassen, nehmen die Kompagnien sogar die Reihenkolonne an oder es folgen sich die Leute Mann hinter Mann. Die Gewandtheit und Findigkeit der unteren Führer und des einzelnen Soldaten kommt dabei dem gesamten Fortschreiten in hohem Grade zugute. Auf diese Weise ist es in bedecktem Gelände, namentlich im Gebirge manchmal gelungen, mit der Feuerlinie auf 400 oder 500 m vom Feinde völlig überraschend aufzutreten. Wo es Deckungen nicht gibt, besteht das Bestreben, auf 700 bis 800 m ohne Schuß heranzukommen. Bei der meist nur geringen Wirkung der russischen Zugsalven ist es öfters möglich gewesen. Nicht selten kommt aber auch Feuereröffnung auf 1000 m oder sogar mehr vor.

Mit großer Überlegung und taktischem Verständnis strebt die japanische Führung danach, besonders starke Punkte des Feindes zunächst zu vermeiden, sich an schwächeren Stellen erst Vorteile zu verschaffen und von dort aus den Erfolg durch Vorgehen von mehreren Seiten auch auf die starken Punkte auszudehnen, die dann häufig ohne ernsten Kampf gefallen sind.

Von der Feuereröffnung ab prägt sich ein rastloses Streben nach vorwärts deutlich aus. Die ersten Feuerhalte dauern fast durchweg nur wenige Minuten, allerdings einem Gegner gegenüber, der in seiner ganzen Auffassung und Ausbildung noch immer nicht den Hauptwert auf das Schießen legt. Das Vorgehen wird in Sprüngen ausgeführt, die oft 80 bis 100 m lang sind. In der Regel springen ganze Kompagnien und selbst mehr. Doch ist das Vorgehen in Zügen, sogar das Vorlaufen von Gruppen und einzelnen Leuten, in letzterem Falle nur um kurze Strecken, keineswegs ausgeschlossen, bei einigen wenigen Truppenteilen sogar gebräuchlich. Sehr deutlich ist zu erkennen, daß der Antrieb nach vorn von den Offizieren ausgeht. Beim Sturm ist das stets der Fall. Meist folgen hierbei den Offizieren zunächst nur wenige Leute, ehe die ganze Linie in Bewegung kommt. Sobald Hindernisse vor der Front des Feindes vermutet werden, begleiten Pionierabteilungen die Infanterie beim Sturm.

Der Einbruch pflegt auf große Entfernungen — 300, sogar 400 m — angesetzt zu werden. Sobald das feindliche Feuer in zu großer Stärke auflebt, und die vorgehende Linie zum Stutzen und Halten kommt, wird das eigene Feuer wieder aufgenommen. Mehrfach lassen sich Fälle nachweisen, wo sich die beiden Gegner auf 200, selbst auf 150 und 50 m stundenlang gegenübergelegen und lebhaft beschossen haben. Die Voraussetzung, daß auf so nahe Entfernungen die Entscheidung binnen wenigen Minuten fallen müsse, bestätigt sich nicht, wenn auch starke Verluste unvermeidlich sind und jede Bewegung unmöglich wird. Erst die Dunkelheit hat die Gelegenheit herbeigeführt, bis in die feindliche Stellung einzubrechen.

Grundsätzlich wird natürlich von den Japanern das Schützenfeuer angewandt, im Gegensatz zu den Russen, die weitaus die Zugsalve bevorzugen. Die verschiedenen Feuerarten waren bald das beste Erkennungsmittel geworden, um beide Parteien auf

weithin zu unterscheiden. Erst neuerdings gehen auch die Russen mehr und mehr zum Einzelfeuer über.

Wenn die Stärke der Stellung oder die Schwere des feindlichen Artilleriefeuers ein Vorwärtskommen am Tage unmöglich macht oder von vornherein als aussichtslos erscheinen läßt, greift man sehr gern zum Nachtangriff.

Das Verfahren ist verschieden, je nachdem es sich während der Nacht um die Beendigung eines nicht zur Entscheidung gekommenen Gefechtes oder um den Beginn eines neuen Gefechtes handelt.

Im ersteren Falle pflegt die vorderste Gefechtslinie aus ihrer letzten Feuerstellung unter dem Schutze der Dunkelheit so lange vorzugehen, bis der Feind die Bewegung erkennt und starkes Feuer beginnt. Dann wirft sich alles nieder und gräbt sich so schnell wie möglich ein. Im ganzen hat sich die Wirkung des ungezielten Schießens bei Nacht als gering erwiesen. Durchweg gehen die Geschosse viel zu hoch. Niedrige Ziele sind daher eigentlich nur seltenen Zufallstreffern ausgesetzt. Sobald das feindliche Feuer wieder zur Ruhe kommt, wird das Vorgehen und das erneute Eingraben in derselben Weise aufgenommen. Die Reserven folgen der vorderen Linie, sich selbständig eingrabend oder die Deckungen der vorderen Linie benutzend und erweiternd.

Durch dieses Verfahren ist es gelungen, bis zum Morgengrauen auf 400 m und selbst 300 m an den Feind heranzukommen und aus den Schützengräben heraus auf so entscheidende Entfernungen das Feuer mit beginnendem Tageslicht wieder zu eröffnen.

Von großem Interesse ist die Art des Vorgehens bei dem Angriff einer ganzen Division mit einer Reserve-Brigade auf zwei Hügel in der Mitte der russischen Front in der Nacht vom 11. zum 12. Oktober (Schlacht am Schaho), nachdem der Eintritt in den Kampf am Tage vorher wegen der Stärke der feindlichen Stellung absichtlich aufgeschoben worden war. Das Beispiel ist umsomehr von Wert, weil dabei schon frühere Erfahrungen bei der Ausführung verwertet worden sind.

Den Befehl über die erste und zweite Gefechtslinie führten flügelweise die beiden Brigadekommandeure, den über eine dritte Linie als Hauptreserve der Divisionskommandeur persönlich. In der ersten Staffel befanden sich insgesamt etwa sechs Bataillone, alles aufgelöst in eine Schützenlinie, die Leute Mann an Mann ohne Zwischenraum nebeneinander. Dahinter folgten in zweiter Linie mit nur 40 bis 50 Schritt Abstand etwa acht Bataillone in Breitkolonne und endlich in dritter Linie mit 100 bis 150 Schritt Abstand von der zweiten etwa neun Bataillone in Doppelkolonne.

Zur Verbindung der drei Staffeln dienten einzelne, sich dicht folgende Leute mit weißen Flaggen. Auch sonst wird zur Nachrichtenübermittlung zwischen der Feuerlinie und den nächsten Unterstützungen von der Einschiebung von Zwischenposten ausgiebiger Gebrauch gemacht. Als Abzeichen zu gegenseitiger Erkennung trugen die ge-

samten Angriffstruppen breite weiße Armbinden und dunkle Mäntel, sie hatten also den lehmfarbenen Deckmantel (aus leichtem Stoff) abgelegt. Es hat sich erwiesen, daß die deutlich gekennzeichneten Truppen mit viel größerem Vertrauen in den Nachtkampf gehen und zu einer Panik viel weniger geneigt sind. Das Erkennen der eigenen Kameraden hebt die Zuversicht und schwächt das Gefühl des Alleinseins, der Unsicherheit ab.

Als Angriffspunkte waren schon am Abend für die beiden Flügel zwei hohe Kuppen gegeben, die sich auch vom Nachthimmel abhoben. Vor den Kompagnien der vordersten Linie gingen auf nahe Entfernung besonders beherzte und gewandte Leute als Patrouillen voraus. Sie sollten ein verabredetes Zeichen geben, sobald sie auf den Feind stießen, dabei aber nicht schießen, sondern sich niederlegen. An die Truppen war strenger Befehl erlassen, unter keinen Umständen zu feuern, sondern in ununterbrochenem Vorgehen zu bleiben.*) Das Seitengewehr pflanzen die Japaner nicht auf Befehl oder Signal gemeinsam auf. Jeder Mann tut es von selbst, wenn er an den Feind kommt oder sich zum Sturm erhebt. Das Signal zum Beginn des Angriffs, der auf 1^{00} nachts festgesetzt war, bestand im Anzünden eines Strohhaufens bei dem Divisionskommandeur.

Gegen 3^{00} morgens kam die vorderste Linie auf etwa 300 m an den Feind heran. Einzelne Beobachtungsposten wurden dort zurückgetrieben, wobei mehrere Schüsse von diesen fielen. Die feindliche Artillerie begann das Feuer, aber ohne Erfolg. Auch die feindliche Infanterie fing an lebhaft zu schießen, als die Japaner nur noch etwa 100 m von ihr entfernt waren, doch feuerten die Russen viel zu hoch. Auf dem linken japanischen Flügel begann aber trotzdem ein allgemeines Feuergefecht, nur der rechte Flügel drang unbeirrt weiter vorwärts und kam, indem er den Gegner nach kurzem Kampfe warf, bald in die Lage, sich mit Teilen nach links zu wenden. Der dort von drei Seiten angegriffene Feind mußte infolgedessen ebenfalls unter starken Verlusten weichen. 4^{30} morgens war die ganze russische Stellung in der Hand der Japaner. Nur in einem Dorfe dauerte ein erbitterter Häuserkampf fort.

Allerdings befanden sich die 23 Bataillone bei Beendigung des Kampfes in vollster Auflösung durcheinander. Es bedurfte langer Zeit, um den Wirrwarr einigermaßen zu lösen. Das Eingreifen einiger frischer feindlicher Bataillone hätte sehr leicht einen Umschwung herbeiführen können. Die Russen haben nur selten solch kritische Lagen der Japaner erkannt und ausgenutzt. Darauf darf unter anderen Verhältnissen wahrscheinlich nicht gerechnet werden. Das Schwanken des blinden Zufalls, dem ein Nahkampf bei Nacht noch viel mehr unterworfen ist als ein Gefecht bei Tage, fordert erst recht dazu auf, eine geschlossene Reserve in der Hand zu behalten.

*) Um diesem durchaus notwendigen Befehle die Ausführung noch mehr zu sichern, ist es erwünscht, die Gewehre ungeladen zu haben und vielleicht sogar die Schlösser herauszunehmen und in die Brotbeutel zu stecken.

In der Schlacht am Schaho standen während der ersten Gefechtstage die Kämpfe der einzelnen Divisionen infolge einer sehr bedeutenden Ausdehnung der Vormarschfront in keinem unmitttelbaren Zusammenhange. Sie bildeten gewissermaßen in sich abgeschlossene kleinere Einheiten, aus denen die Gesamtentwicklung des Ganzen hervorging. Das gestattete den Divisionen, wo es notwendig erschien, den Angriff auf die gelegenste Zeit aufzuschieben. In einer einheitlichen Schlachtfront wird eine gleiche Freiheit nicht immer vorhanden sein. Dann bleibt wegen des Zusammenhangs mit den Nachbarkorps und wegen der unmittelbaren Rückwirkung des eigenen Verhaltens auf diese nichts anderes übrig als sofort in den Kampf einzutreten (IX. Armeekorps in der Schlacht von St. Privat). Sache der Führung ist es, mit richtigem Takte herauszufühlen, wie weit die Energie dabei getrieben werden darf, um zwar den Feind in seinen Entschlüssen der eigenen Kanpffront gegenüber zu binden, aber doch zu schwere Gefechtsverhältnisse zunächst zu vermeiden. Für den Gesamterfolg wird es immer besser sein, in der ersten Richtung lieber zu weit zu gehen als der zweiten Rücksicht zu viel Spielraum zu lassen.

Die Beweglichkeit des einzelnen Mannes im Gefecht wird bei den Japanern in hohem Grade dadurch gesteigert, daß man vor dem Eintreten in den Kampf das Gepäck grundsätzlich ablegt und nur das sogenannte Sturmgepäck behält.

Für die Verpflegung auch der vordersten Gefechtslinie wird — ebenso wie bei den Russen, deren fahrbare Feldküchen z. B. in der Schlacht bei Liauyang mit fertiger Kost abends bis an die Feuerfront vorgerückt sind — mit allen Mitteln gesorgt. Bei einer Division hat in der Schlacht von Liauyang auf dem nördlichen Ufer des Taitsyho die Kavallerie die Zubereitung und das Vorbringen des Essens für die übrigen Truppen übernommen, weil der besonderen Lage und des Geländes wegen ihr eine Gefechtstätigkeit oder weitgehende Aufklärung unmöglich war.

Aus allem geht deutlich hervor, daß die Japaner durch starre, formelle Bestimmungen in keiner Weise gefesselt sind. Die Führung greift nach der Form und dem Verfahren, die im gegebenen Falle die meiste Aussicht auf Erfolg bieten, immer durchdrungen von dem Bestreben, so schnell wie irgend möglich an den Feind und zur Entscheidung zu kommen. Das durchgängige Auftreten dichter Feuerlinien für die Feuerentscheidung muß aber wohl beachtet werden. Im übrigen ist das Kennzeichen für das japanische Infanteriegefecht eine große Gewandtheit und Findigkeit in der Anpassung an die jeweiligen Verhältnisse, eine ausgezeichnete Ausnutzung des Geländes bis in seine Einzelheiten sowie eine überaus große Beweglichkeit und Flüssigkeit in der Form. Als eigentliche Grundlage des Verfahrens werden die Grundsätze des Reglements festgehalten. Es läßt aber, dem unsrigen genau entsprechend, allen Führern genügenden Raum, um im Geiste der Gefechtsvorschriften nach eigener Entschließung in kräftigem Handeln den vorliegenden Bedürfnissen gerecht zu werden. Nicht der Weg ist in bindender Form vorgeschrieben, wohl aber das Ziel gesteckt.

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die japanische Infanterie der russischen in der Gefechtsausbildung weit überlegen ist. Für das russische Verfahren kann auf einen früheren Aufsatz in diesen Heften hingewiesen werden, der sich in erster Linie mit ihm beschäftigt hat.*) Das Vorgehen in Masse ohne genügende Feuervorbereitung kommt trotz der unterlegenen Feuerwirkung der japanischen Artillerie meist sehr schnell unter schweren Opfern zum Stehen und hat nur ausnahmsweise einer verschwindenden Unterlegenheit gegenüber Erfolg. Die unvermeidliche Wirkung ist ein Zurücksinken in große Passivität. Es mutet eigentümlich an, entspricht aber dem russischen Empfinden, wenn in einer offiziellen Depesche als hervorragende Leistung zum Ruhme der Truppen hervorgehoben wird, daß die Infanterie ein Dorf**) genommen habe, ohne von ihrem Gewehre Gebrauch zu machen.

Trotz aller Warnungen, die eine Aufstellung in Ortschaften mit Rücksicht auf die feindliche Feuerwirkung als bedenklich bezeichnen, bilden die zahlreichen chinesischen Dörfer in ausgesprochenem Maße die Kristallisationspunkte des Kampfes, ohne daß schädliche Folgen bisher empfunden worden sind. Wenigstens liegt noch keine einzige Erwähnung solcher Folgen vor.

Bei der Artillerie kommen taktische Erfahrungen hinsichtlich der Bewegungen weniger zur Sprache. Die japanische Artillerie verfügt nur über geringwertige Bespannung. Die Folge davon ist, daß ein Stellungswechsel so viel wie irgend möglich vermieden wird, und wenn er eintreten muß, nicht selten nur im Schritt ausgeführt werden kann. Von einem nahen Herangehen an den Feind zur Unterstützung der letzten Stadien des Infanterieangriffs ist daher keine Rede. Die japanische Artillerie sucht dafür die vordringende Infanterie bis unmittelbar vor dem Einbruch zu überschießen. Es ist überraschend, auf wie kurze Entfernung hinter vorgehender Infanterie das Artilleriefeuer beginnt und mit welcher Sicherheit es aufrecht erhalten wird, bis die Infanterie am Feinde fast in dem Rauche der platzenden Schrapnells verschwindet.

Auf russischer Seite geben die Verteidigungskämpfe weniger Anlaß zu taktischen Bewegungen als zu einem musterhaften Ausharren im schwersten Gefecht bis in dessen Krisis hinein.

Von ganz besonderem Interesse sind die Beobachtungen über die Schußwirkung und das Schießverfahren.

In dieser Beziehung hebt sich als frappanteste Erscheinung eine große Enttäuschung über den Schrapnellschuß auf beiden Seiten heraus. Die moralische Wirkung übertrifft bei neu ins Gefecht kommenden Truppen die materielle bei weitem. Die Enttäuschung geht so weit, daß auf japanischer Seite mehr und mehr zur Granate mit brisanter Ladung gegriffen wird und auf russischer Seite das Bedürfnis entstanden

*) Die reglementarische Fechtweise der japanischen und russischen Infanterie. Jahrg I, Heft 3, Seite 382.

**) Hailatosa, Ende Januar 1905.

ist, mehrere Batterien alter Geschütze mit Schraubenverschluß in die Front heranzuziehen, weil die neuen Schnellfeuergeschütze nur Schrapnells besitzen.

Ein wirkliches Niederkämpfen der feindlichen Artillerie in dem Sinne, daß sie für die weitere Entwicklung des Kampfes so gut wie ausfällt, ist niemals eingetreten. Zwar haben öfters einzelne Batterien das Feuer eingestellt, wenn der Kampf mit dem Gegner zu ungleich wurde, sie sind aber stets sofort wieder bei der Hand gewesen, sobald sich ihnen ein anderes lohnendes Ziel bot. Aus der Schlacht von Liauyang liegt ein Beispiel vor, wo eine einzige russische Batterie vier bis fünf Stunden lang 5 japanischen Batterien standgehalten hat, ohne in ihrer Feuerkraft merkbar zu leiden, ein Fall, der allen Schießplatzerfahrungen und allen artilleristischen Erwartungen geradezu in das Gesicht schlägt. Er ist nicht das einzige, wohl aber das stärkste Beispiel für dieselbe Erscheinung.

Auch gegen die feindliche Infanterie hat das Schrapnell nicht entfernt den Erwartungen entsprochen. Als besondere Merkwürdigkeit wird im japanischen Heere ein einziger Fall berichtet, wo ein russisches Schrapnell 6 Tote und 7 Verwundete aus einer Kolonne gerissen hat. Gegenüber eingenisteter Infanterie ist, selbst dann, wenn sie im Feuergefecht lag und sich deshalb zeigen mußte, meist nur sehr langsam ein fühlbarer Erfolg eingetreten. Es lassen sich aber sogar Fälle feststellen, wo Infanterie in dickem Haufen, der sich 40—50 Schritt in die Tiefe zog, eine längere Strecke zurückgegangen, einmal sogar einen Hang hinter dem Schützengraben hinaufgeklettert ist, ohne daß trotz heftigsten Feuers bei anscheinend bester Sprengpunktlage das Eintreten von erheblichen Verlusten beobachtet werden konnte.

Die Erscheinung ist so auffallend und wird auf beiden Seiten so lebhaft empfunden, daß an der Tatsache kein Zweifel bleibt. An sich muß die Wirkung des Schrapnells, wie sie sich aus seinen Konstruktionsbedingungen ergibt, fraglos vorhanden sein. Aber das ganze Schießen, von der Geschützbedienung bis zur Beobachtung, vollzieht sich im Kriege gegenüber dem Schießplatz unter so grundverschiedenen Bedingungen und unter so ganz anderen Einflüssen, daß die Wirkung auf dem Schlachtfelde gegen diejenige auf dem Schießplatz zu einem winzigen Bruchteil herabgedrückt wird. In den Kämpfen um Liauyang haben die Japaner trotz der Überlegenheit der russischen Artillerie an Verletzungen durch Artilleriefeuer nur wenig über 7 vH. aller Verluste gehabt, fast 93 vH. durch Infanteriefeuer, genau die gleiche Erfahrung wie in früheren Kriegen.

Auch die Wirkung der Brisanzgranate wird als gering bezeichnet; sie ist namentlich im Aufschlag örtlich zu eng begrenzt. Bestätigt wird dagegen der sehr niederdrückende Eindruck der detonierenden brisanten Ladung.

Es wäre durchaus verkehrt, auf Grund solcher Erfahrungen in das Gegenteil zu verfallen, in eine starke Unterschätzung der Artillerie. Unbestreitbar ist und bleibt, auch in Ostasien, die Artillerie das starke Gerüst der Schlacht. Die russischen

Batterien flößen den Japanern durch ihre Überlegenheit eine sichtliche Achtung ein und sie sind es vielfach, die den Feind dazu zwingen, den Schutz der Dunkelheit zu suchen. Durch die Erscheinungen des Krieges tritt nur die Berichtigung der bisherigen Überschätzung ein, die auf die verblüffenden Trefferprozente der Schießplätze die Hoffnung gründete, daß das Feuer weniger Batterien innerhalb weniger Minuten zu einer vernichtenden Wirkung führen würde. Der Krieg beweist die Notwendigkeit, die Schießplatzergebnisse je nach den Verhältnissen durch 20, 50 oder noch mehr zu teilen, um sich der Wirklichkeit einigermaßen zu nähern. Eins aber scheint sicher, der Umstand nämlich, daß das Schrapnell auch für die Feldkanone allen Bedürfnissen nicht gerecht wird, und daß es unbedingt notwendig ist, ein Geschoß mit starker Aufschlag- und Durchschlagswirkung zu haben.

Unter keinen Umständen kann, wie an früherer Stelle schon einmal betont worden ist,*) von einem Artilleriekampf die Rede sein, der als erster selbständiger Akt der Schlacht bis zu einem gewissen Ende durchgefochten wird, und dessen Entscheidung die Voraussetzung für jeden weiteren Schritt bedeutet. Das Einsetzen der Artillerie ist der erste Schritt für das Heranarbeiten der Infanterie an den Feind. Wollte man mit dem Gedanken in das Gefecht gehen, daß dieses Heranarbeiten als neuer Teil erst beginnen dürfe, wenn ein erster im Artilleriekampf erledigt sei, so würde man überhaupt nie zu einem Angriff kommen. Zwischen solchem unmöglichen Abwarten und zwischen falscher Überstürzung, die ihre ganze Kraft mit einem Wurf ins Feuer schleudert, liegt ein weiter Spielraum, in dem sich die Führung mit sicherem Takte bewegen muß.

Was das Schießverfahren betrifft, so sind beide Teile mehr und mehr dazu übergegangen, im Artilleriekampfe aus verdeckten Stellungen indirekt zu feuern. Auch darin liegt eine Abschwächung der Wirkung, die vielleicht bei Batterien mit Schutzschilden nicht einzutreten braucht. Als recht wirkungslos hat sich das Streuen über eine Geländestrecke erwiesen, ebenso als nachteilig und zeitraubend das Einschießen für das Schrapnellfeuer mit Zeitzünder, wie es auf russischer Seite gern gebraucht wird. Alles in allem drängt sich der Schluß auf, daß ein Schießverfahren, welches das Eintreten einer entscheidenden Wirkung innerhalb weniger Minuten voraussetzt und von dem Bestreuen eines größeren Abschnitts mit viel Munition eine ausreichende Wirkung gegen alle Ziele innerhalb des bestreuten Raumes erwartet, nicht den richtigen Weg betritt. Die russische Artillerie hat nicht selten Strecken unter Feuer gehalten, wo überhaupt kein Japaner gewesen ist.

Für die Aufstellung der Artillerie hat sich sehr große Nähe an der Infanteriefeuerlinie für beide Waffen als äußerst nachteilig erwiesen.

Über die Maschinengewehre liegen noch verhältnismäßig wenig Beobachtungen

*) I. Jahrg., 3. Heft, Seite 403 unten.

vor. Der große Eindruck, den ihre Wirkung in der Schlacht von Liauyang namentlich beim Vorgehen gegen die zweite befestigte Linie auf die Japaner gemacht hat, ist für sie die Veranlassung gewesen, auch ihre Divisionen neuerdings mit dieser Waffe auszustatten.

Ebenso gering ist die Ausbeute an taktischen Erfahrungen für die Kavallerie. Man muß sich aber davor hüten, deshalb die Wirksamkeit der Kavallerie als wenig bedeutsam anzunehmen. Die Erscheinungen des Krieges im fernen Osten dürfen in dieser Hinsicht nicht ohne weiteres übernommen werden. Es ist von Anfang an darauf hingewiesen worden, daß die japanische Kavallerie wegen ihres minderwertigen Pferdematerials und wegen der geringen Beanlagung des Japaners zum Reiten nicht auf hoher Stufe steht. Auf russischer Seite sind bisher außer drei Dragoner-Regimentern und einem Kasaken-Regiment aktive Kavallerietruppenteile noch nicht zur Stelle, sondern nur Kasakenformationen 2. und 3. Aufgebots, die ebenfalls nicht als ganz vollwertig angesehen werden können. Außerdem erschweren die besonderen Verhältnisse des Kriegsschauplatzes die Entfaltung einer ausgiebigen Tätigkeit starker Kavallerie in mehrfacher Beziehung. Auf beiden Seiten wird fast grundsätzlich daran festgehalten, den Kavalleriekörpern starke Infanterie — mehrere Bataillone, sogar Regimenter — als Rückhalt beizugeben.

Eine der auffallendsten Erscheinungen des ganzen Krieges ist der ganz ungewöhnliche Umfang, den die Feldbefestigung auf beiden Seiten einnimmt. Sie feiert in Ostasien wahrhafte Triumphe. Das Eingraben erfolgt in jedem Angriffsgefecht, meist auch seitens der Reserven und selbst auf ziemlich nahe Entfernungen vom Feinde.

Als neu kann, wie sich schon im Burenkriege gezeigt hat, das Bedürfnis hervorgehoben werden, in den Schützengräben Kopfdeckungen gegen steil einfallende Schrapnellkugeln zu schaffen. In den russischen Linien werden zu diesem Zwecke schon seit langer Zeit leichte Eindeckungen mit Erdschüttung gebaut. Auch die Japaner greifen neuerdings bei vorhandener Zeit mehr und mehr dazu. Für den Anschlag der Schützen bringt man in der ganz niedrigen Brustwehr Einschnitte an, die durch das mit Fall nach rückwärts aufliegende Dach zu einer Art Schießlöcher werden.

Das wichtigste Erfordernis jeder Deckung ist aber das unbedingte Verschwinden im Gelände. Für die Artillerie hat es sich als weit günstiger herausgestellt, lieber 400 bis 500 m hinter Geschützeinschnitten zu bleiben, die leicht erkennbar sind, als in derartige Deckungen hineinzugehen. In dem Bestreben, den Aufzug so niedrig wie möglich zu halten, sind russische Batterien manchmal zu weit gegangen. Sobald die Geschützrohre dicht auf dem Boden aufliegen, schleudert der Luftdruck des Schusses Staub oder Schmutz so sichtbar in die Höhe, daß Batterien ihre Aufstellung mehrfach dadurch verraten haben und die feindliche Beobachtung erleichtert worden ist.

Ganz gewiß darf der Wert von künstlicher Geländeverstärkung nicht unterschätzt werden. In unserem Heere könnte für ihre Anwendung und für die technische Aus-

bildung der Truppen noch erheblich mehr getan werden. Für die Truppe kann man unbedenklich den Grundsatz festhalten, daß sie zum Spaten greift, wo sich irgend die Zeit dazu findet, daß aber die Schnelligkeit und Stärke der eigenen Feuerwirkung auch hierbei im Vordergrunde bleiben muß. Die Kriegführung darf sich aber den Kampf in Ostasien schwerlich in vollem Umfange zum Muster nehmen und ihrerseits das Befestigen von Stellungen zum Ausgangspunkt ihres Handelns machen.

Es mag sein, daß die besonderen strategischen Verhältnisse beider Teile (auf der einen Seite das langsame Herankommen der Verstärkungen, auf der andern Seite der Stillstand infolge der Belagerung von Port Arthur, beides in Verbindung mit dem Winter) zu so langen Unterbrechungen im Fortschreiten der Operationen berechtigt haben, und daß die besonderen Schwierigkeiten des Nachschubs schnellen Verschiebungen größerer Massen entgegen sind. Beides begünstigt das frontale Aufeinanderstoßen der Heere in einem gewissen strategischen Gleichgewicht. Bei einem Friedrich oder Napoleon würden aber wohl schwerlich diese Schwierigkeiten der ganzen Entwicklung der Dinge ihren Stempel aufdrücken, sondern es würde sicher vor allem andern ihr eigener Geist und Charakter in dem Fortschreiten der Handlung zum Ausdruck kommen. Wo das innere Bedürfnis nach großen Entscheidungen nicht oder nicht mehr vorhanden ist, da tritt ein lahmer Flügelschlag oder gar ein Einstellen des Fluges ein, wie die Kriegsgeschichte auf allen ihren Blättern beweist. Das ist aber niemals der Ausgangspunkt, den der Feldherr absichtlich oder freiwillig seinen Entwürfen zugrunde legen soll, wenn ihn nicht innere oder äußere Fesseln so niedrig halten.

Löffler,
Major im Königlich Sächsischen Generalstabe.

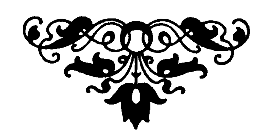


Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW68, Kochstraße 68—71.

Nachricht.

Die Innenseite des Umschlags dieser Hefte trägt den Vermerk: „Der Inhalt ist nicht amtlich. Aufsätze, deren Verfasser nicht genannt sind, bilden hiervon keine Ausnahme". Zum größten Teil zeichnen außerdem die Verfasser ihre Aufsätze mit Namen. Unter ihnen befinden sich solche, die dem Generalstabe nicht angehören, vor allem auch inaktive Offiziere. Trotzdem wird in der Presse und im militärischen Publikum immer wieder der Generalstab als solcher für die in den Heften vertretenen Ansichten verantwortlich gemacht. Demgegenüber wird hiermit nochmals ausdrücklich erklärt, daß Seine Exzellenz der Herr Chef des Generalstabes der Armee von Begründung der „Vierteljahrshefte" an stets die Auffassung vertreten hat, daß diese Veröffentlichungen nur dann ihren Zweck, anregend und klärend zu wirken, erfüllen können, wenn in ihnen verschiedene Meinungen zu Gehör kommen und die Mitarbeiter nicht beeinflußt werden. Die „Vierteljahrshefte" wollen daher nicht der Verbreitung von Ansichten dienen, die an maßgebender Stelle gehegt werden, ihr alleiniger Zweck ist, fördernd auf das geistige Leben innerhalb der Armee zu wirken.

Die Schriftleitung.





Die Nordwestgrenze Indiens.

Mit der Besetzung Turkestans hat sich Rußland bis auf etwa 650 km der Nordwestgrenze Indiens genähert. Nur Afghanistan trennt noch beide Reiche. Damit ist die Möglichkeit eines Vorgehens Rußlands gegen Indien, falls es je einmal zu kriegerischen Verwicklungen zwischen England und Rußland kommen sollte, näher gerückt.

Diese Anschauung ist auch in den leitenden englischen Kreisen vertreten. Lord Selborne, jetzt Gouverneur von Südafrika, hat im November v. J., als er noch erster Lord der Admiralität war, in Bristol in einer Rede darauf hingewiesen, daß Rußland und Indien jetzt nur noch durch den unabhängigen Staat Afghanistan voneinander getrennt werden. England stehe der unumstößlichen Tatsache gegenüber, daß zwei russische Eisenbahnen (die transkaspische Bahn und die Bahn Orenburg—Taschkent) an der Grenze Afghanistans endigen und die Entfernung der Endpunkte dieser Bahnen von denen des indischen Bahnnetzes zum Teil weniger als 400 (englische) Meilen betrage. Die Stärke der indischen Armee müsse sich daher in Zukunft nach dieser wichtigen militärischen Tatsache richten, deren Bedeutung klar vor Augen trete, wenn man sich daran erinnere, was Rußland in der Mandschurei mit einer einzigen Bahn von 9000 km hinter sich geleistet habe, und dann bedenke, daß die Entfernung von dem Innern Rußlands an die afghanische Grenze bedeutend geringer sei als nach der Mandschurei.

Wenn nun auch ein kriegerischer Zusammenstoß zwischen Rußland und England in absehbarer Zeit sehr unwahrscheinlich ist, so ist doch England, seitdem sich ihm sein mächtiger Nachbar so sehr genähert hat, in richtiger Erkenntnis des Satzes: si vis pacem, para bellum, eifrig bestrebt gewesen, die Verteidigungsfähigkeit der indischen Nordwestgrenze zu erhöhen. Nach den Vorschlägen der in Indien kommandierenden Generale, vor allem Lord Roberts', ist in dieser Beziehung bereits früher viel geschehen. Ganz besondere Fortschritte aber sind in den letzten Jahren gemacht worden. Es ist dies das unleugbare Verdienst Lord Kitcheners, des gegenwärtigen Oberkommandierenden der englisch-indischen Armee.

Lord Kitchener, der bereits in Ägypten und Südafrika glänzende Proben seines militärischen Könnens abgelegt und sich als ein hervorragender Organisator gezeigt hat, ist von dem Tage an, an dem er den Oberbefehl über die Armee in Indien übernommen hat, mit der ihm eigenen unbeugsamen Energie und rastlosen Tätigkeit an die Aufgabe herangegangen, die Stellung Englands an der Nordwestgrenze durch zweckentsprechende örtliche Maßnahmen sowie durch Hebung der Güte und Menge der zur Verteidigung der Grenze bestimmten Truppen zu verbessern.

Der unbeteiligte Zuschauer sieht bei derartigen Reformen nur das Resultat und kennt nicht die vielen großen und unzähligen kleinen Schwierigkeiten, die sich ihrer Durchführung entgegengestellt haben. Sicher sind diese Schwierigkeiten bei den eigentümlichen Verhältnissen Indiens besonders groß gewesen. Trotzdem ist es Lord Kitchener, der an sich und seine Untergebenen die höchsten Anforderungen stellt, nach verhältnismäßig kurzer Zeit gelungen, sehr wichtige Verbesserungen zu erreichen; andere, bereits eingeleitete, werden zur Ausführung kommen, wenn er lange genug in seiner Stellung bleibt, um sie durchführen zu können. Schon jetzt aber sind die unter ihm und dann überhaupt in den letzten 20 Jahren gemachten Fortschritte in der Verteidigungsfähigkeit der Nordwestgrenze so bedeutend, daß die heutige Lage Englands an dieser Grenze mit der vor 20 Jahren überhaupt nicht mehr verglichen werden kann.

Die nachfolgende Darstellung soll eine Übersicht über den gegenwärtigen Zustand der Nordwestgrenze und über die zu ihrer Verteidigung vorhandenen Truppen geben sowie die bei der Verteidigung in Betracht kommenden Verhältnisse kurz streifen.

Die Nordwestgrenze Indiens bildete bis zum Jahre 1879, ganz allgemein gesprochen, der Indus.*) Diese Grenze lief am Fuße der Gebirge entlang und hatte militärisch den großen Nachteil, daß die über die Gebirge führenden Päſſe nicht im Besitz Englands waren. Je weiter Rußland in Zentral-Asien vordrang und je mehr es sich Indien näherte, desto unangenehmer wurde dieser Übelstand empfunden. Die erste Gelegenheit, die sich fand, günstigere Grenzverhältnisse zu erlangen, wurde daher sofort ergriffen. Sie bot sich nach Beendigung des Afghanenkrieges 1879. Durch den mit dem Emir von Afghanistan in diesem Jahre abgeschlossenen Vertrag von Gandamak trat der Emir die westlich der alten Grenze gelegenen Teile von Afghanistan, deren Besitz für England wünschenswert war, an dieses ab. Als Punkte der neuen Grenzlinie zwischen Indien und Afghanistan wurden Lundi Kotal am Khaiberpaß, Peiwar Kotal (Eingang zum Kuramtal) und das Khojakgebirge (nordwestlich Quetta) bestimmt. Zugleich erklärte sich der Emir von Afghanistan mit der Abtretung des bereits 1876 vom Khan von Balutschistan an Indien abgegebenen Gebietes von Quetta einverstanden.

Die genaue Festlegung der neuen Grenze erfolgte erst 1893 durch eine englisch-afghanische Grenzkommission; aber seit 1879 befanden sich bereits alle wichtigen, auf diesem Teil der Grenze über die Gebirge führenden Päſſe in englischen Händen.

*) Skizze 1.

In dem Gebiet nördlich des Khaiberpasses fand die Grenzregulierung etwas später statt. Im Jahre 1892 wurde Gilgit im Verfolg der Kämpfe mit den Hunra und Nagar unter englische Oberhoheit gestellt und 1895 Chitral besetzt. Der Besitz von Chitral war insofern wichtig, als es den Zugang von dem afghanischen Khanat Badakschan nach Indien beherrscht. England war deshalb schon 1885 bemüht gewesen, hier festen Fuß zu fassen, und hatte mit dem damaligen Mehtar, welcher sich die Herrschaft über Chitral und einige benachbarte Stämme angeeignet hatte, einen Vertrag abgeschlossen, wonach er gegen jährliche Subsidien verpflichtet war, auf Requisition der indischen Regierung mit allen verfügbaren Mannschaften die Pässe des Hindukusch zu besetzen. Als der Mehtar im Jahre 1852 starb, begann unter seinen Nachkommen eine erbitterte Fehde um den erledigten Thron. Einer der Kronprätendenten, der seinen Gegner vertrieben hatte, erbat sich englische Unterstützung, die auf das bereitwilligste gegen Übernahme der früheren Verpflichtungen und gegen die neue Abmachung gewährt wurde, daß ein britischer Resident mit 50 Mann Bedeckung die erforderlich erscheinende Kontrolle in Chitral selbst ausüben sollte. Als der Herrscher, der diesen Vertrag abgeschlossen hatte, 1895 ermordet wurde, erklärte sich der neue Machthaber gegen England und griff mit Unterstützung eines benachbarten Fürsten, Umra Khans, den im Lande befindlichen englischen Kommissar und die englischen Truppen an. Infolgedessen rückte eine stärkere englische Truppenmacht in Chitral ein, die Ruhe im Lande wurde wiederhergestellt und Chitral von nun ab dauernd besetzt gehalten.

In demselben Jahre wurde auch die Grenze gegenüber dem russischen Pamir durch eine englisch-russische Grenzkommission festgelegt. Durch den zwischen Rußland und England abgeschlossenen Vertrag wurde das südlich vom Pamir gelegene, gewöhnlich als Khanat Wakhan bezeichnete Gebiet, wie England gewünscht hatte, dem Emir von Afghanistan zugesprochen. Rußland und Indien sind daher am Pamir nicht unmittelbare Nachbarn, sondern werden auch hier durch afghanisches Gebiet getrennt. Dieser Grenzstreifen ist allerdings sehr schmal, an einer Stelle nur 13 km breit, aber Englands Absicht, auch hier Afghanistan als Pufferstaat zwischen sich und Rußland zu bringen, ist erreicht worden. Rußland kann jetzt auch vom Pamir aus ohne Verletzung afghanischen Gebiets nicht gegen Indien vorgehen; jede Grenzverletzung Afghanistans aber — vorausgesetzt, daß sie ohne Einverständnis des Emirs erfolgt — macht Afghanistan eo ipso zum Verbündeten Englands.

Die wilden und freiheitsliebenden Gebirgsstämme, die in dem großen Gebiet leben, welches durch die Festlegung der neuen Grenze zu Indien hinzugekommen war, hatten zwar dem Namen nach unter dem Emir von Afghanistan gestanden, tatsächlich aber seine Oberhoheit niemals anerkannt. Klugerweise beließ ihnen England ihre völlige Unabhängigkeit. Nur die den Khaiberpaß bewohnenden Stämme mußten die Verpflichtung übernehmen, für die Sicherheit des Verkehrs in diesem Paß zu sorgen. Hierzu wurde eine Miliz unter ihnen gebildet, die sogenannten Khaiber-Rifles, die

aber vollständig selbständig war. Zur Zeit sind zwei Bataillone vorhanden, deren Kommandeure und Adjutanten ebenso wie der die beiden Bataillone befehligende Offizier Engländer sind; alle übrigen Offiziere sind den Eingeborenen entnommen.

Dagegen wurde das von Balutschistan abgetretene Gebiet von Quetta, wo besondere Verhältnisse obwalten, dem indischen Reiche einverleibt.

Zur Festhaltung der Pässe und um die unruhige Bevölkerung im Zaum zu halten, wurde anfangs eine große Anzahl Posten mit Truppen der regulären Armee in den neuen Gebietsteilen errichtet. Da aber die Anwesenheit der indischen Truppen eine fortwährende Beunruhigung für die eingeborene Bevölkerung war und zu Aufständen Veranlassung gab, so entschloß man sich schließlich, die regulären Truppen zum größten Teil zurückzuziehen und die Sicherung der Pässe, nach dem Vorbilde der Khaiber-Miliz, einer aus den Eingeborenen selbst gebildeten Miliz zu übertragen. Solche Milizen sind infolgedessen in Waziristan, im Zhob- und Kuramtal sowie in Chitral und Mekran (Balutschistan) geschaffen worden. Ihre Stärke ist nicht bekannt; ihre Organisation wird im wesentlichen der der Khaiber-Rifles entsprechen. Jedenfalls sind jeder Miliz einige englische Offiziere zugeteilt. Die regulären Truppen wurden in weiter rückwärts gelegenen wichtigen Punkten, wie Peschawar, Kohat, Bannu und Dera Ismail Khan vereinigt. Nur die Eingänge in das Kuram-, Tochi- und Gomultal sind vorläufig wenigstens noch von kleinen Abteilungen der regulären Eingeborenen-Armee besetzt.

Es ist dies ein Experiment des jetzigen Vizekönigs von Indien, Lord Curzon, der in Indien viele Anhänger, aber auch manche Gegner hat. Bewährt haben sich allerdings die Khaiber-Rifles, die sich bei dem Aufstande der Afridis 1897 durchaus treu bewiesen haben. Auch die Miliz in Waziristan hat sich bei den Unruhen dort als loyal gezeigt, war aber nicht stark genug, um Ruhe und Ordnung im Lande aufrecht zu halten. Im Falle des Vorgehens einer Großmacht gegen Indien, wo wesentlich andere Verhältnisse mitsprechen als bei den kleineren lokalen Aufständen, hat sich die Einrichtung noch nicht bewähren können. Eine gewisse Gefahr birgt sie daher immer noch, und diese Gefahr ist deshalb verhältnismäßig groß, weil nur der Kriegsfall zeigen kann, ob der Versuch gelungen ist. Ergibt sich dann aber, daß dies nicht der Fall ist, so ist der Irrtum nicht mehr gut zu machen, sondern wird ernste Nachteile mit sich bringen.

Die neue Nordwestgrenze Indiens, wie sie die heutigen Karten zeigen, läuft in ihrem nördlichsten Teil im allgemeinen von Osten nach Westen, parallel der Südgrenze von russisch Pamir, wendet sich dann beim Dorapaß scharf nach Süden auf den Khaiberpaß zu und zieht sich von dort über die das Kuram-, Tochi- und Gomultal beherrschenden Pässe und über Chaman (nordwestlich Quetta) zur Grenze von Balutschistan hin.

Die ganze Grenze hat eine Länge von etwa 1200 km und zerfällt in zwei wesentlich voneinander verschiedene Teile: den Teil nördlich und den südlich des Khaiberpasses. Ersterer wird von dem Hindukusch, der zu den höchsten Erhebungen der Erde gehört, gebildet; letzterer besteht aus Gebirgen, die zwar auch noch eine bedeutende Höhe haben, aber doch viel niedriger sind als der Hindukusch.

Auf der nördlichen Strecke der Grenze führen eine ganze Anzahl Pässe nach Indien hinein; fast alle sind aber mit ewigem Schnee bedeckt und kommen deshalb für Truppen, die gegen Indien vorgehen, nicht in Betracht. Eine Ausnahme machen nur zwei Pässe: der Baroghil- und der Dorapaß.

Der Baroghilpaß ist 3804 m hoch und bildet den Übergang vom Pamir nach Gilgit und von dort weiter nach Kaschmir. Der Pamir, „das Dach der Welt", ist das höchste Hochland der Erde und hat eine mittlere Erhebung über den Meeresspiegel von 4000 m. Seine Paßhöhen liegen fast durchgängig über Mont Blanc-Höhe und sind entweder überhaupt nicht oder nur wenige Monate im Jahr passierbar. Aus den Schilderungen der Reisenden, die den Pamir besucht haben, z. B. Sven Hedins, gehen die ungeheuren Schwierigkeiten hervor, die sich dort schon dem einzelnen Reisenden entgegenstellen. Sie sind so bedeutend, daß ein Vormarsch größerer Truppenabteilungen von dort ganz ausgeschlossen ist. Nur kleinere Streifkorps könnten über den Baroghilpaß nach Indien vordringen, wie dieser tatsächlich auch einmal im Frieden, im Jahre 1892 vor Festlegung der Grenze, von einer kleinen Kasakentruppe überschritten ist.

Der Dorapaß, 4200 m hoch, führt aus der Gegend von Faisabad in Badakschan nach Chitral und ist drei bis vier Monate im Jahr zu passieren. Auch hier sind die Schwierigkeiten so groß, daß — wie Oberst Hanna, ein sehr guter Kenner des Landes, meint — täglich nicht mehr als 300 Mann den Paß zu überschreiten vermögen. Unter der Annahme, daß er durchschnittlich 100 Tage im Jahre offen ist, könnte also in einem Jahre eine Truppenmacht von 30 000 Mann über den Paß vordringen. Voraussetzung hierbei ist, daß die englischen Truppen, die Chitral dauernd besetzt haben, nicht rechtzeitig zur Stelle sind, um die Paßhöhe zu verteidigen oder die zuerst übergegangenen schwachen feindlichen Abteilungen zurückzuwerfen. Wird der Dorapaß aber, wie anzunehmen ist, verteidigt, so muß es mindestens sehr fraglich erscheinen, ob ein Übergang über ihn überhaupt möglich ist. Zu beachten ist ferner, daß die erwähnten 30 000 Mann nicht alle fechtende Truppen sein können, sondern sich unter ihnen eine große Anzahl Trainmannschaften befinden müssen.

Gelingt es dem nach Indien Vordringenden, den Dorapaß zu überschreiten und Chitral zu erreichen, so stehen ihm von hier zwei Wege für sein weiteres Vorgehen offen: über Gilgit nach Kaschmir und über Dir auf Peschawar. Der dritte, vom Dorapaß im Kuramtal nach Dzalalabad führende und dort in die Straße Kabul—Peschawar mündende Weg kann für einen Vormarsch nicht in Betracht kommen,

da Dzalalabad auf sehr viel näherem Wege und auch viel leichter über Kabul zu erreichen ist.

Der Weg von Chitral über Gilgit nach Kaschmir ist in seinem ersten Teile bis Gilgit verhältnismäßig gut, da Gilgit mit Chitral durch eine Militärstraße verbunden ist. Allgemein sei aber hier gleich bemerkt, daß wenn von Straßen oder Wegen in dem nördlichen Grenzgebiet die Rede ist, darunter mit verschwindenden Ausnahmen nur Pfade zu verstehen sind, auf denen Tragtiere mit ihren Lasten vorwärtskommen oder im besten Falle die landesüblichen Ekkawagen, starke zweirädrige Karren, verwendet werden können.

Auf dem weiteren Wege von Gilgit nach Kaschmir sind große Schwierigkeiten zu überwinden. Dieser Weg, der eine Länge von beinahe 400 km hat und über zwei hohe Pässe, darunter den 4200 m hohen Borzilpaß führt, ist nur während der Sommermonate zu benutzen. Die Gefahren, welche er bietet, zeigt die Tatsache, daß im Oktober 1891 von einer Abteilung Gurkhas unter dem englischen Kapitän Barnett im Borzilpaß gegen 100 Mann ihre Glieder erfroren; viele der Leute starben später, anderen mußten die erfrorenen Glieder abgenommen werden. Bei der Hunra-Nagar-Expedition erfroren auf dem Wege von Kaschmir nach Gilgit noch im Mai und September Truppen der Engländer. Die früher in Gilgit stationierte englische Besatzung mußte deshalb auch stets innerhalb der Sommermonate mit Proviant für das ganze Jahr versehen werden. „Verzögerungen im Nachschube während des kurzen Sommers," sagt ein englischer Schriftsteller, „bringen sie in Gefahr zu verhungern."

Da, wie erwähnt, der Dorapaß auch nur im Sommer überschritten werden kann, so ist der Entfernungen wegen das Vordringen bis Indien auf diesem Wege in einem Jahre unmöglich. Da ferner aber die Überwinterung einer stärkeren Abteilung in dem wilden und öden Gebirgsland bei der Unmöglichkeit, irgend einen Nachschub an Verpflegung zu erhalten, ganz ausgeschlossen ist, so ergibt sich weiter, daß der Weg über Gilgit nach Kaschmir für einen Vormarsch gegen Indien nicht in Betracht kommen kann. Diese Ansicht scheint auch in den maßgebenden indischen Kreisen geteilt zu werden. Hierfür spricht wenigstens, daß die englische Besatzung, die bisher in Gilgit gestanden hat, im Jahre 1902 von dort zurückgezogen worden ist.

Die zweite, von Chitral über Dir nach Peschawar führende Straße ist verhältnismäßig gut gehalten. Aber auch hier stellen sich dem Vormarsche bedeutende Hindernisse entgegen. Zuerst muß der über 3000 m hohe Laoraipaß überschritten, dann das Bergland von Swat durchzogen werden, wo der kriegerische Stamm der Bunnerwals wohnt, die im Jahre 1863 6000 englische und eingeborene Truppen unter Sir Neville Chamberlain zwei Monate aufgehalten und ihnen einen Verlust von 67 Offizieren und 841 Mann beigebracht haben. Bei dem weiteren Vor-

bringen ist der 140 m breite Swatfluß und demnächst der Malakandpaß zu überschreiten.

Die ganze Straße ist zur schrittweisen Verteidigung vorbereitet; noch im letzten Sommer hat Lord Kitchener sie eingehend besichtigt und an geeigneten Punkten Lagerplätze abstecken lassen. An mehreren Stellen befinden sich Forts, so z. B. bei Chitral, Kala Drosch und Chakdara. Alle diese Forts sichern aber nur gegen Gewehrfeuer und bieten deshalb bloß Sicherheit gegen Angriffe der Eingeborenen. Dagegen scheinen die zum Schutz des Malakandpasses angelegten Befestigungen wesentlich stärker zu sein. Nach Generalmajor Sir Edwin Collen, der früher militärisches Mitglied des Rates des Vizekönigs von Indien gewesen ist, bildet die Malakand-Befestigung eine Stellung, die gegen Jedermann gehalten werden kann. Um die Truppen, denen die Verteidigung dieser Straße übertragen ist, im Bedarfsfalle schnell verstärken zu können, ist eine Schmalspurbahn von Nowschara ab gebaut, die bis Dargai an den Fuß des Malakandpasses fertiggestellt ist. Selbst wenn also dem Angreifer wider Erwarten der Übergang über den Dorapaß gelingen sollte, so trifft er auch bei seinem Vorgehen auf Peschawar auf so viel Schwierigkeiten und hat den Kampf mit einem voraussichtlich an Zahl und besonders auch an Artillerie so überlegenen Gegner aufzunehmen, daß auf einen Erfolg kaum zu rechnen ist.

Als abschließendes Urteil darf deshalb ausgesprochen werden, daß der Vormarsch nach Indien über die Pässe des Hindukusch, wenn überhaupt, höchstens als eine Nebenoperation in Betracht kommen kann.

Was den südlichen Teil der Grenze anbetrifft, so sind, wie schon erwähnt, die die Grenze bildenden Gebirge und dementsprechend die über sie führenden Pässe zwar auch noch hoch, aber doch wesentlich niedriger als in dem nördlichen Teil. Südlich vom Kabulfluß zieht sich zunächst von Westen nach Osten die mächtige Gebirgskette des Safed Koh hin, an die südlich das Solimangebirge anschließt, das von Norden nach Süden ungefähr parallel dem Indus läuft und im Südwesten in die Hochebene von Pischin übergeht, die ihrerseits wieder durch die Khawaja Amrankette von dem Hochland von Afghanistan getrennt wird. Das ganze zwischen dem Indus und Afghanistan gelegene Grenzgebiet ist ein ödes Bergland, das zu den unfruchtbarsten und ärmsten der ganzen Erde gehört. Eine Armee, die es durchzieht, findet weder für Mensch noch Tier irgendwie nennenswerte Verpflegungsgegenstände.

Auf diesem südlichen Teil der Grenze kommen für größere Truppenkörper — und um solche kann es sich bei einem Vormarsch gegen Indien nur handeln — fünf Einmarschwege in Betracht. Es sind dies von Norden nach Süden gerechnet:

1. Von Kabul über den Khaiberpaß nach Peschawar;
2. von Kabul über den Schutagardan- und Peiwarpaß und durch das Kuramtal nach Kuschalgar;

3. von Ghazni über den Ghwalaripaß und durch das Gomultal nach Dera Ismail Khan;
4. von Kandahar über den Khojakpaß und Lorolai nach Dera Ghazi Khan;
5. von Kandahar über den Khojakpaß, Quetta und den Bolanpaß nach Sukkur.

Zu diesen fünf Wegen dürfte noch der Weg von Ghazni durch das Tochital und über Bannu zum Indus hinzukommen. Dieser Weg ist lange Zeit vernachlässigt worden, da die Karawanen aus Afghanistan nicht ihn, sondern ausschließlich den unter 3. aufgeführten Weg durch das Gomultal benutzen. Vor ungefähr zehn Jahren, gelegentlich einer Expedition nach Waziristan, ist er zuerst von englischen Truppen betreten worden. Hierbei soll sich herausgestellt haben, daß er nicht nur die kürzeste, sondern auch eine sehr gute und bequeme Verbindung mit Ghazni bildet. Näheres über diesen Weg ist aber bisher nicht bekannt geworden.

Zu 1. Von Kabul über den Khaiberpaß nach Peschawar.

Die ganze Entfernung von Kabul bis Peschawar beträgt 290 km. Der Khaiberpaß, 1029 m hoch, ist fast das ganze Jahr schneefrei und bildet die kürzeste Verbindung zwischen Afghanistan und dem Indus. Außerdem hat dieser Weg für eine gegen Indien vorgehende Armee den großen Vorzug, daß diese unmittelbar nach Durchschreiten des Passes das reiche Tal von Peschawar betritt, wo sie alle Verpflegungsbedürfnisse im Überfluß findet. Von Kabul bis zur Paßhöhe Lundi Kotal auf indischem Gebiet führt ein guter Kamelpfad; von dort setzt sich der Weg als gute fahrbare Bergstraße bis Jamrud fort und geht hier in eine breite Chaussee über, die durch ganz ebenes Gelände nach Peschawar führt. An Befestigungen sind im Khaiberpaß drei Forts vorhanden: Fort Jamrud, Ali Maszid und Lundi Kotal. Diese Forts sind aus Ziegelsteinen gebaut und sichern nur gegen Gewehrfeuer, doch sollen sie zum Teil modernisiert worden sein. Außerdem sind im Khaiberpaß jedenfalls vorbereitete Infanterie- und Artilleriestellungen vorhanden, doch ist hierüber näheres nicht bekannt. Zur Sicherstellung der schnellen Heranführung von Truppen nach dem Paß ist die Eisenbahn von Attock bis Jamrud fortgesetzt worden.

Von den großen Eroberern, die in früheren Zeiten aus Zentral-Asien nach Indien vorgedrungen sind, ist am häufigsten der Khaiberpaß für den Vormarsch benutzt worden. Alexander der Große ließ einen Teil seines Heeres durch ihn vorgehen, während er selbst mit dem andern Teil vor dem Khaiberpaß bei Dzalalabad nach Norden abbog, das Kunartal hinaufzog und die dort wohnenden Völkerschaften unterwarf. Er vereinigte sich dann bei Attock wieder mit der durch den Khaiberpaß marschierten Abteilung seines Heeres und überschritt dort den Indus.

Auch die Einfälle der mohammedanischen Fürsten, die vom 8. bis 11. Jahrhundert etwa zwanzigmal in Indien eindrangen, erfolgten meist durch den Khaiberpaß. Von den Mongolen, die dann vom 13. bis 16. Jahrhundert Indien zu verschiedenen

Malen verheerten, führte Timur, ihr berühmtester Führer, 1398 sein Heer durch das Kuramtal vor, aber seine Nachfolger marschierten am häufigsten wieder durch den Khaiberpaß, und auch der letzte große Einfall nach Indien, der unter Nadir Schah 1736 erfolgte, nahm seinen Weg durch ihn.

Zu 2. Von Kabul über den Schutagardan- und Peiwarpaß und durch das Kuramtal nach Kuschalgar.

Die ganze Entfernung von Kabul bis Kuschalgar am Indus beträgt 350 km. Der Weg von Kabul bis über den Schutagardanpaß ist ein Saumpfad. Der Paß hat eine Höhe von 3300 m und ist nach Ansicht von Lord Roberts von einer Armee zu jeder Jahreszeit zu passieren, was von anderen Kennern des Landes für die Wintermonate allerdings nicht zugegeben wird. Vom Schutagardanpaß führt der Weg als gute Fahrstraße über den Peiwarpaß, der von Lord Roberts im afghanischen Kriege auf seinem Marsch durch das Kuramtal nach Kabul mit stürmender Hand genommen worden ist, und durch das Kuramtal nach dem Ort Thal, der den Ausgang dieses Tals bildet. Von Thal gehen dann zwei gute Fahrstraßen ab, die eine führt in östlicher Richtung nach Kohat und von dort, mit einer Abzweigung nach Peschawar, nach Kuschalgar, die andere in südlicher Richtung über Bannu nach Dera Ismail Khan.

Zur Sicherung der Straße im Kuramtal befindet sich bei Kuram ein Fort, Kuramfort; ferner sind an der Straße Kohat-Peschawar einige Lehmforts vorhanden. Alle diese Forts sind von ähnlicher Beschaffenheit wie die im Khaiberpaß und sichern nur gegen Gewehrfeuer. Auch hier ist zur schnellen Heranführung von Truppen durch den Bau einer Schmalspurbahn von Kuschalgar über Kohat nach Thal Sorge getragen. Die Bahn wird voraussichtlich später nach Kuramfort weitergeführt werden.

Zu 3. Von Ghazni über den Ghwalaripaß und durch das Gomultal nach Dera Ismail Khan.

Die ganze Entfernung von Ghazni nach Dera Ismail Khan beträgt etwa 330 km. Der Weg von Ghazni überschreitet zuerst als Kamelpfad die etwa 3100 m hohen afghanischen Grenzberge, was keine besonderen Schwierigkeiten haben soll, und führt dann über die Hochebene von Wano nach Kajuri Kach. Auch hier bietet das Gelände keine Schwierigkeiten. Von Kajuri Kach ist durch eine gute breite Straße im Zhobtal eine Querverbindung nach Quetta geschaffen. Der Weg nach Dera Ismail Khan überschreitet hinter Kahuri Kach den 2100 m hohen Ghwalaripaß und geht als guter Kamelpfad nach Fort Jutta. Von dort führt eine gute Fahrstraße über Tank nach Dera Ismail Khan. An Befestigungen sind auf diesem Wege vorhanden die Forts von Jutta, Nili und Kahuri Kach, die denselben Wert haben wie die früher genannten Forts.

Zu 4. Von Kandahar über den Khojakpaß und Lorolai nach Dera Ghazi Khan.

Die ganze Entfernung von Kandahar nach Dera Ghazi Khan beträgt etwa 560 km. Von Kandahar nach Chaman führt eine Karawanenstraße, von dort eine gute Straße über den Khojakpaß nach der Hochebene von Pischin. Vom Südfuß des Khojakpasses setzt sich der Weg als breite Fahrstraße fort und erreicht Kota Abdallah. Hier wendet sich die Straße scharf nach Osten, überschreitet mehrere Bergketten und führt durch eine Gegend, die Sir Mac Gregor als eine heiße, dürre Wildnis beschreibt, die sich, soweit das Auge sehen kann, ohne Wasser, Bäume oder Dörfer ausdehnt. Die Straße erreicht dann über Lorolai Dera Ghazi Khan. Bei Lorolai zweigt sich eine breite Fahrstraße nach Südwesten ab, die nach Harnai an die Eisenbahn Sukkur—Quetta heranführt.

Zu 5. Von Kandahar über den Khojakpaß, Quetta und den Bolanpaß nach Sukkur.

Die ganze Entfernung von Kandahar nach Sukkur beträgt 550 km. Bis Kota Abdallah ist der Weg derselbe, wie unter 4 angegeben.

Von Kota Abdallah geht die Fahrstraße weiter über Quetta nach dem Bolanpaß. Nach Heraustreten aus ihm führt sie über eine 250 km breite Ebene über Jacobabad nach Sukkur. Wie Oberst Hanna berichtet, sind von dieser Ebene 150 km Wüste und niedrige Dschungeln, der Rest Sümpfe. Nach seiner weiteren Angabe ist die Hitze im Bolanpaß und auf der Ebene im Sommer unerträglich; die vorhandenen Wasserstellen liegen meist sehr weit auseinander und haben zum Teil auch nur brackiges Wasser, so daß der Vormarsch auf diesem Wege sehr beschwerlich ist. Demgegenüber bezeichnet aber Sir Edwin Collen die Bolanstraße als „a first-class highway for the movement of troops". An Befestigungen ist auf dieser Einmarschstraße die starke Festung Quetta vorhanden, die große Bedeutung hat, da sie bedeutende Arsenale und Magazine besitzt, die von Kandahar heranführenden Einmarschwege beherrscht und eine sehr gute Operationsbasis bildet. Sie ist ganz modern ausgebaut und so stark, daß der Angreifer an ihre Wegnahme erst nach Heranschaffung eines großen Belagerungsparks denken könnte. Zur schnellen Vorführung von Truppen ist eine Eisenbahn von Sukkur am Indus nach Chaman gebaut, welche sich südöstlich Quetta bei Sibi in zwei Stränge teilt, die sich nördlich Quetta wieder vereinigen.

Aus der vorstehenden Schilderung der Einmarschwege, die nur einen ganz allgemeinen Überblick geben sollte, geht hervor, daß die von Afghanisten nach Indien führenden Wege mit Ausnahme von Quetta durch starke Befestigungen nicht gesperrt sind, denn die in den Tälern vorhandenen Forts können als solche nicht angesehen werden. Der Grund hierfür liegt darin, daß bei Ausarbeitung des indischen Landesverteidigungssystems von dem zweifellos richtigen Grundsatze ausgegangen ist, daß viel wichtiger als die Anlage zahlreicher Befestigungen, deren Besetzung im

Kriegsfalle eine große Anzahl Truppen verlangt und die zum großen Teil doch umgangen werden können, der möglichst ausgedehnte Ausbau der Verbindungen ist, um jederzeit schnell Truppen an den Punkten, wo es wünschenswert scheint, versammeln zu können. Hinsichtlich der Befestigungen hat man sich deshalb darauf beschränkt, moderne Werke nur dort anzulegen, wo sie unbedingt notwendig sind, und hat im übrigen geeignete Verteidigungsstellungen an den Pässen und in den Tälern erkundet und ihre nachhaltige Verteidigung für den Kriegsfall vorbereitet. An wirklich modernen Befestigungen sind deshalb außer Quetta nur noch vorhanden: der große Waffenplatz Rawal Pindi und die Brückenköpfe von Attock und Sukkur am Indus.

Dahingegen sind Eisenbahnen und Straßen, die den Zwecken der Heranführung von Truppen von rückwärts her oder deren seitlicher Verschiebung dienen, in großer Zahl gebaut worden. So ist der Malakandpaß durch die von Nowschara nach Dargai, der Khaiberpaß durch die von Attock nach Jamrud, das Kuramtal durch die von Kuschalgar nach Thal führende Eisenbahn mit dem indischen Bahnnetz verbunden. Bei Kuschalgar, wo bisher eine feste Brücke über den Indus nicht bestand, wird jetzt eine solche gebaut. Die Stellung bei Quetta ist durch die Bahn Sukkur—Chaman mit dem indischen Bahnnetz in Verbindung gebracht, und die von Karachi am Arabischen Meer nach Sukkur gehende Eisenbahn ermöglicht, von England eintreffende Verstärkungen auf dem nächsten Wege nach der bedrohten Front heranzuführen. Die auf dem linken Indusufer vorhandene Bahn Attock—Rohri (gegenüber Sukkur) gestattet die Ausführung seitlicher Truppenverschiebungen in weitgehendster Weise, während durch den Ausbau des Eisenbahnnetzes im Innern Indiens die rechtzeitige Heranführung starker Kräfte der indischen Armee von dort an die Nordwestgrenze gewährleistet ist.

Neben dem Bau von Eisenbahnen wurde die Anlage von strategisch wichtigen Straßen eifrig betrieben. Die meisten von ihnen sind schon bei Beschreibung der Einmarschwege erwähnt worden. Es sei deshalb zusammenfassend nur bemerkt, daß nach den die Täler beherrschenden Pässen durchweg gute Straßen führen, die durch gute seitliche Wegeverbindungen wieder untereinander in Verbindung gebracht sind. Außerdem führt, wie auf dem linken Indusufer die Eisenbahn Attock—Rohri, so auf dem rechten Ufer eine gute Fahrstraße, ungefähr parallel dem Indus, von Peschawar über Kohat, Bannu, Dera Ismal Khan, Dera Ghazi Khan nach Jacobabad, verbindet so alle wichtigen Punkte miteinander und ermöglicht auch hier, wünschenswerte seitliche Verschiebungen vorzunehmen.

England hat in den letzten 20 Jahren etwa 220 Millionen Mark für Befestigungen, Eisenbahn- und Straßenbauten im Grenzgebiete ausgegeben. Das ist eine große Summe, aber sie ist gut angewandt, und das indische Landesverteidigungs-System kann jeder Kritik standhalten.

Die englischen Streitkräfte in Indien setzen sich zusammen aus:

1. der regulären Armee,
2. der Reserve der Eingeborenenarmee,
3. den Reichstruppen (Imperial service troops),
4. den Freiwilligen.

Die reguläre Armee besteht aus den in Indien stationierten regulären national-englischen und den in Indien angeworbenen regulären Eingeborenentruppen. Ihre Zusammensetzung ergibt nachstehende Übersicht:

Reguläre Armee	Inf. Batl.	Kav. Regt.	Batterien Feld-	Batterien reit.	Batterien Gebirgs-	Fuß-Art. bespn. Batl.	Fuß-Art. Komp.	Pionier-Komp.	Bemerkungen
Engländer .	52	9	45	11	8	6	22	—	*) Andere Batterien als Gebirgsbatterien sind nicht vorhanden. Es beruht dies auf einer gesetzlichen Bestimmung, die nach dem großen Aufstande 1857 getroffen ist.
Eingeborene	140	39	—*)	—*)	10	—*)	1	20	
Zusammen	192	48	45	11	18	6	23	20	

Die Friedensstärke beträgt:

Englische Truppen	74 657	Mann,
Eingeborene Truppen	156 870	„
Zusammen	231 527	Mann.

Die national-englischen Truppen bilden daher etwas weniger als ein Drittel der gesamten regulären Armee.

Über die Kriegsstärke liegen offizielle Zahlen nicht vor. Unter Zugrundelegung der vom Oberstleutnant Brunker in den: „Notes on organisation and equipment" gemachten Angaben und einer Mitteilung in der Pioneer Mail vom 19. Juni 1903, wonach die Kriegsstärke einer Reihe von Bataillonen, und zwar derjenigen, die hauptsächlich für die Verteidigung der Nordwestgrenze in Frage kommen, um 256, die der übrigen Bataillone um 128 Mann erhöht worden sind, beträgt die Kriegsstärke:

Englische Truppen rund	63 000	Mann,
Eingeborenen „ „	160 000	„
Zusammen rund	223 000	Mann.

Die englischen Truppen haben bereits im Frieden einen sehr hohen Etat. Da Reserven für sie in Indien nicht vorhanden sind, so werden sie bei der Mobilmachung nicht komplettiert; ihre Friedensstärke ist sogar höher als ihre Kriegsstärke. So hat beispielsweise das Infanterie-Bataillon bei einer Friedensstärke von 1033 Mann nur eine Kriegsstärke von 832 Mann. (Oberstleutnant Brunker.) Der Unterschied

erklärt sich wohl daraus, daß bei der Kriegsstärke der Abgang an Kranken und Felddienstunfähigen berücksichtigt ist.

Zur Komplettierung der Eingeborenentruppen ist eine Armeereserve vorhanden, die etwa 20 000 Mann zählt und fast ausschließlich zur Ergänzung der Infanterie-Bataillone bestimmt ist. Sie besteht aus ehemaligen Unteroffizieren und Mannschaften der Eingeborenenarmee von mindestens fünf- und nicht mehr als zwölfjähriger Dienstzeit, die sich zum Wiedereintritt im Falle eines Krieges verpflichteten. Sie erhalten eine Geldentschädigung und müssen alle zwei Jahre eine zweimonatige Übung ableisten. Die Kriegsstärke der Infanterie-Bataillone der Eingeborenenarmee ist eine verschiedene und schwankt zwischen 1007 und 878 Mann.

Lord Kitchener soll beabsichtigen, die Armeereserve auf 50 000 Mann zu erhöhen und dann auch Reserveformationen aufzustellen. Inwieweit diese Absicht schon ausgeführt worden ist, ist nicht bekannt.

Auf die Organisation, Zusammensetzung usw. der regulären Armee wird später noch näher eingegangen werden.

Die Reichstruppen (Imperial service troops) haben nach Statesmans Year-Book für 1904 eine Stärke von 16 200 Mann. Ihre Aufstellung erfolgte 1889. In diesem Jahre veranlaßte Lord Dufferin, der damalige Vizekönig von Indien, eine Anzahl indischer Fürsten, anstatt der Regierung den vertragsmäßig für Zwecke der Reichsverteidigung bestimmten Geldbetrag zu zahlen, ihre Truppen nach Art der regulären Eingeborenenarmee einheitlich zu organisieren und für den Kriegsfall der Regierung zur Verfügung zu stellen. Die Truppen sind im Frieden den betreffenden Herrschern ausschließlich unterstellt, aber nach englisch-indischem Vorbilde ausgerüstet und ausgebildet. Die Ausbildung erfolgt unter der Oberaufsicht englischer Offiziere, wofür 1 Generalinspekteur und 18 Inspektionsoffiziere vorhanden sind. Auch die Besetzung der Offiziersstellen ist den indischen Fürsten vorbehalten. Die Offiziere sind nur indischer Nationalität und gehen fast ganz aus dem Adel hervor. Die Mannschaften ergänzen sich aus den besseren Volksklassen.

Der militärische Wert dieser Truppen ist sehr verschieden, je nach den Volksstämmen, aus denen sie gebildet sind, und den Interessen der Herrscher an militärischen Dingen. Besonders gelobt werden die Truppen des Rajahs von Gwalior, der ein eifriger Soldat ist und in jedem Jahre Manöver abhält, denen er stets persönlich beiwohnt, sowie die des Herrschers von Kaschmir. Auch die bei einzelnen Kontingenten vorhandenen Trainformationen (Transport- und Kamelkorps) sollen recht brauchbar sein.

Im Feldzug gegen Chitral sind Reichstruppen zum ersten Male aufgetreten, auch zum letzten Feldzuge gegegen China waren solche Truppen aufgeboten worden. Zur Verteidigung der Nordwestgrenze gegen einen äußeren Feind werden wenigstens

Teile von ihnen jedenfalls mit herangezogen werden; ihrer geringen Stärke wegen können sie aber nicht wesentlich ins Gewicht fallen.

Die Freiwilligen sind etwa 30 000 Mann stark und aus Europäern und Eurasiern (Mischlingen) gebildet. Sie sind eingeteilt in Infanterie, Kavallerie, berittene Infanterie und Artillerie. Außerdem gibt es eine Eisenbahntruppe, in die jeder Angestellte der Staatseisenbahnen einzutreten verpflichtet ist. Jährlich an 10 Tagen finden Übungen der Freiwilligen statt. Sie sind in erster Linie zum Schutz der europäischen Niederlassungen im Falle eines Aufstandes der eingeborenen Bevölkerung, dann auch zur lokalen Sicherung der Eisenbahnen bestimmt.

Wie aus vorstehendem hervorgeht, kommt für die Verteidigung der Nordwestgrenze beim Angriff eines äußeren Feindes in der Hauptsache nur die reguläre Armee in Frage, die deshalb einer näheren Betrachtung unterzogen werden muß.

Die national-englischen Truppen erhalten ihren Ersatz für dienstunbrauchbare, zur Entlassung gekommene oder sonst ausgeschiedene Mannschaften aus dem Heimatlande. Bestimmungsgemäß dürfen nur bereits ausgebildete und kräftige Leute, die mindestens 21 Jahre alt sind, nach Indien gesandt werden. Der Wechsel ganzer dort stationierter Truppenteile mit solchen aus England und den Kolonien erfolgte bisher etwa alle 12 bis 15 Jahre. Jetzt scheint die Ablösung etwas früher stattzufinden: 1904/05 wurden 6 Infanterie-Bataillone und 1 Kavallerie-Regiment, also etwa $^1/_9$ der sämtlichen in Indien befindlichen Truppen, abgelöst. Wird dieser Modus beibehalten, so würden immer etwa $^8/_9$ der national-englischen Armee in Indien an das dortige Klima gewöhnt sein.

Der Dienstbetrieb erfolgt nach denselben Grundsätzen wie in England mit den Änderungen, wie sie durch das Klima geboten sind. Spiele aller Art, wie Lawntennis und Fußball, finden vielleicht noch in ausgedehnterem Maße, als in England statt und gewähren nicht nur Unterhaltung, sondern auch eine vorzügliche körperliche Übung. Die Bedeutung dieser Spiele darf nicht unterschätzt werden: sie machen den Körper gewandt, das Auge sicher, zwingen zu schnellem Entschluß und sind gerade in einem so erschlaffendem Klima, wie es Indien hat, für die Gesundheit von größter Bedeutung. Der klimatischen Verhältnisse wegen wechseln die Truppenteile alle 2 bis 3 Jahre ihre Standorte. Trotzdem macht das Klima sich immer noch sehr ungünstig geltend, was seinen Grund zum Teil darin haben wird, daß die guten Wirkungen der Spiele und Garnisonwechsel durch nicht genügende Mäßigkeit wieder aufgehoben werden. Die Zahl der felddienstunfähigen Mannschaften soll das ganze Jahr hindurch ziemlich groß sein und während der Monate August und September besonders steigen. Hierdurch findet auch die verhältnismäßig große Differenz zwischen Friedens- und Kriegsstärke ihre Erklärung.

Noch mehr als die Mannschaften beteiligen sich die Offiziere an sportlichen

Übungen aller Art; der ihnen im Jahre gewährte kurze Urlaub wird vielfach zu anstrengenden Jagden im Hochgebirge benutzt. Sie suchen hierdurch der erschlaffenden Wirkung des Klimas entgegenzuarbeiten, was ihnen, da sie im allgemeinen sehr mäßig sind, meistens auch gelingt. Es liegt auf der Hand, daß Offiziere, die ihren Körper derartig kräftigen und an Anstrengungen gewöhnen und dabei ein rationelles, mäßiges Leben führen, vortreffliche Feldsoldaten sind.

Die Bewaffnung der englischen Truppen in Indien ist dieselbe wie in dem Heimatlande. Gelangen dort verbesserte Waffen zur Einführung, so werden die Truppen in Indien sogar in erster Linie berücksichtigt. Deshalb soll auch das jetzt in der Einführung begriffene neue Schnellfeuergeschütz zuerst an sie ausgegeben werden.

Die regulären Eingeborenentruppen ergänzen sich durch Anwerbung. Die nahezu 300 Millionen starke Bevölkerung Indiens besteht aus den verschiedensten Volksstämmen, die ihrer Religion nach Hindus, Sikhs, Mohammedaner, Buddhisten und Christen sind. Da die einzelnen Volksstämme sich zum großen Teil bitter hassen, außerdem Mohammedaner, Sikhs und vornehmlich Hindus besondere Speisegesetze zu beobachten haben — die Hindus dürfen beispielsweise aus keinem Gefäß essen oder trinken, aus dem ein Angehöriger eines anderen Glaubens oder auch nur einer tieferstehenden Kaste gegessen oder getrunken hat, ohne ihre Kaste zu verlieren — so ist es unmöglich, Leute verschiedener Stämme in einer so kleinen Gemeinschaft, wie eine Kompagnie oder Batterie ist, zu vereinigen. Immer gehören daher die Leute einer Batterie oder einer Kompagnie, meistens sogar die einer Doppelkompagnie*) demselben Stamme an. Die anderen Doppelkompagnien sind dann wieder gleichmäßig aus Angehörigen anderer Stämme zusammengesetzt. Es gibt aber auch Bataillone, die zur Hälfte, sogar ganz aus Leuten eines und desselben Stammes gebildet sind. Man hat letzteres nicht allgemeiner getan, weil man hiermit zur Zeit des großen Aufstandes 1857, wo die Bataillone in dieser Weise zusammengesetzt waren, schlechte Erfahrungen gemacht hat; man glaubt, daß jetzt im Falle einer Empörung die in einem Bataillon vorhandenen Angehörigen der verschiedenen Stämme und Religionen schwerlich gemeinsame Sache miteinander machen werden. Bei der Kavallerie sind die Verhältnisse ähnlich, doch sind alle Regimenter bis auf drei aus verschiedenen Stämmen gemischt.

Hinsichtlich der Kriegstüchtigkeit bestehen große Unterschiede zwischen den Stämmen. Die wenigsten kriegerischen Eigenschaften besitzen die Hindus der südlichen Provinzen, die besten Soldaten sind die Bewohner des Nordens und besonders die der dort gelegenen Bergländer. Zu den kriegerischen Stämmen, die am meisten

*) Das indische Bataillon besteht aus 8 Kompagnien, die wieder in 4 Doppelkompagnien eingeteilt sind.

in der Eingeborenenarmee vertreten sind, gehören die Gurkhas, Sikhs, Dogras und Rajputs, ferner die Pathans und andere Mohammedaner des Nordwestens.

Da die Bekanntschaft mit den besonderen Eigenschaften dieser Völker für die Beurteilung der ganzen Eingeborenenarmee von wesentlicher Bedeutung ist, so folgt nachstehend eine kurze Charakteristik von ihnen:

Die Gurkhas bewohnen das Königreich Nepal, das unabhängig ist, jedoch einen englischen Residenten hat. Außer diesem darf kein Europäer ohne besondere Erlaubnis des Herrschers von Nepal das Land betreten. Die Gurkhas sind kleine, aber stämmige und untersetzte Leute mit ausgesprochen mongolischem Typus, der Religion nach Buddhisten. Da ihre Heimat zum Hochgebirge des Himalaja gehört, sind sie von Jugend auf an Bewegung in den Bergen gewöhnt und leisten deshalb in ihnen Vorzügliches; weniger gut vertragen sie dagegen die Hitze. Sie haben ausgezeichnete militärische Eigenschaften und gelten als die Elitetruppe der Eingeborenenarmee. Lord Roberts, der bei seinem Zuge nach Kabul Gurkhas unter seinem Befehl hatte, hat nicht Abstand genommen, sie seinen Hochländern als ebenbürtig in Tapferkeit an die Seite zu stellen. Sie sind die einzigen eingeborenen Truppen, zwischen denen und den national-englischen Truppen wenigstens eine Art kameradschaftlichen Verhältnisses besteht.

Die Sikhs bewohnen das Punjab. Sie sind ursprünglich kein besonderer Volksstamm, sondern eine religiöse Gemeinschaft. 1849 von England unterworfen, wurden sie besonders gute und zuverlässige Soldaten in englischen Diensten und bewahrten schon 8 Jahre nach ihrer Unterwerfung bei dem großen Aufstande ihren neuen Herren durchaus die Treue. Sie sind große, kräftige und schöne Gestalten. Das braune, aber edel und arisch geformte Gesicht wird von einem dunkelen Bart umrahmt, dessen Enden gekräuselt, nach aufwärts geführt und unter dem malerischen Turban mit dem Haupthaar vereinigt werden. Sie sind erbitterte Feinde der Mohammedaner und Hindus, energisch, tapfer und ausdauernd, aber leicht empfindlich.

Die Dogras bewohnen wie die Sikhs das Punjab und haben sich wie diese den Engländern stets treu bewiesen und ihnen in China, Afghanistan, Birma und vor allem in den Kämpfen mit den Völkerstämmen an der Nordwestgrenze gute Dienste geleistet. Kleiner als die Sikhs und nicht so muskulös wie die Gurkhas, sind sie doch außerordentlich hart und zähe und leisten an Gewandtheit und Ausdauer in den Bergen das gleiche wie die Gurkhas und Pathans. Eine stark ausgeprägte Selbstachtung sowie ein ruhiges, unbeugsames Festhalten an dem, was sie ihre Ehre nennen, geben ihnen die Grundbedingung zu einem guten Soldaten. Das Gefühl großer Anhänglichkeit wurzelt tief in ihnen, und treues Festhalten an ihrem Herrn ist eine Art Religion. So genießen sie denn auch in der Armee den Ruf von sehr zuverlässigen Soldaten.

Die Rajputs sind arischer Abkunft und bewohnen Nordindien. Sie sind ein

Menschenschlag, wie er größer und kräftiger gebaut kaum irgendwo zu finden ist. An fast allen Feldzügen der Engländer in China, Ägypten, Afghanistan und Birma haben sie rühmlichen Anteil genommen. Solange das Glück ihnen treu ist, sind sie ausgezeichnete Soldaten, tapfer und selbst bereit zu tollkühnem Wagen; Fehlschläge und Niederlagen können sie aber nicht mit der Energie ertragen, die für gute Soldaten notwendig ist. Während des großen Aufstandes hat der größte Teil von ihnen den Engländern die Treue nicht gehalten. Trotzdem und trotz des erwähnten Fehlers hat man aber von einer Einstellung von Rapjuts in größerem Umfange nicht Abstand genommen: ihre guten Eigenschaften müssen daher wohl so überwiegen, daß man die weniger guten dafür in Kauf nehmen zu können glaubt.

Die Pathans, zu denen die Afridis, Waziris, Orakzai und eine Anzahl anderer Stämme gehören, bewohnen in der Stärke von etwa 1 Million Köpfen im allgemeinen das wilde Bergland zwischen dem Indus und Afghanistan. Sie sind Mohammedaner. Seit Jahrhunderten sind sie eine Art Söldner gewesen, die sich demjenigen verpflichteten, der ihre Dienste gut bezahlte oder ihnen Aussicht auf Raub und Beute bot. Sehr tapfer, sind diese wilden Bergvölker gleichzeitig grausam, rachsüchtig und treulos. Ein Sprichwort sagt vom Pathan, daß er in einem Augenblick ein Heiliger, im nächsten aber ein Teufel ist.

Je mehr die Eingeborenenarmee sich aus Angehörigen der kriegerischen Stämme ergänzt, desto größer wird ihr Wert und ihre kriegerische Tüchtigkeit. Man ist deshalb in Indien schon seit längerer Zeit bestrebt gewesen, die Einstellung der unkriegerischen Hindus aus den südlichen Provinzen einzuschränken, und Lord Kitchener schreitet auf diesem Wege weiter. Bis jetzt ist erreicht, daß $^3/_4$ der Infanterie-Kompagnien den kriegerischen Stämmen angehören. Bei der Kavallerie ist das Verhältnis noch etwas günstiger; hier sind $^7/_8$ aus den kriegerisch veranlagten Völkerschaften zusammengesetzt.

Die Unteroffiziere sind, abgesehen von den Pionier-Kompagnien, denen je zwei englische Unteroffiziere zugeteilt sind, sämtlich Eingeborene. Dagegen sind die Offizierstellen bei allen Truppenteilen durch englische und indische Offiziere besetzt. Das Infanterie-Bataillon und Kavallerie-Regiment hat 12—13 englische und 16—17 eingeborene, die Gebirgsbatterie 5 englische und 3 eingeborene, die Pionierkompagnie 4 englische und 4 eingeborene Offiziere.

Die englischen Offiziere der Infanterie und Kavallerie bilden die „officers of the Indian Army“. Sie genießen besonders vorteilhafte Bedingungen betreffend Beförderung, Gehalt und Pension, sind aber verpflichtet, während ihrer gesamten Dienstzeit in der Eingeborenenarmee zu verbleiben. In den ersten sieben Jahren ist ihnen noch erlaubt, mit einem Offizier der englischen Armee von noch nicht siebenjähriger Dienstzeit zu tauschen, später nicht mehr. Die Artillerie- und Ingenieuroffiziere gehören nicht zu den officers of the Indian Army; nur wenn sie

erklären — ohne die Möglichkeit des Tausches mit Offizieren der englischen Armee zu haben —, ihre ganze Dienstzeit in der Eingeborenenarmee verbringen zu wollen, genießen sie dieselben Vorteile.

Die officers of the Indian Army gehören zu dem besten Offiziermaterial der englischen Armee. Sie ergänzen sich aus den besten Kandidaten der Militärschule von Sandhurst, zum kleinen Teil auch aus besonders empfohlenen Offizieren der englischen Armee. Ein als officer of the Indian Army anzustellender Offizier darf nicht älter als 26 Jahre sein. Er muß vor seiner endgültigen Anstellung eine mindestens einjährige Probedienstleistung bei einem englischen Truppenteil machen und hat etwa 1½ Jahre nach seiner Übernahme als officer of the Indian Army eine erste Prüfung im Hindustani, der gebräuchlichsten Heeressprache, abzulegen. Innerhalb der ersten drei Jahre hat er dann eine weitere Kenntnis der indischen Sprachen sowie seine theoretische und praktische Dienstkenntnis durch eine zweite Prüfung darzutun.

Die Eingeborenenoffiziere gehen aus der Truppe hervor und haben vor ihrer Beförderung eine Prüfung abzulegen. Hinsichtlich ihrer Bildung stehen sie auf einer sehr niedrigen Stufe. Bei ihrer Auswahl muß große Rücksicht auf ihre gesellschaftliche Stellung unter ihren Stammesgenossen genommen werden, da Offiziere von geringer Herkunft sich nicht die nötige Achtung verschaffen können. Ihre Beförderung schließt mit dem Hauptmann oder Rittmeister ab, der älteste Hauptmann oder Rittmeister erhält noch den Titel Major.

Die Verteilung des Dienstes auf die englischen und indischen Offiziere ist in der Weise geregelt, daß erstere — mit Ausnahme des Kommandeurs — mit dem inneren Dienste nichts zu tun haben. Dieser sowie der Detaildienst ist Sache der Eingeborenenoffiziere, Ausbildung und Führung haben dagegen die englischen Offiziere in Händen.

Ein persönlicher Verkehr außerhalb des Dienstes findet zwischen englischen und indischen Offizieren nicht statt. Der Eingeborenenoffizier nimmt dem englischen gegenüber nur die Stellung eines Unteroffiziers ein; der älteste indische Major ist deshalb auch dem jüngsten Leutnant der officers of the Indian Army untergeordnet.

Die Ausbildung erfolgt ganz nach englischen Grundsätzen und soll recht gute Resultate ergeben. Bei der Infanterie werden Marschfähigkeit und gutes Schießen, bei der Kavallerie gutes Reiten und Gewandtheit im Aufklärungsdienst besonders gelobt; einzelne Kavallerie-Regimenter sollen hinsichtlich ihrer Ausbildung den englischen Regimentern nicht nachstehen. Ebenso sollen die Gebirgsbatterien einen hohen Grad der Ausbildung erreichen.

Die Bewaffnung der Eingeborenentruppen ist dieselbe wie die der nationalenglischen.

Eine Schilderung der regulären Eingeborenenarmee würde unvollständig sein,

wenn die bei ihr aufgestellten Train-Formationen nicht näher erwähnt würden. Denn sie sind gerade in Indien von allergrößter Bedeutung. Noch zur Zeit, als Lord Roberts den Afghanenkrieg führte, gab es im Frieden bereits organisierte Trainformationen überhaupt nicht. Machten kriegerische Ereignisse mit Afghanen oder anderen Grenzvölkern die Aufstellung solcher Formationen notwendig, so wurden sie improvisiert. Bei dem praktischen Geschick der Engländer wurden hierbei auch zufriedenstellende Resultate erzielt. Aber Lord Roberts machte schon in den achtziger Jahren darauf aufmerksam, daß solche Improvisationen bei einem Kriege mit einer Großmacht nicht ausreichen würden. Seiner mehrfachen Anregung ist es wohl zuzuschreiben, wenn jetzt organisierte Trainformationen vorhanden sind. Hiermit ist ein großer Fortschritt erzielt, denn das Transportwesen, besonders der Nachschub an Verpflegung, erfordert gerade in Indien bei den eigentümlichen Verhältnissen dieses Landes besondere Vorbereitungen im Frieden. Aus religiösen Gründen essen nämlich die Hindus unter keinen Umständen Rindfleisch, viele überhaupt nichts, was vom Tiere kommt. Die Mohammedaner dürfen zwar Rindfleisch, aber kein Schweinefleisch essen. Noch erhöht wird die hieraus entstehende Schwierigkeit der Verpflegung dadurch, daß ein großer Troß von „Followers" der Armee ins Feld folgt. Dies hat seinen Grund ebenfalls wieder in religiösen Verhältnissen. Denn die der Kriegerkaste angehörenden eingeborenen Soldaten dürfen eine Reihe niederer Arbeiten, wie Kochen, Pferde warten, Futter schneiden usw. nicht auf sich nehmen. Hierzu sind Leute aus der niedrigsten Kaste notwendig, die den Truppenteilen zugeteilt und als Followers bezeichnet werden. Dieser Sitte haben sich natürlich die Engländer, die „Herren", anschließen müssen. So bildet sich ein Troß, der der Kombattantenzahl nur wenig nachsteht. Bei einer Expedition gegen die Afghanen soll beispielsweise die aufgebotene Truppe bei 14000 Kombattanten nicht weniger als 10000 Followers gezählt haben. Es ist klar, daß hierdurch die Trains ungemein vergrößert werden, worunter dann wieder die Operationsfähigkeit der Truppen leidet. Lord Kitchener ist deshalb auch bemüht, die Zahl der Followers nach Möglichkeit einzuschränken; sie ganz abzuschaffen, ist bei den Verhältnissen, die dieser Einrichtung zugrunde liegen, nicht angängig.

An im Frieden organisierten Trains sind nach der Rangliste für 1905 vorhanden:

21	Maultierkorps,
18	Kadres für Maultierkorps
2	Kadres für Ponytrains
13	Kamelkorps
zusammen: 54	Formationen.

Ein Vergleich mit dem Vorjahre ergibt, daß die Zahl der Trains nicht unwesentlich vermehrt worden ist: 9 Maultierkorps, 7 Kadres für Maultierkorps und 4 Kamelkorps, zusammen 20 Formationen, sind im letzten Jahre neugebildet worden. Es zeigt dies, welchen großen Wert Lord Kitchener den Vorbereitungen für das Transportwesen beimißt. Die Maultiere ziehen die leichten landesüblichen Ekkawagen, sind jedoch auch mit Tragsätteln versehen, so daß die Last umgeladen werden kann, wenn ein Wagen stecken bleiben sollte. Die Trains werden sehr gelobt und sollen für asiatische Verhältnisse geradezu mustergültig sein.

Das Gesamturteil über die Eingeborenentruppen läßt sich dahin zusammenfassen, daß sie, was natürlich ist, den national-englischen Truppen an innerem Wert nachstehen, aber zum großen Teil ein vorzügliches Menschenmaterial und einen hohen Grad der Ausbildung besitzen. Hierzu kommen die Vorteile, die sich daraus ergeben, daß die Truppen aus dem Lande selbst stammen, in dem sie verwendet werden. Ihre Treue vorausgesetzt, ist deshalb anzunehmen, daß sie den Anforderungen, die an sie herantreten können, entsprechen werden.

Im Gegensatz zu den guten Eigenschaften, welche die national-englischen sowohl wie die Eingeborenentruppen auszeichnen, wies die Dislokation und Organisation der regulären Armee bis in die allerneueste Zeit wesentliche Übelstände auf. Sie sind jetzt durch Lord Kitchener teils schon gehoben, teils sind die Maßnahmen zu ihrer Abstellung eingeleitet. Lord Kitcheners Reformwerk hat hier seine bedeutendsten Erfolge zu verzeichnen.

Die bisherige Dislokation stammte noch aus der Zeit nach dem großen Aufstande. Bei ihrer Festsetzung war lediglich die Rücksicht auf die unbedingte Niederhaltung jeder Empörung maßgebend gewesen. Hierzu mußten die Truppen auf eine außerordentlich große Zahl kleiner Garnisonen verteilt werden. Im Laufe der Jahre hat diese Dislokation eine wesentliche Änderung nicht erfahren, und als Lord Kitchener den Oberbefehl übernahm, fand er die Armee noch in ungefähr 300 verschiedenen Garnisonen zerstreut. Bringt man von der im Frieden 231527 Mann starken regulären Armee die etwa 45000 Mann in Abzug, welche in den 10 größten Garnisonen stehen, so bleiben für die übrigen 290 Garnisonen 186527 Mann übrig, was für jede Garnison eine Durchschnittsstärke von 643 Mann ergibt. Dabei sind diese kleinen Garnisonen über ein Land verteilt, das so groß wie Europa ohne Rußland ist.

Es muß einleuchten, daß durch diese Verhältnisse die kriegsmäßige Ausbildung der Truppen ungemein erschwert wurde: insbesondere mußte bei den großen Entfernungen von einer öfteren Vereinigung der Truppen zu größeren Verbänden und Übungen mit gemischten Waffen Abstand genommen werden. Alljährlich haben wohl mehrtägige kleinere Felddienstübungen zwischen einzelnen Garnisonen stattgefunden, große Manöver in unserem Sinne wurden aber nur ganz ausnahmsweise hin und wieder abgehalten, und nur ein verhältnismäßig kleiner Teil der Truppen nahm

dann daran teil. So hatte Lord Kitchener im Winter 1903, bald nachdem er den Oberbefehl übernommen hatte, etwa 15000 Mann bei Rawal Pindi zu Manövern zusammengezogen. Für die große Masse der Truppen konnten aber auch unter ihm, der bestehenden Verhältnisse wegen, größere Übungen mit gemischten Waffen nicht stattfinden.

Ein weiterer Nachteil der Dislokation war, daß die Versammlung der Armee, falls sie beim Angriff durch einen äußeren Feind an der Nordwestgrenze notwendig wurde, bei der, abgesehen vom Punjab, ziemlich gleichmäßigen Verteilung der Truppen über ganz Indien große Schwierigkeiten bot. Als die Dislokation seinerzeit festgesetzt wurde, hatte noch niemand an diese Möglichkeit gedacht. Inzwischen haben sich aber die Verhältnisse geändert, und jetzt wird in England, wenn auch nicht mit der Wahrscheinlichkeit, so doch mit der Möglichkeit eines Angriffs gerechnet.

Alle diese Übelstände der Dislokation hatte Lord Kitchener natürlich sogleich erkannt. Schon im April v. J. sprach er deshalb in einem Memorandum aus: „Ein sehr ernstes Hindernis für eine gesunde und praktische Ausbildung der Armee in Indien liegt in ihrer gegenwärtigen Dislokation. Diese entstand ohne systematischen Plan auf Grund von Verhältnissen, die schon lange nicht mehr bestehen. Die Dislokation erfordert zweifellos eine Neuordnung."

Was die Organisation der Armee anbetrifft, so waren bisher die Truppenteile in größere taktische Verbände nicht zusammengefaßt. Die größten taktischen Einheiten waren das Bataillon, das Kavallerie-Regiment und die Artillerieabteilung. Die höheren Verbände, welche bestanden, waren lediglich territoriale und im allgemeinen der Zivileinteilung des Landes nachgebildet, d. h. so wie es hier Distrikte und Provinzen gibt, so bestanden für die Armee Militärdistrikte, die wieder in vier größere Verbände, Armeen oder Commands genannt (der Name hat gewechselt), zusammengefaßt waren. Es waren dies die Commands Punjab, Bengalen, Bombay und Madras. Von ihnen war das Punjab-Command das stärkste, auf die andern drei waren die Truppen annähernd gleichmäßig verteilt. An der Spitze jedes Distrikts stand ein Generalmajor als Distriktskommandeur, an der Spitze der vier Commands je ein Generalleutnant als general commanding in chief; jedem dieser Generale war ein verschieden großer Stab zugeteilt. Die Fühlung zwischen den in den Distrikten kommandierenden Generalen und den in ihnen stehenden Truppen war nur eine sehr lose und beschränkte sich wegen der großen räumlichen Entfernungen meist auf die Besichtigung der einzelnen Truppenteile in ihren Garnisonen.

Nur für kriegerische Expeditionen und für Manöver wurden die Truppen in Brigaden und Divisionen eingeteilt. Die Führer für diese und die notwendigen Stäbe waren in den Distriktskommandeuren mit ihren Stäben vorhanden. Beide, Kommandeure und Stäbe, waren aber für ihre neuen Aufgaben durch Friedensübungen nicht hinreichend vorbereitet; sie kannten auch häufig die ihnen unterstellten

Truppen gar nicht, da durchaus nicht immer jeder Kommandeur einer Brigade oder Division gerade die Truppen zu führen hatte, die ihm schon als Distriktskommandeur unterstellt gewesen waren.

Daß die Verbände in dieser Weise gebildet waren, hat schon bei Manövern und erst recht bei kriegerischen Expeditionen stets zu großen Unzuträglichkeiten geführt, wie in England und Indien eigentlich einstimmig anerkannt worden ist. Eine indische Zeitschrift macht über diesen Punkt bei Besprechung der Manöver von 1903 folgende Ausführungen:

„Vor allem haben die Manöver wieder wie gewöhnlich gezeigt, wie notwendig die Organisation von Brigaden und Divisionen mit ihren Stäben schon im Frieden ist. Nur dann können diese größeren Verbände auch im Manöver oder im Ernstfalle harmonische Einheiten bilden. Im vorliegenden Manöver haben die gerade erst zusammengestellten Verbände wiederum versagt. Unglaubliche Mißverständnisse kommen in den einfachsten Sachen vor. In dieser Beziehung steht die indische Mobilmachung nicht auf derselben Höhe mit der Mobilmachung derjenigen Großmächte, die schon im Frieden Brigaden und Divisionen haben, welche im Ernstfalle sofort zur Verwendung bereit sind. Der Grenzkrieg von 1897 hat vollauf gezeigt, wie gefährlich es ist, erst im Bedarfsfalle Hals über Kopf höhere Kommandobehörden ins Leben zu rufen. Trotzdem bleibt man bei diesem verderblichen System. Bevor dies nicht aufhört, kann man in Indien von einer modernen Mobilmachung nicht sprechen.“

Wie ernst Lord Kitchener die Schäden der bisherigen Dislokation und Organisation beurteilt, geht daraus hervor, daß er in einer Denkschrift vom April 1904 die Armee vor der Annahme warnte, daß sie fähig sei, es mit jedem Gegner aufzunehmen. Er beschränkte sich aber nicht darauf, das vorhandene Übel zu erkennen, sondern setzte sogleich auch alles daran, es zu heilen. Sein großes Reformwerk hat Erfolg gehabt. Am 28. Oktober v. J. konnte er den Truppen die von der indischen Regierung genehmigte Reorganisation der Armee mitteilen. Von den gewaltigen Schwierigkeiten, die zu überwinden gewesen waren, gibt die Tatsache Zeugnis, daß die Neuordnung der Armee mit einem Kostenaufwande von 200 Millionen Mark verbunden ist. Welche Anstrengungen waren notwendig, und welche Kämpfe wird es gekostet haben, ehe die Bewilligung dieser Summe erlangt war!

Durch die Reorganisation wird im wesentlichen folgendes bestimmt:

Die Armee wird im Frieden in Kommandoeinheiten eingeteilt, die denen entsprechen, mit denen sie im Kriege auftritt. Drei Commands werden, und zwar in dem nördlicheren Teile Indiens gebildet: Punjab, Bengalen und Bombay. Das bisherige im Süden Indiens gelegene Command Madras wird aufgelöst. Es wird voraussichtlich, wie Burma, auf die Stärke eines Distrikts herabgesetzt werden; durch die hier frei werdenden Truppen werden die drei nördlichen

Commands verstärkt. Ursprünglich hatte Lord Kitchener anstatt des Ausdrucks „Command“ die Bezeichnung „Armeekorps“ gewählt und die drei Korps Nord-, Ost- und Westkorps genannt. Da aber zu der Zeit, als die Reorganisation veröffentlicht wurde, für die Armee in England gerade die Benennung „Armeekorps“ durch „Command“ ersetzt worden war, so ist auch für Indien dieser Ausdruck gewählt worden. Tatsächlich entsprechen die Commands durchaus unseren Armeekorps.

In jedem Command werden drei Divisionen aufgestellt. Jede Division besteht aus drei Infanterie-Brigaden, einer Kavallerie-Brigade und Divisionstruppen. Die Stärken der Brigaden und Divisionstruppen werden nicht näher angegeben. Sie sind aber zweifellos dieselben, die Oberstleutnant Brunker in seinen notes on organisation and equipment anführt. Eine Infanterie-Brigade besteht aus vier Bataillonen, eine Kavallerie-Brigade aus drei Regimentern und einer reitenden Batterie, die Divisionstruppen aus zwei Bataillonen Infanterie, einem Kavallerie-Regiment, sechs Batterien und drei Pionier-Kompagnien. Die Gesamtstärke einer Division beträgt daher 14 Bataillone, vier Kavallerie-Regimenter, sieben Batterien, drei Pionier-Kompagnien, rund 15000—16000 Mann. Außer diesen Truppen werden jeder Division Besatzungstruppen zugeteilt, welche die Ruhe und Ordnung im Divisionsbezirk aufrecht zu halten haben, wenn die Division ins Feld rückt.

Diese Organisationsänderung macht eine bedeutende Veränderung in der Dislozierung der Truppen notwendig, die erst erfolgen kann, wenn neue Kasernen gebaut sind. Die Durchführung der Reorganisation erfordert daher viel Zeit; bis dahin treten Übergangsbestimmungen in Kraft. Für die anderweitige Unterbringung soll der Gesichtspunkt maßgebend sein, daß die Truppen leicht zu größeren gemeinsamen Übungen herangezogen sowie im Mobilmachungsfalle schnell an der Nordwestgrenze vereinigt werden können.

Mit diesen wichtigen Organisations-Änderungen hat aber Lord Kitchener sein Reformwerk noch nicht als beendet angesehen. In der Erkenntnis, daß taktisch gut durchgebildete Offiziere für die Stäbe und Truppenteile von allergrößtem Wert sind, hat er die Errichtung einer Kriegsakademie in Indien in die Wege geleitet. Über die nähere Einrichtung ist noch nichts genaueres bekannt; dem Vernehmen nach soll der Kursus ein zweijähriger sein. Die Akademie wird sich in Quetta befinden, wo ihr Bau bereits begonnen ist.

Durch die geschilderte Reorganisatian der Armee wird den bisherigen Schäden von Grund aus abgeholfen. Sie ist ein Werk ersten Ranges und bedeutet den wichtigsten Schritt in der Verteidigungsfähigkeit Indiens, der seit langem gemacht worden ist.

Was die Stärke der Truppen anbetrifft, die einem Angriff auf Indien an der Nordwestgrenze entgegentreten sollen, so unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß von Lord Kitchener hierzu in erster Linie die neun Divisionen der drei Commands, also

rund 140000 Mann, bestimmt sind. Nach einem Artikel des „Standard“ vom März d. J. waren früher hierzu nur 70000 Mann in Aussicht genommen, und Sir Edwin Collen teilt in der „Times“ vom 7. Januar d. J. mit, daß vor der Reorganisation die Aufstellung einer Feldarmee von nahezu 100000 Mann beabsichtigt gewesen war. Lord Kitchener hat durch sein Reformwerk also erreicht, daß nicht nur die Qualität, sondern auch die Quantität der zur Verteidigung verfügbaren Truppen recht wesentlich vermehrt worden ist.

Gleich von Hause aus aber werden alle diese Truppen wohl nicht sofort an der Nordwestgrenze versammelt werden können, wenn das Land nicht zu sehr von Truppen entblößt werden soll. Hier kommt ein Umstand in Betracht, der für die Verteidigung Indiens von allergrößter Bedeutung ist und zugleich für die englische Herrschaft in Indien die größte Gefahr bildet: das ist die Möglichkeit eines großen Aufstandes beim Angriff durch eine Großmacht. Die Ansichten, ob ein abermaliger Aufstand überhaupt zu erwarten sei, gehen freilich sehr auseinander. Vielfach wird behauptet, daß England nur durch sein „Prestige“ über Indien herrsche: ein Aufstand, schlimmer noch als die große „Mutiny“ von 1857, werde einstmals ausbrechen und die englische Herrschaft, die sich nur auf die 75000 Mann englischer Truppen stütze, hinwegfegen.

Dieser Ansicht gegenüber darf man nicht vergessen, daß sich die Verhältnisse seit dem großen Aufstande von 1857 für England sehr viel günstiger gestaltet haben. Damals standen nur 39000 Mann englischer Truppen 257000 Mann Eingeborenentruppen gegenüber, und die aus letzteren formierten Truppenteile waren in sich geschlossen und aus einer einzigen Kaste zusammengesetzt, wodurch ein einmütiges Handeln der Empörer sehr erleichtert wurde. Die Gesamtlänge der Eisenbahnen in Indien belief sich auf kaum 700 Kilometer; Verstärkungen aus dem Mutterlande brauchten drei Monate, um in Indien einzutreffen. Das ist alles jetzt ganz anders geworden. Die englischen Truppen sind auf das Doppelte vermehrt, die Eingeborenentruppen beinahe um die Hälfte herabgesetzt worden. Letztere ergänzen sich zum größten Teil nur aus solchen Stämmen, die den Engländern 1857 die Treue gehalten haben, und nur aus absolut sicheren Stämmen, wie z. B. den Gurkhas und Sikhs, sind ganze Bataillone formiert; die nicht so zuverlässigen Elemente sind in den Bataillonen und Kavallerie-Regimentern untereinandergemischt und hassen sich gegenseitig oft tödlich. Alle schweren und Feldbatterien werden durch englische Soldaten bedient, und nur Gebirgsbatterien sind mit Eingeborenen besetzt. Ein ausgebreitetes Eisenbahn- und Telegraphennetz gestattet nach jedem bedrohten Punkte schnell Truppen zu werfen. Verstärkungen an englischen Truppen können in vierzehn Tagen bis drei Wochen in Indien eintreffen.

Die Gefahren eines Aufstandes sind also sehr viel geringer als vor 50 Jahren; die Möglichkeit seines Ausbruchs wird aber von einem so genauen Kenner des Landes,

wie Lord Roberts, der 41 Jahre dort zugebracht hat, nicht ganz geleugnet. Seiner Ansicht nach sind Anzeichen dafür vorhanden, daß der Geist der Unruhe und Unzufriedenheit welcher den Aufstand verursacht hatte, wieder aufleben könnte. Bis zu einem gewissen Grade ist dieser Stand der Dinge, wie Lord Roberts meint, die natürliche Folge der englischen Stellung in Indien und insofern unvermeidlich, aber zum Teil sind auch Fehler der Engländer daran Schuld. Er hebt hier besonders hervor, daß der Bureaukratismus außerordentlich unpopuläre Gesetze für Land- und Forstwirtschaft gezeitigt hat, und daß das religiöse Gefühl der Indier durch sanitäre Maßnahmen, welche z. B. die Pest erfordert, in hohem Maße verletzt wird.

Eine andere große Gefahr sei die Preßfreiheit, welche der indischen Presse gestatte, die Regierung und ihre Beamten herunterzuziehen und die Maßnahmen der Regierung und deren Zwecke zu entstellen. Es gäbe nur sehr wenige von Indiern herausgegebene Zeitungen, welche in einem für die Regierung freundlichen Sinne geleitet würden. Man verstehe unter den Eingeborenen nicht, daß die Regierung solche ihr feindlichen Zeitungsartikel ungehindert durchgehen lasse und ihnen nicht entgegentrete. Die Eingeborenen hielten schließlich alles, was die Zeitungen sagten, für wahr oder meinten, die Engländer wären zu schwach, um mit Strenge gegen die Lügner vorzugehen. So würden die gemeinsten und grundlosesten Verdächtigungen und Beleidigungen gegen die Engländer geschleudert, und deren Autorität würde hierdurch untergraben.

Die Möglichkeit eines abermaligen Aufstandes ist daher nicht ganz von der Hand zu weisen. Sie wird natürlich größer, wenn ein starkes feindliches Heer sich Indiens Grenzen nähert und dadurch unter den unzufriedenen Elementen die Hoffnung entstehen kann, mit Hilfe des Feindes die Freiheit zu gewinnen. Wird das Land in dieser kritischen Zeit von Truppen zu sehr entblößt, so kann diese Hoffnung wachsen und zu Unruhen die unmittelbare Veranlassung geben. Deshalb wird man sich wohl nicht dazu entschließen, beim Ausbruch eines Krieges alle neun Divisionen sogleich an die Grenze zu schicken. Auf alle Fälle werden im Lande bleiben müssen: die Kriegsbesatzungen aller militärisch wichtigen Depotplätze sowie sonstiger Orte von politischer oder merkantiler Bedeutung, die mit dem Bahnschutz beauftragten Truppen, die Besatzungen der „Refuges“ (befestigter Zufluchtsorte für die Europäer) sowie gemischte Detachements ausschließlich national-englischer Truppen zur Bildung fliegender Kolonnen, um, falls Unruhen ausbrechen sollten, sogleich zu ihrer Unterdrückung bei der Hand zu sein.

Zu diesen Aufgaben werden die Freiwilligen mit herangezogen werden und gute Dienste leisten. Eine größere Zahl von ihnen, als augenblicklich vorhanden ist, würde daher von großem Nutzen sein. Lord Kitchener soll deshalb bestrebt sein, sie nach Möglichkeit zu vermehren, und zwar, wie indische Zeitungen angeben, bis auf 70 000 Mann.

Bald nachdem die Mobilmachung ausgesprochen ist, werden aber englische Verstärkungen in Indien eintreffen. Am schnellsten können solche aus Südafrika herangeführt werden. Hier stehen etwa 17 000 Mann englischer Truppen, die in dieser verhältnismäßig großen Stärke mit dem ausgesprochenen Zweck dort stationiert sind, im Bedarfsfalle mit Teilen sogleich die Truppen in Indien zu verstärken. Nach 14 Tagen können sie bereits dort eintreffen. Weitere Verstärkungen aus England können Indien nach 3 Wochen erreichen. Hierdurch werden die zunächst noch zurückgehaltenen Divisionen bald frei und können an die Grenze abrücken, während die neu eingetroffenen und an das Klima noch nicht gewöhnten Truppen als Besatzungstruppen Verwendung finden. Wenige Wochen nach der Mobilmachung, auf alle Fälle frühzeitig genug, werden daher alle 9 Divisionen mit, wie gesagt, rund 140 000 Mann zur Verteidigung der Grenze bereit stehen.

England wird sich aber bei einem Kampfe um Indien, wo es sich um eine Lebensfrage handelt, nicht damit begnügen, nur soviel Truppen dorthin zu senden, daß die Ruhe im Lande gesichert ist. Es wird vielmehr sich bemühen, eine so starke Truppenmacht im Lande zu versammeln, daß nicht nur alle Verluste der an der Grenze fechtenden 9 Divisionen gedeckt werden, sondern daß außer diesen 9 Divisionen auch noch weitere beträchtliche Kräfte in vorderster Linie Verwendung finden können. Daß England eine so bedeutende Truppenmacht aufbringen kann, hat der südafrikanische Krieg gezeigt, während dessen, allerdings mit äußerster Anstrengung und im Laufe von 2½ Jahren, mehr als 300 000 Mann aus dem Mutterlande nach Afrika geschickt worden sind; daß es aber gewillt ist, die zur Verfügung stehenden Kräfte immer noch zu vermehren, beweist der von der englischen Regierung dem Parlament vorgelegte und von diesem angenommene Gesetzentwurf, nach dem es gestattet ist, die Miliz im Kriegsfalle auch außerhalb Englands zu verwenden. Dieser Gesetzentwurf wurde ausdrücklich damit begründet, daß England in der Lage sein müsse, im Bedarfsfalle eine starke Truppenmacht nach Indien senden zu können.

Je mehr sich im Kriege die national-englischen Truppen in Indien verstärken, desto mehr kann auch die Eingeborenenarmee vergrößert werden, denn zwischen beiden Kategorien muß natürlicherweise stets ein gewisses Verhältnis bestehen. Im allgemeinen wird das Verhältnis 1 : 3 nicht überschritten werden können, d. h. es müßte beispielsweise in jeder Infanterie-Brigade von 4 Bataillonen mindestens 1 Bataillon national-englischer Truppen vorhanden sein. An gutem Menschenmaterial ist unter der eingeborenen Bevölkerung wohl kein Mangel; besonders könnten hierbei die Gurkhas in Frage kommen. Nepal hält eine stehende Armee, und Lord Roberts hat im Jahre 1892, als er einer Einladung des Maharaja nach Khatmandu gefolgt war, eine Parade über einen Teil dieser Armee abgenommen. In der Parade standen 18 000 Mann mit 78 Geschützen. „Die Truppen sehen vielleicht nicht so gut aus,

wie die unseren", sagt Lord Roberts, „und verschiedene Offiziere waren alt und schwach, aber das waren die einzigen Fehler, welche ich bemerken konnte, und ich kam zu der Überzeugung, daß die 18 000 Mann genau so gut waren wie die Gurkhas, welche wir anwerben; ich konnte den Gedanken nicht von der Hand weisen, daß uns diese Truppen im Kriegsfalle sehr willkommene Dienste leisten würden."

Vielleicht sind ähnliche Betrachtungen bei Lord Kitchener für die schon erwähnte Vermehrung der Armeereserve von 20 000 auf 50 000 Mann von Einfluß gewesen.

Man wird aus der vorangegangenen Übersicht über den heutigen Zustand der Nordwest-Grenze sowie über die zu ihrer Verteidigung vorhandenen Truppen den Eindruck gewonnen haben, daß die Lage Englands in Indien bei einem Angriff durch einen äußeren Feind eine günstige ist: sämtliche Vorbereitungen, sowohl in materieller wie personeller Beziehung, sind in bester Weise getroffen! Ein unsicherer Faktor befindet sich nur in der Rechnung, das ist die Treue der Eingeborenen-Truppen. Bei Ausbruch eines Krieges liegt keinerlei Veranlassung vor, an ihnen zu zweifeln; fraglich ist aber, wie sie sich verhalten werden, wenn das Kriegsglück England zunächst nicht günstig sein und dieses eine oder zwei Niederlagen erleiden sollte. Die Gefahr liegt vor, daß sie sich dann dem Sieger, den sie für den Mächtigeren halten werden, zuwenden, was die allerernstesten Folgen haben würde. Deshalb kommt es gerade in Indien ganz besonders darauf an, daß die ersten Entscheidungen für England günstig ausfallen. Darüber ist sich natürlich ein Mann wie Lord Kitchener nicht einen Augenblick im unklaren gewesen, und deshalb beabsichtigt er sehr richtigerweise, gleich vor Beginn eines Feldzuges auch den letzten verfügbaren Mann zur Verteidigung der Grenze mit heranzuziehen!

Der englische Oberst Hanna kommt in seinem Buch: „**Can Russia invade India**" zu dem Schluß, daß eine Eroberung Indiens durch Rußland nicht möglich sei. Er wird hierzu hauptsächlich durch die Erwägung veranlaßt, daß das Transport- und Verpflegungswesen Schwierigkeiten bereiten würde, die in ausreichender Weise nicht gelöst werden könnten. Ein englisches Parlamentsmitglied hat sogar im Jahre 1903 erklärt, „die russische Gefahr sei nur ein schlechter Scherz".

Diese Ansichten, die wohl nur einzelne Vertreter in England und Indien haben, können als zutreffend nicht angesehen werden, und es unterliegt keinem Zweifel daß die maßgebenden englischen Kreisen sie nicht teilen.

Allerdings sind die Schwierigkeiten eines russischen Vorgehens gegen Indien gewaltige, und die größten bereiten, wie Oberst Hanna richtig bemerkt, das Transportwesen und die Sicherstellung der Verpflegung. Denn da es in Afghanistan keine Fahrstraßen gibt und dort ebenso wie in dem indischen Grenzgebiet für eine Armee so gut wie keine Verpflegungsgegenstände vorhanden sind, so muß die gesamte Verpflegung sowie alles das, was sonst für eine Armee auf Wagen fortgeschafft wird, auf

Tragtieren mitgeführt werden. Ihre Zahl wächst dadurch ins Ungeheure (Oberst Hanna berechnet, allerdings wohl zu hoch, daß für eine Armee von 270 000 Mann rund 1 Million Kamele oder über 2 Millionen Maultiere erforderlich sind) und die Verpflegung von Mensch und Tier stößt auf ganz ungewöhnliche Schwierigkeiten. Aber diese Schwierigkeiten sind nicht unüberwindlich, besonders jetzt nicht mehr, wo außer der transkaspischen noch eine zweite Eisenbahn, die Bahn Orenburg—Taschkent, nach Turkestan führt; sie werden es noch weniger sein, wenn die angeblich in Aussicht genommene Fortführung der Bahn von Taschkent in der Richtung auf Masar-i-Scherif tatsächlich zur Ausführung kommt.

Naturgemäß sind gewaltige Vorbereitungen notwendig: die gesamte Verpflegung muß herangeschafft, die Tragtiere müssen zusammengebracht, Truppen und Armeematerial aller Art in Turkestan versammelt werden usw. Alle diese Vorbereitungen dauern geraume Zeit. Hierdurch entsteht allerdings für das ganze Unternehmen von Hause aus der Nachteil, daß die Möglichkeit der Überraschung vollständig ausfällt und der Verteidiger Indiens vollauf Zeit hat, seine Gegenmaßregeln in aller Ruhe zu treffen.

Über die Zahl der Truppen, die Rußland notwendig haben würde, liegen verschiedene Angaben vor. Skobeleff hielt seiner Zeit 60 000 Mann Operations- und 90 000 Mann Etappentruppen, zusammen also 150 000 Mann, für genügend. Der englische Oberst Hanna glaubt, wie eben erwähnt ist, daß 270 000 Mann notwendig sind, und zwar 70 000 Mann Etappentruppen und 200 000 Mann Operationstruppen. Daß diese Stärken nicht genügen würden, kann nach dem, was über die England zur Verfügung stehenden Streitkräfte gesagt ist, nicht zweifelhaft sein. Die Zusammenziehung einer größeren Armee in Turkestan, wo im Frieden 2 Armeekorps mit etwa 60 000 Mann stehen, würde aber keine Schwierigkeiten machen.

Gelegentlich der Beschreibung der Einmarschenge ist bereits dargelegt, daß ein Vorgehen der russischen Hauptkräfte über die östlichen Pässe der Hindukusch, den Baroghil- und Dora-Paß, als ausgeschlossen anzusehen ist, ein Vormarsch über diese Pässe vielmehr nur als eine Nebenoperation in Frage kommen könnte. Der russische Angriff muß sich daher gegen die Linie Khaiberpaß—Quetta richten.

Hierfür stehen zwei Wege zur Verfügung: der Weg aus der Gegend von Kuschk über Herat—Kandahar und der Weg von Tarmys an der afghanischen Grenze (nördlich Masar-i-Scherif) über die Bamian-Pässe des Hindukusch und Kabul. Von Kuschk über Herat bis Kandahar sind rund 650 km, von dort bis Chaman an der indischen Grenze noch weitere 120 km. Von Tarmys bis Kabul beträgt die Entfernung rund 550 km, von Kabul bis zum Khaiberpaß rund 200 km.

Der Weg über Herat ist ein guter Karawanenweg und bietet keine besonderen Schwierigkeiten. Erleichtert wird ein Vormarsch auf diesem Wege wesentlich dadurch,

daß von der transkaspischen Eisenbahn sich eine Bahn abzweigt, die bis Kuschk führt, und daß, wie Dr. Rohrbach und andere mitteilen, in Kuschk alles Material bereit liegt, um die Eisenbahn im Bedarfsfalle sogleich bis Herat (70 km von Kuschk) fortsetzen zu können.

Schwieriger sind die Verhältnisse auf dem Wege über die Bamianpässe nach Kabul. Bei Tarmys befindet sich zwar jetzt eine Brücke über den Amu-Darja, und der Weg an sich ist ein guter Karawanenweg. Da die Bamianpässe aber nur etwa drei Monate im Jahre offen sind, so ist man in Kabul nach dieser Zeit bis wieder zum nächsten Sommer, also etwa neun Monate lang, von jeder Verbindung nach rückwärts so gut wie abgeschnitten. Denn die zwischen Herat und dem Ort Bamian (südlich der Bamianpässe) zum Teil durch das Tal des Herirud führende Querverbindung ist so schlecht, daß sie hierfür nicht in Betracht kommen kann. Nicht nur die auf Kabul vorgehende Armeeabteilung, sondern auch ihre gesamte Verpflegung für neun Monate und aller sonstige Armeebedarf müssen daher während der drei Sommermonate über die Bamianpässe herübergebracht werden.

Es ist deshalb wahrscheinlich, daß der größte Teil eines gegen Indien vorgehenden russischen Heeres über Herat auf Kandahar angesetzt werden würde.

Wie sich die weiteren Operationen nach dem Erreichen der Linie Kandahar—Kabul gestalten würden, darüber lassen sich nur ganz allgemeine Vermutungen anstellen. Da die Festung Quetta die von Kandahar her über den Khojakpaß führenden Einmarschstraßen vollständig sperrt und mit den Mitteln der Feldarmee nicht zu nehmen ist, ein Heranschaffen von Belagerungsmaterial bei der Beschaffenheit des Weges aber nahezu ausgeschlossen ist, jedenfalls sehr lange Zeit erfordern würde, so erscheint es wenig wahrscheinlich, daß von der Kolonne Kandahar in der Richtung auf Quetta ein ernstlicher Angriff erfolgt. Es ist vielmehr anzunehmen, daß die verhältnismäßig gute Querverbindung, die zwischen Kandahar und Kabul über Ghazni besteht (Kandahar—Ghazni 350 km, Ghazni—Kabul 150 km) benutzt wird, um unter Sicherung gegen Quetta die Gegend von Ghazni oder Kabul zu erreichen und dann von hier aus gegen den Khaiberpaß und das Kuram- bzw. Tochital vorzugehen. Wie sich aber auch die russische Heeresleitung entscheiden würde, immer müßte ihr erstes Ziel bleiben, sich in den Besitz von Kandahar und Kabul zu setzen.

Von größter Bedeutung bei dem russischen Vormarsch ist die Haltung Afghanistans. Wie das russische Vorgehen wesentlich begünstigt wird, wenn der Emir von Afghanistan den Durchmarsch durch sein Land gestattet, so wird es ebenso erschwert und dadurch die Verteidigung Indiens erleichtert, wenn die Afghanen den Russen feindlich gegenübertreten. Rußland wie England sind deshalb schon lange bemüht, sich den herrschenden Einfluß in Kabul zu verschaffen. In endgültiger Weise ist dies bisher aber keinem der beiden Staaten gelungen: bald ist der Einfluß Rußlands, bald der Englands in Kabul überwiegend gewesen.

Der verstorbene Emir Abdur Rahman war ein Freund Englands. In seiner im Jahre 1900 herausgegebenen Selbstbiographie erzählt er, daß ein festes Freundschaftsbündnis zwischen England und Afghanistan ihm von Anfang seiner Regierung an als eine Garantie für das Wohlergehen Indiens und Afghanistans erschienen sei und er alles getan habe, um dies zu erreichen, nachdem er die fanatischen Englandhasser aus seinem Lande verwiesen habe. Ferner beklagt er sich über das langsame, aber sichere und stetige Vordringen Rußlands, worin er die größte Gefahr für Afghanistan erblickt. Am 20. Juli 1880 schloß er deshalb einen Vertrag mit der indischen Regierung ab, der ihn verpflichtete, mit keiner Macht außer England in politischer Verbindung zu stehen, während England ihm versprach, ihn gegen jeden Angriff einer anderen Macht in Schutz zu nehmen und sich nicht in die inneren Angelegenheiten Afghanistans zu mischen. 1883 wurde dieser Vertrag durch Marquis Rigon erneuert. Das Mißtrauen, das der Emir betreffs der Innehaltung dieser Versprechungen hegte, bewog ihn, den späteren Vizekönig Lord Dufferin in Indien zu besuchen und in öffentlicher Staatssitzung die gegenseitige Abmachung der Welt bekannt machen zu lassen. In seiner Biographie spricht er mehrfach aus, daß er ein treuer Freund Englands sei, und falls Rußland durch Afghanistan gegen Indien vorgehen wird, auf seiten Englands stehen und mit ihm die Russen bekämpfen würde.

Er hatte voraussichtlich erkannt, daß England gar kein Interesse daran hat, den Besitzstand Afghanistans zu schmälern oder gar es ganz in Besitz zu nehmen, daß vielmehr ein unabhängiges und möglichst starkes Afghanistan das beste Bollwerk Indiens gegen einen russischen Angriff bildet. Andererseits befürchtete er, und vielleicht nicht ganz mit Unrecht, daß, wenn es Rußland gelungen sein würde, die englische Herrschaft in Indien zu stürzen und sich durch Besitzergreifung indischen Gebietes einen Zugang aus Zentralasien zum Meere zu verschaffen, zum mindesten derjenige Teil von Afghanistan, der auf dem Wege zwischen Turkestan und den neuen russischen Besitzungen in Indien läge, dem russischen Reiche einverleibt werden würde, da Rußland einen Staat zwischen seinen Besitzungen in Turkestan und Indien nicht dulden würde.

Der jetzige Emir Habi-Bullah war anfangs nicht so englandfreundlich gesinnt wie sein Vater. Beim Antritt seiner Regierung schien er sogar sich England gegenüber recht wenig entgegenkommend verhalten zu wollen. Das ist jetzt besser geworden. Wie der indische Unterstaatssekretär Ende März d. J. mitgeteilt hat, haben die englischen Einwirkungen auf den Emir Erfolg gehabt, und er hat jetzt einen gleichen Vertrag wie sein Vater mit England abgeschlossen.

Wenn aber auch der englische Einfluß in Kabul zur Zeit wieder vorherschend ist, so ist mit absoluter Sicherheit damit doch noch nicht gesagt, daß Afghanistan — falls es wirklich einmal zu einem russischen Angriff auf Indien kommen sollte — auf seiten Englands stehen würde. Bei einem

asiatischen Hofe kommen so viel Faktoren in Betracht, und er ist so vielen verschiedenen Einflüssen zugänglich, daß die Haltung Afghanistans bis zum letzten Augenblick zweifelhaft bleiben kann. Vielleicht wird erst die Nachricht, daß die Russen bei ihrem Vormarsch die afghanische Grenze überschritten haben und in Afghanistan eingerückt sind, die Entscheidung bringen und die freiheitliebenden Afghanen veranlassen, den russischen Durchmarsch nach Möglichkeit zu erschweren.

Die Angaben über die Stärke und den Wert der afghanischen Armee gehen sehr auseinander. Der Emir Abdur Rahman sagt in seiner Selbstbiographie, daß das Heer eine Friedensstärke von 100 000 Mann habe. Seine Angabe ist jedenfalls übertrieben, und man wird der Wahrheit nahe kommen, wenn man die Friedensstärke auf etwa 30 000 Mann Infanterie, 6000 Mann Kavallerie und etwa 180 Geschütze annimmt. Die Kriegsstärke des regulären Heeres kann auf 70 000 bis 80 000 Mann geschätzt werden. Hierzu kommt aber eine große Zahl irregulärer Truppen. Denn in Afghanistan ist jeder waffenfähige Mann ein Krieger, und da das Land etwa 5 Millionen Einwohner hat, so kann das Volksaufgebot recht ansehnliche Resultate ergeben.

Die Bewaffnung der Infanterie und Artillerie wird als modern bezeichnet. Die Infanterie führt zum Teil das englische Lee-Metford Gewehr, die Artillerie soll besonders gut sein und zahlreiche Geschütze ganz neuer Konstruktion haben. Unter letzteren befinden sich eine Anzahl von Krupp gelieferter Gebirgsgeschütze und Haubitzen. Die Herstellung von Waffen und Munition erfolgt auch in Kabul selbst, wo Fabriken hierfür vorhanden sind, deren Erzeugnisse durchaus brauchbar sein sollen.

Trotz der zahlenmäßigen Stärke des afghanischen Heeres ist bei seiner wenig straffen Organisation nicht zu erwarten, daß es den Russen im offenen Kampfe entgegentreten wird. Die Afghanen werden sich vielmehr voraussichtlich auf den kleinen Krieg beschränken. Ein solcher wird durch das gebirgige Gelände sehr begünstigt, zwingt die Russen zu großen Aufwendungen an Etappentruppen zur Deckung der rückwärtigen Verbindungen und wird den russischen Feld- und Etappentruppen durch Überfälle und fortwährende Angriffe bedeutende Verluste zufügen. Ganz verhindern können aber die Afghanen den russischen Vormarsch nicht. Das beweisen die Kriege, die England mit Afghanistan geführt hat und in denen die Engländer stets mit geringen Kräften in das Land vorgedrungen sind. So ist Lord Roberts im zweiten afghanischen Kriege mit noch nicht 10 000 Mann bis Kabul vorgerückt, hat die sich ihm entgegenstellenden Afghanen geschlagen und dann später seinen berühmten Zug quer durch Afghanistan von Kabul nach Kandahar ausgeführt.

Wenn also nur die afghanischen Truppen in Frage kämen, so würden die Russen ihre ersten Operationsziele, Kabul und Kandahar zweifellos erreichen. Schon bei dem Vormarsch gegen diese beiden Orte muß aber mit dem an der Grenze Indiens aufgestellten englisch-indischen Heer gerechnet werden. Dies führt zur Be-

trachtung der Operationen, die zur Verteidigung Indiens dem russischen Vormarsch gegenüber von England voraussichtlich beabsichtigt sind.

Es erscheint nicht vorteilhaft, wenn das indische Heer eine starke Defensivstellung, etwa in der Linie der Grenzpässe, nehmen würde, um in dieser dem russischen Angriff entgegenzutreten. Einerseits bietet diese Operation wenig Aussicht auf Erfolg, denn die gewählte Stellung würde schließlich aller Voraussicht nach trotz ihrer Stärke doch an einem Punkt durchbrochen werden, womit sie ganz fallen würde. Andererseits verlangt aber auch das Prestige Englands den Eingeborenen gegenüber, daß man den Feind nicht bis an die Grenzen Indiens herankommen läßt, sondern ihm entgegen geht, ihn angreift und zurückwirft. Jede Maßnahme, die von den Eingeborenen als Zeichen der Furcht oder Schwäche dem russischen Vormarsch gegenüber gedeutet werden könnte, muß von England unbedingt vermieden werden. Würde dieser Eindruck, wenn auch unberechtigterweise, entstehen, so könnte es für den Ausgang des Krieges geradezu verhängnisvolle Folgen haben.

England scheint deshalb eine derartige Defensive auch nicht zu beabsichtigen. Wie Lord Roberts in seinem Buch „41 Jahre in Indien" erzählt, bestand 1886, wenn es damals zum Kriege mit Rußland gekommen wäre, die Absicht, sich auf dem rechten Flügel am Khaiberpaß defensiv zu verhalten, mit dem linken Flügel aber von Quetta aus sofort auf Kandahar vorzugehen, um die Russen, von denen angenommen wurde, daß sie mit ihren Hauptkräften von Herat auf Kandahar vorrücken würden, im Verein mit den verbündeten Afghanen anzugreifen und zu schlagen.

Dieser Plan wird voraussichtlich auch heute noch in Kraft sein, denn die Verhältnisse, die damals für ihn bestimmend gewesen sind, haben auch gegenwärtig noch Geltung. Hierfür spricht auch, daß, wie übereinstimmend von Reisenden berichtet wird, in Chaman, dem Endpunkt der von Sukkur über Quetta führenden Eisenbahn, schon jetzt alles Material bereit liegt, um die Bahn im Bedarfsfalle sofort nach Kandahar weiter zu führen. Das Vorgehen von Quetta auf Kandahar wird voraussichtlich aber erst erfolgen, wenn die Russen bei ihrem Vormarsch die Grenze von Afghanistan überschritten haben, damit Afghanistan durch diese Grenzverletzung um so sicherer der Verbündete Englands wird. Daß die Engländer Kandahar eher erreichen werden als die Russen, kann keinem Zweifel unterliegen, da von Chaman nach Kandahar nur 120 km, von Kuschk nach Kandahar aber 580 km sind.

Auch für den rechten Flügel wird der Plan von 1886 im wesentlichen auch heute noch Gültigkeit haben. An und für sich wäre es wohl für England günstiger, wenn auch dort sogleich auf Kabul vorgegangen und dieses besetzt würde. Vorbedingung hierfür würde aber sein, daß Kabul durch eine Eisenbahn mit dem indischen Bahnnetz verbunden würde, denn die Verpflegung usw. einer größeren Truppenmacht auf längere

Zeit in Kabul ohne die Hilfe einer Eisenbahn würde so große Schwierigkeiten machen, daß der Vormarsch dorthin von zweifelhaftem Werte sein müßte.

Die Fortsetzung der Bahn von Jamrud bis Kabul erst bei der Mobilmachung, also in derselben Weise wie von Chaman nach Kandahar, scheint nicht beabsichtigt und, wohl der Geländeschwierigkeiten wegen, nicht angängig zu sein. Die Bahn müßte also schon im Frieden gebaut werden. Englischerseits hat man deshalb auch verschiedentlich versucht, das Einverständnis des Emirs von Afghanistan hierfür zu gewinnen; bis jetzt haben die Verhandlungen aber nicht zu dem gewünschten Resultat geführt.

Die Entscheidung des Feldzuges würde immer auf dem linken Flügel bei Kandahar fallen. Die englische Offensive würde hier unter günstigen Vorbedingungen erfolgen können. Mit einer Eisenbahn als rückwärtiger Verbindung unmittelbar hinter sich, gut verpflegt, frisch und in voller Leistungsfähigkeit von Mensch und Tier, könnte die englische Armee dem Feinde entgegen treten, der bereits einen schwierigen Marsch von über 600 km durch ein ihm feindliches Land hätte zurücklegen müssen, Verluste durch Krankheiten und Gefechte mit den Afghanen erlitten hätte und dessen Verpflegung wohl manches zu wünschen übrig gelassen haben würde. In Verbindung mit den englischen Truppen würde auch die afghanische Armee hier erhöhte Bedeutung gewinnen.

Auf welche Seite sich dann der Sieg neigen würde, kann niemand voraussagen. Das eine dürfte aber aus der vorangegangenen Darstellung sich als sicher ergeben haben, daß die englischen Maßnahmen für die Verteidigung Indiens in sehr zweckmäßiger Weise getroffen sind und der Angriff auf Indien durch Afghanistan ein gewaltiges Unternehmen ist, das einen ganzen Mann erfordert.

Die Schwierigkeiten dieses Unternehmens sind von manchen für so bedeutend gehalten worden, daß sie die Ansicht ausgesprochen haben, Rußland würde, wenn es je zu kriegerischen Verwicklungen mit England kommen sollte, Afghanistan ganz umgehen und durch Persien zum Angriff auf Indien vorgehen. Als Beweis für diese Absicht wird das rastlose Streben Rußlands angeführt, seinen Einfluß in Nord-Persien, der den Englands schon überwiegt, weiter zu steigern. Tatsächlich wächst dort die Zahl russischer Konsulate, russischer Banken sowie russischer Bahn- und Wegekonzessionen, und Teheran kommt immer mehr unter russischen Einfluß.

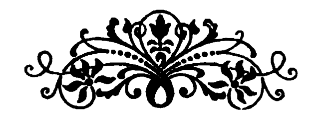
Das genügt aber nicht, um bei einem heute oder in nächster Zeit ausbrechenden englisch-russischen Kriege den russischen Angriff auf Indien durch Persien zu ermöglichen. Erst müssen russische Eisenbahnen von der transkaspischen Bahn in südlicher Richtung auf Seistan zu gebaut werden, ehe Rußland daran denken kann, durch Persien und Balutschistan 2000 km weit vorzugehen und die englische Stellung vorwärts des Indus in der linken Flanke anzugreifen. Darüber werden aber noch lange Jahre vergehen.

Inzwischen hat England, und nicht zum wenigsten der jetzige Vizekönig Lord Curzon, die Gefahr, die von Persien her später einmal drohen könnte, erkannt und ist bemüht, als Gegengewicht gegen den russischen Einfluß in Nord-Persien den englischen in Süd-Persien zu verstärken. Diesem Zweck diente die Reise Lord Curzons im Herbst 1903 längs des persischen Meerbusens und die dabei erfolgte feierliche Proklamierung der Rechte und Ansprüche Englands in Süd-Persien, und diesen Zweck verfolgt zunächst auch die von Quetta nach Nuschki gebaute Eisenbahn, die in der Richtung auf Seistan fortgesetzt werden wird; bei Anlage dieser Bahn ist aber der Gedanke an eine vielleicht später einmal notwendig werdende Versammlung starker englischer Streitkräfte an der Grenze von Seistan wohl schon mit maßgebend gewesen.

Auf Jahre hinaus ist, wie gesagt, an ein russisches Vorgehen gegen Indien durch Persien nicht zu denken. Vorläufig suchen Rußland und England in ähnlicher Weise wie in Kabul, sich in Teheran möglichst großen Einfluß zu verschaffen, und England ist bestrebt, jede Änderung des Besitzstandes in Persien zu verhindern. Lord Landsdowne hat im englischen Parlament feierlich erklärt, daß England jede Störung des status quo in Persien als Kriegserklärung betrachten würde.

Die Stellung Indiens gegenüber Rußland läßt sich kaum besser präzisieren, als es bei den Budgetberatungen 1904 Lord Curzon getan hat. Er sagte damals: „Indien ist eine Festung mit dem Meere als Festungsgraben auf zwei Seiten und den Bergen auf der dritten Seite. Jenseits der Wälle ist ein Glacis von wechselnder Breite und Ausdehnung. Wir wünschen es nicht zu besetzen, aber wir können auch nicht zugeben, daß es von einem Feinde besetzt wird. Wir sind ganz zufrieden, es in den Händen unserer Verbündeten und Freunde verbleiben zu sehen. Wenn aber unfreundliche Einflüsse sich erheben, um sich unter unseren Mauern einzunisten, so sind wir genötigt, dagegen einzuschreiten, denn es würde dadurch eine Gefahr erwachsen und unsere Sicherheit bedrohen. Das ist das Geheimnis unserer gesamten Lage in Arabien, Persien, Afghanistan, Tibet und Siam“.

v. Flatow,
Generalmajor und Direktor der Kriegsakademie.





Über Gefechtsverluste.

Als am 18. Februar 1900 beim Angriff auf die kleine, von der englischen Armee umstellte Truppenmacht Cronjes das Vorgehen der Hochländerbrigade trotz neuer Formen und großer Vorsicht ebenso zum Stocken kam wie zwei Monate früher ihr unbedachtsames Heranprellen an die feindliche Stellung bei Magersfontein, da veranlaßte diese Erscheinung den General Sir Henry Colvile zu folgender Betrachtung: „Was tapfere Männer zu tun fähig sind, leisteten die Hochländer, allein es scheint, daß es gewisse Gesetze gibt, die die genaue Grenze der Verluste festsetzen, die ein Truppenkörper zivilisierter Soldaten zu ertragen imstande ist.“

Der Versuch, eine solche Grenze ein für alle Mal festzusetzen, kann indessen unmöglich zu einem praktischen Ergebnis führen, und es erscheint zweckmäßiger, den Bedingungen nachzugehen, die eine Truppe im einzelnen Fall zum Ertragen großer Gefechtsverluste befähigt haben, und zu zeigen, welche Leistungen früher möglich waren und auch in Zukunft möglich sein müssen.

Die Betrachtung der Gefechtsverluste kann sich auf die Kriege der letzten anderthalb Jahrhunderte beschränken, weil der Kampf mit der blanken Waffe, der den Schlachten früher das Gepräge von Massenzweikämpfen gab und oft zu ungeheuren Verlusten führte, durch die Verbesserung der Feuerwaffen auf Ausnahmefälle beschränkt ist und die Schlachten der Neuzeit insofern wesentlich andere Erscheinungen zeigen als die der früheren Jahrhunderte.

Für die neueste Epoche der Kriegführung galt bisher der Satz, daß die Verbesserung der Feuerwaffen einen allmählichen Rückgang der blutigen Gefechtsverluste zur Folge habe. Es war nicht schwer, für diese Ansicht eine Reihe einleuchtender Gründe, wie die größere räumliche Trennung der kämpfenden Abteilungen, das durch die Schnellfeuereinrichtungen beförderte schlechte Schießen, beizubringen. Trotzdem wurden, als gegen Ende des 19. Jahrhunderts ein plötzlicher Aufschwung der Waffentechnik eintrat, zahlreiche Stimmen laut, die nunmehr eine gewaltige Steigerung der Verluste in Aussicht stellten; ja es wurden sogar zahlenmäßige Angaben über die in künftigen Kriegen zu erwartenden Verluste gemacht. Dabei wurde übersehen, daß Sieg und Niederlage entschieden sind, wenn durch den Eindruck der Verluste der

Wille des einen kämpfenden Teiles gebrochen ist, und daß darüber hinaus die volle Waffenwirkung des Siegers selten zur Geltung kommt.

Als nun im südafrikanischen Kriege zum ersten Male zwei mehr oder minder vollkommen mit modernen Waffen ausgestattete Gegner im Felde standen, da beherrschte die Anschauung, daß die verbesserte Bewaffnung auch erhöhte Verluste zur Folge haben müsse, die öffentliche Meinung so sehr, daß allenthalben, den tatsächlichen Vorgängen zum Trotz, Nachrichten von ungeheuren, nie dagewesenen Verlusten auftauchten. Auch bei den Nachrichten, welche gegenwärtig über die Kämpfe im fernen Osten einlaufen, hat man den Eindruck, daß sie von ähnlichen Übertreibungen nicht frei sind, wenngleich dort die größere Energie der Kriegführung eine Vermehrung der Opfer begreiflich erscheinen läßt.

Um die tatsächlichen Verhältnisse einigermaßen klarzulegen, wird in der Anlage 1 eine Zusammenstellung der Verluste in den Hauptkämpfen von der Zeit Friedrichs des Großen bis zur Gegenwart gegeben und in der Skizze 2a das Ergebnis dieser Berechnung graphisch dargestellt. Bei der vergleichenden Betrachtung müssen die Gesamtzahlen der blutigen Opfer ausscheiden, weil sie je nach den Heeresstärken bedeutende Unterschiede aufweisen. Der Vergleich kann sich nur auf die prozentualen Einbußen stützen. Die Skizze läßt nun zwar ein allmähliches Sinken der Verlustgrößen erkennen, viel mehr aber fallen die großen Schwankungen auf. Sie zeigen, daß die Höhe der Einbuße weit weniger von der Güte der Waffen als von der Energie des Kampfes, weniger von den materiellen Mitteln als von den persönlichen Eigenschaften der Heerführer und ihrer Truppen abhängen. Wir erkennen deutlich, wie selten die vernichtenden Schläge sind, in denen der Sieger dem Besiegten außerordentlich große, die eigenen übersteigende Verluste beibringt. Dies gelingt nur, wenn der Besiegte durch den Verlauf des Kampfes auf dem Schlachtfeld in eine verzweifelte Lage gerät, wie die Preußen bei Kolin oder die Franzosen bei Aspern, oder wenn eine tatkräftige Verfolgung zustande kommt, wie bei Belle-Alliance. Im übrigen liegen die Verlustgrößen des Siegers und des Besiegten meist nahe beisammen. Muß der Sieg durch einen Angriff auf einen in guter Stellung befindlichen, kräftig Widerstand leistenden Gegner erkämpft werden, wie bei Prag, Torgau, Eylau, St. Privat-Gravelotte, Kintschou, dann verliert der Angreifer regelmäßig mehr als der Verteidiger, wenn dies auch nicht immer der Prozentzahl nach*) zum Ausdruck kommt.

Die Kämpfe in Südafrika erscheinen auch bei dieser Berechnung wie in anderer Beziehung als Ausnahmefälle, die auf unsere europäischen Verhältnisse nicht ohne weiteres übertragen werden dürfen, nicht wegen der Größe, sondern wegen der Ge-

*) Vgl. Gravelotte.

ringfügigkeit der von beiden Seiten gebrachten Opfer.*) Die Erklärung für diese Tatsache liegt in dem Milizcharakter des Burenheeres, der geringen Tatkraft der englischen Führung und der in den späteren Abschnitten auch auf englischer Seite erkennbaren Angriffsscheu.

Die Verluste in der Mandschurei nähern sich anscheinend wieder den Prozentzahlen des Feldzuges 1870/71, ohne sie bisher wesentlich überschritten zu haben. Nur bei Mukden ist der prozentuale Verlust der Russen auffallend hoch. Die angegebene Zahl enthält jedoch auch die jedenfalls bedeutende Einbuße an unverwundeten Gefangenen. Im übrigen gestattet die bisherige Kenntnis der Ereignisse im fernen Osten noch kein abschließendes Urteil.

Einen sicheren Schluß darauf, welche Erscheinungen ein Zusammenstoß zweier europäischer Heere bringen würde, lassen die Erfahrungen, die wir bisher aus diesen beiden Kriegen schöpfen konnten, also nicht zu. Es wäre eine unzulässige Verallgemeinerung, wenn die Erfahrungen des südafrikanischen Krieges als Regel hingestellt würden. Schwächlicher Schwarzseherei und Übertreibung gegenüber muß vielmehr auf die bisherige Entwicklung der Gesamtverluste und die Anforderungen hingewiesen werden, die in dieser Beziehung an die Heere einer noch gar nicht so weit hinter uns liegenden Vergangenheit gestellt wurden.

Vielfach wird betont, daß die Verluste zwar im Verhältnis zur Zahl der Streiter abgenommen haben mögen, daß sie dafür aber in viel schnellerer Aufeinanderfolge eintreten. Die verbesserten Feuerwaffen gewähren ohne Frage an sich die Möglichkeit, unter gewissen Umständen die Wirkung gegen einen bestimmten Truppenteil zeitlich außerordentlich zusammenzudrängen. Auf die Kämpfe ganzer Heere angewendet, widerspricht diese Annahme aber den Tatsachen.**) Die Kämpfe haben im Gegenteil einen immer langwierigeren, zäheren Charakter angenommen, ihre Dauer berechnet sich nicht mehr nach Stunden, sondern nach Tagen, ja neuerdings nach Wochen. Damit sinkt der Verlust in der Stunde auf ein Geringes herunter. Ob damit eine Erleichterung oder eine Erschwerung der Anforderungen eingetreten ist, die der Kampf an den Soldaten stellt, mag dahingestellt bleiben.

Der Gesamtverlust gibt heute nicht mehr wie früher ein klares Bild von der Wirkung der Waffen und der Beanspruchung der einzelnen Truppenteile. Die großen Heere unserer Zeit werden nicht mehr als Ganzes in den Kampf eingesetzt, selten kommen überhaupt alle Teile zur Verwendung. Auf den ausgedehnten Schlachtfeldern ist der Verlauf des Gefechts örtlich oft sehr verschieden, die Heftigkeit des Ringens, die zu überwindenden Schwierigkeiten sind niemals an allen Stellen

---

*) Anlage 1. Magersfontein, Colenso. Weitere Beispiele hierfür sind die englischen Gefechtsverluste bei Stormberg mit 4,5, Modder-River 6,9, Paardeberg 9,1, Spionkop 5, Vaalkrantz 1,7, Driefontein 8, Diamond Hill 0,8 v. H.

**) Anlage 1, Spalte 7 und Skizze 2b.

gleich groß. Dauer und Intensität der Inanspruchnahme ist für die einzelnen Heeresteile immer verschiedener geworden. Die Berechnung der durchschnittlichen Verluste für die Gesamtheit der am Kampfe beteiligten Truppen läßt daher die Leistungen der einzelnen Truppe nicht erkennen. Dies gilt von den Schlachten und Gefechten in Südafrika ganz besonders, weil hier gerade bei den Hauptkämpfen vielfach erhebliche Teile sich mit einer Zuschauerrolle begnügten. Auch in den Schlachten in der Mandschurei scheinen wiederholt zahlreiche Reserven keine Verwendung gefunden zu haben.

Um ein richtiges Bild von den Anforderungen zu gewinnen, die an die Truppe im Gefecht herantreten, muß man daher heute mehr als früher auf die Verluste bestimmter Truppenteile eingehen. Es ist dies in der beigegebenen Zusammenstellung*) versucht worden, wobei absichtlich nur auf die Infanterie als diejenige Waffe Bezug genommen wurde, die erfahrungsgemäß die Masse der Verluste auszuhalten hat; auch haben die an Angriffsgefechten beteiligten Truppen besondere Berücksichtigung gefunden, um zu zeigen, mit welchen Opfern in den verschiedenen Kriegen noch erfolgreiche Angriffe ausgeführt worden sind und welche Verluste Truppen erlitten haben, die mit ihren Angriffen keinen Erfolg hatten.

In dieser Zusammenstellung steht das Heer Friedrichs des Großen mit seiner Aufopferungsfähigkeit und Hingabe als fast unerreichtes Muster da. Nicht bloß die unglückliche Schlacht von Kolin und wechselvolle, hartnäckige Kämpfe wie die von Soor und Torgau führten zu Einbußen, bei denen man tatsächlich, nicht bloß bildlich, von Vernichtung sprechen kann, sondern auch in durchaus siegreichen Kämpfen wie in denen von Kesselsdorf und Leuthen finden sich Verluste von 40 bis 60, ja 70 v. H. und darüber: Zahlen, die in späteren Kriegen kaum je wieder erreicht worden sind.

Für die Kriege Napoleons versagt das Zahlenmaterial, aber selbst der Angriff Augereaus auf die russische Mitte bei Eylau, eines der blutigsten Ereignisse jener Zeit, führt nur zu einem Verlust von etwa 42 v. H. Die preußischen Einbußen bei Kesselsdorf, Kolin, Torgau und in anderen Schlachten werden bei weitem nicht erreicht.

Die italienischen Kriege sind übergangen, weil nach den mäßigen Gesamtverlusten auch bei den Verlusten einzelner Truppenteile schwerlich besonders hervortretende Fälle zu verzeichnen sein würden.

Die Kriege von 1866 und 1870/71 zeigen wieder höhere Verluste auch bei einzelnen Truppenteilen. 1866 sind es die Österreicher, die aus später zu erörternden Gründen besonders hohe Verluste, auch an Gefangenen, aufweisen. 1870/71 kommen auf beiden Seiten erhebliche Verlustziffern vor. Es ist bemerkens-

---

*) Anlage 2.

wert, daß sich unter den Regimentern mit besonders hohen Verlustziffern auch eine Reihe solcher befinden, die ihre Angriffe trotzdem bis in die Stellung des Feindes hineingetragen haben, deren Angriffsfähigkeit also die Krisen eines neuzeitlichen Feuerkampfes überdauert hat. Dahin gehören eine ganze Anzahl Regimenter des V. preußischen Armeekorps bei Wörth, der Garde bei St. Privat, Teile der 17. Division bei Loigny.

Demgegenüber versagt im südafrikanischen Kriege immer wieder der Angriffswille und die Angriffskraft englischer Bataillone schon nach erheblich geringeren Opfern. Die englischen Angriffe bei Magersfontein, am Spionkop, bei Paardeberg, bei Pieters Hill sind regelmäßig nach ziemlich geringen Verlusten gescheitert, die nicht entfernt an das heranreichen, was 1870 auf deutscher und französischer Seite in unglücklichen Angriffen verloren wurde. Auffallend gering sind auch die Verluste der Engländer bei glücklichen Angriffen, wie bei Driefontein. Größere Einbußen wie die der Black Watch bei Magersfontein, der Royal Lancasters und Lancashire Füsiliere auf dem Spionkop, der Innískillings bei Pieters Hill sind Ausnahmen. Die nähere Betrachtung der Gefechtstätigkeit läßt meist erkennen, daß es mit der Angriffskraft dieser Bataillone schon zu Beginn des Gefechts nach dem Eintreten eines geringen Teils des Gesamtverlustes zu Ende war. Der weitere Verlauf des Krieges zeigt, wie mehr oder minder jeder Feldzug, ein weiteres Sinken der Opferfähigkeit. Als Beispiel hierfür sei die Gardebrigade angeführt, die am 26. August 1900 bei Bergendal in ihrem Angriff nach Verlust von 37 Mann innehielt.

Für die Verluste der einzelnen russischen und japanischen Truppenteile in Ostasien fehlen bisher die amtlichen Angaben. Die Verluste der aufgeführten Regimenter sind darauf zurückzuführen, daß sie sich am Jalu mit dem Bajonett die Rückzugsstraße öffnen mußten. Sie übersteigen trotzdem weder die Einbußen der deutschen Regimenter, die 1870/71, noch der russischen Regimenter, die 1877 am meisten litten, wesentlich und bleiben z. B. erheblich unter denen des I. Bataillons Garde, das sich bei Kolin ebenfalls aus einer hoffnungslosen Lage herauswinden mußte. Jedenfalls können die wenigen bis jetzt bekannt gewordenen Zahlen die Annahme nicht umstoßen, zu der man schon durch die Gesamtverluste geführt wird: daß auch im russisch-japanischen Kriege trotz der sprichwörtlichen russischen Hartnäckigkeit und trotz des Schneids der Japaner im allgemeinen ein geringerer prozentualer Verlust ausreichte, um die Widerstandskraft des Unterliegenden zu brechen, als dies noch 1870/71 und 1877/78, geschweige denn in der napoleonischen oder friderizianischen Zeit der Fall war.

Wir haben es also bei dem Sinken der Verlustgrößen offenbar mit einer allgemeinen Erscheinung zu tun, für die nur zwei Erklärungen möglich sind: entweder sind die Eindrücke der modernen Schlachten auf das Gemüt des Soldaten tiefere, stärker wirkende

geworden, oder unser heutiges Menschenmaterial besitzt den Gefechtseindrücken gegenüber nicht mehr die frühere Widerstandsfähigkeit.

Es wird meist ohne weiteres angenommen, daß die Eindrücke, die der Kampf mit unseren modernen Waffen erweckt, stärker wirken und die Widerstandskraft, den Willen zum Sieg, schneller überwinden als früher; dabei wird gewöhnlich auf die gesteigerte Feuergeschwindigkeit und die dadurch gegebene Möglichkeit hingewiesen, in kurzer Zeit wenigstens gegen einzelne Truppenteile eine vernichtende Wirkung zu erzielen. Diese Zusammendrängung der Verluste auf eine kurze Spanne Zeit, die das Ziel jeder Feuertaktik bildet, ist aber tatsächlich in früherer Zeit mindestens ebensooft erreicht worden wie heute, wenn auch unter anderen Bedingungen und mit anderen Mitteln. Das Geschick der Führung und das Bestreben der Truppe, sich einer vernichtenden Feuerwirkung zu entziehen, hat offenbar mit der Verbesserung der Feuerwaffen Schritt gehalten. Die Versuche, Verlustkatastrophen zu vermeiden, haben um so größere Aussicht auf Erfolg, als mit der Zunahme der Feuergeschwindigkeit die Trefferprozente erfahrungsgemäß abnehmen, und durch die Vergrößerung der Schußweiten die Gefechtsentfernungen gewachsen sind, ohne daß das menschliche Auge in seiner Leistungsfähigkeit wesentlich gehoben werden konnte. Rechnerisch läßt es sich freilich meist schwer nachweisen, ob im einzelnen Fall eine Häufung der Verluste, ein Feuerüberfall, eine Feuervereinigung stattgefunden hat, denn die Verlustzahlen auch nur einigermaßen richtig auf die einzelnen Gefechtsabschnitte zu verteilen, ist ein Ding der Unmöglichkeit.

Dagegen kann ohne weiteres behauptet werden, daß in einer Schlacht, die, wie Kesselsdorf, einen außerordentlich hohen Stundenverlust aufweist, die Verluste sich zeitlich und örtlich ganz anders gehäuft haben müssen als in den Schlachten in der Mandschurei, wo die durchschnittliche Einbuße in der Stunde fast immer verschwindend gering war. Damit ist freilich nicht bewiesen, daß nicht doch die eine oder andere Truppe im russisch-japanischen Kriege tatsächlich unter dem Eindruck in kürzester Zeit zu gewaltiger Höhe anschwellender Verluste zusammengebrochen ist, und daß sich dieser Eindruck, ansteckend, wie Schrecken und Furcht nun einmal sind, auch auf andere Abteilungen übertragen hat. Eine allgemeine Erscheinung, die das Sinken der Gefechtsleistungen erklären würde, kann indes in derartigen Vorkommnissen nicht erblickt werden.

Stellt man geschichtlich festgelegte Fälle einander gegenüber, in denen 1870/71 einerseits und im südafrikanischen Kriege andererseits Truppen durch plötzlich eintretende starke Verluste gefechtsunfähig wurden, so ergibt sich, daß die Häufung der Verluste 1870/71 trotz der schlechteren Waffen von damals viel größer war. Die 5. und 8. Kompagnie Füsilier-Regiments Nr. 35 verloren bei Vionville in weniger als fünf Minuten 8 Offiziere und 185 Mann, das Füsilier-Bataillon Regiments Nr. 85 bei Amanweiler in 20 Minuten 12 Offiziere und 459 Mann, die 6. Kompagnie 2. Garde-Regiments bei St. Privat in ganz kurzer Zeit 141 Mann. Dagegen

büßte die Hochländerbrigade, die bei Magersfontein im Morgengrauen einen Feuerüberfall erlebt hatte und, dadurch in ihrer Gefechtskraft vollkommen gelähmt, vor der feindlichen Stellung liegen blieb, während eines ganzen Tages nur 636 Mann, die Brigade Hart, die bei Colenso ebenfalls unter plötzlich einschlagendem Massenfeuer zusammenbrach, 479 Mann ein. Diese Fälle erweisen also nur die Tatsache des schnelleren Versagens, können sie aber keineswegs erklären.

Die nähere Betrachtung der Ereignisse des südafrikanischen Krieges zeigt im Gegenteil viel häufiger die Erscheinung, daß die lange Dauer der Kämpfe, der zehrende Charakter, den die Gefechte durch die heutige Art der Truppenverwendung und die große Widerstandsfähigkeit der an Zahl schwächsten Abteilung in der Verteidigung erhalten haben, besondere Anforderungen an die moralische Kraft der Truppe stellen. Es scheint leichter zu sein, kurze, schnell verlaufende Augenblicke aufs höchste gesteigerter Gefahr zu überwinden, als tagelang eine gleichmäßige, durch gelegentliche Verluste immer wieder in Erinnerung gebrachte Bedrohung auszuhalten. Vollständiger hätte die Gefechtskraft der englischen Bataillone auf dem Spionkop durch große, zeitlich gehäufte Verluste auch nicht verbraucht werden können als durch das zwölfstündige Festliegen auf dem Berg. Die auf Tage und Wochen ausgedehnten Kämpfe in der Mandschurei werden auch häufiger das Bild des allmählichen Verzehrens als des plötzlichen Vernichtens geboten haben.

Wo es sich darum handelt, neben großer materieller Wirkung starke seelische Eindrücke hervorzubringen, muß immer die Artillerie das Beste tun. Das gleichzeitige Außergefechtsetzen einer ganzen Anzahl von Kämpfer, der mit dem Einschlagen von Artilleriegeschossen verbundene Lärm, der entstehende Rauch und Staub, die Art der durch Artilleriegeschosse hervorgebrachten Verwundungen, das alles wirkt besonders stark auf die Nerven. Friedrich der Große und Napoleon versuchten deshalb beide, die wenig entwickelte Artilleriewirkung ihrer Zeit auszunutzen, um ihre Gegner schnell niederzuwerfen. Im Feldzug 1870/71 brachen die französischen Gegenstöße bei Wörth, Mars la Tour, Gravelotte regelmäßig unter dem überlegenen deutschen Artilleriefeuer zusammen, manchmal unter großen Verlusten,*) oft aber auch nach nur geringen Einbußen infolge der moralischen Wirkung. Daß die modernen Geschütze, deren Leistungsfähigkeit in den letzten dreißig Jahren so gewaltig fortgeschritten ist und die jetzt in ganz anderer Zahl und zum Teil in viel größeren Kalibern ins Feld mitgeführt werden, durch ihr Feuer noch viel schneller und gründlicher die Willenskraft des Gegners vernichten können, leuchtet ohne weiteres ein. Im südafrikanischen Kriege, wo auf beiden Seiten eine nach Zahl und Konstruktion unzulängliche Artillerie verwendet wurde, ist freilich weder die materielle noch die moralische Wirkung der heutigen Geschütze zur Geltung gekommen. Umsomehr scheint

*) Brigade Maire bei Wörth — Anlage 2.

die Artillerie an den ersten Erfolgen der japanischen Kriegführung beteiligt zu sein. Da eine außergewöhnliche Steigerung der Verluste nicht eingetreten ist, müssen diese Erfolge vor allem dem moralischen Eindruck des Artilleriefeuers zugeschrieben werden.

Nach den Berichten verschiedener Teilnehmer des südafrikanischen Krieges stellt das rauchschwache Pulver insofern höhere Anforderungen an den Soldaten, als es einerseits den Feind, dessen Geschosse ringsum einschlagen, dem Auge oft vollkommen entzieht und andererseits den Schleier lüftet, der früher wenigstens einen Teil der Schrecken des Schlachtfeldes bedeckte. In Südafrika, wo Fechtweise und Bekleidung die Unsichtbarkeit der Buren noch vermehrten, sahen sich die Engländer oft genug auf „nervenerschütternd leeren" Schlachtfeldern.

Diesen Eindrücken gegenüber kam in Südafrika die geringere Gefährlichkeit eines großen Teiles der Verwundungen zunächst wenigstens nicht in Betracht. Die über diesen Punkt vor den neuesten Kriegen verbreiteten Anschauungen waren zu widersprechend und gaben eher zu vermehrter als zu geringerer Furcht Veranlassung. Für die Zukunft aber ist in der Erfahrungstatsache, daß die Verwundungen heutzutage, gleichviel ob infolge besserer Wundbehandlung oder wegen der anders gearteten Geschoßwirkung, schneller und besser heilen als früher, ein Umstand zu erblicken, der den Gefechtseindrücken recht wohl entgegenwirken kann.

Die Gefechtseindrücke werden indessen nicht bloß durch die Waffenwirkung, sondern nicht minder durch die Taktik bestimmt. Diese geht einerseits darauf aus, beim Gegner möglichst tiefe, moralische Wirkungen hervorzurufen, andererseits wird sie, ohne die notwendigen Verluste zu meiden, stets die Truppe durch zweckmäßiges Verfahren vor Eindrücken zu schützen suchen, die ihren moralischen Zusammenbruch herbeiführen könnten.

Die Mittel zur Steigerung der Gefechtseindrücke beim Gegner, die früher neben der mehr vorbereitenden Artillerie- und Infanteriefeuerwirkung in allen Arten des Stoßes und seinen imponierenden Eindrücken lagen, bestehen heute so gut wie ausschließlich in zweckmäßiger Verwendung der Feuerkraft aller Waffen. Während der Angreifer früher durch entschlossen herangetragene Bajonettangriffe sowie durch festgeschlossene Kavallerieattacken beim Verteidiger das Gefühl der Schwäche hervorrief, und ihn zur Aufgabe des Widerstandes unter mehr oder minder großen Verlusten zwang, bestehen seine heutigen Mittel in dem gut geleiteten Infanteriemassenfeuer auf mittleren und weiten, im genauen Einzelschießen auf den nahen Entfernungen, in der Massenwirkung der Artillerie, in der konzentrischen oder flankierenden Richtung des Feuers. Diese taktischen Mittel müssen schon deshalb den ehemaligen an Eindruck überlegen sein, weil die früheren in der Hauptsache zunächst nur Drohung und erst in der Durchführung Wirkung bedeuteten, die heutigen aber von Anfang an materielle und moralische Einwirkung verbinden. Deshalb vermag ein Heer,

das die Mittel der Feuertaktik beherrscht, wie bis zu einem gewissen Grade die Buren, Erfolge zu erringen, ohne dem Gegner so große Verluste zuzufügen, wie sie früher erforderlich und natürlich nicht ohne entsprechende eigene Opfer möglich waren.

Den Schutz der Truppe vor überwältigenden Gefechtseindrücken strebt die Taktik durch die Wahl zweckmäßiger Formen an. Diese müssen mit der Veränderung, welche die Feuerwirkung durch die Fortschritte der Waffentechnik erleidet, natürlich wechseln; aber nicht nur Mangel an Einsicht, nicht nur das Schwergewicht der Gewohnheit, sondern vor allem die große Schwierigkeit, ohne eigene Kriegserfahrung zu brauchbaren taktischen Grundsätzen zu gelangen, hat immer wieder Truppen mit Formen in das Feld rücken lassen, welche die spätere Kritik unschwer als verfehlt bezeichnen konnte. Wo aber eine solche Truppe der feindlichen Feuerwirkung preisgegeben wird, da mehren sich die Verluste umsomehr, je besser sie ist, der Erfolg aber bleibt trotzdem aus, wie bei den preußischen Linien bei Jena, den österreichischen Kolonnen bei Nachod, den deutschen Halbbataillonen bei Mars la Tour. Weniger festgefügte Truppen oder solche, die schon einmal etwas Ähnliches erlebt haben, brechen dagegen oft schon nach unverhältnismäßig geringen Opfern zusammen und erleiden dann häufig sehr große Einbußen an Gefangenen. Ein Beispiel hierfür bietet das Sinken der Leistungen der englischen Truppen in Südafrika.

Die Truppe, die durch ihre Ausbildung starr an eine Form gebunden ist, die im feindlichen Feuer versagt, hat das niederdrückende Gefühl, daß sie nutzlos, ohne dem Feinde zu schaden, geopfert wird. Die Überzeugung von der Nutz- und Aussichtslosigkeit seiner Bemühungen lähmt aber die Willenskraft des besten Soldaten; dieser läßt ohne Gegenanstrengung die Gefechtseindrücke auf sich wirken, während die Zuversicht, in zweckmäßigen Formen dem Feinde gegenüberzutreten, in denen man zum mindesten nicht mehr leidet als jener, womöglich sogar von vornherein im Vorteil ist, die Siegeshoffnung stärkt und gegen die Eindrücke des Kampfes unempfindlich macht. Das ließ die französischen Schützen bei Jena und Auerstädt dem Stoße der preußischen Bataillone standhalten, das hielt die Buren, die an sich keine größeren Helden waren als die Engländer, in ihren schwachbesetzten Stellungen fest.

Die in der Anwendung falscher Formen liegende Gefahr und die Schwierigkeit, die für jede Lage passende Form zu finden, sind gestiegen. Ganz ungeeignete Formen, wie frühzeitig in vorderer Linie auftretende Kolonnen, setzen sich heute nicht nur dem moralischen Zusammenbruch, sondern tatsächlicher Vernichtung aus, wofür schon 1870 die tapfere Brigade Maire ein Beispiel gab. Auch die Unbrauchbarkeit weniger veralteter Formen, z. B. des anfangs von den Engländern in Südafrika angewendeten Angriffsverfahrens, macht sich schärfer als früher geltend, so daß der moralische Rückschlag und damit die Niederlage ohne großen blutigen Verlust nicht ausbleiben kann. Die Schwierigkeit, in der Wahl der Form das Richtige zu treffen, liegt darin, daß das heutige Gefecht

nicht eine bestimmte, für alle Fälle passende Form zuläßt, sondern in jedem einzelnen Fall etwas anderes von der Truppe fordert. Die spätere, an sich zweckmäßigere Angriffsform der Engländer, die dünnen, hintereinander folgenden Schützenlinien, versagte deshalb, ohne Rücksicht auf die Bedürfnisse des einzelnen Falles angewendet, ebenso und ohne irgend eine höhere Leistung wie die frühere. Nicht die schematische Einführung eines bestimmten Verfahrens, sondern nur die Pflege geistiger Beweglichkeit bei den Führern und der Truppe kann die Gewähr geben, daß in jedem Fall die Form gefunden wird, die der Truppe das Gefühl zweckmäßiger, Erfolg versprechender Verwendung gibt und den Eindruck der Verluste in erträglichen Grenzen hält. Die Taktik aber, welche den Gefechtseindrücken heutzutage nicht Rechnung trägt und unter Voraussetzung ungewöhnlicher Tapferkeit die der Führung passenden Formen ohne Rücksicht auf Verluste anzuwendeu sucht, muß heute mehr als je versagen. Das gilt auch gegenüber der Ansicht, als ob in der Mandschurei der Bajonettangriff als solcher von neuem seine Lebensfähigkeit erwiesen hätte. Wenn auch genügende Nachrichten noch nicht zur Verfügung stehen, so scheint es doch ziemlich sicher zu sein, daß die russischen Bajonettangriffe z. B. bei Wafangou und Mukden meist völlig erfolglos geblieben, die japanischen Bajonettstöße nur der Abschluß sorgfältig durchgeführter Feuerangriffe gewesen sind, und daß nur die russische Zähigkeit gelegentlich, meist wohl in der Dunkelheit, zum Kampf mit der blanken Waffe geführt hat. Die Bajonettkämpfe vor Port Arthur gehören in das Gebiet des Festungskrieges und sind dementsprechend als besondere Fälle anzusehen. Man hat wohl viel von den ungeheuren Verlusten, wenig aber von den positiven Erfolgen gehört, zu denen sie führten. In Südafrika ist es der englischen Infanterie trotz ihrer ausgesprochenen Vorliebe für das Bajonett und trotz der Schwäche der Verteidigung nie gelungen, bei Tage von ihm Gebrauch zu machen. Der Eindruck des Feuers ist zu groß, um das unaufhaltsame Herangehen an einen noch schießenden Gegner zu erlauben.

Im ganzen sind die Eindrücke des modernen Gefechts sicher ebenso schwankend wie die der Schlachten früherer Zeiten und in ihrer Größe abhängig nicht sowohl von der Waffenwirkung als von der Tatkraft, die Führer und Truppe in den Kampf mitbringen. Ob sie stärker sind als früher, ist schwer zu entscheiden. Denn der einzelne ist immer geneigt, die Prüfungen für die härtesten zu halten, die das Schicksal ihm selbst auferlegt. Die Eindrücke sind jedenfalls nicht so sehr gewachsen, daß sie allein das Fallen der Verluste erklären würden.

Es ist daher notwendig, auch noch der Frage nachzugehen, ob die Empfänglichkeit des Soldatenmaterials für jene Eindrücke nicht vielleicht gegen früher zugenommen, die Widerstandsfähigkeit sich vermindert hat.

Die Behauptung, daß mit steigender Kultur die kriegerische Leistungsfähigkeit abnimmt, wird vielfach ausgesprochen. Man denkt dabei gewöhnlich an den mit der höchsten Entfaltung der Kultur verbundenen Niedergang antiker Völker und übersieht

leicht, daß z. B. die Römer in Zeiten, wo der Niedergang nach unserer Ansicht längst schon begonnen hatte, nicht nur blutige Bürgerkriege geführt, sondern auch noch große Länder mit kriegerischer Bevölkerung unterworfen und Jahrhunderte lang dem Ansturm der Barbaren getrotzt haben. Die Veränderungen, welche die fortschreitende Kultur hervorruft, sind eben nicht so einfach, daß sie nur in einer bestimmten Richtung sich geltend machen. So liegen auch in unserer Entwicklung die Umstände nebeneinander, die hemmend oder fördernd auf die militärische Brauchbarkeit des Soldatenmaterials einwirken und damit die Widerstandsfähigkeit gegen Gefechtseindrücke in der einen oder anderen Richtung beeinflussen.

Der materialistische Zug in unserer Kultur ist der Entfaltung idealer Lebensauffassung nicht günstig, durch die allein der menschliche Egoismus und Selbsterhaltungstrieb wirksam bekämpft werden kann. Durch die zunehmende Verbesserung der Lebenshaltung und die größere persönliche Sicherheit erhält das Leben in den Augen des einzelnen und der Gesamtheit einen höheren Wert, die Neigung, sich für andere zu opfern, sinkt. Hohe Kultur entwickelt sich nur und kann nur genossen werden in einer Zeit dauerhaften Friedens. Wo wir eine blühende Kultur finden, sehen wir daher auch Bestrebungen, die Errungenschaften der Kultur durch Beseitigung der Kriege zu sichern. Wenn auch die praktischen Ergebnisse der Friedensschwärmerei noch so fragwürdig sein mögen, so kann diese doch den kriegerischen Sinn eines Volkes recht wohl untergraben. Wer im Kriege ein vermeidbares, nur aus der Verkehrtheit menschlicher Anschauungen hervorgegangenes Übel sieht, wird auch nicht Tapferkeit, Todesverachtung und Selbstaufopferung als die höchsten menschlichen Tugenden pflegen. Die hastige, auf schnellen Erwerb und ebenso schnellen Genuß zugeschnittene Lebensweise zahlreicher Schichten der modernen Kulturvölker ist wenig geeignet, Menschen mit starken, festen Nerven zu erzeugen, die allein den Eindrücken der Schlacht ganz gewachsen sind. Dem Fanatismus und der religiösen Begeisterung, die in früheren Zeiten und bei Völkern niederer Kulturstufe oft zu den erstaunlichsten kriegerischen Leistungen geführt haben, ist der moderne Mensch wenig zugänglich. Auch der nationalen Begeisterungsfähigkeit, die uns vor 35 Jahren so sehr geholfen hat und die jetzt die Japaner zu so Außerordentlichem befähigt, wird von verschiedenen Seiten bewußt oder unbewußt entgegengearbeitet. Ob endlich auch die körperliche Kraft, ohne die eine moralische Widerstandsfähigkeit nicht denkbar ist, bei den Kulturvölkern abnimmt, ist eine strittige Frage. Für viele Teile der Bevölkerung Westeuropas wird man sie wohl bejahen müssen.

Andererseits bringen unsere Soldaten auch Eigenschaften genug mit, die denen früherer Zeiten und niedrigerer Kulturstufe nicht in dem Maße eigen waren. Sie sind intelligenter, anstelliger und selbständiger, wissen sich in den wechselvollen Lagen des Kampfes auch da noch zu helfen, wo geistig tieferstehende hilflos und damit auch widerstandsunfähig sein würden. Die anscheinend besseren Leistungen des japanischen

Soldaten gegenüber dem russischen werden von vielen Seiten dem Unterschied in der geistigen Schulung zugeschrieben.

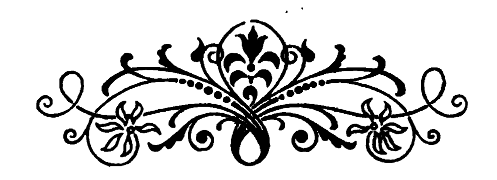
Die geschichtliche Entwicklung des 19. Jahrhunderts hat Regierung und Volk einander nähergebracht. Das Interesse des einzelnen an der Erhaltung des Staates, das Verständnis für nationale Fragen ist allenthalben gewachsen. Daß ein Volk gleichgültig zusieht, während Regierung und Heer um Sein oder Nichtsein kämpfen, ist heutzutage unmöglich. Jeder Krieg wird zum Volkskrieg und führt eine viel höhere Anspannung nicht nur der materiellen, sondern auch der seelischen Kräfte der Gesamtheit und des einzelnen herbei. Das Ehr- und Selbstgefühl auch der niederen Volksklassen ist ganz anders entwickelt als früher und hilft bis zu einem gewissen Grade die menschlichen Schwächen überwinden.

Neben diesen allgemeinen, die militärische Brauchbarkeit bedingenden Verhältnissen sind es eine Reihe besonderer Umstände, die, für jedes Heer und in jedem einzelnen Fall verschieden, die Empfänglichkeit und Widerstandsfähigkeit der Truppe gegenüber den Gefechtseindrücken bestimmen. Die geworbenen Heere bringen, wenn sie im rechten Geist erzogen sind, eine Summe kriegerischer Eigenschaften in die Schlacht mit, die z. B. die gerade bei Söldnern auf den ersten Blick verwunderliche Opferfähigkeit der besseren Heere des 18. Jahrhunderts erklärt. Für die Leistungen der aus allgemeiner Wehrpflicht hervorgegangenen Armeen kommt es darauf an, ob das Mehr an geistig höher stehenden, sittlich gefestigten, patriotischen Elementen die Nachteile der kürzeren Dienstzeit und die unvermeidliche Beigabe unzuverlässiger, unkriegerischer Bestandteile aufwiegt. Auch offenbar minderwertige Heere sind allen sonstigen Erfahrungen zum Trotz durch den Einfluß einer machtvollen Feldherrnpersönlichkeit oder durch das Beispiel und die Hingabe tüchtiger Unterführer zu ungewöhnlichen Opfern befähigt und gelegentlich zu außerordentlichen Erfolgen geführt worden. Klar erkennbare, Begeisterung weckende Kriegsanlässe und -ziele sind in der Zeit der Volksheere mehr als früher die Voraussetzung hoher kriegerischer Leistungen. Das Vertrauen auf den Erfolg all seiner Bemühungen, das den Soldaten erst recht zum Helden macht, kann nur eine glückliche Feldzugseröffnung, ein anfänglicher, wenn auch noch so unbedeutender Erfolg geben. Mehr noch als von diesen äußeren Einwirkungen hängt die seelische Widerstandskraft von dem körperlichen Zustand des Soldaten ab. Seelische und körperliche Spannkraft stehen in engster Wechselwirkung; wo die körperliche Spannkraft überhaupt fehlt oder durch Überanstrengung, Hunger, Durst, Krankheit, mangelnde Ruhe aufgehoben ist, da kann nur ein ungewöhnlicher Heldenmut, wie ihn unsere Truppen jüngst in Südwestafrika bewiesen haben, den Zusammenbruch abwenden.

Wer diese Fülle von Ursachen überblickt, die alle mehr oder minder die Kampfleistung und Opferfähigkeit der Truppe beeinflussen, der wird den Gedanken aufgeben, für eine so zusammengesetzte und vielfach unergründliche Erscheinung Gesetze

aufzustellen und zahlenmäßige Grenzen zu bestimmen, bis zu denen Verluste unter bestimmten Verhältnissen ertragen werden können und müssen. Jeder Versuch dazu muß zu trügerischen Ergebnissen führen, denn die Truppe ist nun einmal keine tote, berechenbare Maschine, sondern ein Organismus, der aus Menschen zusammengesetzt ist, deren Stimmungen und Leistungen den mannigfachsten Wandlungen unterworfen sind.

Müller,
Oberleutnant im Infanterie-Regiment Alt-Württemberg Nr. 121,
kommandiert zur Dienstleistung beim Großen Generalstabe.



Anlage 1.

Zusammenstellung
der
Verluste in einigen Hauptschlachten von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart.

Schlacht bei:	Nationalität	Stärke	Verluste		Dauer des Kampfes etwa Stunden	Verlustprozente in der Stunde	Bemerkungen.
			Anzahl	v. H.			
Mollwitz	Preußen	21 600	4 850*)	22,5	5	4,5	*) Hier sind, so weit möglich, nur blutige Verluste aufgenommen. Wo daneben bedeutende Einbußen an Gefangenen eintraten, sind diese besonders vermerkt.
	Österreicher	19 000	4 550	23,9		4,8	
Hohenfriedeberg	Preußen	59 000	4 700	7,9	5	1,6	
	Österreicher u. Sachsen	70 000	8 000	11,4		2,3	3000 Gefangene.
Soor	Preußen	22 000	3 600	16,4	5	3,3	
	Österreicher	39 000	3 600	9,2		1,8	
Kesselsdorf	Preußen	30 000	4 900	16,3	2	8,2	
	Österreicher u. Sachsen	31 000	3 800	12,3		6,2	6700 Gefangene.
Prag	Preußen	64 000	14 000	21,9	5	4,4	
	Österreicher	61 000	9 000	14,8		3,0	4300 Gefangene.
Kolin	Preußen	33 000	13 700*)	41,5	6	6,9	*) Hierunter Vermißte.
	Österreicher	54 000	8 100	15,0		2,5	
Leuthen	Preußen	35 000	6 400	18,3	4	4,6	
	Österreicher	65 000	10 000	15,4		3,9	12 000 Gefangene.
Zorndorf	Preußen	36 000	11 700	32,5	8	4,1	
	Russen	42 000	15 600	37,1		4,7	2400 Gefangene.
Torgau	Preußen	44 000	16 500*)	37,5	7	5,4	*) Wahrscheinlich einschließlich der Gefangenen.
	Österreicher	52 000	16 000*)	30,8		4,4	

Schlacht bei:	Nationalität	Stärke	Verluste Anzahl	Verluste v. H.	Dauer des Kampfes etwa Stunden	Verlustprozente in der Stunde	Bemerkungen.
Marengo	Österreicher	28 000	6 500	23,2	12	1,9	2900 Gefangene.
	Franzosen	28 500	4 700	16,5		1,4	
Austerlitz	Russen und Österreicher	86 000	12 000	14,0	5	2,8	15 000 Gefangene.
	Franzosen	75 000	7 000	9,3		1,9	
Auerstädt	Preußen	54 000	14 000 ?	25,9	7	3,7	
	Franzosen	26 500	7 000	26,4		3,8	
Eylau	Russen und Preußen	82 500	26 800	32,5	12	2,7	
	Franzosen	75 000	28 500	38,0		3,2	
Aspern	Österreicher	96 000	21 700	22,6	21*)	1,1	*) An zwei Tagen.
	Franzosen	60 000	23 000	38,3		1,8	
Wagram	Österreicher	118 000	19 000	16,1	14*)	1,2	6700 Gefangene. *) An zwei Tagen.
	Franzosen	170 000	20 000	11,8		0,8	7000 Gefangene.
Borodino	Russen	104 000	43 000	41,3	15	2,8	
	Franzosen	124 000	28 000	22,6		1,5	
Groß-Görschen	Verbündete	70 000	10 500	15,0	8	1,9	
	Franzosen	130 000	25 000	19,2		2,4	
Bautzen	Verbündete	94 000	12 000	12,8	15*)	0,8	*) An zwei Tagen.
	Franzosen	170 000	22 000 ?	12,9		0,9	
Leipzig	Verbündete	300 000	48 000	16,0	30*)	0,5	*) An drei Tagen.
	Franzosen	200 000	45 000	22,5		0,7	15 000 Gefangene.
Ligny	Preußen	83 000	12 000	14,5	6	2,4	8000 Versprengte.
	Franzosen	75 000	10 500	14,0		2,3	
Belle Alliance	Verbündete	140 000	22 000	15,7	8	1,9	
	Franzosen	72 000	24 000	33,3		4,2	7000 Gefangene.

Schlacht bei:	Nationalität	Stärke	Verluste		Dauer des Kampfes etwa Stunden	Verlustprozente in der Stunde	Bemerkungen.
			Anzahl	v. H.			
Magenta	Österreicher	58 000	4 700	8,1	9	0,9	4500 Vermißte.
	Franzosen	60 000	4 500	7,5		0,8	
Solferino	Österreicher	133 000	13 100	9,8	12	0,8	8600 Gefangene.
	Franzosen u. Italiener	151 000	14 400	9,5		0,8	1800 Vermißte.
Fredericksburg	Föderierte	113 000	12 000	10,6	6	1,8	
	Konföderierte	78 000	5 000	6,4		1,1	
Gettysburg	Föderierte	100 000	23 000	23,0	25*)	0,9	*) An drei Tagen.
	Konföderierte	70 000	22 700	32,4		1,3	
Wilderneß	Föderierte	120 000	15 000	12,5	23*)	0,5	*) An zwei Tagen.
	Konföderierte	62 000	11 000	17,7		0,8	
Königgrätz	Preußen	220 000	9 100	4,1	8	0,5	
	Österreicher	215 000	18 800	8,7		1,1	
Mars-la-Tour	Deutsche	66 300	15 800*)	23,8	10	2,4	*) Einschl. Vermißte.
	Franzosen	121 500	13 800*)	11,4		1,1	*) Wahrscheinlich ohne Vermißte.
Gravelotte	Deutsche	198 600	19 600	9,8	8	1,2	
	Franzosen	120 600	12 300*)	10,2		1,3	*) Einschließlich 4400 Vermißte.
Sedan	Deutsche	165 400	8 900	5,4	12	0,5	
	Franzosen	108 000	17 000	15,7		1,3	
Loigny	Deutsche	38 000	4 100	10,8	9	1,2	
	Franzosen	98 000	15 500	15,8		1,8	
I. Plewna	Russen	10 000	2 800	28,0	7	4,0	
	Türken	14 000	3 000	21,4		3,1	
II. Plewna	Russen	32 500	7 300	22,5	10	2,3	
	Türken	23 000	1 200	5,2		0,5	

Schlacht bei:	Nationalität	Stärke	Verluste		Dauer des Kampfes etwa Stunden	Verlustprozente in der Stunde	Bemerkungen.
			Anzahl	v. H.			
III. Plewna	Russen und Rumänen	80 000	15 500	19,4	40*)	0,5	*) An fünf Tagen.
	Türken	35 000	4 000	11,4		0,3	
Magersfontein	Engländer	8 000	950	11,9	13	0,9	
	Buren	6 000	250	4,2		0,3	
Colenso	Engländer	15 000	950	6,3	8	0,8	
	Buren	4 000	30	0,8		0,1	
Jalu	Russen	16 000*)	2 400	15,0	7	2,1	*) 40 Geschütze.
	Japaner	42 000*)	1 040	2,5		0,4	*) 132 Geschütze.
Kintschou	Russen	18 000*)	830	4,6	14	0,3	*) 70 Geschütze.
	Japaner	42 000*)	4 320	10,3		0,7	*) 216 Geschütze.
Wafangou	Russen	36 000*)	3 480	9,7	12	0,8	*) 94 Geschütze.
	Japaner	36 000*)	1 210	3,4		0,3	*) 198 Geschütze.
Liaojang	Russen	150 000	16 590	11,1	90*)	0,1	*) An acht Tagen.
	Japaner	120 000	17 540	14,6		0,1	
Schaho	Russen	205 000	43 700	21,6	90*)	0,2	*) An neun Tagen.
	Japaner	175 000	15 900	9,1		0,1	
Sandepu	Russen	125 000	10 000	8,0	70*)	0,1	*) An sieben Tagen.
	Japaner	50 000	7 000	14,0		0,2	
Mukden	Russen	320 000	90 000*)	28,1	100**)	0,3	*) einschl. Gefangene. **) An zehn Tagen.
	Japaner	290 000	41 000	14,1		0,1	

Anlage 2.

Übersicht

über

die Verluste einzelner Infanterie-Truppenteile in der Zeit von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart.

I. Kriege Friedrichs des Großen.

Truppe	Schlacht, Gefecht bei	Stärke etwa	Gesamtverlust Mann	Gesamtverlust v. H.	Dauer des Kampfes etwa Stunden	Verlust in 1 Stunde v. H.	Offizierverlust	1 verwundeter usw. Offizier auf wieviel Tote und Verwundete	Offizierverlust v. H.	Bemerkungen
Gren. Bat. v. Wedel	Soor	12 402	311	77,4	2	38,7	10	31	83,3	
Regt. Anhalt . . .	„	58 1839	358	19,5	2	9,7	3	120	5,7	
Regt. Blankensee . .	„	36 1128	322	28,5	2	14,2	16	20	44,4	
Gren. Batl. Münchow	Kesselsdorf	15 500	378	75,6	2	37,8	5	76	33,3	
Gren. Batl. Prinz Leopold	„	15 500	303	60,6	2	30,3	7	43	46,7	
Regt. Anhalt . . .	„	50 1500	532	35,5	2	17,7	13	41	26,0	
Regt. Anhalt . . .	Prag	50 2500	646	25,8	3½	7,4	14	46	28,0	
Regt. Winterfeld . .	„	35 1700	962	56,6	3½	16,2	22	44	62,8	
Regt. Forcade . .	„	35 1700	624	36,7	4	9,2	22	28	62,8	
Gren. Batl. Ostenreich	„	15 700	410	58,5	5	11,7	8	51	53,3	
Gren. Batl. Finck .	„	15 700	359	51,3	4	12,8	4	90	26,7	
Gren. Batl. Nimschöfsky	Kolin	15 700	667*	95,3	4	23,8	15	44	100	* Einschl. Gefangene.
I. Batl. Garde . .	„	30 800	499*	62,4	1	62,4	24	21	80,0	* „ „
Regt. Prinz Heinrich	„	35 1200	930*	77,5	3	25,8	19	49	54,3	* „ „

Bemerkungen:

1. In der Rubrik „Gesamtverlust" sind die verwundeten usw. Offiziere mitenthalten, unverwundete Gefangene dagegen nach Möglichkeit ausgeschaltet.
2. Auf unbedingte Genauigkeit können die Zahlen bei der Verschiedenartigkeit des Materials keinen Anspruch erheben.
3. Die über den Stärken angegebenen Zahlen bedeuten die Zahl der vorhandenen Offiziere und Offizierstellvertreter.

Truppe	Schlacht, Gefecht bei:	Stärke etwa	Gesamtverlust		Dauer des Kampfes etwa Stunden	Verlust in 1 Stunde	Offizierverlust	1 verwundeter usw. Offizier auf wieviel Tote und Verwundete	Offizierverlust	Bemerkungen
			Mann	v. H.		v. H.			v. H.	
Regt. Wied . . .	Kolin	^{35}1700	1008*	59,3	3	19,8	25	40	71,4	* Einschl. Gefangene.
Regt. Moritz . . .	„	^{38}1450	1190*	82,1	3	27,4	26	46	68,4	
Regt. Alt-Bevern . .	„	^{36}1450	1219*	84,1	$3^{1}/_{2}$	24,0	31	39	86,1	
II., III. Batl. Garde	Leuthen	1200	518	43,2	$1^{1}/_{2}$	28,8	17	30	?	
Regt. Meyerinck . .	„	1200	464	38,7	$3^{3}/_{4}$	10,3	10	46	?	
Regt. Münchow (1 Batl.) . . .	„	600	364	60,7	$1^{1}/_{2}$	40,4	18	20	?	
Regt. Pannwitz . .	„	1000	725	72,5	$1^{1}/_{2}$	48,3	16	45	?	
Gren. Batl. Jung-Billerbeck . . .	Torgau	400	358	89,5	$2^{1}/_{2}$	35,8	12	30	?	
Gren. Batl. Hacke .	„	400	302	75,5	$2^{1}/_{2}$	30,2	8	38	?	
Gren. Batl. Rathenow	„	400	293	74,2	$2^{1}/_{2}$	29,7	8	37	?	
Regt. Ramin . . .	„	1100	670	60,9	2	30,5	12	56	?	7 Off., 383 M. gefang.
Regt. Goltz . . .	„	1000	454	45,4	$1^{1}/_{2}$	30,2	9	50	?	6 Off., 253 M. gefang.
Regt. Manteufel . .	„	1000	611	61,1	$1^{1}/_{2}$	40,8	13	47	?	7 Off., 185 M. gefang.
Regt. Jungstutterheim	„	1100	755	68,6	$1^{1}/_{2}$	45,7	19	40	?	7 Off., 260 M. gefang.

II. Napoleonische Kriege.

Truppe	Schlacht, Gefecht bei:	Stärke etwa	Mann	v. H.	Dauer Stunden	Verlust in 1 Stunde v. H.	Offizierverlust	1 verwundeter usw. Offizier auf wieviel Tote und Verwundete	Offizierverlust v. H.	Bemerkungen
Division Suchet . .	Jena	11 000	2645	24,0	$8^{1}/_{2}$	2,8	75	35	?	
Infanterie des Korps Augereau . . .	Pr. Eylau	12 000	5200	43,3	1	43,3	?	?	?	
Division Morand .	„	^{248}6890*	2926*	42,5	7	6,1	105	28	42,8	* Einschl. Artillerie.
Kolbergsches Regt. .	Dennewitz	2400	630	26,3	$2^{1}/_{2}$	10,5	17	37	?	
4. ostpreuß. Regt. .	„	2000	543	27,2	4	6,8	12	45	?	
Württ. Regt. Nr. 2 .	„	^{15}600	530*	88,3	3	29,4	15	35	100	* Einschl. weniger Gef.
II. u. F. Leib-Regts.	Wartenburg	1000	379	37,9	—	—	—	—	—	

Truppe	Schlacht, Gefecht bei:	Stärke etwa	Gesamtverlust Mann	Gesamtverlust v. H.	Dauer des Kampfes etwa Stunden	Verlust in 1 Stunde v. H.	Offizierverlust	1 verwundeter usw. Offizier auf wieviel Tote und Verwundete	Offizierverlust v. H.	Bemerkungen
					III. 1866.					
Österr. Regt. Nr. 20	Nachod	2500	722	28,9	2	14,4	57	13	—	Außerdem 168 Gef.
Österr. Regt. Nr. 60	„	2500	685	27,4	2	13,7	22	31	—	1 Off., 185 M. gefang.
1. Garde-Regt. z. F.	Königgrätz	2600	410	15,8	2½	6,3	13	32	—	
Inf. Regt. Nr. 17 .	„	57 2600	187	7,2	3	2,4	7	27	12,3	
Inf. Regt. Nr. 56 .	„	60 2600	355	13,6	7	1,9	14	25	20,3	
Österr. Regt. Nr. 14	„	2250	1360*	60,4	2	30,2	29	47	—	*Wahrscheinlich z. Teil Gefangene.
Füs. Regt. Nr. 36 .	Roßbrunn	74 2600	458	17,6	3	5,9	22	21	29,7	
					IV. 1870/71.					
Gren. Regt. Nr. 7 .	Weißenburg	2800	352	12,6	2	6,3	23	15	—	
Gren. Regt. Nr. 6 .	Wörth	65 2800	906	32,4	5	6,5	30	30	46,2	
Gren. Regt. Nr. 7 .	„	2475	566	22,9	4	5,7	16	35	—	
Füs. Regt. Nr. 37 .	„	60 2800	738	26,4	7	3,8	25	29	41,7	
Inf. Regt. Nr. 46 .	„	59 2800	1017	36,3	4½	8,1	35	29	59,2	
Inf. Regt. Nr. 47 .	„	51 2720	635	23,3	3½	6,7	30	21	58,8	
Inf. Regt. Nr. 58 .	„	2650	433	16,3	4	4,1	14	31	—	
Inf. Regt. Nr. 59 I. II.	„	1835	215	11,7	3½	3,3	15	14	—	
Inf. Regt. Nr. 50 I. F.	„	45 1970	735	37,3	7	5,3	30	24	66,7	
Inf. Regt. Nr. 83 .	„	2800	407	14,5	4	3,6	22	18	—	
Inf. Brig. Maire .	„	3300	1927*	58,4	¼	233,6	56	34	—	* Hierunter Gefangene.
Linien-Regt. Nr. 78 .	„	1865	1389*	74,4	„wenige Minuten"	?	53	26	—	
2. Turko-Regt. . .	„	2300	2051*	89,2	4	22,3	76	27	91,0	
Gren. Regt. Nr. 3 .	Colombey	69 2700	578	21,4	2	10,7	23	25	33,3	
Inf. Regt. Nr. 43 .	„	2700	752	27,9	3½	7,9	32	23	—	
Inf. Regt. Nr. 73 I. II.	„	43 1800	459	25,5	2½	10,2	20	23	46,5	
Jäg. Bat. Nr. 1. .	„	900	300	33,3	4	8,3	11	27	—	

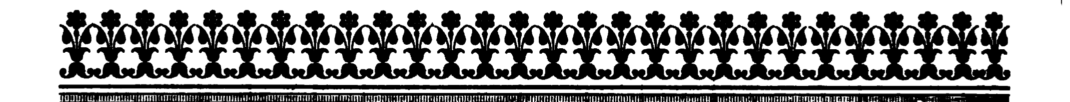
Truppe	Schlacht, Gefecht bei	Stärke etwa	Gesamtverlust Mann	Gesamtverlust v. H.	Dauer des Kampfes etwa Stunden	Verlust in 1 Stunde v. H.	Offizierverlust	1 verwundeter usw. Offizier auf wieviel Tote und Verwundete	Offizierverlust v. H.	Bemerkungen
Inf. Regt. Nr. 20 .	Vionville—Mars la Tour	65 2700	730	27,0	8	3,4	42	17	64,6	
Inf. Regt. Nr. 24 .	„	67 2700	1060	39,3	7	5,6	47	23	70,1	
Füs. Regt. Nr. 35 .	„	2700	875	32,4	8	4,1	26	34	—	5. 8./35 in 5 Minuten 8 Off., 185 Mann.
Inf. Regt. Nr. 52 .	„	59 2630	1202	45,7	{ I 1/4 { II. F. 8	—	50	24	84,8	
Inf. Regt. Nr. 72 I. F.	„	44 1700	831	48,9	2 1/2	19,6	34	24	77,3	
Füs. Regt. Nr. 40 .	„	18 2100	125	6	2	3,0	17	7	94,4	
Gren. Regt. Nr. 11 .	„	2550	1160	45,5	1/2	91,0	41	28	—	
Inf. Regt. Nr. 16 .	„	60 2783	1361	48,9	1	48.9	48	28	80,0	1 Off., 356 M. gefang.
Inf. Regt. Nr. 57 I. F.	„	31 1856	679	36,5	1	36,5	25	27	80,7	
1. Garde-Regt. z. F.	St. Privat	56 2700	1092	40,4	2 1/2	16,2	36	30	64,3	
2. Garde-Regt. z. F.	„	55 2700	1115	41,3	2 1/4	18,3	39	29	70,9	
3. Garde-Regt. z. F.	„	50 2760	1096	39,7	2 1/2	15,8	36	30	72,0	
1. Garde-Gren. Regt.	„	58 2700	847	31,4	2 1/2	13,4	27	31	46,6	
2. Garde-Gren. Regt.	„	52 2700	1058	39,2	2 3/4	14,3	38	28	73,1	
3. Garde-Gren. Regt.	„	57 2700	454	16,8	1 3/4	9,6	21	22	36,8	
4. Garde-Gren. Regt.	„	50 2780	929	33,4	2 3/4	12,2	27	34	54,0	
Garde-Schützen-Batl.	„	24 900	450	50,0	2 1/2	20,0	19	24	100	
Gren. Regt. Nr. 100	„	2625	297	11,3	1 1/2	7,4	15	20	—	
Inf. Regt. Nr. 105 .	„	57 2700	473	17,5	1 1/2	11,7	15	31	26,3	
Inf. Regt. Nr. 107 .	„	54 2700	453	16,8	1 1/2	11,2	24	19	44,4	
Inf. Regt. Nr. 85. .	Gravelotte	56 2700	784	28,9	6	4,8	22	36	39,3	{ F/85 12 Off., 400 M. in 20 Min.
Füs. Regt. Nr. 33 .	„	68 2700	655	24,3	7	3,5	24	27	34,7	
Inf. Regt. Nr. 60 .	„	2700	718	26,6	5 1/2	4,9	33	22	—	
Inf. Regt. Nr. 81 .	Bellevue	2100	151	7,2	1 1/2	4,8	8	19	—	5 Vermißte.
1. Pos. Landw. Regt.	„	2800	175	6,2	5	1,2	9	19	—	2 Off., 255 M. vermißt.
2. Pos. Landw. Regt.	„	2800	165	5,9	5	1,2	5	33	—	212 Mann vermißt.
Gren. Regt. Nr. 89 3 Komp.	Loigny	11 525	167	31,8	3	10,6	4	41	36,4	

Truppe	Schlacht, Gefecht bei	Stärke etwa	Gesamtverlust Mann	Gesamtverlust v. H.	Dauer des Kampfes etwa Stunden	Verlust in 1 Stunde v. H.	Offizierverlust	1 verwundeter usw. Offizier auf wieviel Tote und Verwundete	Offizierverlust v. H.	Bemerkungen
Füs.Regt.Nr.90 I. III.	Loigny	42 1425	167	20,5	3	6,8	19	15	45,2	
Jäg. Batl. Nr. 14 .	"	20 510	149	29,2	3	9,7	5	30	25,0	
Bayr. Inf. Leib-Regt. 11 Komp. . . .	"	45 1500	296	19,7	6	3,3	11	27	24,4	
3. Bayr. Inf. Regt.	"	50 1850	281	15,2	6½	2,3	9	31	18,0	
12. Bayr. Inf. Regt. 10 Komp. . . .	"	45 1550	424	27,4	6½	4,2	25	17	55,5	
4. Bayr. Jäg. Batl.	"	18 500	187	37,4	6	6,2	6	31	33,3	
Inf. Regt. Nr. 94 .	Pouprу	1790	232	12,9	3	4,3	19	12	—	
V. Russisch-türkischer Krieg 1877/1878.										
126. russ. Inf. Regt.	II. Plewna	2100	725	34,5	5	6,9	14	52	—	
61. russ. Inf. Regt.	III. Plewna	2200	1220	55,5	20	2,8	36	34	—	
62. russ. Inf. Regt.	"	41 2100	1158	55,1	20	2,7	23	50	56,1	
63. russ. Inf. Regt.	"	60 2500	1200	48,0	2	29,0	20	60	33,3	
64. russ. Inf. Regt.	"	50 2100	680	32,4	4	8,1	23	29	46,0	
117. russ. Inf. Regt.	"	37 2100	1050	50,0	2	25,0	25	42	67,6	
124. russ. Inf. Regt.	"	37 2100	850	40,5	2	20,3	15	57	40,5	
VI. Griechisch-türkischer Krieg.										
Mauser-Brigade . .	Domokos	2400	730	30,4	5	6,1	29	25	—	
VII. Südafrikanischer Krieg.										
I. Manchester . . .	Elandslaagte	380	42	11,1	2½	4,4	5	8	—	
I. Devonshire . . .	"	630	33	5,2	2½	2,1	4	8	—	
II. Gordon Hochl. .	"	450	133	29,6	2½	11,9	13	10	—	
Landungs-Detach. .	Graspan	190	84	44,2	1	44,2	?	?	—	
2. Brigade	Colenso	3200	208	6,5	6	1,1	9	23	8,8	
5. Brigade	"	3200	479	15,0	6	2,5	31	15	30,0	
II. Seaforth Hochländ.	Magersfontein	800	187	23,4	12	1,9	11	17	44,0	
I. Highl. Light. Inf.	"	800	87	10,9	12	0,9	9	10	36,0	
I. Argyll and Southerland Hochländer .	"	700	86	12,3	12	1,0	6	13	23,0	

Truppe	Schlacht, Gefecht bei	Stärke etwa	Gesamtverlust Mann	Gesamtverlust v. H.	Dauer des Kampfes etwa Stunden	Verlust in 1 Stunde v. H.	Offizierverlust	1 verwundeter usw. Offizier auf wieviel Tote und Verwundete	Offizierverlust v. H.	Bemerkungen
Black Watch . . .	Magersfontein	800	276	34,5	12	2,9	17	16	59,0	
I. Gordon Hochl. .	„	800	45	5,6	5	1,1	5	9	18,0	
II. Yorkshire L. J. .	„	400	9	2,2	8	0,3	1	9	8,3	
II. R. Lancaster . .	Spionkop	600	195*	32,5	12	2,7	12	16	60,0	* Einschl. Vermißte.
II. Lancashire Füs. .	„	800	317*	39,6	12	3,3	11	29	44,0	* „ „
II. Middlesex . . .	„	800	102*	12,8	8	1,6	8	13	29,0	* „ „
Imperial Light Inf.	„	1000	124*	12,4	8	1,5	2	62	—	* „ „
III. Kings R. Rifl. K.	„	750	94	12,5	4	3,1	9	10	36,0	
II. Scottish Rifles .	„	750	91	12,1	4	3,0	6	15	24,0	
I. Inniskillings Füs.	Pieters Hill	800	230	28,8	3	9,6	11	21	44,0	
I. Yorkshire L. Inf. .	Paardeberg	950	125	13,1	11	1,2	5	25	20,0	
I. West Riding . .	„	800	123	15,4	11	1,4	3	41	12,0	
I. Oxford L. Inf. .	„	600	38	6,3	11	0,6	6	6	30,0	
II. Black Watch . .	„	730	94	12,9	10	1,3	4	23	22,2	
II. Seaforth Hochl. .	„	850	154	18,1	10	1,8	7	22	35,0	
I. Argyll and Southerland Hochländer .	„	825	56	6,8	10	0,7	2	28	10,0	
II. Duke of Cornwall	„	820	83	10,1	3	3,4	7	12	33,0	
I Welsh Füsiliers .	„	900	86	9,5	2	4,8	5	17	21,8	
II. Buffs	Driefontein	800	105	13,1	6	2,2	4	26	23,5	
I. Essex	„	900	112	12,4	6	2,1	6	19	27,0	
I Welsh	„	800	138	17,3	6	2,9	7	20	39,0	
I. Yorkshire . . .	„	850	28	3,3	1	3,3	—	—	—	
II. Gloucester . . .	„	700	24	3,4	6	0,6	1	24	4,0	

VIII. Russisch-Japanischer Krieg.

Truppe	Schlacht, Gefecht bei	Stärke etwa	Gesamtverlust Mann	Gesamtverlust v. H.	Dauer des Kampfes etwa Stunden	Verlust in 1 Stunde v. H.	Offizierverlust	1 verwundeter usw. Offizier auf wieviel Tote und Verwundete	Offizierverlust v. H.	Bemerkungen
11. Schützen-Regt. .	Jalu	39 2100	900*	42,9	7	6,1	22	41	56,4	* Einschl. Vermißte.
12. Schützen-Regt. .	„	39 2100	890*	42,4	7	6,1	23	39	58,9	
22. Schützen-Regt. .	„	39 2100	260*	12,4	7	1,8	4	65	10,2	



Patrouillenritte in Südwestafrika.

(August bis Oktober 1904.)

(Nach dem Tagebuche eines deutschen Offiziers.)

Aufbruch zur Verfolgung vom Waterberg.

Nach den Gefechten am Waterberge wurden die Kolonnen Estorff, Mühlenfels und Deimling in Marsch gesetzt, um den nach Osten durchgebrochenen Gegner zu verfolgen und seine nochmalige Einschließung zu versuchen. Die Abteilung Deimling marschierte nach Süden ab, teilte sich dann in Ombuatjipiro in zwei Kolonnen, von denen die westliche Major v. Wahlen, über Osire—Otjikururume—Okatjewaurue—Owikokorero erreichen sollte, um daselbst weitere Befehle zu erhalten.*)

Meine Kompagnie, die 3. Kompagnie 2. Feldregiments, bildete mit der 1. Kompagnie und der Halbbatterie Stuhlmann zusammen die Kolonne Wahlen.

Am 18. August erhielt ich vom Major v. Wahlen in Ombuatjipiro den Befehl, mit 10 Reitern als Patrouille über Osire—Otjikururume—Okatjewaurue—Owikokorero vor der Kolonne aufzuklären und in Owikokorero weitere Befehle abzuwarten. Am 22. August traf ich in Owikokorero ein, ohne auf den Feind oder auf Spuren von ihm gestoßen zu sein.

Da nach eingegangenen Meldungen starke Hererohaufen in der Gegend von Otjekongo standen, erhielt Major v. Wahlen den Befehl, mit seiner Kolonne von Owikokorero über Onjatu—Eahero—Karibona nach Oute zu marschieren. Am 25. August erhielt ich in Owikokorero den Befehl, über Engarawau auf Oute vorzugehen, einen Weg dorthin für die Kolonne festzustellen und dann auf Otjekongo aufzuklären. Ich marschierte am Abend des 25. August ab, traf am 27. in Otjosondu ein, da ich einen direkten Weg von Engarawau nach Karibona nicht fand und stellte am 28. August einen Weg von Karibona über Omandumba—Kaweritjimue nach Engarawau fest. Die Wasserstelle Otjekongo war von mehreren Patrouillen bereits wieder frei vom Feinde gefunden worden.

Nach dem Eintreffen meiner Kolonne in Karibona am 1. September erhielt ich vom Oberst Deimling, der inzwischen die Führung der Kolonne übernommen hatte, den Befehl, über Otjosongomba—Okauha nach Oparakane zu reiten, wohin tags

*) Skizze 3.

vorher die Patrouille v. Trotha abgesandt war, um Wasser zu suchen; es war dieser Weg von der Kompagnie v. Winkler als „Durststrecke" bezeichnet worden. Am 2. September abends traf ich in Oparakane ein. In Otjosongomba hatte ich genügend Wasser seitwärts des Weges gefunden.

Auch auf diesen Patrouillenritten, von Owikokorero über Karibona nach Oparakane, war ich nirgends auf den Feind gestoßen, nur ab und zu hatte ich frische Spuren einzelner Herero entdeckt, die wohl die Anstifter der großen Grasbrände waren, welche wir täglich in verschiedenen Richtungen auflodern sahen.

1. Patrouillenritt gegen den Feind. Oparakane—Okowindombo.

Am 3. September erhielt ich vom Oberst Deimling den schriftlichen Befehl, über Ewaruse—Okowindombo Verbindung mit der Abteilung Estorff zu suchen, welche sich von Okosondusu her im Anmarsch nach Südosten befinden sollte. Der mündliche Auftrag lautete: 1. Verbindung mit Abteilung Estorff herzustellen. 2. Major v. Estorff mitzuteilen, daß Oberst Deimling die Operationen für beendet ansehe, da nach Aussage von Gefangenen der Feind sich völlig aufgelöst habe und nach allen Richtungen hin abgezogen sei. 3. Major v. Estorff um Mitteilung über seine Auffassung der Lage zu bitten.

Meine Patrouille setzte sich zusammen aus Mannschaften der 1. und 3. Kompagnie, zusammen 14 Reitern, dazu von jeder Kompagnie ein Reservepferd, das an der Hand mitgeführt wurde und die mitgeführte Haferration trug. Als Führer trat ferner zur Patrouille ein Gefreiter der Kompagnie v. Winckler, welcher einige Monate vorher schon einmal mit seiner Kompagnie diesen Ritt gemacht hatte und den Weg zu kennen glaubte.

Ich muß bemerken, daß sich das Pferdematerial der Truppe bereits zu dieser Zeit in einem äußerst schlechten Zustande befand. Die Pferde waren infolge schlechter Ernährung und Überanstrengung in großer Zahl eingegangen, so daß die Truppe nur noch etwa den vierten Teil der Ausrückestärke besaß. Dieser Rest der Pferde war aber so abgemagert und schwach, daß man sie hauptsächlich nur als Lasttiere zur Beförderung des Gepäcks benutzen konnte; Schritt und Trab konnte man nur ganz kurze Strecken reiten. Da es häufig vorkam, daß ein Pferd zusammenbrach und nicht mehr vorwärts zu bringen war, ließ ich bei jedem Patrouillenritt Reservepferde an der Hand mitführen, um nach dem etwaigen Zusammenbrechen eines Pferdes den betreffenden Reiter wieder beritten zu machen und ihm die Erhaltung seines Gepäcks zu ermöglichen. Ich wählte als Marschzeit für meine Patrouillenritte, wenn irgend möglich, die Nacht, einmal weil durch die große Hitze am Tage Pferde und Menschen zu stark überanstrengt wurden, anderseits aber auch, weil man in der Nacht nicht so leicht in einen feindlichen Hinterhalt geraten und den Feind an seinen Lagerfeuern eher erkennen konnte.

Für den Marsch der Patrouille befahl ich stets die folgende Marschordnung: Etwa drei Reiter voraus als Spitze, darunter immer ein bis zwei Eingeborene oder,

Schlacht bei:	Nationalität	Stärke	Verluste		Dauer des Kampfes etwa Stunden	Verlustprozente in der Stunde	Bemerkungen.
			Anzahl	v. H.			
Magenta	Österreicher	58 000	4 700	8,1	9	0,9	4500 Vermißte.
	Franzosen	60 000	4 500	7,5		0,8	
Solferino	Österreicher	133 000	13 100	9,8	12	0,8	8600 Gefangene.
	Franzosen u. Italiener	151 000	14 400	9,5		0,8	1800 Vermißte.
Fredericksburg	Föderierte	113 000	12 000	10,6	6	1,8	
	Konföderierte	78 000	5 000	6,4		1,1	
Gettysburg	Föderierte	100 000	23 000	23,0	25*)	0,9	*) An drei Tagen.
	Konföderierte	70 000	22 700	32,4		1,3	
Wilderneß	Föderierte	120 000	15 000	12,5	23*)	0,5	*) An zwei Tagen.
	Konföderierte	62 000	11 000	17,7		0,8	
Königgrätz	Preußen	220 000	9 100	4,1	8	0,5	
	Österreicher	215 000	18 800	8,7		1,1	
Mars-la-Tour	Deutsche	66 300	15 800*)	23,8	10	2,4	*) Einschl. Vermißte.
	Franzosen	121 500	13 800*)	11,4		1,1	*) Wahrscheinlich ohne Vermißte.
Gravelotte	Deutsche	198 600	19 600	9,8	8	1,2	
	Franzosen	120 600	12 300*)	10,2		1,3	*) Einschließlich 4400 Vermißte.
Sedan	Deutsche	165 400	8 900	5,4	12	0,5	
	Franzosen	108 000	17 000	15,7		1,3	
Loigny	Deutsche	38 000	4 100	10,8	9	1,2	
	Franzosen	98 000	15 500	15,8		1,8	
I. Plewna	Russen	10 000	2 800	28,0	7	4,0	
	Türken	14 000	3 000	21,4		3,1	
II. Plewna	Russen	32 500	7 300	22,5	10	2,3	
	Türken	23 000	1 200	5,2		0,5	

Schlacht bei:	Nationalität	Stärke	Verluste		Dauer des Kampfes etwa Stunden	Verlustprozente in der Stunde	Bemerkungen.
			Anzahl	v. H.			
III. Plewna	Russen und Rumänen	80 000	15 500	19,4	40*)	0,5	*) An fünf Tagen.
	Türken	35 000	4 000	11,4		0,3	
Magersfontein	Engländer	8 000	950	11,9	13	0,9	
	Buren	6 000	250	4,2		0,8	
Colenso	Engländer	15 000	950	6,3	8	0,8	
	Buren	4 000	30	0,8		0,1	
Jalu	Russen	16 000*)	2 400	15,0	7	2,1	*) 40 Geschütze.
	Japaner	42 000*)	1 040	2,5		0,4	*) 132 Geschütze.
Kintschou	Russen	18 000*)	830	4,6	14	0,3	*) 70 Geschütze.
	Japaner	42 000*)	4 320	10,3		0,7	*) 216 Geschütze.
Wafangou	Russen	36 000*)	3 480	9,7	12	0,8	*) 94 Geschütze.
	Japaner	36 000*)	1 210	3,4		0,3	*) 198 Geschütze.
Liaojang	Russen	150 000	16 590	11,1	90*)	0,1	*) An acht Tagen.
	Japaner	120 000	17 540	14,6		0,1	
Schaho	Russen	205 000	43 700	21,6	90*)	0,2	*) An neun Tagen.
	Japaner	175 000	15 900	9,1		0,1	
Sandepu	Russen	125 000	10 000	8,0	70*)	0,1	*) An sieben Tagen.
	Japaner	50 000	7 000	14,0		0,2	
Mukden	Russen	320 000	90 000*)	28,1	100**)	0,3	*) einschl. Gefangene. **) An zehn Tagen.
	Japaner	290 000	41 000	14,1		0,1	

Anlage 2.

Übersicht

über

die Verluste einzelner Infanterie-Truppenteile in der Zeit von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart.

Truppe	Schlacht, Gefecht bei	Stärke etwa	Gesamtverlust		Dauer des Kampfes etwa Stunden	Verlust in 1 Stunde v. H.	Offizierverlust	1 verwundeter usw. Offizier auf wieviel Tote und Verwundete	Offizierverlust v. H.	Bemerkungen
			Mann	v. H.						
I. Kriege Friedrichs des Großen.										
Gren. Bat. v. Wedel	Soor	12 402	311	77,4	2	38,7	10	31	83,3	1. In der Rubrik „Gesamtverlust" sind die verwundeten usw. Offiziere mitenthalten, unverwundete Gefangene dagegen nach Möglichkeit ausgeschaltet.
Regt. Anhalt . . .	„	58 1839	358	19,5	2	9,7	3	120	5,7	
Regt. Blankensee . .	„	36 1128	322	28,5	2	14,2	16	20	44,4	
Gren. Batl. Münchow	Kesselsdorf	15 500	378	75,6	2	37,8	5	76	33,3	
Gren. Batl. Prinz Leopold	„	15 500	303	60,6	2	30,3	7	43	46,7	2. Auf unbedingte Genauigkeit können die Zahlen bei der Verschiedenartigkeit des Materials keinen Anspruch erheben.
Regt. Anhalt . . .	„	50 1500	532	35,5	2	17,7	13	41	26,0	
Regt. Anhalt . . .	Prag	50 2500	646	25,8	3½	7,4	14	46	28,0	3. Die über den Stärken angegebenen Zahlen bedeuten die Zahl der vorhandenen Offiziere und Offizierstellvertreter.
Regt. Winterfeld . .	„	35 1700	962	56,6	3½	16,2	22	44	62,8	
Regt. Forcade . .	„	35 1700	624	36,7	4	9,2	22	28	62,8	
Gren. Batl. Ostenreich	„	15 700	410	58,5	5	11,7	8	51	53,3	
Gren. Batl. Finck .	„	15 700	359	51,3	4	12,8	4	90	26,7	
Gren. Batl. Nimschöfsky	Kolin	15 700	667*	95,3	4	23,8	15	44	100	* Einschl. Gefangene.
I. Batl. Garde . .	„	30 800	499*	62,4	1	62,4	24	21	80,0	* „ „
Regt. Prinz Heinrich	„	35 1200	930*	77,5	3	25,8	19	49	54,3	* „ „

Truppe	Schlacht, Gefecht bei:	Stärke etwa	Gesamtverlust Mann	Gesamtverlust v. H.	Dauer des Kampfes etwa Stunden	Verlust in 1 Stunde v. H.	Offizierverlust	1 verwundeter usw. Offizier auf wieviel Tote und Verwundete	Offizierverlust v. H.	Bemerkungen
Regt. Wied . . .	Kolin	35 1700	1008*	59,3	3	19,8	25	40	71,4	* Einschl. Gefangene.
Regt. Moritz . . .	:	38 1450	1190*	82,1	3	27,4	26	46	68,4	
Regt. Alt-Bevern. .	:	36 1450	1219*	84,1	3½	24,0	31	39	86,1	
II., III. Batl. Garde	Leuthen	1200	518	43,2	1½	28,8	17	30	?	
Regt. Meyerinck . .	:	1200	464	38,7	3¾	10,3	10	46	?	
Regt. Münchow (1 Batl.) . . .	:	600	364	60,7	1½	40,4	18	20	?	
Regt. Pannwitz . .	:	1000	725	72,5	1½	48,3	16	45	?	
Gren. Batl. Jung-Billerbeck . . .	Torgau	400	358	89,5	2½	35,8	12	30	?	
Gren. Batl. Hacke .	:	400	302	75,5	2½	30,2	8	38	?	
Gren. Batl. Rathenow	:	400	293	74,2	2½	29,7	8	37	?	
Regt. Ramin . . .	:	1100	670	60,9	2	30,5	12	56	?	7 Off., 383 M. gefang.
Regt. Goltz . . .	:	1000	454	45,4	1½	30,2	9	50	?	6 Off., 253 M. gefang.
Regt. Manteufel . .	:	1000	611	61,1	1½	40,8	13	47	?	7 Off., 185 M. gefang.
Regt. Jungstutterheim	:	1100	755	68,6	1½	45,7	19	40	?	7 Off., 260 M. gefang.
II. Napoleonische Kriege.										
Division Suchet . .	Jena	11 000	2645	24,0	8½	2,8	75	35	?	
Infanterie des Korps Augereau . . .	Pr. Eylau	12 000	5200	43,3	1	43,3	?	?	?	
Division Morand .	:	248 6890*	2926*	42,5	7	6,1	105	28	42,8	* Einschl. Artillerie.
Kolbergsches Regt. .	Dennewitz	2400	630	26,3	2½	10,5	17	37	?	
4. ostpreuß. Regt. .	:	2000	543	27,2	4	6,8	12	45	?	
Württ. Regt. Nr. 2 .	:	15 600	530*	88,3	3	29,4	15	35	100	* Einschl. weniger Gef.
II. u. F. Leib-Regts.	Wartenburg	1000	379	37,9	—	—	—	—	—	

Truppe	Schlacht, Gefecht bei:	Stärke etwa	Gesamtverlust		Dauer des Kampfes etwa Stunden	Verlust in 1 Stunde v. H.	Offizierverlust	1 verwundeter usw. Offizier auf wieviel Tote und Verwundete	Offizierverlust v. H.	Bemerkungen
			Mann	v. H.						
III. 1866.										
Österr. Regt. Nr. 20	Nachod	2500	722	28,9	2	14,4	57	13	—	Außerdem 168 Gef.
Österr. Regt. Nr. 60	„	2500	685	27,4	2	13,7	22	31	—	1 Off., 185 M. gefang.
1. Garde-Regt. z. F.	Königgrätz	2600	410	15,8	2½	6,3	13	32	—	
Inf. Regt. Nr. 17 .	„	57 2600	187	7,2	3	2,4	7	27	12,3	
Inf. Regt. Nr. 56 .	„	69 2600	355	13,6	7	1,9	14	25	20,3	
Österr. Regt. Nr. 14	„	2250	1360*	60,4	2	30,2	29	47	—	*Wahrscheinlich z. Teil Gefangene.
Füs. Regt. Nr. 36 .	Roßbrunn	74 2600	458	17,6	3	5,9	22	21	29,7	
IV. 1870/71.										
Gren. Regt. Nr. 7 .	Weißenburg	2800	352	12,6	2	6,3	23	15	—	
Gren. Regt. Nr. 6 .	Wörth	65 2800	906	32,4	5	6,5	30	30	46,2	
Gren. Regt. Nr. 7 .	„	2475	566	22,9	4	5,7	16	35	—	
Füs. Regt. Nr. 37 .	„	60 2800	738	26,4	7	3,8	25	29	41,7	
Inf. Regt. Nr. 46 .	„	59 2800	1017	36,3	4½	8,1	35	29	59,2	
Inf. Regt. Nr. 47 .	„	51 2720	635	23,3	3½	6,7	30	21	58,8	
Inf. Regt. Nr. 58 .	„	2650	433	16,3	4	4,1	14	31	—	
Inf. Regt. Nr. 59 I. II.	„	1835	215	11,7	3½	3,3	15	14	—	
Inf. Regt. Nr. 50 I. F.	„	45 1970	735	37,3	7	5,3	30	24	66,7	
Inf. Regt. Nr. 83 .	„	2800	407	14,5	4	3,6	22	18	—	
Inf. Brig. Maire .	„	3300	1927*	58,4	¼	233,6	56	34	—	* Hierunter Gefangene.
Linien-Regt. Nr. 78 .	„	1865	1389*	74,4	„wenige Minuten“	?	53	26	—	
2. Turko-Regt. . .	„	2300	2051*	89,2	4	22,3	76	27	91,0	
Gren. Regt. Nr. 3 .	Colombey	69 2700	578	21,4	2	10,7	23	25	33,3	
Inf. Regt. Nr. 43 .	„	2700	752	27,9	3½	7,9	32	23	—	
Inf. Regt. Nr. 73 I. II.	„	43 1800	459	25,5	2½	10,2	20	23	46,5	
Jäg. Bat. Nr. 1. .	„	900	300	33,3	4	8,3	11	27	—	

Truppe	Schlacht, Gefecht bei	Stärke etwa	Gesamtverlust Mann	Gesamtverlust v. H.	Dauer des Kampfes etwa Stunden	Verlust in 1 Stunde v. H.	Offizierverlust	1 verwundeter usw. Offizier auf wieviel Tote und Verwundete	Offizierverlust v. H.	Bemerkungen
Inf. Regt. Nr. 20 .	Vionville—Mars la Tour	65 2700	730	27,0	8	3,4	42	17	64,6	
Inf. Regt. Nr. 24 .	〃	67 2700	1060	39,3	7	5,6	47	23	70,1	
Füs. Regt. Nr. 35 .	〃	2700	875	32,4	8	4,1	26	34	—	5. 8./35 in 5 Minuten 8 Off., 185 Mann.
Inf. Regt. Nr. 52 .	〃	59 2630	1202	45,7	{ I 1/4 II. F. 8	—	50	24	84,8	
Inf. Regt. Nr. 72 I. F.	〃	44 1700	831	48,9	2 1/2	19,6	34	24	77,3	
Füs. Regt. Nr. 40 .	〃	18 2100	125	6	2	3,0	17	7	94,4	
Gren. Regt. Nr. 11 .	〃	2550	1160	45,5	1/2	91,0	41	28	—	
Inf. Regt. Nr. 16 .	〃	60 2783	1361	48,9	1	48,9	48	28	80,0	1 Off., 356 M. gefang.
Inf. Regt. Nr. 57 I. F.	〃	31 1856	679	36,5	1	36,5	25	27	80,7	
1. Garde-Regt. z. F.	St. Privat	56 2700	1092	40,4	2 1/2	16,2	36	30	64,3	
2. Garde-Regt. z. F.	〃	55 2700	1115	41,3	2 1/4	18,3	39	29	70,9	
3. Garde-Regt. z. F.	〃	50 2760	1096	39,7	2 1/2	15,8	36	30	72,0	
1. Garde-Gren. Regt.	〃	58 2700	847	31,4	2 1/2	13,4	27	31	46,6	
2. Garde-Gren. Regt.	〃	52 2700	1058	39,2	2 3/4	14,3	38	28	73,1	
3. Garde-Gren. Regt.	〃	57 2700	454	16,8	1 3/4	9,6	21	22	36,8	
4. Garde-Gren. Regt.	〃	50 2780	929	33,4	2 3/4	12,2	27	34	54,0	
Garde-Schützen-Batl.	〃	24 900	450	50,0	2 1/2	20,0	19	24	100	
Gren. Regt. Nr. 100	〃	2625	297	11,3	1 1/2	7,4	15	20	—	
Inf. Regt. Nr. 105 .	〃	57 2700	473	17,5	1 1/2	11,7	15	31	26,3	
Inf. Regt. Nr. 107 .	〃	54 2700	453	16,8	1 1/2	11,2	24	19	44,4	
Inf. Regt. Nr. 85. .	Gravelotte	56 2700	784	28,9	6	4,8	22	36	39,3	{ F/85 12 Off., 400 M. in 20 Min.
Füs. Regt. Nr. 33 .	〃	68 2700	655	24,3	7	3,5	24	27	34,7	
Inf. Regt. Nr. 60 .	〃	2700	718	26,6	5 1/2	4,9	33	22	—	
Inf. Regt. Nr. 81 .	Bellevue	2100	151	7,2	1 1/2	4,8	8	19	—	5 Vermißte.
1. Pos. Landw. Regt.	〃	2800	175	6,2	5	1,2	9	19	—	2 Off., 255 M. vermißt.
2. Pos. Landw. Regt.	〃	2800	165	5,9	5	1,2	5	33	—	212 Mann vermißt.
Gren. Regt. Nr. 89 3 Komp.	Loigny	11 525	167	31,8	3	10,6	4	41	36,4	

Truppe	Schlacht, Gefecht bei	Stärke etwa	Gesamtverlust Mann	Gesamtverlust v. H.	Dauer des Kampfes etwa Stunden	Verlust in 1 Stunde v. H.	Offizierverlust	1 verwundeter usw. Offizier auf wieviel Tote und Verwundete	Offizierverlust v. H.	Bemerkungen
Füs. Regt. Nr. 90 I. III.	Loigny	42 1425	167	20,5	3	6,8	19	15	45,2	
Jäg. Batl. Nr. 14 .	„	20 510	149	29,2	3	9,7	5	30	25,0	
Bayr. Inf. Leib-Regt. 11 Komp. . . .	„	45 1500	296	19,7	6	3,3	11	27	24,4	
3. Bayr. Inf. Regt.	„	50 1850	281	15,2	6½	2,3	9	31	18,0	
12. Bayr. Inf. Regt. 10 Komp. . . .	„	45 1550	424	27,4	6½	4,2	25	17	55,5	
4. Bayr. Jäg. Batl.	„	18 500	187	37,4	6	6,2	6	31	33,3	
Inf. Regt. Nr. 94 .	Poupry	1790	232	12,9	3	4,3	19	12	—	
V. Russisch-türkischer Krieg 1877/1878.										
126. russ. Inf. Regt.	II. Plewna	2100	725	34,5	5	6,9	14	52	—	
61. russ. Inf. Regt.	III. Plewna	2200	1220	55,5	20	2,8	36	34	—	
62. russ. Inf. Regt.	„	41 2100	1158	55,1	20	2,7	23	50	56,1	
63. russ. Inf. Regt.	„	60 2500	1200	48,0	2	29,0	20	60	33,3	
64. russ. Inf. Regt.	„	50 2100	680	32,4	4	8,1	23	29	46,0	
117. russ. Inf. Regt.	„	37 2100	1050	50,0	2	25,0	25	42	67,6	
124. russ. Inf. Regt.	„	37 2100	850	40,5	2	20,3	15	57	40,5	
VI. Griechisch-türkischer Krieg.										
Mauser-Brigade . .	Domokos	2400	730	30,4	5	6,1	29	25	—	
VII. Südafrikanischer Krieg.										
I. Manchester . . .	Elandslaagte	380	42	11,1	2½	4,4	5	8	—	
I. Devonshire . . .	„	630	33	5,2	2½	2,1	4	8	—	
II. Gordon Hochl. .	„	450	133	29,6	2½	11,9	13	10	—	
Landungs-Detach. .	Graspan	190	84	44,2	1	44,2	?	?	—	
2. Brigade	Colenso	3200	208	6,5	6	1,1	9	23	8,8	
5. Brigade	„	3200	479	15,0	6	2,5	31	15	30,0	
II. Seaforth Hochländ.	Magersfontein	800	187	23,4	12	1,9	11	17	44,0	
I. Highl. Light. Inf.	„	800	87	10,9	12	0,9	9	10	36,0	
I. Argyll and Southerland Hochländer .	„	700	86	12,3	12	1,0	6	13	23,0	

Truppe	Schlacht, Gefecht bei	Stärke etwa	Gesamtverlust Mann	Gesamtverlust v. H.	Dauer des Kampfes etwa Stunden	Verlust in 1 Stunde v. H.	Offizierverlust	1 verwundeter usw. Offizier auf wieviel Tote und Verwundete	Offizierverlust v. H.	Bemerkungen
Black Watch	Magersfontein	800	276	34,5	12	2,9	17	16	59,0	
I. Gordon Hochl.	„	800	45	5,6	5	1,1	5	9	18,0	
II. Yorkshire L. I.	„	400	9	2,2	8	0,3	1	9	8,3	
II. R. Lancaster	Spionkop	600	195*	32,5	12	2,7	12	16	60,0	* Einschl. Vermißte.
II. Lancashire Füs.	„	800	317*	39,6	12	3,3	11	29	44,0	* „ „
II. Middlesex	„	800	102*	12,8	8	1,6	8	13	29,0	* „ „
Imperial Light Inf.	„	1000	124*	12,4	8	1,5	2	62	—	* „ „
III. Kings R. Rifl. K.	„	750	94	12,5	4	3,1	9	10	36,0	
II. Scottish Rifles	„	750	91	12,1	4	3,0	6	15	24,0	
I. Inniskillings Füs.	Pieters Hill	800	230	28,8	3	9,6	11	21	44,0	
I. Yorkshire L. Inf.	Paardeberg	950	125	13,1	11	1,2	5	25	20,0	
I. West Riding	„	800	123	15,4	11	1,4	3	41	12,0	
I. Oxford L. Inf.	„	600	38	6,3	11	0,6	6	6	30,0	
II. Black Watch	„	730	94	12,9	10	1,3	4	23	22,2	
II. Seaforth Hochl.	„	850	154	18,1	10	1,8	7	22	35,0	
I. Argyll and Southerland Hochländer	„	825	56	6,8	10	0,7	2	28	10,0	
II. Duke of Cornwall	„	820	83	10,1	3	3,4	7	12	33,0	
I Welsh Füsiliers	„	900	86	9,5	2	4,8	5	17	21,8	
II. Buffs	Driefontein	800	105	13,1	6	2,2	4	26	23,5	
I. Essex	„	900	112	12,4	6	2,1	6	19	27,0	
I Welsh	„	800	138	17,3	6	2,9	7	20	39,0	
I. Yorkshire	„	850	28	3,3	1	3,3	—	—	—	
II. Gloucester	„	700	24	3,4	6	0,6	1	24	4,0	

VIII. Russisch-Japanischer Krieg.

Truppe	Schlacht, Gefecht bei	Stärke etwa	Gesamtverlust Mann	Gesamtverlust v. H.	Dauer des Kampfes etwa Stunden	Verlust in 1 Stunde v. H.	Offizierverlust	1 verwundeter usw. Offizier auf wieviel Tote und Verwundete	Offizierverlust v. H.	Bemerkungen
11. Schützen-Regt.	Jalu	39 2100	900*	42,9	7	6,1	22	41	56,4	* Einschl. Vermißte.
12. Schützen-Regt.	„	39 2100	890*	42,4	7	6,1	23	39	58,9	
22 Schützen-Regt.	„	39 2100	260*	12,4	7	1,8	4	65	10,2	

bestimmt; die übrigen sollten auf unsere Rückkehr warten. In der Dunkelheit war die Pad äußerst schwierig zu finden, wir mußten aber zureiten, um vor Tageslicht noch im Busch zu sein. Nach 5⁰⁰ morgens erreichten wir diesen, ritten hinein und gelangten nach etwa 15 Minuten an ein feindliches Lager. Die Kälte hatte die Herero anscheinend auch nicht gut schlafen lassen, denn eine Menge schwarzer nackter Gestalten war schon aufgestanden und suchte sich an kleinen Feuern zu wärmen. Ich beobachtete überall im Busch kleine und größere Gruppen, von denen ein Teil unbekleidet, ein anderer bekleidet und bewaffnet war; auch Ochsenwagen waren vorhanden, das Vieh brüllte in den Dornkralen. Ein von mir unternommener Versuch, nach Süden ausbiegend, einen ungefähren Begriff von der feindlichen Stärke und Ausdehnung des Lagers zu gewinnen, mißlang, da ich überall auf feindliche Lagerfeuer stieß, an denen zum Teil noch schlafende Herero lagen. So war ich gezwungen, Kehrt zu machen, zumal es völlig hell zu werden begann. Ich hatte mir für diesen Ritt von einem meiner Leute ein angeblich gut ausdauerndes Pferd geben lassen, da der betreffende Reiter zurückgeblieben war und mein Pferd schon Tags vorher sehr ermüdet schien, ich es außerdem am Nachmittag für den Weiterritt nach Epata benutzen wollte. Lag es nun daran, daß die Stute tragend oder krank geworden war, jedenfalls war sie, nachdem ich am Morgen eine Stunde lang geritten war, kaum mehr einen Schritt vorwärts zu bringen und klappte gleich nach der Rückkehr zur Wasserstelle vollkommen zusammen. Gegen 6³⁰ morgens traf ich in Okawehonina wieder ein.

Gegen 9⁰⁰ vormittags hörte ich plötzlich aus der Richtung des feindlichen Lagers her Kanonendonner und sah in der Ferne die weißen Wölkchen krepierender Schrapnells in der Luft. Ich hatte soeben meine Meldung über den am Morgen ausgeführten Erkundungsritt beendet und war entschlossen, am Nachmittag mit meiner Patrouille den Ritt auf Epata in nordöstlicher Richtung fortzusetzen, unter Umgehung des feindlichen Lagers. Sofort fügte ich der Meldung die soeben gemachte Beobachtung bei und schickte sie durch zwei Melbereiter an den Oberst Deimling ab. Dann ließ ich die Pferde wieder satteln und ritt mit sechs Reitern auf demselben Weg, den ich bereits am Morgen gemacht hatte, in der Richtung auf den Kanonendonner wieder vor. Als wir den Busch erreichten, sahen wir vor uns eine Anzahl fliehender Männer und Weiber, die Zeichen der Ergebung machten. Als ich im Begriff war heranzureiten und sie gefangen zu nehmen, fing plötzlich mein Führer, Unteroffizier Kutschke, gegen meinen Befehl an, auf sie zu schießen, was die Herero veranlaßte, eiligst die Flucht zu ergreifen. Nun schossen wir alle; da es aber vom Pferde herunter geschah, so waren die Resultate natürlich nur gering, zwei oder drei Herero waren gefallen. Einer von ihnen war auf einen meiner Leute zugesprungen, der auf ihn anlegte, um ihm das Gewehr zu entreißen, war aber auf zwei Schritt Entfernung niedergeschossen worden. Ich sammelte nun meine Leute wieder, verbot weiteres Schießen ohne meinen Befehl, und beabsichtigte, an das Lager heranzureiten,

da die Artillerie seit einiger Zeit aufgehört hatte zu schießen. Kaum war ich aber etwa 100 m vorwärtsgeritten, als plötzlich vor uns auf etwa 200 bis 300 m lebhaftes Feuer hörbar wurde und eine größere Anzahl Geschosse über unsere Köpfe hinwegsummten. Im ersten Moment dachte ich, daß dies Geschosse von der eigenen, gegenüberstehenden Abteilung sein könnten, merkte dann aber sehr bald, daß es gezieltes Feuer war. Da wir vor uns nichts sehen konnten, ließ ich Kehrt machen, während zu gleicher Zeit die Artillerie wieder zu feuern begann und ein auf etwa 200 m vor uns platzendes Schrapnellgeschoß uns nötigte, den Busch wieder zu verlassen. Meine Leute behaupteten, daß ein Schrapnell über unsere Köpfe hinweg gegangen wäre, doch davon habe ich nichts gesehen.

Etwa 300 m vor dem Busch machte ich dann wieder Halt, ließ absitzen, stellte einen Posten zur Beobachtung auf einen Baum und überlegte fernere Maßnahmen. Zunächst dachte ich daran, nach Süden zu reiten, um die Marschrichtung des abziehenden Feindes festzustellen, entschloß mich dann aber, nach Norden auszubiegen und Verbindung mit den eigenen Truppen zu suchen, da nach Süden hin der Weg durch die eigene Artillerie beschossen wurde. Gegen 11⁰⁰ vormittags brach ich auf und erreichte nach einer halben Stunde Marsch, von kleinen Hererokindern geführt, eine Wasserstelle, wo ich den Major v. d. Heyde traf, bei dem ich mich meldete. Er brachte mich alsbald zum Major v. Estorff, der mit seiner Kolonne soeben die Wasserstelle, welche den Namen Owinaua-Naua führte, erobert hatte. Major v. Estorff orientierte mich über die Lage und fragte nach dem Aufenthaltsort der Kolonne Deimling. Nach seiner Auffassung waren die Herero nach Südwesten abgezogen und würden, falls die Linie Eware—Sturmfeld von unseren Truppen nicht besetzt wäre, in dieser Richtung entkommen.

Ich teilte dem Major v. Estorff mit, daß nach meiner Auffassung die Kolonne Deimling in der Lage sei, durch sofortigen Marsch auf Sturmfeld diese Linie noch zu sperren. Major v. Estorff schrieb hierauf eine Meldung an das Hauptquartier, der ich eine Meldung an Oberst Deimling beifügte und übergab beide dem Unteroffizier Funk meiner Patrouille zu schnellster Beförderung. Der Unteroffizier sollte sofort nach Okawehonina reiten, dort das Pferd wechseln und dann auf frischem Pferde über Eware nach Oparakane den Ritt fortsetzen. Unteroffizier Funk hat diesen Auftrag in ganz ausgezeichneter Weise ausgeführt; um 12⁰⁰ mittags verließ er Owinaua-Naua, bereits gegen 5⁰⁰ nachmittags traf er in Oparakane ein. Oberst Deimling befahl sofort den Abmarsch der Truppen nach Eware, wo er seine Kolonne am Abend des Tages versammelt hatte.

Ich ritt nach halbstündigem Aufenthalt beim Major v. Estorff zunächst nach Okawehonina zurück, machte dort einige Stunden Rast zur Schonung der Pferde und brach dann gegen 4⁰⁰ nachmittags mit der ganzen Patrouille geschlossen nach Eware auf. Gegen 7³⁰ abends traf ich dort ein. Oberst Deimling, dem ich noch-

mals über die Lage Vortrag halten mußte, entschloß sich, mit seinem Detachement am nächsten Morgen auf Sturmfeld abzumarschieren.

3. Patrouille gegen den Feind: Epukiro — Otjimananombe.

Er war mit seiner Kolonne am 10. September morgens nach Sturmfeld aufgebrochen und dort am 11. September mit der Kolonne Estorff zusammengestoßen. Die Herero hatten die Linie Eware—Sturmfeld nicht überschritten, waren dem Anschein nach vielmehr nach Osten ausgebogen. Während die Kolonne Estorff nach Owinaua-Naua zurückging, marschierte Oberst Deimling nach Epukiro weiter, um nach Süden hin ein Ausbrechen der Herero zu verhindern und die Linie Epukiro—Kalkfontein zu sperren. Am 12. September trafen wir in Epukiro ein, die 1. Kompagnie mit einem Artilleriezug wurde nach Kalkfontein vorgeschoben.

Die 1. Kompagnie erhielt zugleich Befehl, den Epukirofluß abwärts durch Patrouillen auf Otjimanangombe und Ganas aufzuklären. Diese Patrouillen sind etwa 30 bis 40 km flußabwärts geritten, haben dann aber aus Mangel an Wasser wieder Kehrt machen müssen.

Sonntag, den 18. September, erhielt ich durch meinen Bataillonskommandeur, Hauptmann v. Humbracht, den Befehl, mich im Laufe des Nachmittags beim Oberst Deimling zu melden, da dieser die Absicht habe, mich mit einer Patrouille nach Otjimanangombe zu entsenden. Es war Tags zuvor durch Leutnant v. Trotha aus Gobabis die Meldung überbracht worden, daß nach Aussagen eines den Herero entlaufenen Buschmannes Otjimanangombe von starken Hererobanden besetzt sei. Gegen 6°° abends meldete ich mich beim Regimentskommandeur und empfing von ihm den Befehl, am nächsten Tage den Patrouillenritt anzutreten. Dann richtete Oberst Deimling an mich die Frage, ob ich das Ziel erreichen werde. Da ich in Hinsicht auf den ganz unglaublich schlechten Zustand der Pferde einen Erfolg dieses Rittes für ausgeschlossen hielt, so antwortete ich, daß ich dies nicht für wahrscheinlich hielte. Mit der Antwort, es muß versucht werden, entließ mich der Kommandeur, nachdem er auf meine Bitte den Befehl gegeben hatte, daß das Pferdematerial für die Patrouille aus den besten Pferden sämtlicher verfügbarer Truppenteile zusammengestellt werden sollte.

Zu der Patrouille wurden daraufhin gestellt:

von der 1. Kompagnie	4 Pferde
" " 3. Kompagnie	2 Pferde
" " 6. Kompagnie	5 Pferde
" " Batterie Remmert	2 Pferde
" " Halbbatterie Stahl	1 Pferd
" " Patrouille v. Trotha	1 Pferd.

Im ganzen wurde die Patrouille 15 Pferde stark gemacht, davon gingen zwei nur als Reservepferde an der Hand mit. Als Führer wurden mir zwei Eingeborene beigegeben, ferner ein Buschmann, derselbe, welcher den Hereros aus

Otjimanangombe entlaufen war, und ein Witboi als Dolmetscher. Am Morgen des 19. September, 7 30 vormittags, ritt ich mit einem Teil der Patrouille nach Kalkfontein ab, der andere Teil, die Leute der 1. Kompagnie, sollte dort zu mir stoßen. Schon auf diesem Ritt machte ich die Beobachtung, daß die Pferde sehr steif und nach kurzer Strecke bereits sehr ermüdet waren. Ich muß hierzu bemerken, daß die Pferde soeben sechs Ruhetage mit sehr wenig Bewegung hinter sich hatten. Ich glaube, daß wie beim Menschen so auch beim Pferde nach sehr großen Anstrengungen im Zustand der Ruhe eine Reaktion eintritt, welche sich hier in der großen Müdigkeit und Steifheit der Beine äußerte.

Ich hatte den Buschmann, welcher noch niemals geritten hatte, auch auf ein Pferd gesetzt und gedachte dadurch schneller vorwärts zu kommen. Sobald ich aber zu traben anfing, trennte sich der Mann öfters unfreiwillig vom Pferde, auch hatte er sich bei der Ankunft in Kalkfontein stark durchgeritten, so daß ich beschloß, ihn weiterhin ruhig zu Fuß laufen zu lassen. Schon auf einer früheren Patrouille hatte ich die Erfahrung gemacht, daß ein Buschmann durchaus in der Lage ist, eine berittene Patrouille auch während des Trabens auf längere Entfernungen bequem zu begleiten.

Nach meiner Ankunft in Kalkfontein gegen 11 00 vormittags meldete ich mich beim Führer der 1. Kompagnie, Hauptmann Klein, und teilte ihm den Befehl des Kommandeurs mit, die Patrouille nach Möglichkeit zu unterstützen. Die Hauptschwierigkeit für diesen Patrouillenritt lag in dem gänzlichen Mangel an Wasser. Nach der Karte betrug die Entfernung von Kalkfontein nach Otjimanangombe 70 km; nach Aussagen der Eingeborenen war der Weg eine absolute Durststrecke, d. h. Wasser nirgends auffindbar. Da anzunehmen war, daß die Aussagen des Buschmannes auf Wahrheit beruhten, so hatte die Patrouille 140 km ohne Wasser zurückzulegen. Mit dem abgemagerten und entkräfteten Pferdematerial war es undenkbar, den Weg an einem Tage zu durchmessen, vielmehr war dazu eine Zeit von mindestens zwei Tagen erforderlich. Bei der im Sandfeld bereits herrschenden großen Hitze, die ich Tags über auf 40 bis 50° Celsius schätzte, war es aber auch nicht ratsam, die Pferde zwei Tage ohne Wasser zu lassen, besonders da man ihnen während dieser Zeit starke Märsche zumuten mußte.

Es wurde daher die Verabredung getroffen, daß Hauptmann Klein einen Ochsenwagen mit gefüllten Wasserfässern etwa 40 km in der Richtung auf Otjimanangombe vorsenden sollte, damit mir die Möglichkeit geboten würde, die Pferde am nächsten Tage, wenn auch ungenügend, tränken lassen zu können. Außerdem stellte Hauptmann Klein zwei Relaisposten aus, welche eine schnelle Beförderung meiner Meldungen bei der Rückkehr bewirken sollten. Der Wasserwagen fuhr um 3 00 nachmittags von Kalkfontein ab und sollte im Laufe des nächsten Vormittags bei Kilometer 40 eintreffen, daselbst die Wasserfässer abladen und dann an demselben Abend wieder den Rückmarsch antreten, damit die Ochsen nicht überanstrengt würden und keinen Mangel an Wasser litten. Nach

Zusammenstellung meiner Patrouille und nachdem die Pferde den ganzen Tag über geweidet hatten, ließ ich gegen 4^{00} nachmittags die Tiere noch einmal richtig satt tränken und für jedes Pferd einen Liter Hafer verfuttern; ein Liter für jedes Pferd wurde auf die Handpferde gepackt. Gegen 7^{00} abends marschierte ich mit der Patrouille von Kalkfontein ab. Für den Marsch hatte ich mir folgende Zeiteinteilung überlegt, die ich, soweit es die Bodenverhältnisse gestatteten, innehielt: abwechselnd eine halbe Stunde Führen, dann eine halbe Stunde Reiten. Da besonders die Basutos beim Führen zum Teil recht faul gehen, hatte ich angeordnet, daß jeder Mann einen Stock mitzunehmen hatte, um das Vorderpferd beim Führen antreiben zu können. Hierdurch erreichte ich es, daß das gute Schrittempo, welches ich vorn angab, innegehalten wurde und die Patrouille dabei nicht auseinanderriß. Während des zweiten Teils der Stunde, in welcher die Patrouille aufgesessen war und ritt, ließ ich zunächst 15 Minuten hintereinander traben, dann 5 Minuten Schritt reiten und zuletzt wieder 10 Minuten traben. Ich rechnete, daß ich bei dieser Art des Marschierens nach der Uhr ohne Rast in der Stunde 6 km zurücklegen würde und glaube, daß diese Zahl, trotz des sehr schwierigen Weges, nicht zu hoch gegriffen war. Wo die Bodenverhältnisse das Traben verboten und das Führen durch sehr hohes Gras den Schritt verlangsamte, da habe ich auf die Stunde zum Teil 5 km, zum Teil auch nur 4 km gerechnet.

Bei der Angabe von Entfernungen auf meinen Meldungen habe ich diese genau durch die Uhr kontrollierte Einteilung zur Berechnung angewandt und bin davon überzeugt, daß sie richtig ist. Von Kalkfontein aus suchte ich zunächst der Räderspur des Ochsenwagens zu folgen, der eine beim Vollmond gut sichtbare Pad durch das sehr hohe Gras im Flußtal gebahnt hatte. Gegen 11^{00} abends erreichte die Patrouille den Wagen, der etwa bei Kilometer 24 Rast gemacht hatte. Ich ritt an ihm vorbei und setzte den Marsch fort, da ich mir vorgenommen hatte, drei Viertel der ersten Marschleistung noch am Abend zurückzulegen, das letzte Viertel dann am andern Morgen.

Der Weg wurde mit dem Verlassen der Ochsenwagenspur schwieriger und der Marsch für Menschen und Pferde ungleich anstrengender. Eine Pad war nicht vorhanden, das Gras war fast überall etwa 1 m hoch, der Boden streckenweise von Erdmännchen oder anderen Tieren völlig unterminiert, so daß Menschen und Pferde auf Schritt und Tritt einbrachen.

Man mußte sich außerdem vorsehen, mit dem Pferde nicht in eines der vielen Löcher zu fallen, welche von Schakalen und anderem Raubzeug bewohnt und beim Mondschein nur schwer erkennbar waren. Als der Mond unterging und es für den Weitermarsch zu dunkel wurde, ließ ich etwa bei Kilometer 30 Halt machen. Es war 12^{00} mitternachts; ich suchte einen Lagerplatz am südlichen Höhenrand aus und beschloß, dort einige Stunden zu rasten.

Da es im Flußtal sehr kalt war, suchten meine Leute etwas Brennmaterial zusammen, das aus einigen dürren Ästen bestand, die sie von den Dornbüschen abbrachen, das einzige, was auffindbar war. Ich stellte einen Posten mit stündlicher Ablösung auf. Die Pferde weideten unterhalb des Lagerplatzes. Zwei Mann waren zurückgeblieben, um nachzugurten, da ihre Sättel gerutscht waren; ich glaubte, sie würden langsam nachkommen und bald eintreffen, war daher am andern Morgen, als uns der Posten um 5^{00} weckte, sehr erstaunt, daß die Leute nicht eingetroffen waren. Ich konnte mir dies nur dadurch erklären, daß sie am Lagerplatz vorbeigeritten waren, ohne ihn in der Dunkelheit zu erkennen. Diese Ansicht bestätigte sich sehr bald; ich traf später beide Leute nach etwa einer halben Stunde Marsch und hörte von ihnen, daß sie gegen 1^{30} morgens an der Stelle, wo ich sie fand, eingetroffen seien und dort, durch die Dunkelheit gezwungen, Halt gemacht hätten, um bei Tageslicht weiterzumarschieren. Sie waren demnach gegen 1^{00} nachts auf etwa 100 Schritt Entfernung am Lager und an unseren Pferden vorbeigeritten, hatten nichts bemerkt und waren auch von unserem Posten nicht gehört worden; das kleine Lagerfeuer hatte nur etwa drei Viertelstunden gebrannt.

Am 20. September brach ich 6^{00} morgens wieder auf; der Ochsenwagen hatte mich bereits eine halbe Stunde vorher eingeholt und war vorbeimarschiert. Bei Tageslicht war der Marsch bedeutend leichter; man konnte den Weg besser auswählen, vermied die Stellen mit hohem Grase und konnte kleinen schmalen Pfaden folgen, welche vom Wilde ausgetreten waren. Wir berührten eine Reihe von Wasserlöchern, die in das kalkige Gestein eingebohrt, aber sämtlich trocken waren. Um 8^{30} vormittags beschloß ich Halt zu machen; nach meiner Berechnung hatte ich etwa 40 bis 45 km zurückgelegt. Bis hierher sollte der Ochsenwagen das Wasser bringen; weiter vorzufahren, hatte Hauptmann Klein mit Rücksicht auf die Ochsen ausdrücklich verboten.

Ich wählte meinen Lagerplatz auf der Anhöhe des südlichen der Höhenzüge, die den Fluß auf beiden Seiten begleiteten. Von hier aus hatte ich einen guten Überblick auf viele Kilometer über das Gelände nach Norden hin, das allmählich anstieg und nur mit Gras bewachsen war. Andererseits lag mein Lagerplatz so versteckt, daß er vom Flußtal aus nicht bemerkt wurde. Gegen 10^{30} vormittags traf der Ochsenwagen ein; ich ließ ihn halten und die Wasserfässer abladen. Der größte Teil meiner Pferde hatte innerhalb der letzten 24 Stunden bereits 65 bis 70 km zurückgelegt, ein kleinerer Teil, die Pferde der 1. Kompagnie, erst 40 bis 45 km.

Kurz vor meinem Lagerplatz war bereits ein Pferd, das der Halb-Batterie Stahl, zusammengebrochen und nach einiger Zeit mühsam bis zum Lagerplatz geführt worden; für den Weitermarsch war dieses Pferd nicht mehr zu gebrauchen. Den Tag über war es fast unerträglich heiß, die Pferde standen wie gebrochen da, ohne zu fressen. Um 2^{00} nachmittags wurde aus dem mitgeführten Wasserbestande getränkt;

das Wasser reichte für die große Anzahl der Pferde bei weitem nicht aus, um auch nur dem dringendsten Bedarf zu genügen. Jedes Pferd erhielt nur $^3/_4$ Wasserbeutel voll, vier Wasserbeutel hätten kaum genügt, um den großen Durst der Tiere einigermaßen zu befriedigen. Ich habe des öfteren beobachtet, daß manche Pferde, hauptsächlich wohl nur deutsche, bei großer Hitze bis 10 Wasserbeutel voll ausgesoffen haben. Nach dem Tränken erhiet jedes Pferd 1 Liter von dem mitgeführten Hafer.

Um 4^{30} nachmittags ließ ich satteln und marschierte kurz nach 5^{00} nachmittags von meinem Lagerplatz ab; den größten Teil des Gepäcks der Leute, Mäntel, Zeltbahnen usw., ließ ich auf den Ochsenwagen legen, da es voraussichtlich nicht gebraucht wurde und daher unnötig die Pferde belastete. Ich hatte durch den bei unserem Lagerplatz zurückbleibenden Relaisposten der 1. Kompagnie ein Merkmal, bestehend aus einer Stange mit rotem Taschentuch, errichten lassen und befohlen, daß sämtliche meiner Leute, denen innerhalb der nächsten 20 km die Pferde schlapp würden, diese langsam zum Relaisposten zurückführen sollten. Die Mannschaften, deren Pferde in der Nähe des Feindes liegen blieben, beabsichtigte ich auf Reservepferde zu setzen, von denen ich zwei an der Hand und gesattelt mitführen ließ. Ich ließ der großen Hitze wegen zuerst zwei Stunden führen. Der Marsch durch das hohe Gras ohne Weg war wieder sehr ermüdend. Dazu war die Luft furchtbar schwül und heiß, obgleich nach verschiedenen Richtungen hin sich am Horizont Gewitter entluden. Um 7^{00} abends wurde Halt gemacht; wir versuchten, die Pferde mit Chammaß zu füttern, einer Frucht, ähnlich unserer Melone, nur bitter schmeckend, aber sehr wasserhaltig. Die deutschen Pferde fraßen sie jedoch nicht, trotz aller möglichen Versuche; nur einzelne Basutos ließen sich damit füttern. Ich ließ nach halbstündiger Rast wieder aufsitzen und da der Mond unterdessen aufgegangen war, ritt ich von 7^{30} bis 8^{30} abends abwechselnd Schritt und Trab, je nachdem der Graswuchs es erlaubte. Um 8^{30} abends machte ich zum zweiten Male eine halbstündige Rast und ließ nach deren Beendigung die Pferde zwei Stunden an der Hand führen.

Während das Epukirotal auf dem ersten Teil des Marsches breit gewesen war, auf beiden Seiten begrenzt durch niedrige felsige Höhenzüge, hatte es sich weiterhin immer mehr schluchtartig verengt. Da der Boden auch im Flußbett stellenweise aus Fels bestand, hielt ich es für praktischer, den Weg hauptsächlich zu Fuß zurückzulegen, die Pferde an der Hand führend, da man so am besten in der Lage war, sich einen guten Weg auszusuchen, was vom Pferde herab, trotz des Mondscheins, schwieriger war. Um 11^{00} abends machten wir wieder Halt; ich ließ die Pferde absatteln und weiden, da ich beabsichtigte, eine Ruhepause von einer Stunde zu machen. Nach meiner Berechnung hatten wir etwa 20 bis 25 km zurückgelegt, konnten also nicht mehr weit von Otjimanangombe entfernt sein. Zu meinem großen Ärger war der Buschmann, der während unseres Trabes zurückgeblieben war, trotz der langen Rast beim Abreiten noch nicht da. Ich gab meinen Leuten zur Auf-

frischung etwas Rum zu trinken, wovon ich mir eine Flasche für besondere Fälle mitgenommen hatte. Ein Mann, der sich krank fühlte, war nachher beim Weitermarsch infolge des Genusses von etwas Alkohol wieder ganz wohl und munter. Um 12^{00} nachts wurde weitermarschiert, zunächst aufgesessen; da es aber bei der schwierigen Bodenbeschaffenheit und in der Dunkelheit unmöglich war zu traben, ließ ich die Leute bereits nach einer halben Stunde wieder absitzen und die Pferde weiter an der Hand führen.

Um 4^{30} morgens erreichten wir, ohne weitere Rast gemacht zu haben, eine Stelle, wo sich zwei alte verschüttete und bewachsene Wasserlöcher befanden. Wir hatten etwa 80 bis 85 km zurückgelegt. Ich hatte den Entschluß gefaßt, noch bis Tagesanbruch zu marschieren, dann aber umzukehren, um noch die Möglichkeit zu haben, die Pferde zurückzubringen. Da es anfing zu dämmern, ließ ich Halt machen und stieg auf eine Anhöhe hinauf, um Ausschau zu halten. Soweit man sehen konnte, alles Dornbusch, nichts von einer Einmündung des Omuramba, wo Otjimanangombe nach der Karte liegen mußte. Nun entschloß ich mich Kehrt zu machen.

Menschen und Pferde waren übermüdet; marschierte ich weiter, dann blieben die Tiere in der Tageshitze sicher liegen und die Menschen waren kaum noch imstande, die große Entfernung zu Fuß zurückzulegen. Unglücklicherweise war auch der Buschmann nicht zur Stelle, der mir über die noch zurückzulegende Entfernung nach Otjimanangombe hätte genauere Auskunft geben können. Etwa gegen 5^{00} morgens trat ich den Rückmarsch an. Da die Sonne inzwischen aufgegangen war, war es wieder leichter zu marschieren, weil man sich den besten Weg wählen und kleinen Wildpfaden folgen konnte; es wurde dadurch möglich, auch größere Strecken im Trabe zurückzulegen, um noch vor der Mittagshitze am Lagerplatz anzukommen. Schon nach einer halben Stunde war ich gezwungen, zwei Pferde zu erschießen, welche nicht mehr vorwärts wollten; die Reiter wurden auf den beiden Reservepferden beritten gemacht. Gegen 6^{00} morgens stießen wir auf den zurückgebliebenen Buschmann, der uns entgegenkam. Nach seinen Angaben mußten wir nach Otjimanangombe noch reiten, bis die Sonne im Zenith stände, also etwa vier Stunden. Ich beschleunigte den Rückmarsch, soweit die Pferdekräfte es gestatteten, und traf 10^{30} vormittags bei Kilometer 45 wieder ein. Dort schrieb ich eine Meldung über das erfolglose Resultat des Rittes und sandte sie gegen 1^{00} mittags durch den Relaisposten nach Epukiro ab, wo sie noch am Abend eintraf. Um die Marschanstrengung zu veranschaulichen, welche die Patrouille in den letzten 36 Stunden gehabt hatte, füge ich hinzu, daß ich während des Schreibens meiner Meldung, von Müdigkeit überwältigt, dreimal einschlief und vom Überbringer der Meldung immer wieder geweckt werden mußte. Da an Wasser nur noch ein Kochgeschirr für jeden Kopf der Mannschaftsstärke vorhanden war, konnten wir die Pferde weder tränken noch mit Hafer füttern. Gegen 6^{00} abends ließ ich wieder satteln. Da meine Leute trotz der glühenden Sonnenhitze sämtlich eingeschlafen

waren, so hatten die Pferde, von Durst gequält, bereits eine kurze Strecke den Heimweg angetreten und mußten erst wieder gesucht und zurückgeholt werden.

Das am Tage vorher schlapp gewordene Pferd der Halb-Batterie Stahl, welches beim Relaisposten zurückgelassen war, ließ ich durch dessen Fußmannschaften zurückführen; wie ich später erfuhr, ist es noch bis Kalkfontein gekommen, dort aber einige Stunden nach dem Tränken eingegangen. Um 6³⁰ abends marschierte ich ab und erreichte gegen 12⁰⁰ mitternachts Kalkfontein. Ich ließ die Pferde noch in der Nacht satt tränken und dann weiden.

Am nächsten Tage, den 22. September, gegen 10⁰⁰ vormittags setzte ich meinen Rückmarsch nach Epukiro fort, wo ich gegen 1³⁰ nachmittags eintraf und mich beim Regimentskommandeur zurückmeldete. Auf dem letzten Marsch von Kalkfontein nach Epukiro mußte ich noch zwei Pferde auf dem Wege zurücklassen; ich gab den Befehl, daß sie durch die Reiter langsam nach Epukiro geführt werden sollten, wo sie auch noch im Laufe des Tages eingetroffen sind.

Die Patrouille hatte in 54 Stunden eine Strecke von 210 bis 220 km zurückgelegt; davon innerhalb der ersten 24 Stunden 65 bis 70 km, innerhalb der letzten 30 Stunden 145 bis 150 km. Davon wurden zu Fuß zur Schonung der Pferdekräfte und wegen der schlechten Bodenverhältnisse innerhalb der ersten 24 Stunden 25 km, innerhalb der letzten 30 Stunden 40 km zurückgelegt. Von den 14 Pferden haben während des Rittes fünf Pferde versagt, von denen drei totgeschossen werden mußten oder eingegangen sind; zwei haben das Endziel trotzdem noch erreicht.

Die Patrouille mußte vornehmlich die Nacht als Marschzeit benutzen; am Tage zu marschieren, war infolge der großen Hitze unmöglich. Das Marschieren in der Nacht wurde durch Mondschein begünstigt; ohne diesen wären wir in dem unbekannten Gelände nicht vorwärts gekommen. Die Ergebnislosigkeit des Rittes hat ihren Grund hauptsächlich in der falschen Einteilung des Marsches, die wiederum eine Folge der Unkenntnis der Entfernung war, außerdem in dem Mangel an Wasser für die Pferde.

Ich habe die hier gemachten Erfahrungen beim nächsten Patrouillenritt verwertet, so daß dieser mit besserem Erfolg ausgeführt werden konnte.

4. Patrouillenritt gegen den Feind. Epukiro—Otjimanangombe.

Am 23. September vormittags, einen Tag nach meiner Rückkehr, wurde ich wieder zum Regimentskommandeur befohlen. Dieser teilte mir mit, daß vom Hauptquartier der Befehl eingetroffen sei, die Kolonne solle nach Otjimanangombe marschieren; er beabsichtige daher, zunächst eine neue Patrouille dorthin zu senden. Für diese ersuchte er mich, nach meinen Erfahrungen Vorschläge zu machen. Ich bat daraufhin, da ich den Weg am besten kannte, um die Erlaubnis, die Patrouille selbst zu führen, und erhielt die Genehmigung hierzu. Meine Vorschläge faßte ich dahin zusammen, daß ich den Kommandeur um den Befehl bat, wiederum einen Wasserwagen, und zwar mindestens 50 km vorzusenden, ferner die Patrouille sechs

Reiter und neun Pferde stark zu machen, drei von diesen sollten nur als Reservepferde mitgehen. Ich verzichtete auf die Einrichtung von Relaisposten, die das erste Mal zur schnellen Rückbeförderung von Meldungen gestellt waren; auf diese Weise glaubte ich, die Schwierigkeiten der Wasserversorgung beseitigen zu können.

Als Begleiter auf diesem Patrouillenritt erhielt ich Leutnant v. Marrées, der darum gebeten hatte, sowie den Sergeanten Sprebulla, einen Kämpfer aus dem Burenkriege; die 1. Kompagnie erhielt den Befehl, drei Reiter zu stellen, welche die für uns bestimmten drei Reservepferde an die Hand nehmen mußten, und die ich bei Kilometer 85 zurücklassen wollte.

Im Laufe des Nachmittags suchte ich für mich selbst zwei Pferde aus; ich wählte das Pferd meines Burschen, einen Basuto; klein und unansehnlich, aber sehr zäh und ausdauernd. Als Reservepferd wurde mir von der 6. Kompagnie, die dank dem Oberleutnant Kirsten noch das beste Pferdematerial in der Kolonne besaß, ein Ostpreuße gestellt, das beste Pferd der Kompagnie, wie mir Oberleutnant Kirsten versicherte. Beide Pferde haben sich ausgezeichnet bewährt.

Leutnant v. Marrées nahm einen Basuto und einen Ostpreußen, Sergeant Sprebulla zwei Busatos mit. Um 6⁰⁰ nachmittags rückte der Sergeant Sprebulla mit den Reservepferden, die von Leuten der 3. Kompagnie an die Hand genommen wurden, nach Kalkfontein ab; Leutnant v. Marrées und ich beabsichtigten, am nächsteu Morgen zu folgen, da am Abend noch eine Proviantkolonne in Epukiro eintreffen sollte, die wir noch abwarten wollten. Da ich bei der geringen Stärke der Patrouille ein Gefecht vermeiden mußte, ließen wir unsere Gewehre zurück und nahmen als einzige Waffe die Browning-Pistole mit, um die Pferde so wenig wie möglich zu belasten.

Am 24. September 6⁰⁰ morgens ritten Leutnant v. Marrées und ich zusammen nach Kalkfontein ab, wo wir 9³⁰ vormittags eintrafen. Ich meldete mich sofort wieder beim Hauptmann Klein, dem ich den folgenden schriftlichen Befehl des Obersten Deimling übergab.

2. F. Rgt. Epukiro, 23. 9.

An Hauptmann Klein.

Auf Grund neuer Direktiven des Kommandos soll ich mit meiner Abteilung nach Eintreffen einer achttägigen Verpflegungsreserve nach Otjimanangombe marschieren, falls es sich bewahrheitet, daß dort Herero sind. Es ist deshalb notwendig, daß möglichst bald erneut eine Patrouille dorthin vorgeht.

Es sind dem Führer hierzu von der 1. Kompagnie drei Reiter auf besten Pferden zu stellen. Das übrige Personal nebst Pferden bringt der Führer mit.

Ferner ist für die Patrouille ein Ochsenwagen mit Wasser auf 50 km vorzuschieben.

Auch einige Pioniere ersuche ich dem Ochsenwagen mitzugeben, zum Aufgraben von Wasser.

Die Patrouille ist überhaupt nach jeder Richtung zu unterstützen und zu fördern. Ferner ersuche ich, einen direkten Weg von Kalkfontein nach Kl. Okahandja erkunden zu lassen, falls ein Vormarsch der Kompagnie in dieser Richtung erforderlich sein sollte.

Deimling.

Ich stellte am Nachmittag meine Patrouille zusammen.

Von der 3. Kompagnie hatte ich 1 Zentner, von der 1. Kompagnie 1/2 Zentner Hafer empfangen; von diesem Bestande verfütterte ich am 24. und 25. zusammen 1 Zentner, so daß noch 1/2 Zentner übrig blieb, den ich auf den Reservepferden mitführte und am 26. nachmittags den Pferden gab.

Im Laufe des 24. nachmittags fuhr der Ochsenwagen ab, begleitet von einem Trupp Pioniere unter Befehl eines Vizefeldwebels. Ich beabsichtigte erst am Abend des 25. abzumarschieren, um meinen Pferden nach dem Marsch von Epukiro nach Kalkfontein noch einen vollen Tag Ruhe zu gönnen.

Am Morgen des 25. erhielt ich durch den Hauptmann Klein den beigefügten schriftlichen Befehl des Kommandeurs.

2. F. Rgt. Epukiro, 24. 9.

An die 1. Kompagnie.

Die Patrouille ist anzuweisen, daß, wenn die Wasserstelle Otjimanangombe von Herero nicht besetzt ist, sie die Wasserstelle genau nach Qualität und Quantität zu erkunden hat. Auch ist die Wasserstelle in diesem Falle von der Patrouille bis auf weiteres besetzt zu halten. Sollte Ganas in erreichbarer Nähe liegen, so ist die Erkundung und eventuelle Besetzung auch auf Ganas auszudehnen.

Deimling.

Da ich diesen Befehl ohne genügenden Proviant und bei der geringen Stärke meiner Patrouille (sechs Mann, von denen zwei zum Überbringen von Meldungen verwendet werden mußten) nicht auszuführen imstande war, bat ich den Hauptmann Klein für den Fall der Not um Nachsendung von Proviant sowie Verstärkung meiner Patrouille, was mir auch zugesagt wurde. Nachdem unsere Pferde am Nachmittag nochmals satt getränkt worden waren und Hafer erhalten hatten, brach ich gegen 5^{00} nachmittags von Kalkfontein auf.

Ich marschierte in derselben Weise, wie ich es schon bei der ersten Patrouille beschrieb: eine halbe Stunde abgesessen, Pferde an der Hand, eine halbe Stunde aufgesessen, 15 Minuten Trab, 5 Minuten Schritt, zuletzt wieder 10 Minuten Trab. Da der bereits im Abnehmen begriffene Mond gegen 8^{00} abends aufging, konnten wir der nun schon ausgefahrenen und gut sichtbaren Wagenspur folgen. Bei Kilometer 30 trafen wir die Pionierabteilung, bei ihr den Ochsenwagen, der sich schon auf dem

Rückwege befand. Der Wagenführer meldete mir, daß er die Wasserbehälter etwa bei Kilometer 50 abgeladen hätte; die Stelle wäre kenntlich gemacht durch weiße Zeugfetzen, welche an die Dornenbüsche gehängt wären, sowie durch einen toten Adler, der unterwegs von einem Manne geschossen worden war.

Es war gegen 10^{00} abends, als ich Halt machen, absatteln und die Pferde eine Stunde weiden ließ. Ich überzeugte mich davon, daß die Pioniere hier verschiedene alte Kalklöcher gereinigt und vertieft sowie im Flußbett ein tiefes Loch in die Erde gegraben, aber nirgends die Spur von Wasser gefunden hatten. Gegen 11^{00} abends marschierte ich weiter und traf gegen 2^{00} morgens bei Kilometer 50 ein, wo sich die Wasserbehälter befanden. Nachdem abgesattelt war, legten wir uns gleich zum Schlafen hin; einen Posten stellte ich nicht aus, da die Entfernung vom Feinde noch sehr groß war.

Am nächsten Tage war es wieder sehr heiß, nicht unter 40° Celsius, dazu kein Schatten. Am Nachmittag um 2^{00} ließ ich die Pferde tränken. Es stand dieses Mal eine weit größere Wassermenge zur Verfügung als beim ersten Patrouillenritt, dazu waren etwa 7 Pferde weniger zu tränken als das vorige Mal. Als Wasserbehälter dienten: 1 Sanitätstropenkoffer, 1 großer Mannschaftskochkessel und 2 Wasserfässer. Jedes Pferd konnte etwa 4 bis 5 Tränkbeutel voll Wasser erhalten; die Basutos waren damit fast satt getränkt, einige Ostpreußen konnten allerdings noch einmal soviel vertragen, sie waren von den leeren Wassergefäßen nicht wegzujagen. Nach dem Tränken wurde dann der mitgeführte ½ Zentner Hafer verfüttert und gegen 5^{00} nachmittags wieder aufgebrochen.

Der Marsch in der Hitze war unter den schon beim ersten Patrouillenritt geschilderten schwierigen Bodenverhältnissen wieder sehr ermüdend. Gegen Abend zogen am Horizont im Osten Gewitter auf; infolgedessen kam der Mond nicht zum Vorschein, und wir mußten in der Dunkelheit marschieren. Es herrschte eine ganz unerträgliche Schwüle, wie ich sie bisher noch nicht erlebt hatte. Erst gegen Mitternacht ließ sie nach. Zum erstenmal hatte ich hier unter einem brennenden Durstgefühl zu leiden und trank in kurzer Zeit meine zwei Feldflaschen voll Kaffee leer, was sonst noch niemals vorgekommen war.

Der Marsch in der Dunkelheit war nur möglich, da ich den Weg kannte, sonst hätte man ihn aufgeben müssen. Um 11^{00} abends machte ich Rast und ließ die Pferde absatteln und weiden. Wir nahmen unser Abendbrot ein, welches aus kaltem Kaffee und Eierzwieback bestand. Da man auf Patrouillenritten durch die große körperliche Anstrengung und Nervenerregung ein stetes Bedürfnis nach Nahrungsaufnahme empfindet, so leisteten die Eierzwiebäcke, die in kleinen Beutelchen bequem zu verpacken waren und gut sättigten, ausgezeichnete Dienste.

Um 12^{00} mitternachts wurde wieder abmarschiert. Der Mond war aus den Wolken hervorgetreten, schien aber nicht sehr hell. Gegen 1^{30} morgens erreichten wir

den Endpunkt meines ersten Patrouillenrittes, die beiden verschütteten Wasserlöcher; dort ließen wir die drei Ordonnanzen mit den Handpferden zurück, mit dem Befehl, unsere Rückkehr abzuwarten. Bereits nach unserer letzten Rast um 12^{00} mitternachts hatten wir unsere Pferde mit den frischen, bisher ohne Reiter gegangenen Reservepferden vertauscht, auf welchen wir den letzten Teil des Marsches zurückzulegen gedachten.

Leutnant v. Marrées, Sergeant Spredulla und ich setzten nun den Marsch allein fort. Das Epukirotal begann sich allmählich wieder zu verbreitern; wir erreichten nach einstündigem Ritt etwa 2^{30} morgens Otjimanangombe.

Schon auf etwa 500 m vor der Wasserstelle bemerkten wir von weitem ein Lagerfeuer. Wir verließen nun das Flußtal und ritten auf den nördlichen niedrigeren Höhenkamm hinauf, von wo aus wir einen ausgezeichneten Überblick über das ganze Gelände hatten. Auf etwa 300 m vor uns, gerade am Zusammenfluß der beiden Flußläufe, befand sich in einem niedrigen Dornbusch ein großes feindliches Lager. Es war im Viereck angelegt und auf allen Seiten durch eine Unmenge kleiner zusammenhängender Feuer abgegrenzt. Im großen Bogen um diesen Feuerkomplex brannten ungefähr noch 14 kleinere Feuer. Aus diesem Bilde zog ich folgenden Schluß: Das große Feuerviereck ist das Hauptlager, in dem sich wahrscheinlich ein Kapitän mit den Grootleuten und sonstigem Anhang befindet, die 14 kleineren Feuer im Umkreise zeigen das Lager der Viehposten an, diese setzen sich aus den gewöhnlicheren Leuten zusammen.

Wir ritten nun, eigentlich gegen meine Absicht, von der Höhe herunter bis an den Punkt, wo beide Flußläufe zusammenstoßen. Der Boden im Omuramba war abgeweidet und wies zahlreiche Viehspuren auf, während im Epukiro nur wenig Vieh geweidet zu haben schien. Von dort aus bogen wir nach Süden ab, um auf eine Anhöhe zu klettern, welche südlich des Tales lag, und von der man noch eine bessere Übersicht den Epukiro abwärts haben mußte. Wir stießen hierbei auf die Wasserlöcher, die etwa 200 m vom Lager entfernt lagen. Sergeant Spredulla war vom Pferde abgesprungen und sah in die Wasserlöcher hinein, sie enthielten Wasser, waren aber tief. Spredulla fragte mich, ob wir nicht die Pferde tränken wollten, ich befahl ihm aber wieder aufzusitzen, da ich seinen Vorschlag in so unmittelbarer Nähe des Feindes für falsch hielt. Auf der Anhöhe angekommen, hatten wir ungefähr dasselbe Bild; man konnte etwa 800 m epukiroabwärts eine Anzahl weiterer Feuer beobachten, die eine ähnliche Gruppe wie die vor uns liegende bildeten.

Hiermit war festgestellt, daß stärkere feindliche Kräfte an dieser Wasserstelle lagen, genaueres ließ sich nicht ermitteln, ohne daß die Patrouille bemerkt wurde, was vermieden werden mußte. Vieh war anscheinend wenig vorhanden. Ich nahm an, daß ich vom Feinde nicht bemerkt sei, und trat 3^{30} morgens den Rückmarsch an. Bei Kilometer 85 stießen wir wieder auf unsere Handpferde, worauf sofort weiter marschiert wurde. Um die kühleren Morgenstunden wieder auszunutzen, beschleunigte ich den

Rückmarsch so sehr wie möglich und erreichte gegen 10^{00} vormittags unseren Lagerplatz bei Kilometer 50. Wir rasteten hier den Tag über, wieder ohne Wasser für die Pferde. Im Laufe des Vormittags traf der Ochsenwagen zum Abholen der Wasserbehälter wieder ein; denselben begleitete der Pioniertrupp, der an dieser Stelle nochmals versuchen wollte, Wasser zu graben. Die Leute waren infolge des allgemein herrschenden Proviantmangels so ausgehungert, daß sie den noch am Dornbusch hängenden, bereits zwei Tage alten toten Adler verzehrten. Im Laufe des Nachmittags hatte ich meine Meldung an Oberst Deimling geschrieben, gegen 4^{00} nachmittags schickte ich den Leutnant v. Marrées mit ihr zurück, während ich selbst mit den anderen Pferden langsam folgen wollte. Gegen 6^{00} abends marschierte ich ab. Bereits nach einer Stunde Ritt überraschte uns ein schweres Gewitter mit tropischem Regenguß. Da ich nicht wie die Leute eine Zeltbahn zum Umhängen besaß, war ich in wenigen Minuten bis auf die Haut durchnäßt. Es war so finster, daß wir buchstäblich nicht den Kopf des eigenen Pferdes sehen konnten; nur ab und zu zeigte uns ein Blitzstrahl, daß wir uns noch auf der richtigen Pad befanden. Wir legten, da wir den Weg selbst nicht erkennen konnten, den Pferden die Zügel auf den Hals, und es war wirklich bewunderungswert, wie die Tiere den Weg fanden, ohne jemals von der Wagenspur abzuweichen. Sergeant Spredulla, der vorn ritt, saß allerdings auf einem alten Basuto, der mit tiefer Nase, fast den Erdboden berührend, der Spur mit Sicherheit folgte und sie nicht verlor.

Als gegen 9^{00} abends der Regen aufgehört hatte, ließ ich Halt machen und gab der Dunkelheit wegen den Weiterritt vorläufig auf. Neue Gewitter waren schon wieder im Anzuge. Da wir eine Stearinkerze bei uns hatten, gelang es uns bald, ein Feuer anzuzünden, an dem ich meine nassen Sachen zu trocknen versuchte. Kurze Zeit, nachdem wir abgesattelt hatten, stieß plötzlich Leutnant v. Marrées zu uns, er hatte sich verritten und dann der Dunkelheit wegen den Weitermarsch aufgegeben. Nachdem wir uns noch am Feuer schnell etwas Essen warm gemacht hatten, schlief bald alles von Müdigkeit überwältigt ein. Um 2^{30} morgens weckte mich Sergeant Spredulla, der Mond war aufgegangen, und wir konnten den Weitermarsch antreten. Da es gegen Morgen kühl geworden war, fror ich in meinen nassen Sachen sehr. Wir machten schnell Feuer an, wärmten uns einen Augenblick und begannen dann die Pferde einzufangen. Aber nur die Hälfte von ihnen war noch da, die andere Hälfte hatte wieder, von Durst geplagt, bereits den Heimweg angetreten. Wir sattelten zunächst die, welche wir eingefangen hatten, und rückten mit ihnen ab. Nach etwa 5 bis 6 km stießen wir auf die Ausreißer und schickten sie zurück. Am 28. gegen 6^{00} morgens kamen wir in Kalkfontein an, wo die Pferde sofort getränkt wurden.

Da der Oberst Deimling sich mit seinem Stabe bereits hierher begeben hatte, ließ ich mich sogleich bei ihm melden und wurde zum Vortrag befohlen, zusammen

mit Leutnant v. Marrées, welcher ein von ihm gezeichnetes Kroki der Wasserstelle und des feindlichen Lagers vorlegte. Oberst Deimling entschloß sich auf meine Meldung hin, mit seiner Kolonne nach Otjimanangombe zu marschieren, um den Gegner dort anzugreifen. Ich blieb den Tag über in Kalkfontein und marschierte gegen Abend, unter Zurücklassung der Mannschaften der 1. Kompagnie, nach Epukiro, wo wir gegen 7⁰⁰ abends eintrafen.

Die Patrouille hatte dieses Mal etwa 60 Stunden gebraucht, um den 180 km langen Weg von Kalkfontein nach Otjimanangombe hin und zurück zu überwinden. Der Marsch war auch hier wieder sowohl durch die schwierige Bodenbeschaffenheit als auch durch eine außergewöhnlich hohe Temperatur, besonders während der Nachtzeit, sowie durch Dunkelheit und tropische Regengüsse erschwert worden. Von den 180 km sind etwa 40 bis 50 km zu Fuß zurückgelegt worden, wobei die Pferde an der Hand geführt wurden. Sämtliche Pferde haben gut ausgehalten, die vorausgesandte Wassermenge, etwa vier bis fünf Wasserbeutel pro Pferd, genügte im allgemeinen; ich muß aber bemerken, daß bei derartigem Wassermangel die Verwendung von Basutos vorteilhafter ist als die von Ostpreußen, da erstere weniger Wasser bedürfen, sich auch nötigenfalles durch Chammaß füttern lassen, die das Wasser ersetzen können.

Obgleich die zweite Patrouille insofern erfolgreicher war, als das Ziel, im Gegensatz zur ersten, hier erreicht und der Gegner festgestellt wurde, so ist dieser Erfolg durch einen Fehler stark beeinträchtigt worden, der seine volle Ausnutzung verhindert hat. Wie sich später herausstellte, haben die Herero am anderen Tage die Spuren der Patrouille an den Wasserlöchern entdeckt und sind, in richtiger Erkenntnis dessen, daß der Patrouille voraussichtlich stärkere Kräfte folgen würden, am nächsten Tage bereits von der Wasserstelle weiter am Epukiro abwärts nach Osten gezogen. Hieraus ergibt sich die Lehre für Patrouillen: „Selbst weit sehen, ohne vom Feinde gesehen oder bemerkt zu werden."

Marsch Epukiro-Otjimanangombe mit einem berittenen Zuge.

Am 28. September, dem Tage meiner Rückkehr vom 2. Patrouillenritt, erhielt Hauptmann v. Humbracht, der Führer des I. Bataillons, sowie Major Meister, der Kommandeur des II. Bataillons, den Befehl, mit der 3. u. 6. Kompagnie sowie der Batterie Remmert am nächsten Tage nach Kalkfontein zu marschieren, um sich dort mit der 1. Kompagnie zum Vormarsch auf Otjimanangombe zu vereinigen. Da der größte Teil der Mannschaften infolge der großen Pferdeverluste bereits unberitten war, befahl Oberst Deimling die Zusammenstellung eines berittenen Zuges, zu dem jede Kompagnie 15 Pferde zu stellen hatte. Er sollte unter meinen Befehl treten und selbständig sein.

In der Nacht zum 29. September rückten die Ochsenwagen, beladen mit gefüllten Wassergefäßen, Fässern, Kochkesseln, Offizierkoffern, Flaschen usw. ab. Gegen 5⁰⁰ nachmittag marschierte ich mit den berittenen Mannschaften der 3. und 6. Kom-

pagnie von Kalkfontein ab, zu gleicher Zeit brachen die Fußmannschaften beider Kompagnien auf.

Gegen 9³⁰ abends erreichte ich Kalkfontein, wo wir biwakierten. Die Fußmannschaften bezogen bereits halbwegs Epukiro—Kalkfontein ein Lager und trafen erst am Morgen des 30. September in Kalkfontein ein. Im Laufe des Vormittags fand Regimentsappell statt. Oberst Deimling richtete eine Ansprache an die Truppe. Er wies als Beispiel auf die preußischen Truppen im Feldzuge 1813/14 hin, die sich während der dreitägigen Schlacht von Laon nur von frischem Fleisch genährt hätten. Es wurde befohlen, daß die Fußmannschaften am Abend abmarschieren und den Weg nach Otjimanangombe in 3 Nächten zurücklegen sollten. Der berittene Zug sollte am 31. abends, also einen Tag später, folgen. In Kalkfontein trat durch die große Truppenansammlung am 30. solcher Wassermangel ein, daß die Wassergefäße, welche vorausgefahren werden sollten, kaum gefüllt werden konnten.

Die Pferde zu tränken war unmöglich; ein großer Teil meiner Leute erhielt erst am späten Abend Wasser zum Kochen, da die Fußmannschaften natürlich vorgingen. Verpflegt war ein Teil meiner Leute nur bis zum 30. September, ein anderer bis 1. Oktober; es war daher befohlen worden, daß Treckochsen (Zugochsen) geschlachtet werden sollten, um die Truppe zu ernähren; desgleichen sollten die Leute versuchen Chammasse zu essen, von denen es aber nur sehr wenig reife gab. Am 1. Oktober morgens war in den Wasserlöchern wieder soviel Wasser nachgelaufen, daß wir die Pferde dürftig tränken konnten. Da ich am Nachmittag vor dem Abmarsch dies noch einmal zu tun beabsichtigte, stellte ich an den Wasserlöchern Posten aus, damit nicht das Wasser von den zurückbleibenden Mannschaften weggeholt würde. Durch einen Meldereiter gelangte am Nachmittag die frohe Botschaft nach Kalkfontein, daß in Epukiro eine Proviantkolonne eingetroffen und bereits nach Kalkfontein weiter marschiert sei. Ich beschloß diese Kolonne auf jeden Fall abzuwarten, den Proviant auf Handpferde zu packen und ihn dadurch auf schnellste Weise der Truppe zuzuführen. Durch meine Leute ließ ich aus Zeltbahnen Vorrichtungen herstellen, die es ermöglichten, Proviantsäcke sicher auf den Sätteln zu befestigen. Um 7⁰⁰ nachmittag wurden die Pferde nochmals getränkt. Um 9⁰⁰ abends traf die Proviantkolonne ein; wir entnahmen ihr 75 kg Reis, 100 kg Mehl, 30 Pfund Schmalz uud je eine große Blechkiste voll Tee und Zucker. Dies alles packten wir auf die Handpferde. Da meine Leute vor Hunger sehr matt waren — es waren kurz zuvor drei Mann, die zu mir gekommen waren, um sich krank zu melden, einfach vor mir zusammengebrochen —, ließ ich für je 3 Mann 1 Flasche Rum ausgeben.

Erst gegen 10³⁰ abends konnte ich abmarschieren. Es war sehr dunkel, der Mond schien nicht, und der Weg war daher schwer zu finden. Mit Rücksicht auf die Packpferde konnte ich nur Schritt reiten lassen; mit ½ stündiger Abwechslung wurde geführt und geritten. Bald nach 5⁰⁰ morgens erreichten wir Kilometer 40, wo noch das

Zeichen von meinem ersten Patrouillenritt her, eine Stange mit rotem Taschentuch, stand. Ich ließ hier halten, absitzen und absatteln. Nach zweistündiger Rast, gegen 7⁰⁰ morgens, wurde wieder aufgebrochen. Da ich noch am Vormittag die Fußmannschaften erreichen wollte, um mich des Proviantes zu entledigen, teilte ich den Zug in drei Teile, gab jedem einige Handpferde und ließ ihn für sich mit Abstand von den anderen streckenweise traben. Da es aber im Laufe des Vormittags zu heiß wurde, und einzelne Pferde zurückzubleiben begannen, konnte ich meine Absicht nicht durchführen und bezog 12⁰⁰ mittags, etwa bei Kilometer 60 ein Lager.

Aus dem mitgeführten Proviant wurden Reis, Mehl und Schmalz an die Leute ausgegeben, damit diese in der Lage waren, etwas zu kochen oder zu braten. Wasser führte ein jeder in seinem Wasserbeutel am Pferde mit.

Im Laufe des Nachmittags rückte ein Artilleriemunitionszug an uns vorbei, den wir schon am Vormittag überholt hatten. Da die bepackten Handpferde meinen Marsch zu sehr verlangsamten, ließ ich meinen Proviant auf die Protzen legen. Um 5⁰⁰ nachmittags wurde der Marsch fortgesetzt, und wir trafen nach etwa zwei Stunden auf das bereits verlassene Lager der Fußmannschaften, die soeben abmarschiert sein mußten, denn die Feuer glommen noch. Aus Zetteln, die an den Dornbüschen hingen und an mich adressiert waren, erfuhr ich, daß Otjimanangombe von unseren Patrouillen bereits als von den Herero verlassen gemeldet worden war und daß ich mit dem berittenen Zuge bis zum Morgen des 3. Oktobers an der Wasserstelle eintreffen solle. Im Weiterreiten erreichte ich 9⁰⁰ abends das Ende der Kolonne und bezog mit dieser etwa bei Kilometer 80 gegen 10⁰⁰ abends ein Lager.

Um 2⁰⁰ morgens brach ich mit dem Zuge wieder auf und gelangte gegen 4³⁰ morgens an die Wasserstelle Otjimanangombe, wo bereits die Ochsenwagen sowie der Pionierzug der 1. Kompagnie vor mir eingetroffen waren. Nachdem ein schattiger Lagerplatz ausgesucht und das Absatteln beendet war, ließ ich sogleich die Pferde zur Tränke führen; sie hatten seit 36 Stunden kein Wasser mehr erhalten, trotzdem aber nicht versagt.

Nach Eintreffen des Obersten Deimling meldete ich mich bei diesem und erfuhr, daß nach Aussagen von Gefangenen und noch vorliegenden Spuren, die Herero mit allem Vieh die Wasserstelle seit 2 Tagen verlassen hätten und am Epukiro abwärts weitergezogen wären, veranlaßt durch die Spuren meiner letzten Patrouille, die sie an den Wasserlöchern entdeckt hätten. Den Rest des mitgeführten Proviants übergab ich den Fußtruppen; es war aber nur noch ein Zehntel dessen, was ich empfangen hatte, vorhanden; das übrige war trotz sorgfältiger Bewachung verschwunden.

Oberst Deimling gab mir am Vormittag den Befehl, im Laufe des nächsten Tages mit einer Patrouille am Epukiro abwärts dem Feinde zu folgen und bis auf 40 km Entfernung festzustellen, ob sich noch weitere Wasserstellen daselbst befänden

und von Herero besetzt wären. Dieser Auftrag kam jedoch nicht zur Ausführung, denn nachmittags erhielt ich den Befehl, mich sofort beim Kommandeur zu melden, um die Anweisungen für einen Marsch meines Zuges den Omuramba aufwärts zu empfangen, wo nach Aussagen von Gefangenen noch Herero mit Vieh sitzen sollten.

Marsch Otjimanangombe-Ombu Jamarombora mit dem berittenen Zug.

Nach Empfang dieses Auftrages, der mich mit meinem berittenen Zuge vollkommen selbständig machte und mir vorschrieb, den Omuramba aufwärts aufzuklären, etwaige vorhandene feindliche Abteilungen anzugreifen und die betreffenden Wasserstellen zu besetzen, rückte ich um 6⁰⁰ nachmittags nach Ganas ab.

Dem Zuge wurde zugeteilt der Leutnant v. Goßler, ferner als Führer ein alter Hottentotte namens Becki, der lange Zeit bei den Herero gefangen gehalten worden war, sowie ein gefangener Herero. Als Begleiter schlossen sich mir an Oberleutnant v. Kummer vom Regimentsstab mit Unteroffizier Rieß sowie Leutnant Geisler von der 6. Kompagnie.

Nach etwa vierstündigem Marsche in der Dunkelheit erreichten wir die ersten Wasserlöcher von Ganas, wo ich absitzen ließ und die Nacht zu bleiben beabsichtigte. Da auf etwa 800 m vor uns ein kleines Lagerfeuer brannte, versuchte ich, mich mit Rieß und Becki zu Fuß heranzuschleichen, um einige dort voraussichtlich ruhende Herero oder Buschleute gefangen zu nehmen. Dies gelang jedoch nicht. Nachdem wir uns auf einige 100 m herangeschlichen hatten, erlosch das Feuer plötzlich, um nach längerem Warten nur auf kurze Augenblicke wieder aufzuflackern. Da es sich anscheinend nur um 2 bis 3 Eingeborene handeln konnte, begab ich mich zum Zuge zurück. Dort ließ ich die Pferde absatteln und immer zehn zusammenschlaufen. Die Sättel wurden vor die Pferde gelegt und drei Mann mit stündlicher Ablösung zum Halten der Tiere bestimmt.

Feuer verbot ich anzuzünden, die Mannschaften durften beim Gepäck schlafen. Am 4. Oktober brach ich gegen 4⁰⁰ morgens auf. Es war noch ziemlich dunkel, der Mond erst soeben aus den Wolken hervorgetreten. Wir folgten anfangs den durch das hohe Gras führenden ziemlich ausgetretenden Viehpfaden; später als es heller wurde, kürzten wir den Weg, durch den gefangenen Herero geführt, etwas ab, indem wir das sich schlängelnde Flußtal verließen und quer die gerade Richtung über die Berge einschlugen. Ich ließ wieder mit halbstündiger Abwechslung führen und reiten; traben lassen konnte ich nur kurze Strecken, da die Pferde durch den langen Marsch nach Otjimanangombe noch sehr ermüdet waren und mehrere zurückblieben.

Gegen 7³⁰ vormittags sahen wir auf etwa 1 bis $1^1/_2$ km vor uns eine kleine Viehherde von einer geringen Anzahl Herero begleitet; wir beobachteten, daß wir schon von ihnen bemerkt sein mußten, da sie sich bemühten, das Vieh in die Berge dem Busch zuzutreiben. Ich befahl nun Trab und gab dem Leutnant v. Goßler während des Marsches den Auftrag, mit der zweiten Hälfte des Zuges im Flußtal nach Süden herumzugreifen, um ein Ausweichen des Feindes dorthin

zu verhindern. Ich selbst setzte mich an die Spitze der ersten Hälfte und galoppierte an, um den Herero nach Norden den Ausweg zu verlegen.

Als die Herero sahen, daß sie ihr Vieh doch nicht retten konnten, ließen sie es stehen und liefen eiligst davon.

Während Oberleutnant v. Kummer mit einigen Reitern das Vieh in Besitz nahm, setzte ich mit den übrigen dem fliehenden Feinde im Galopp nach. Es gelang aber nur, einen Haufen Weiber gefangen zu nehmen. Die Männer waren im Busch verschwunden.

Die ganze Beute dieser Jagd betrug etwa 20 Weiber, 30 Stück Großvieh und ebensoviel Kleinvieh.

Nachdem der Zug dem Feinde etwa 1 km den Omuramba aufwärts gefolgt war, ließ ich Kehrt machen, um zum Vieh und zu den Gefangenen nach einer Wasserstelle zurückzukehren. Da es sehr heiß zu werden begann und die Pferde bei der Verfolgung ihr Letztes hergegeben hatten, beschloß ich, hier Halt zu machen, die Gefangenen zu verhören und dann am Nachmittag den Weitermarsch fortzusetzen; die Pferde wurden abgesattelt und sofort getränkt. Sie soffen aber nur wenig, trotz großen Durstes, da das Wasser ganz gelb war und einen sehr schlechten bitteren Geschmack hatte. Im Laufe des Vormittags wurden nun die Weiber einzeln verhört. Sie sagten ziemlich übereinstimmend aus, daß an einer Wasserstelle vor uns eine stärkere Anzahl Herero sich befänden, an einer noch weiter dahinter liegenden Wasserstelle säßen ein Kapitän mit vielen Leuten und an 2000 Stück Vieh; die Entfernung dorthin betrage einen und zwei große Tagemärsche. Die letzteren Angaben über die Entfernung und Marschdauer waren sehr verschieden und unbestimmt.

Ich entschloß mich, wegen der herrschenden Hitze erst am Nachmittag weiterzumarschieren, da ich Rücksicht auf die Pferde nehmen mußte, um marschfähig zu bleiben. Am Nachmittag schrieb ich eine Meldung an Oberst Deimling über den bisherigen Verlauf des Rittes. Ich sandte sie mit dem Beutevieh, das von einigen Weibern getrieben wurde, durch einen eingetroffenen Relaisposten der 1. Kompagnie zurück nach Ganas, das inzwischen von dieser Kompagnie besetzt war; die übrigen Weiber gab ich frei.

Um 4⁰⁰ nachmittags ritt ich von Ombu Atjumati — dies war der Name der Wasserstelle — ab; Leutnant Wagner, der als Relaisoffizier von der 1. Kompagnie vorgesandt war, begleitete den Vormarsch. Gegen 6⁰⁰ abends erreichten wir eine Wasserstelle, die von Herero verlassen war. Nur zwei abgemagerte und schlappe Treckochsen waren vom Feinde zurückgelassen worden; außerdem noch ein altes halbverhungertes Weib. Ich beschloß, hier zu bleiben und erst am anderen Tage Proviant abzuwarten, der mir versprochen war. Wir schlugen ein Lager auf und schlachteten die Treckochsen, da wir keinen Proviant hatten.

Am Abend wurde das alte Weib durch Becki verhört. Nach ihren Angaben

wären eine große Anzahl Herero mit etwa 200 Stück Vieh am selben Vormittag in den Busch geflohen, wahrscheinlich waren sie durch einige Flüchtlinge aus Atjumati gewarnt worden. Am anderen Morgen schickte ich den Leutnant Wagner mit zwei Mann als Patrouille nach Norden, um den Spuren der Herero zu folgen und deren Verbleib oder Abmarschrichtung festzustellen.

Leutnant Wagner kehrte im Laufe des Vormittags mit einem Gefangenen zurück und meldete mir, daß die Spuren alle nach Westen den Omuramba aufwärts führten. Es wurde nun der Gefangene vernommen, welcher sehr unklare und widersprechende Angaben machte. Nach ihnen sollten ganz dicht in der Nähe an einer Wasserstelle kaum eine Stunde entfernt Herero mit Vieh sitzen. Mir kamen diese Aussagen wenig glaubwürdig vor, ich hielt daher vorläufig an der Absicht fest, den Tag über noch hier zu bleiben, um Proviant abzuwarten und dann am nächsten Morgen (6. Oktober) aufzubrechen, um den Marsch westwärts fortzusetzen.

Im Hinblick darauf, daß die Herero vor jeder Patrouille die Flucht ergriffen, und ihr Vieh rechtzeitig in Sicherheit brachten, bestimmte ich, daß der Eingeborene Becki, der am besten imstande war, sich der Sicht zu entziehen, allein vorreiten sollte, um die Angaben der Gefangenen auf ihre Richtigkeit hin zu prüfen. Bereits nach einer halben Stunde kehrte Becki wieder zurück; soweit man sein Kauderwelsch verstehen konnte, war er einer berittenen Hereropatrouille begegnet, die versucht hatte, ihm den Rückweg abzuschneiden. Mit Rücksicht auf die Mittagshitze brach ich erst kurz vor 4^{00} nachmittags auf.

An der Wasserstelle, die den Namen Ombu Omambonde führte, ließ ich einen Unteroffizier und drei Mann mit schlappen Pferden zurück. Sie sollten die Wasserstelle besetzt halten und dem event. eintreffenden Proviantwagen Anweisung geben, daß er sogleich dem Zuge nachfolgen solle. Oberleutnant v. Kummer und Unteroffizier Rieß kehrten nach Otjimanangombe zurück.

Ich sandte den Leutnant v. Goßler mit Becki und dem gefangenen Herero als Patrouille voraus, um über die Lage der Wasserstelle, des feindlichen Lagers und das Gelände schnell orientiert zu werden. Die Patrouille folgte nicht dem Flußtal, sondern ritt, von dem Herero geführt, einen näheren Weg über die Berge. Ich war eigentlich der Überzeugung, daß es wohl richtiger wäre, den Marsch erst in der Nacht dorthin anzutreten, um dann in der Morgenfrühe das feindliche Lager zu überfallen; aber der Gedanke, die Herero könnten vielleicht in der Nacht schon wieder weiter ziehen, hatte mich doch bewogen, schon bei Tage abzumarschieren.

Gegen 6^{30} abends sah ich auf einige Kilometer vor mir ein Lagerfeuer. Es war schon ziemlich dunkel geworden. Ich glaubte zunächst, auf die Patrouille des Leutnants v. Goßler gestoßen zu sein, da diese an einer bereits verlassenen Wasserstelle haltgemacht haben konnte. Gegen 7^{00} abends tauchten jedoch noch mehrere Feuer in derselben Linie auf, auch ließ ein heller Feuerschein am Himmel darauf

schließen, daß hinter ihnen sich eine größere Zahl von Feuern befinden müßte. Um 7^{30} abends hatten wir uns auf etwa 200 m den ersten feindlichen Postenfeuern genähert; man hörte dahinter das Gebrüll zahlreichen Viehes, das dem Anschein nach getrieben wurde.

Ich blieb mit dem Zuge halten und überlegte einen Augenblick. Zurückgehen und am nächsten Morgen erst angreifen, schien mir nicht ratsam, da der Feind uns bemerkt haben konnte und dann am nächsten Morgen verschwunden gewesen wäre; rasches Handeln schien hier am besten am Platze. Da vor mir auch die ersten Feuer zu verlöschen begannen, war es klar, daß man uns tatsächlich bemerkt hatte. Deshalb ließ ich sofort zum Gefecht zu Fuß absitzen. Die Pferde wurden in drei Gliedern hintereinander aufgestellt, von 1 Unteroffizier und 3 Mann gehalten. Die übrigen Mannschaften sammelten sich vorn, wo ich sie geschlossen in zwei Gliedern antreten und dann die Seitengewehre aufpflanzen ließ. Nachdem ich 15 Rotten, einschließlich zwei in Reih und Glied eingetretener Offiziere gezählt und ein Schießen ohne Befehl verboten hatte, trat ich an. Es war bereits so dunkel, daß wir kaum zwei Schritt weit sehen konnten; wir sahen, daß vor uns auf 20 Schritt etwa an den ersten Feuern sich einige Gestalten erhoben, die in der Dunkelheit verschwanden. Einige davon müssen beritten gewesen sein, man hörte deutlich den Hufschlag der Pferde. Während wir weiter vorgerückt waren, hatte sich eine Menge Großvieh vor unserer Front angesammelt. Wir trieben die Tiere vor uns her und benutzten sie so gewissermaßen zur Verschleierung unseres Vorgehens. In der Dunkelheit sahen meine Leute die vielen Wasserlöcher nicht, die wir passieren mußten, so daß hier und da ein Mann hineinfiel und erst wieder herausgezogen werden mußte. Die Geschlossenheit wurde dadurch natürlich etwas beeinträchtigt. Die erste Linie der feindlichen Feuer hatten wir bereits hinter uns, als eine zweite Feuerlinie vor uns auftauchte, gegen die wir den Marsch fortsetzten.

Ziemlich unbemerkt kamen wir heran; wir sahen dicht vor uns einzelne Herero, zum Teil bewaffnet, zum Teil unbewaffnet, an den Feuern stehen oder liegen. Ich ließ einen kurzen Augenblick Schnellfeuer abgeben und ging dann im Laufschritt mit gefälltem Bajonett zum Sturm vor unter lautem Hurra! Es gelang, einige Leute niederzustoßen, da der Feind völlig überrascht war, andere verschwanden in der Dunkelheit, durch weiteres Schnellfeuer verfolgt.

Ich sammelte und ordnete den Zug nun wieder und setzte den Marsch fort, da inzwischen auf etwa 1 km Entfernung eine neue Feuerreihe aufgetaucht war. Leider hatte ich durch das vorher abgegebene Schnellfeuer mir weitere Erfolge verscherzt; obgleich wir so schnell wie möglich vorwärts eilten, hatten die Herero schon, ehe wir anlangten, ihre Feuer ausgelöscht und die Flucht ergriffen. Ich ließ nun den Zug zu einem Gliede aufmarschieren und drei Salven nach vorwärts abgeben. Dann

ließ ich die Front nach Süden nehmen, wo wir eine weitere Feuerreihe auf etwa 600 m erblickten. Auch auf diese wurden drei Salven abgegeben.

Da an eine Verfolgung in der Dunkelheit nicht zu denken war, trat ich den Rückmarsch an; nur mit Mühe gelang es uns, zu unseren Pferden zurückzufinden. Auf dem Rückmarsch ließ ich alles Vieh zusammentreiben. Um es in Sicherheit zu bringen, beschloß ich, sogleich nach Ombu Omambonde zurückzumarschieren. Nach dem Aufsitzen wurde das Vieh in die Mitte genommen und dann der Rückmarsch angetreten. Nach kurzer Zeit stieß die Patrouille von Goßler wieder zu mir, sie hatte von der Höhe aus die ganze Masse der feindlichen Lagerfeuer, etwa 100, beobachten können und war in der Meinung, daß ich wieder Kehrt gemacht hätte, im Flußtal ein Stück zurückgeritten.

Von einem Meldereiter wurde mir hier auch die Nachricht überbracht, daß in Ombu Atjumati für mich Proviant eingetroffen sei, den ich von dort abholen müsse, da der Ochsenwagen wegen Ermüdung des Gespannes nicht mehr weiter vorwärts fahren könne. Ich sandte sofort den Leutnant Wagner nach Ombu Atjumati mit dem Befehl, den Ochsenwagen bis Ombu Omambonde heranzuholen. Als ich gegen 1^{00} nachts selbst dort eintraf, ordnete ich an, daß am nächsten Morgen 4^{00} vormittags der Leutnant v. Goßler mit zehn Reitern nach Omba Jamarombora, der soeben erstürmten Wasserstelle, zurückreiten solle, während ich aus Verpflegungsrücksichten erst nach Eintreffen des Proviants folgen wollte. Ich gab dem Leutnant v. Goßler den Auftrag:

1. die Wasserstelle zu besetzen,
2. die Abmarschrichtung des Feindes festzustellen,
3. sämtliches vorhandenes Vieh zusammenzutreiben.

Am nächsten Morgen gegen 8^{00} vormittags traf der lange ersehnte Proviantwagen ein, alles wurde sofort verteilt und auf die Pferde verpackt. Wir waren jetzt seit langer Zeit zum ersten Male wieder mit genügenden Vorräten versehen. Gegen Mittag folgte ich mit meinen Leuten der Patrouille von Goßler nach Ombu Jamarombora. Auf dem Wege dorthin begegneten wir einer Herde von etwa 180 Stück Großvieh, die der Leutnant v. Goßler bereits gesammelt und des Wassermangels wegen hatte abtreiben lassen. Die begleitenden Leute sagten mir, daß an der Wasserstelle sich noch sehr viel mehr Vieh befände. Ein gefangener Herero, der, in Schutztruppenuniform gekleidet, das Vieh treiben half, erklärte ganz offenherzig, er sei früher Orlogmann gewesen, jetzt sei er es nicht mehr. An der Wasserstelle angekommen, fanden wir noch viel Vieh vor, etwa 80 bis 100 Stück füllten bereits tot oder halb verdurstet die Wasserlöcher, ein trauriger Anblick. Ich beabsichtigte zunächst hier zu bleiben, um das noch lebende Vieh erst tränken zu lassen und dann abzutreiben.

Einige gefangene Herero machten folgende Aussagen: Hier um die Wasserstelle herum hätten etwa 600 Herero (nur die Männer gerechnet) gelegen, unter ihnen der

Kapitän Johannes von Otjesaure. Etwa 200 davon wären Orlogleute gewesen, größtenteils mit Henry-Martini-Gewehren bewaffnet, sie hätten aber nur noch wenig Munition bei sich geführt. An Vieh hätten sie etwa 2000 Stück Groß- und Kleinvieh besessen, die Zahl des ihnen durch mich abgenommenen Viehs betrug etwa 500 Stück Großvieh und 50 Stück Kleinvieh, davon lagen aber etwa 100 Stück bereits tot in den Wasserlöchern. Die Herero wären soeben, aus Epata kommend, hier eingetroffen, und sehr verhungert und verdurstet gewesen. Da sie von der Besetzung von Otjimanangombe durch unsere Truppen keine Kenntnis gehabt hätten, so wären sie in der Nacht in dieser Richtung, dem Omuramba auf den Höhen im Busche folgend, dorthin abmarschiert, ihr Vieh wäre sehr verdurstet und abgetrieben.

Ich sandte am nächsten Morgen eine Unteroffizier-Patrouille ab mit dem Auftrag, das Lager nach Norden zu umreiten und den Spuren der Herero einige Kilometer in den Busch hinein zu folgen. Die Patrouille kehrte am Mittag mit der Meldung zurück, daß die größte Zahl der Spuren nach Osten, eine kleinere Anzahl den Omuramba aufwärts nach Westen führe. Außerdem hatte die Patrouille im Busch im verlassenen Lager der Herero zwei stehengebliebene Ochsenkarren vorgefunden, auf einem von ihnen hatte eine alte Postkarte, vom Jahre 1901 stammend und an Samuel Maharero adressiert, gelegen. Ich ließ nun im Laufe des Tages einen Teil des Viehs tränken, soweit das Wasser reichte; manche Tiere waren schon so ausgedurstet, daß sie sogar nach dem Tränken sich hinlegten und eingingen. Am Abend ließ ich den getränkten Teil nach Ombu Omambonde abtreiben. Am Morgen des 7. Oktober sandte ich eine Patrouille (zwei Mann, geführt vom Kriegsfreiwilligen v. Thümen) den Omuramba aufwärts, um zu erkunden, ob noch eine weitere Wasserstelle in einer Entfernung von 14 bis 20 km läge. Die Patrouille kehrte am Mittag zurück, ohne eine weitere Wasserstelle gefunden zu haben. Sie war auf dem Marsche auf eine kleine Viehherde, begleitet von bewaffneten Herero gestoßen, hatte einen Herero erschossen und sich des Viehs bemächtigt, da die übrigen Herero die Flucht ergriffen.

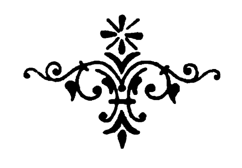
Auf Befehl des Obersten Deimling sandte ich am Abend eine zehn Pferde starke Patrouille unter Leutnant v. Goßler nach Ombakaha. Sie sollte dem Omuramba westwärts folgen und Verbindung mit Hauptmann v. Heydebreck herstellen. Am nächsten Tage, dem 8. Oktober, gelang es mir, den größten Teil des Viehs zu tränken und abtreiben zu lassen. Da die Luft und auch das Wasser von den vielen, bereits in Verwesung übergegangenen Tierleichen verpestet und ein weiterer Aufenthalt hier unmöglich war, trat ich am 9. Oktober morgens mit dem Rest des Zuges sowie einem der Ochsenkarren, den ich mit erbeutetem Zugvieh bespannt hatte, den Rückmarsch nach Omba Omambonde an. Dort traf ich den Hauptmann v. Humbracht, der mit der 1. Kompagnie und einem Artilleriezug auf dem Vormarsch nach Ombu Jamarombora dort eingetroffen war. Ich meldete ihm, daß die Wasserstelle Ombu Jamarombora

von mir aufgegeben wäre, weil ein Aufenthalt für Menschen dort äußerst gesundheitsschädlich wäre. Er ordnete hierauf für sein Detachement den Rückmarsch nach Ganas an.

Hier erfuhr ich, daß seit dem Morgen des 6. Oktober an allen Wasserstellen bedeutende Mengen von Großvieh zugelaufen wären, das stark an Durst gelitten hätte. Diese Tatsache konnte ich nur damit in Verbindung bringen, daß den Herero auf ihrem Marsche in der dunklen Nacht vom 5. zum 6. Oktober nach Otjimanangombe noch sehr viel Vieh entlaufen war, das dann, dem natürlichen Instinkt folgend, nach den Wasserstellen sich herangezogen hatte. Es sind sowohl in Ganas als auch in Otjimanangombe mehrere hundert Stück Großvieh zusammengetrieben worden, so daß der Viehverlust des Feindes in der Nacht vom 5. zum 6. Oktober wohl auf insgesamt 1000 Stück Großvieh zu schätzen ist.

Am Abend des 9. Oktober marschierte ich weiter nach Ganas, von dort am 10. Oktober nach Otjimanangombe, wo ich mich beim Oberst Deimling zurück und zugleich krank meldete. Es war unterdessen der Befehl zum Beziehen von Stationen erfolgt.

Am 11. Oktober ritt ich, zugleich mit dem Regimentsstabe, zurück nach Kalkfontein, traf dort am 12. Oktober vormittags ein und ritt noch am Abend desselben Tages weiter nach Epukiro, wo ich in der Nacht ankam. Bis zu meinem Eintreffen in Epukiro war ich fast ununterbrochen volle zwei Monate auf Patrouille gewesen.



Betrachtungen des französischen Generalstabswerks über den Krieg 1870/71.*)

III. Die Führung der französischen Rhein-Armee vom 5.—16. August 1870.

Der Aufmarsch der französischen Armee im Juli 1870, durch den die Truppenmacht in langer Frontlinie kordonartig dicht an der Grenze aufgestellt war, barg in sich den Keim zu den ersten Niederlagen. In einem der ersten Vierteljahrshefte ist dargelegt worden, unter welchen Erwägungen dieser Aufmarsch zustande gekommen ist, und wie man im Anfange aus ihm heraus weiter zu handeln dachte.

Der rechte Zeitpunkt zu einer schnellen Offensive in dem für den Feind ungünstigsten Moment des Aufmarsches wurde verpaßt, und die Deutschen kamen, wenn auch an der Saar gegen die Absicht ihrer obersten Heeresleitung, am 4. und 6. August in der Offensive zuvor.

Wir wollen im Folgenden von der ungenügenden Mobilmachung, der Bewaffnung, der Verpflegung und ähnlichen erschwerenden Umständen absehen, um lediglich die Führung der französischen Rhein-Armee in jenen verhängisvollen Augusttagen zu betrachten.

Die Veröffentlichung des französischen Generalstabswerkes mit seiner Fülle von Dokumenten gewährt uns einen weitgehenden Einblick in die französische Führung.

In Frankreich erscheinen auf grund dieser Veröffentlichung Schriften, die den alten Haß gegen Bazaine von neuem entfachen. Für uns ist nur die Beurteilung vom militärischen Standpunkte von Interesse; nicht aber wollen wir, wie es für die Franzosen begreiflich ist, untersuchen, ob der Grund zu einer fehlerhaften Handlung oder Versäumnis in „incapacité, paresse oder gar in perfidie“ zu suchen ist. —

Das Treffen von Weißenburg rief bei der ohnehin schon unsicheren französischen Heeresleitung große Unruhe hervor. Es mußte als ein Beweis angesehen werden, daß der Gegner Mobilmachung und Aufmarsch vollendet habe und nunmehr seine Offensive beginnen wolle. Über die Richtung derselben war man jedoch verschiedener Ansicht. Eine für den 4. August geplante Unternehmung des 4. Korps mit einer Division des 3. gegen Saarlouis zur Aufklärung war von Leboeuf eingestellt worden auf die falsche Meldung von dem Vormarsch von 40000 Mann von Trier auf

*) Dazu die anliegende Karte.

Diedenhofen oder Saarlouis. Hätte man wenigstens Kavallerie in der fraglichen Richtung entsandt, so hätte man sich von der Grundlosigkeit dieser vermeintlichen Gefahr überzeugen können. Aber es geschah nichts. Daß die breite Verteilung der lothringischen Korps (2., 3., 4., Gardekorps) von Saargemünd bis Kirchnaumen ein Übelstand war, der hätte beseitigt werden müssen, erkannte der Kaiser sehr wohl, denn auf Vorschlag des Generals Lebrun*) sandte er an Leboeuf**) am 4. August einen Befehl, der die Vereinigung der Korps bezweckte, derart, daß am 6. August das 3. bei Bolchen, das 4. bei Teterchen, das 2. bei Buschborn und die Garde bei Volmeringen stehen sollten. Warum dieser Befehl, der den lothringischen Korps eine Frontbreite von 15 anstatt von über 50 km gegeben hätte, nicht zur Ausführung kam, ist nicht festzustellen. Ausführbar wäre er sehr wohl gewesen. Die französischen Korps hätten dann in guter Versammlung dem Überschreiten der Saar durch die ersten preußischen Truppen entgegensehen können. Tatsächlich blieb jedoch die Armee in der Zerstreuung, nur der linke Flügel wurde bis Teterchen herangezogen. Am 5. August beauftragte der Kaiser den Marschall Bazaine mit der Führung des 2., 3. und 4. Korps, jedoch nur „en ce qui concerne les opérations militaires",***) sich selbst die oberste Leitung und den Befehl über die Garde vorbehaltend. Das 1., 5. und 7. Korps wurden dem Marschall Mac Mahon unterstellt.

Die Rhein-armee am 6. August.

Die Lage der Rhein-Armee am 6. August gab nun folgendes Bild: Im Elsaß stand das 1. Korps, zu dem eine Division des 7. gestoßen war, bei Wörth; Mac Mahon war bereits seit dem 5. August mit Failly, der mit zwei Divisionen seines 5. Korps bei Bitsch stand, im Briefwechsel über gegenseitige Unterstützung bei dem zu erwartenden Kampfe begriffen. Der linke Flügel des 5. Korps reichte über Rohrbach bis Saargemünd, wo er sich an den rechten Flügel der lothringischen Hauptkräfte anschloß. Diese standen in einer Frontausdehnung von Saargemünd bis Teterchen mit den vordersten Teilen und zwar: Bei Saargemünd die Division Montaudon des 3. Korps, bei Forbach das 2. Korps, bei Teterchen die Division Cissey des 4. Korps. Dahinter standen fünf Divisionen verteilt auf der Linie Püttlingen (Division Castagny des 3. Korps) — Marienthal (Division Metman des 3. Korps) — St. Avold (Division Decaen des 3. Korps) — Buschborn (Division Grenier des 4. Korps) — Kuhmen (Division Lorencez des 4. Korps).†) Endlich bildete die Garde mehr hinter dem linken Flügel als hinter der Mitte, bei Kurzel, die Hauptreserve. Diese Aufstellung scheint in folgender Absicht genommen worden zu sein,

*) 1. Adjutant des Kaisers.

**) Major-General der Armee.

***) Bazaine hatte unzweifelhaft recht, wenn er später bei seinem Verhör sagte: „Ich habe diese Einschränkung niemals gelten lassen, da es sehr schwer ist zu wissen, wann die Operationen anfangen und in welchem Augenblick man den Befehl übernehmen soll." (Procès Bazaine.)

†) Nach dem Befehl sollte diese Division bei Bolchen stehen, sie ging nach Kuhmen, um den andern Divisionen des 4. Korps näher zur Hand zu sein.

die aber nirgends zum klaren Ausdruck gelangte: Man erwartete den feindlichen Vormarsch von Zweibrücken, Saarbrücken und Saarlouis her und hatte die erste Linie zur Beobachtung der von diesen Punkten heranführenden Straßen vorgeschoben. Beim feindlichen Angriff sollten sich die vorgeschobenen Teile etwa wie Avantgarden verhalten, die den hinteren Truppen Zeit zur Entwicklung in günstiger Verteidigungsstellung zu schaffen hatten. Dazu war bei einem Vorgehen des Gegners über Saarbrücken die starke Kadenbronner Stellung in Aussicht genommen. Soweit läßt sich die Absicht der französischen Heeresleitung vermuten. Bestand sie wirklich, dann mußten die vorgeschobenen Truppenbefehlshaber mit ihr bekannt gemacht werden. Dies geschah nicht, und so kam es, daß Frossard, am 6. August angegriffen, die Entscheidung in seiner vorgeschobenen Stellung annahm, während Bazaine, in dem Gedanken an die Kadenbronner Stellung befangen, ihn nicht unterstützte und die Divisionsführer des 3. Korps, überhaupt in Unkenntnis über die leitenden Absichten, nicht den einfachsten und, wenn irgendwo, hier richtigsten Entschluß fanden, auf den Kanonendonner zu marschieren.

Die französische Führung in der Schlacht bei Spichern.

Die Schlacht bei Spichern ist als Ausgangspunkt für die weiteren Ereignisse so wichtig und zugleich hinsichtlich der Versäumnisse der französischen Führung so lehrreich, daß wir hier auf die Vorgänge bei den leitenden Stellen etwas näher eingehen, zumal wir dabei zu dem Schluß kommen müssen, daß bei richtigem Verhalten der dem Schlachtfelde benachbarten Truppenteile keineswegs ein deutscher Sieg aus diesem Gefecht hätte entstehen können.

Anstatt einer Darlegung der Lage und der Absichten des großen Hauptquartiers erhielt Frossard am 6. August früh nur folgendes Telegramm Leboeufs: „Tenez vous prêt à une attaque sérieuse qui pourrait avoir lieu aujourd'hui même. Restez à votre poste et ne venez pas trouver l'empereur.“ Durch dies Telegramm wurde Bazaine als Führer des 2., 3. und 4. Korps übergangen, der doch die Operationen hätte leiten müssen. Ferner wurde Frossard, wenn er vorher an die Hauptentscheidung in der Kadenbronner Stellung gedacht hatte, von diesem Gedanken abgebracht und glaubte den Zweck seiner vorgeschobenen Stellung nunmehr in dem Schutze des in Forbach vorhandenen Kriegsmaterials und der dortigen Lebensmittelvorräte erblicken zu müssen. Auf dem Telegramm befindet sich von Frossards Hand die Bemerkung: „Mais alors pourquoi ne pas donner ordre au maréchal Bazaine de concentrer ses divisions sur les miennes et de prendre le commandement général, qui lui était dévolu depuis la veille? Pourquoi ne pas ordonner qu'on occupât la position, éventuellement convenue, de Cadenbronn, la droite vers Sarreguemines, la gauche au dessus de Forbach, en faisant d'ailleurs appuyer de ce côté le 4. corps?“ In der „instruction relative au procès Bazaine“ begründete Frossard später sein Verbleiben bei Forbach damit: er habe auf die Befehle Bazaines gewartet, er hätte beim Rückmarsch angegriffen werden

können, und er hätte sonst die Vorräte in Forbach aufgeben müssen. Nur der erste Grund ist stichhaltig — so urteilt das französische Generalstabswerk — obgleich Frossard um einen Befehl hätte bitten können. Die beiden andern Einwände waren zu beseitigen durch eine Arrieregarden-Division zur Deckung des Rückzuges und Entleerung der Magazine von Forbach. Mißlang diese, so konnte man lieber dem Feinde die, unklug genug, so nahe der Grenze aufgestapelten Vorräte überlassen, als sich einer Niederlage aussetzen.

Uns scheint auch der erste Grund nicht stichhaltig, denn wenn ein kommandierender General, der sich mit seinem Armeekorps vorwärts der Frontlinie der Armee befindet, auf den Befehl des Oberkommandierenden wartet, wenn die Lage bedenklich wird, so macht er sich nach unseren Begriffen einer schweren Versäumnis schuldig. Dennoch dürfen wir Frossards Handlungsweise nicht verurteilen. Das Telegramm Leboeufs und die Unkenntnis der Absichten der obersten Führung entschuldigen ihn zur Genüge. Übrigens war an Bazaine in St. Avold ein ähnliches Telegramm Leboeufs mit dem Hinweis auf einen bevorstehenden ernstlichen Angriff ergangen, in dem er aber nicht aufgefordert wurde, in seiner Stellung zu bleiben, wie Frossard, in dem jedoch hinzugefügt worden war, daß der Kaiser nicht nach St. Avold kommen werde und daß die Divisionen bei Saargemünd (1./3.) und die bei Püttlingen (2./3.) sich gegenseitig unterstützen sollten. Dieser letzte Zusatz läßt über die Absicht des Kaisers durchaus nichts vermuten. Dagegen war nunmehr ausgesprochen, daß trotz des zu erwartenden Angriffs der Kaiser sich nicht zur Armee zu begeben beabsichtige und somit fiel dem Marschall Bazaine als dem Führer des 2., 3. und 4. Korps die Pflicht zu, die Leitung in die Hand zu nehmen.*)

Das Bild, welches uns nun im Laufe des Tages entrollt wird, zeigt, wie Bazaine diese Pflicht verabsäumte. Zunächst scheint er den Sinn des Telegramms aus dem Hauptquartier dahin verstanden zu haben, daß er in St. Avold gefährdet sei, denn er sandte an die ihm benachbarte Division Metman in Marienthal eine Anzahl von Weisungen, deren erste beginnt: „Il est possible que l'ennemi fasse une tentative sur Saint Avold aujourd'hui . . .“, und die ein näheres Heranziehen dieser Division nach St. Avold bezweckten. Um 9^{10} morgens sandte Frossard an Bazaine die erste Meldung über den beginnenden Kampf: „Ich höre Geschützfeuer bei meinen Vorposten und begebe mich zu ihnen. Wäre es nicht gut, wenn die Division Montaudon (1./3. Saargemünd) eine Brigade von Saargemünd auf Großblittersdorf schickte und die Division Decaen (4./3. St. Avold) auf Merlenbach und Roßbrücken vorginge?“ Frossard suchte also in richtiger Erkenntnis, daß er allein zu schwach sei, um in der einmal gewählten Stellung Widerstand zu leisten, von rechts und links Verstärkungen zu erlangen. Um 10^{20} meldete Frossard, daß starke feindliche Vor-

*) Im Laufe des Nachmittags wurde ihm auch die Garde unterstellt, die von Kurzel auf St. Avold in Marsch gesetzt war.

truppen von den Saarbrücker Höhen herabstiegen, daß er auf den Höhen von Spichern und an der Straße Forbach-Saarbrücken zu kämpfen im Begriff sei und nicht auf St. Avold zurückgehen werde, und weiter um 10^{50}, daß sich der Feind bei Roßbrücken und Merlenbach, also hinter seinem Rücken, gezeigt habe. „Vous devez avoir des forces de ce côté“, war hinzugefügt. Bazaines erste Antwort erfolgte um 10^{00} vormittags. Er ließ Frossard wissen, daß er Befehl gebe, die Division in Püttlingen (2./3.) solle die Division in Saargemünd (1./3.) unterstützen. Er ging also auf Frossards Bitte nicht ein, sondern führte, ohne irgendwie der Lage gerecht zu werden, die Weisung aus, die das Telegramm Leboeufs am Frühmorgen enthalten hatte.

Um 11^{34} teilte Bazaine mit, er habe auf Befehl des Kaisers die Divisionen Castagny und Metman (2. und 3./3.) am Tage vorher nach Püttlingen und Marienthal geschickt. Bei Roßbrücken und Merlenbach habe er nichts, doch sende er jetzt eine Dragonerbrigade dorthin und eine Brigade der Division Metman nach Beningen. Kurz darauf meldete er dem Kaiser (11^{54} vormittags): „L'ennemi est rentré*) à Merlebach“, ohne von dem Kampfe, in den das 2. Korps treten wollte, etwas zu erwähnen. Dies geschah auch nicht in der ausführlicheren Meldung, die um 12^{45} nachmittags an den Kaiser erging, und in der er die Entsendung der Dragonerbrigade und das Heranziehen der Division Metman (3./3.) nach Beningen und Machern und Castagny (2./3.) nach Thedingen „à gauche de Cadenbronn“ und Farschweiler mitteilte. Diese Bewegungen gab Bazaine um 1^{15} nachmittags auch Frossard bekannt, der sicherlich mit Spannung auf ganz andere Maßnahmen des Oberbefehlshabers wartete.

Dessen Anordnungen liefen demnach auf die Besetzung einiger Punkte 10 km hinter Frossards Stellung hinaus, die die Kadenbronner Stellung, die aber nicht besetzt war, in der Richtung auf St. Avold verlängerten. Bazaine glaubte scheinbar also weder an einen ernstlichen Angriff, noch berücksichtigte er die Mitteilung Frossards, daß dieser bei Spichern verbleiben werde. Seine Gedanken hafteten an der Kadenbronner Stellung und an der vermeintlichen Gefährdung von St. Avold aus der Richtung von Trier.

Die nächste Meldung Frossards, um 1^{25} nachmittags abgesandt und um 1^{45} bei Bazaine eingegangen, mußte diesen von der bis dahin vielleicht gehegten Ansicht, daß das Vorgehen des Feindes über Saarbrücken nur demonstrativ aufzufassen, der Hauptangriff aber mehr nördlich zu erwarten sei, abbringen. Die Meldung lautete: „Je suis fortement engagé, tant sur la route et dans les bois que sur les hauteurs de Spichern. C'est une bataille. Prière de faire marcher rapidement votre division Montaudon vers Grosbliederstroff et votre brigade de

*) Der Ausdruck „rentré“ mußte beim Kaiser eine ganz falsche Vorstellung erwecken.

dragons sur Forbach." Noch war Zeit genug vorhanden, um dem bedrängten 2. Korps Hülfe zu senden, doch mußte es schnell geschehen. Bazaine antwortete zunächst, um 2 Uhr, der Bitte entsprechend; das Telegramm wurde 2^{18} abgesandt. Darauf sandte der Marschall eine entsprechende Meldung an den Kaiser, aber erst um 2^{50} nachmittags ging der Befehl an Montaudon ab, der diesen auf Großblittersdorf in Marsch setzen sollte, also eine Stunde und 25 Minuten nach Frossards dringender Depesche: „C'est une bataille!" Richtig wäre es gewesen, über die Erfüllung der Bitte Frossards hinausgehend alle Truppen, die das Schlachtfeld noch vor dem Abend erreichen konnten, auf Forbach und Spichern ungesäumt in Marsch zu setzen. Das französische Generalstabswerk stellt eine Berechnung an, wann die Teile des 3. Korps den Befehl zum Vormarsch hätten haben und wann sie, ihre Marschfertigkeit vorausgesetzt, auf dem Schlachtfelde hätten eintreffen können, nämlich:

Division	Konnte Befehl erhalten	Konnte auf dem Schlachtfeld eintreffen	Marsch von km
Montaudon	2^{30} telegraphisch	6^{00} abends	14
Castagny	3^{00} Ord. Offizier	6^{00} "	12
Metman	2^{45} "	5^{15} "	10
Decaen	2^{00} "	6^{30} "	18
Artillerie	2^{00} "	4^{30} "	"

Wie bekannt traf keine einzige von den Divisionen schließlich zur Unterstützung Frossards ein.

Aus dem nun folgenden Depeschenwechsel zwischen Frossard und Bazaine läßt sich die immer mehr wachsende Bedrängnis des 2. Korps entnehmen, das auf die verheißenen Verstärkungen wartet und das schließlich unterliegt, weil der Oberbefehlshaber Bazaine die Lage zu spät erkennt oder erkennen will.

Bazaines zusagendes Telegramm auf die Bitte Frossards um die Division Montaudon und die Dragonerbrigade kreuzte sich mit einer um 2^{25} nachmittags abgesandten erneuten Anfrage Frossards, ob ihm Truppen von Saargemünd zugesandt würden. Erst um 3^{54}, also $1^1/_2$ Stunden später, erging Bazaines lakonische Antwort: „Ich habe Ihnen schon geantwortet, daß der General Montaudon auf Großblittersdorf abmarschierte." Die Antwort war nicht korrekt, denn Montaudon war noch lange nicht im Marsch. Frossard aber mußte nun der nahen Hilfe sicher sein. Bazaine dachte noch immer nicht daran, selber vorzukommen, um die Leitung der Dinge in die Hand zu nehmen. Im Gegenteil, er ließ ihnen ihren Gang und blieb, nur ungern und halb auf Frossards Bitten eingehend, in der Hauptsache darum besorgt, daß die Divisionen seines 3. Korps die Stellungen, die er ihnen angewiesen hatte, behaupten möchten, was natürlich gänzlich zwecklos war. „Geben Sie mir Nach-

richten," so lautete gegen 5^{00} nachmittags seine Weisung an den hart bedrängten Führer des 2. Korps, „um mich zu beruhigen und vergessen Sie nicht, daß die Division Montaudon in Saargemünd nötig ist." Gerade beim Empfange dieses Telegrammes sah Frossard seine Lage weniger schlimm an, vielleicht auch in bestimmter Erwartung der nahenden Hilfe, und antwortete, der Kampf werde weniger heftig, er hoffe sich halten zu können, er werde die Division Montaudon sobald wie möglich zurückschicken. Zugleich bat er um Übersendung eines Infanterie-Regiments mit der Eisenbahn. Kurz darauf erhielt Frossard endlich Nachricht von der Division Montaudon, aber leider keine erfreuliche, denn das um 5^{20} aufgesetzte Telegramm des Unterpräfekten von Saargemünd besagte, die Division habe sich soeben auf Großblittersdorf in Marsch gesetzt. Da sie bis auf das Schlachtfeld $3^1/_2$ Stunden Marsch hatte, so war das Eintreffen ihres Anfanges vor $^1/_2$9 abends nicht zu erwarten. Eine sehr niederdrückende Erkenntnis für den General, dessen erste Bitte um diese Hilfe um 9^{10} morgens ausgesprochen war. Schon vor dem Eintreffen der Mitteilung des Unterpräfekten, eine Viertelstunde nach seiner zuversichtlichen Meldung, er könne sich halten, ertönte Frossards Notschrei an Bazaine: „Mein rechter Flügel ist zum Rückzuge gezwungen. Ich bin schwer bedrängt. Senden Sie mir sehr schnell und mit allen Mitteln Truppen!"

Bazaine, der fast zu derselben Minute die Absendung des 60. Linienregiments mit der Eisenbahn mitgeteilt hatte, wieder mit der Weisung, es sobald wie möglich zurückzusenden, ließ nunmehr Frossard wissen, daß Castagny im Vormarsch zu ihm sei, daß Montaudon Saargemünd um 5^{00} nachmittags verlassen habe, daß Metman in Bettingen sei. — Willkommen konnte für Frossard hiervon nur die Mitteilung über den Vormarsch Castagnys sein, doch wäre es unerläßlich gewesen hinzuzufügen, wann und von wo er abmarschiert sei, um die Stunde seines Eintreffens berechnen zu können. Daß General Metman in Bettingen war, konnte höchstens beim Rückzuge von Nutzen sein. Frossard aber stand vor der schweren Frage: Rückzug oder Ausharren und Bazaines Mitteilung erleichterte ihm den Entschluß nicht im geringsten. Um $^1/_2$7 und um 7^{22} erfolgten endlich Frossards letzte Hilferufe an den Oberbefehlshaber: **„Les Prussiens font avancer des renforts considérables. Je suis attaqué de tous côtés. Pressez le plus possible le mouvement de vos troupes."** und: **„Nous sommes tournés par Wehrden, je porte tout mon monde sur les hauteurs."** Das Versäumte ließ sich jetzt nicht mehr nachholen, das 2. Korps war im Stich gelassen worden und sein Rückzug beschloß den Tag. Wie ein Hohn klingt die Antwort des Oberbefehlshabers, der anstatt eiligst alles in Marsch zu setzen und selbst die Leitung zu übernehmen, sich ängstlich ferngehalten hatte, nur für die eigene Sicherheit besorgt: „Ich habe ihnen alles geschickt, was ich konnte. Ich habe nur noch drei Regimenter, um die Stellung von St. Avold zu halten. (!) Bestimmen Sie mir genau die Stellungen, die Sie glauben besetzen zu müssen."

Frossard hielt mit seiner Ansicht über das Verhalten Bazaines nicht zurück. In seinem Bericht über das Gefecht schrieb er am 8. August an den Chef des Generalstabes: „Der Kampf bei Forbach verlief völlig zu unserem Vorteil bis 4⁰⁰ nachmittags nach achtstündigem Kampfe. Wenn zu diesem Zeitpunkt, wo ich alle meine Reserven eingesetzt hatte, die von mir seit dem Morgen vom Marschall Bazaine erbetenen Verstärkungen eingetroffen wären, wie sie es gekonnt hätten, so versichere ich, daß wir einen glänzenden Erfolg davongetragen hätten anstatt der Schlappe, die wir erlitten haben."

Um das Bild zu vervollständigen, müssen wir kurz den Verlauf dieses Tages bei den Divisionen des 3. Korps berühren, die sämtlich das Schlachtfeld rechtzeitig hätten erreichen können. Die Unkenntnis über die Lage und die Absichten der obersten Heeresleitung, die man den französischen Divisionsführern entlastend hier zubilligen muß, ist nicht ausreichend zur Entschuldigung ihrer Versäumnisse. Denn niemals wird ein Truppenführer seinen Entschluß unter völliger Klarheit über die Verhältnisse beim Gegner fassen können; sie ist erst durch den Kampf zu erlangen. Zum Unglück der Franzosen war das „marcher au canon" ihres ersten Napoleon in Vergessenheit geraten, während es im deutschen Heere Wurzel geschlagen hatte.

Die 1. Division Montaudon war am 5. August nach Saargemünd geschickt worden. Den Befehl dazu hatte der Kaiser am 4. 9^{10} abends an Bazaine ergehen lassen. Eine weitere Erklärung oder ein Auftrag war noch nicht erfolgt, und so war wohl die Annahme gerechtfertigt, daß Montaudon an Stelle der Brigade Lapasset des 5. Korps, die von Saargemünd an dieses herangezogen werden sollte, die Beobachtung der auf Saargemünd führenden Straßen und den Schutz des 2. Korps gegen Bewegungen des Feindes von dieser Seite übernehmen sollte. Ungenügende Aufklärung vor der Front und ein ängstliches Anklammern an den Punkt, auf den er geschickt worden war, fesselten nun zunächst den Divisionsführer, obgleich die Brigade Lapasset noch außer seiner Division bei Saargemünd stand und die Beobachtung, falls er abmarschierte, übernehmen konnte. Am 5. August war die falsche Meldung eingetroffen, daß die Bahn zwischen Saargemünd und Bitsch zerstört sei. Daraufhin hatte Montaudon die Truppen Stellungen bei Rennkirchen besetzen lassen und sie die ganze Nacht unterm Gewehr gehalten. Erst nach persönlicher Erkundung ließ der Führer um 6^{00} morgens die Biwaks wieder beziehen. Um 10^{00} morgens wurde Geschützfeuer beim 2. Korps gehört*), doch veranlaßte dies den General zu keiner Maßnahme. „Da ich in telegraphischer Verbindung mit dem Marschall Bazaine und dem General Frossard stand, hatte ich keine Sorge über das, was anderswo vorging." Das französische Generalstabswerk wirft mit Recht ein: „War denn Montaudon sicher, daß auch Bazaine das Feuer hörte? Wußte Frossard, daß die 1. Di-

*) Auf preußische Kavallerie.

vision des 3. Korps nur feindliche Kavalleriepatrouillen vor sich hatte? War es nicht zweckmäßig, ihm das zu melden?" Sofortiger Vormarsch war hier geboten. Eine unselige Einmischung Leboeufs, der aus Metz telegraphierte, Frossard sei angegriffen, Montaudon könne das gleiche erwarten, mußte den General in dem Glauben bestärken, mit seinem untätigen Verharren bei Saargemünd richtig zu handeln. Er besetzte sogleich wieder die Stellungen wie in der Nacht, und als die ganze Division entwickelt war, traf gegen 3^{30} nachmittags Bazaines Telegramm ein, das sie auf Großblittersdorf zur Verfügung des Generals Frossard wies. Der Übergang der entwickelten Division in die Marschkolonne erforderte, da man sie erst wieder versammelte und dann erst den Marsch antrat, soviel Zeit, daß erst um 5 nachmittags, also 1½ Stunden nach dem Eintreffen des Befehls der Anfang der Kolonne Saargemünd verließ. Die Brigade Lapasset verblieb dort. Montaudon marschierte nun nicht auf der großen Straße nach Großblittersdorf „weil dort keine Stellungen für den Fall eines Angriffs wären", sondern auf dem Wege Wölferdingen—Ruhlingen. Bei diesem Orte, der um 6^{00} abends erreicht wurde, ließ er die Division aufmarschieren. Warum? ist nicht ersichtlich, zumal da der Führer schon eine Stunde vor seinem Abmarsch ein dringendes Telegramm Frossards erhalten hatte, das ihm Beschleunigung des Marsches empfahl. Nach beendetem Aufmarsch ließ Montaudon wieder antreten und kam um 7^{45} abends bis südlich Lixingen. Hier stieß ein Generalstabsoffizier des 2. Korps zu ihm, der ihn aufforderte, auf Forbach weiterzumarschieren, also links ab. In der Höhe von Buschbach angelangt, beschloß der General, bevor er weiter vorging, die Lage beim 2. Korps erkunden zu lassen und sandte Offiziere vor. Dies war die erste Handlung, um sich mit Frossard in Verbindung zu setzen. Das Geschützfeuer war inzwischen verstummt. Die Offiziere meldeten bei ihrer Rückkehr, das 2. Korps sei im Rückzuge auf Saargemünd, worauf Montaudon um 1^{30} nachts auf Wustweiler zurückmarschierte, „um die linke Flanke des 2. Korps zu schützen". Unterwegs erfuhr er, daß der Rückzug nicht auf Saargemünd, sondern auf Püttlingen gehe, wandte sich ebenfalls dorthin und erreichte diesen Ort am 7. August 10^{00} vormittags.

Die 2. Division Castagny war am 5. August um 6^{00} abends von St. Avold kommend bei Püttlingen eingetroffen. In St. Avold hatte Bazaine vorher den Kommandeur angewiesen, sich mit den Nachbartruppen in Verbindung zu setzen und hinzugefügt, er solle Folge leisten, falls er um Unterstützung angegangen würde. General Castagny sandte gemäß dieser Weisung an Montaudon einen Offizier mit einem Briefe, in dem er ihm seine Hülfe anbot, an Frossard nur einen Reiter, der seine Aufstellung meldete. Am 6. August mittags wurde das Geschützfeuer des 2. Korps gehört und die Division trat den Vormarsch in nördlicher Richtung an, um die Stellung von Kadenbronn zu erreichen. Um 1^{00} nachmittags traf der erste Befehl Bazaines ein: Keine Orientierung über den Feind, keine Angabe über die allgemeine

Absicht, sondern nur der Befehl, eine Brigade in Farschweiler zu lassen und mit dem Rest der Division nach Thedingen zu marschieren, um dort in Verbindung mit der 3. Division gemeinsames Handeln mit dem 2. Korps zu erzielen. Die Division traf um 2^{00} nachmittags südlich Dieblingen ein und wurde dort „in guter Stellung" entwickelt; die Verbindung mit dem 2. Korps wurde nicht hergestellt. Um 4^{00} nachmittags wurde das Geschützfeuer nicht mehr gehört*). Daraufhin kehrte die Division um und traf um 5^{00} nachmittags wieder in Püttlingen ein. Somit war Castagny nicht einmal dem Befehl des kommandierenden Generals gerecht geworden, der seine Division immerhin näher an das Schlachtfeld wies. Um 5^{30} nachmittags hörte man von neuem Geschützfeuer und die Division setzte sich wieder in Marsch auf Farschweiler—Thedingen. Dieser Ort war durchschritten, als man um 7^{00} abends Bagagen des 2. Korps im Rückzuge antraf. Bald darauf lief auch die Nachricht von dem unglücklichen Kampfe ein. Castagny ließ nun die Höhen bei Folklingen besetzen und sandte ein Regiment auf Forbach. Inzwischen wurde ihm gemeldet, daß das 2. Korps im Rückzuge auf Saargemünd sei. Der Kommandeur der links benachbarten Division, General Metman, ließ spät abends mitteilen, er sei mit seiner Division bei Forbach, er werde aber bald zurückgehen und rate dies auch der 2. Division. Castagny blieb jedoch zunächst noch stehen und empfing einen von 8^{45} abends datierten Befehl Bazaines: Falls Frossard ihn rufen lasse, Folge zu leisten, sonst die Stellung Kadenbronn-Thedingen zu halten. Da nun das 2. Korps zurückging, glaubte Castagny den letzten Befehl nicht ausführen zu können und ging um 1^{30} nachts nach Püttlingen zurück, wo er am 7. August um 4^{00} morgens eintraf. Von dort meldete er an Frossard, daß er, falls Bazaine nicht anders befehlen werde, um 9^{00} vormittags nach Saargemünd marschieren wolle. Ein Befehl Bazaines rief schließlich die Division nach St. Avold.

Die 3. Division Metman, die bei Marienthal stand, wurde schon am Morgen des 6. August von Bazaine in Bewegung gesetzt.**) Zunächst erhielt General Metman den Befehl, eine verstärkte Brigade in eine Stellung nordwestlich Machern zu entsenden, was um 10^{00} vormittags geschah. Mittags folgte Bazaines Befehl, den Rest der Division nach Beningen in Marsch zu setzen. Der Marsch wurde um 12^{30} nachmittags begonnen und General Metman traf mit diesem Teile seiner Division um 3^{00} nachmittags an dem befohlenen Punkte ein. Sein Auftrag lautete auf Besetzung des Bahnhofes, Sperrung der Enge von Merlenbach usw. Vom 2. Korps, vom Feinde ist nicht die Rede. Beide Teile der Division hörten nun

*) Neuere Behauptungen suchen den Grund darin, daß General Castagny vorausreitend den Geschützdonner vernommen habe, daß dieser aber, sobald sich der Führer in der Nähe der Truppe befunden habe, von dem Geräusch, welches die große Zahl Menschen und Pferde verursacht, übertönt worden sei.

**) Seite 490.

das Geschützfeuer, doch wurde weder darauf zu marschiert, noch ein Offizier zur Erkundung entsandt, noch ein Befehl vom Oberkommandierenden nachgesucht; man verblieb zwecklos dort, wo man hingestellt worden war. Um 4^{00} nachmittags traf Bazaines Befehl ein, die Division solle am Abend zwischen Beningen und Bettingen eine Verteidigungsstellung nehmen, eine Abteilung sei bei Merlenbach zu belassen. Die Schlacht wurde gar nicht erwähnt. Ein Telegramm Frossards an Metman, abgesandt um 4^{00} nachmittags, das ihn ersuchte, falls er noch in Beningen sei, möchte er sogleich nach Forbach herankommen, scheint verloren gegangen zu sein. Um 7^{00} abends traf nun Frossards erneute Anfrage ein, die Metman mit der Mitteilung des ihm von Bazaine gewordenen Auftrages beantwortete. Frossard ersuchte ihn darauf, ihm zu Hülfe zu kommen, und nun endlich trat Metman den Vormarsch auf Forbach an. Naturgemäß war es längst zu spät, denn der Anfang der Kolonne erreichte Forbach um 10^{00} abends. Dort wurde gehalten und aufmarschiert. Erst jetzt wurden Offiziere vorgeschickt, um Frossard zu suchen, jedoch ohne Erfolg. Als man erkannt hatte, daß das 2. Korps zurückgegangen sei, wurde auch die andere Brigade herangeholt und Metman vereinigte mit Tagesanbruch seine Division auf dem Kelschberge bei Oetingen. Von dort marschierte er am 7. August um 4^{00} vormittags nach Püttlingen, wo er um 9^{00} vormittags eintraf.

Die 4. Division Decaen, bei der sich Bazaine selber befand, stand den ganzen Tag im Halbkreise um St. Avold herum entwickelt, um „die Stellung zu halten.“ Nur das 60. Linienregiment wurde in zwei Eisenbahnzüge verladen, um Frossards Bitte entsprechend, dem 2. Korps zur Unterstützung gesandt zu werden. Um 8^{00} abends erhielt der erste Zug vor Forbach Feuer. Es wurde ausgestiegen, man erreichte noch die Straße nach Saargemünd und stellte sich dem General Bergé zur Verfügung, der diesen Teil des Regiments als Arrieregarde seiner Division (1./2.) verwandte. Der zweite Zug hielt unweit Merlenbach an. Von dort marschierten die Truppen auf Forbach, biwakierten in der Nähe dieses Orts und schlossen sich später der Division Metman des 3. Korps an. Von einer dem 2. Korps zu teil gewordenen Unterstützung kann also nicht die Rede sein.

Das 4. Korps und die Garde waren zu unmittelbarem Eingreifen in die Schlacht zu weit entfernt.

So führte Frossard denn allein den einmal gefaßten Entschluß bis zur Anspannung der letzten Kräfte durch. Sein Rückzug wurde schließlich unvermeidlich. Er ging auf Püttlingen, wo das 2. Korps mit der Division Montaudon (1./3.) zusammentraf.

Die französische Führung in der Schlacht bei Wörth.

Ganz ähnliche Versäumnisse wie hier bei Spichern waren es, die an demselben Tage im Elsaß zum Verlust der Schlacht bei Wörth beitrugen. Hier konnte in wirksamster Weise durch das 5. Korps die bedrängte Lage des 1. Korps gebessert

werden, aber durch Schwanken, Zögern und Furcht vor eingebildeten Gefahren kam es zu keiner Handlung. Der Hergang, wie er sich aus dem französischen Generalstabswerk jetzt ergeben hat, belastet den General Failly, den Führer des 5. Korps, schwer.

Am 5. August nachmittags hatte Failly bereits mehrere Telegramme von Mac Mahon erhalten, dem an diesem Tage außer dem 1. auch das 5. und 7. Korps unterstellt worden waren. Mac Mahon hatte dringend um das Herankommen Faillys ersucht. Auf das eine dieser Telegramme antwortete der Führer des 5. Korps, nur die Division Lespart (3./5.) sei in Bitsch und diese werde am 6. August 6^{00} morgens aufbrechen, um zum 1. Korps zu stoßen, die anderen Divisionen würden auf der Straße nach Niederbronn folgen, sobald sie Bitsch erreicht haben würden. Nach dem Buchstaben war allerdings die Division Lespart allein in Bitsch. Failly hätte jedoch melden müssen, daß die Division Goze (1./5.) nur 3 km westlich der Feste bei Freudenberg biwakierte. Es waren also zwei volle Divisionen verfügbar. Die Division l'Abadie (2./5.) stand bei Rohrbach und Saargemünd verteilt. Nun folgte eine weitere Aufforderung Mac Mahons, Failly möge sogleich die Stellung von Lemberg besetzen. Der Grund zu diesem eigenartigen Befehl berührt uns hier nicht; wir wollen ihn nur als ein Glied in der Kette der Reibungen betrachten, die das Zusammenwirken des 1. und 5. Korps vereitelten. Failly war zunächst im Zweifel, ob Lemberg oder Lembach gemeint sei. Er sandte vorläufig einen Generalstabsoffizier mit einer Schwadron „zur Erkundung der Stellung von Lemberg" und eine Drahtanfrage 9^{00} abends an Mac Mahon des Inhalts: er habe Grund zu erwägen, daß nicht Lemberg, wo nichts Außergewöhnliches vorhanden, sondern Lembach 32 km östlich Bitsch gemeint sei. „Wie stark soll ich es besetzen? Erst morgen um 10^{00} vormittags könnte ich wegen der Versammlung (der Division Goze, die nach seiner Absicht Lesparts Stelle vertreten sollte) in Bitsch über die Division Lespart verfügen ..." Schließlich aber fügte er hinzu, es sei für diese Division unmöglich, an einem Tage 32 km (Bitsch-Lembach) zu marschieren; er habe das zweimal erfahren. Failly glaubte die Division Lespart, wie aus dieser Antwort und aus dem Befehl vom 5. August 5^{30} abends an sie hervorgeht, nicht früher verfügbar zu haben, als bis ihre einzelnen Teile in ihren „Stellungen" durch die Teile der Division Goze abgelöst wären. Diese wiederum mußte ein Regiment solange in der „Stellung" von Freudenberg belassen, bis dort die Brigade Maussion der Division l'Abadie angekommen sein würde.

Wie das französische Generalstabswerk richtig bemerkt, mußte man sich gerade die für einen Abmarsch auf Wörth günstige Staffelung zu Nutze machen, um Zeit zu gewinnen, nicht aber ohne Zweck Stellungen besetzt halten wollen, wo kein Feind drohte. Endlich traf um 11^{00} abends bei Failly Mac Mahons Telegramm von 8^{10} abends ein: „Kommen Sie so schnell wie möglich mit Ihrem ganzen Korps nach

Reichshofen; wir haben Mangel an Lebensmitteln; bilden Sie einen besonderen Verpflegungstrain, der heute Nacht mit der Bahn hierhergeht. Ihre Truppen sollen die große Straße marschieren, und ich hoffe, daß Sie mich morgen bei Tage erreichen . . ." Failly erließ daraufhin den Befehl, daß die Division Lespart sich am 6. August versammeln solle, ohne die Division Goze abzuwarten. Die Truppen sollten nach der Reveille frühstücken und sich 1½ Stunden später in Marsch setzen. Nur der Beginn des Marsches war befohlen. Das Einfädeln der Teile aus ihren einzelnen Aufstellungen hätte viel Zeit erspart. Zudem war hier ein Aufbruch so früh wie möglich dringend geboten. Am 6. August um 3°° morgens meldete Failly: „Ich kann nur über eine Division verfügen, die ich versammle und nach Reichshofen sende. Es ist möglich, daß sie gezwungen sein wird, in Niederbronn Halt zu machen . . ."

Er faßt seine Gründe im journal de marche du 5. corps dahin zusammen: Er wollte mit dem 2. Korps in Verbindung bleiben, Bitsch besetzt halten, wo er jeden Moment einen Angriff erwarten konnte, und die Division l'Abadie mit der Artillerie-Reserve*) abwarten. Mit einem Worte, er sah allerhand Aufgaben und glaubte für eine Reihe von Möglichkeiten vorsorgen zu müssen, verlor sich somit in unzweckmäßigen Anordnungen, anstatt das Ziel, wohin ihn sehr richtig sein Auftrag wies, fest ins Auge zu fassen. Das französische Generalstabswerk berechnet, daß bei zeitigem Aufbruch und zweckmäßigen Marschanordnungen das Korps Failly ohne die Division l'Abadie, also zwei Infanterie-Divisionen, eine Kavallerie-Division und die Artillerie-Reserve mit dem Anfange um 9°° morgens auf dem Schlachtfelde erscheinen und um 1°° nachmittags entwickelt sein konnten.

Tatsächlich wurde nun nur die Division Lespart zwischen 7³⁰ und 8³⁰ in Marsch gesetzt. Um 9³⁰ wurde starkes Geschützfeuer gehört und ein aus Bitsch nachgesandtes Telegramm mahnte zur Eile. Die Division kam jedoch nur langsam vorwärts, da man, anstatt die Sicherung des Marsches von Seitendeckungen ausüben zu lassen, an verschiedenen Wegegabeln Halt machte, Aufklärungsabteilungen nordwärts entsandte und den Marsch erst wieder antrat, wenn diese zurückgekehrt waren. Die große Hitze kam erschwerend hinzu. Endlich, nach etwa achtstündigem Marsche (22 km), traf die Division um 4°° nachmittags in Niederbronn ein, als die Schlacht bereits verloren war. Sie diente noch zur Aufnahme zurückflutender Truppen Mac Mahons und wurde dann in den Rückzug mit hineingezogen.

Wenn ein früheres Erscheinen des 5. französischen Korps auch nicht die Niederlage bei Wörth in einen Sieg verwandelt hätte, so ist doch zuzugeben, daß es den Dingen eine andere Wendung hätte geben können, zumal, wenn es gelang, in mehreren Kolonnen und mehr nördlich zu marschieren und so in die Flanke der an-

*) Mit Brigade Maussion bei Rohrbach.

greifenden Dritten Armee zu kommen. Ein Stocken des Angriffs, das Hinausschieben der Entscheidung bis zum nächsten Tage wäre vielleicht die Folge gewesen. Nicht unmöglich war es dann für Mac Mahon, sich während der Nacht seinem Gegner zu entziehen und die Dritte Armee noch einmal vor die Aufgabe zu stellen, ihn angreifen zu müssen.

So wie die Dinge verliefen, ergab die Schlacht bei Wörth in ihren Folgen das vorläufige Verschwinden des 1., 5. und 7. französischen Korps vom Kriegsschauplatz. Sie gewannen das Innere des Landes und traten im Lager von Chalons mit dem neugebildeten 12. Korps zu einer neuen Armee zusammen.

Die Führung der Rhein-armee nach der Schlacht bei Spichern.

Wir wenden uns nunmehr wieder der französischen Rheinarmee zu, die wir nach der Schlacht bei Spichern in ihrer Verwirrung verließen.

Die Erwägungen, die im französischen Hauptquartier angestellt wurden und infolge politischer Einwirkung von Paris her zu dem Entschlusse führten, mit den Hauptkräften zunächst noch östlich der Mosel zu bleiben, sind an früherer Stelle*) besprochen.

Die von zwei Stellen, dem Hauptquartier des Kaisers und Bazaine, ausgehende Leitung der Bewegungen war nicht geeignet, Ruhe und Ordnung schnell wieder herzustellen. Was von der ersten Stelle direkt an einzelne Führer befohlen war, mußte von diesen erst der zweiten Stelle mitgeteilt werden, und da die allgemeine Absicht zum Rückzuge in der Richtung auf Metz sich erst im Laufe des 7. August herausbildete, entstanden Widersprüche und Gegenbefehle.

Am frühen Morgen erhielt zunächst das 4. Korps den direkten Befehl des Kaisers „de se rabattre rapidement sur Metz“. General Ladmirault meldete dies an Bazaine mit dem Hinzufügen, daß er an diesem Tage seine bei ihm befindlichen Divisionen bei Bolchen vereinigen werde. Bazaines letzter Befehl hatte das Korps für den 7. nach St. Avold gerufen, die Division Grenier (2./4.) war bereits dorthin abmarschiert und blieb nun dem Marschall bis auf Weiteres unterstellt. Dies wurde von Leboeuf auf Ladmiraults Meldung hin ausdrücklich befohlen, ein Zeichen, wie unklar die Befehlsbefugnisse abgegrenzt waren.

7. August

Am Nachmittag des 7. August traf bei Frossard in Püttlingen eine Weisung Leboeufs ein, daß das Korps sich nach Chalons begeben solle, wohin der Kaiser die Armee führen wolle, nachdem er sie bei Metz gesammelt haben würde. Bazaine schickte an Frossard ein Telegramm desselben Inhalts ohne nähere Bestimmungen. Die Garde, die am 6. August auf St. Avold marschiert war, um Bazaine zur Verfügung gestellt zu werden, wurde am 7. vom Kaiser wieder zurückbeordert. Somit befehligte Bazaine für den Rückmarsch am 8. August außer seinem 3. Korps nur noch

*) Heft 2, I. Jahrg., Seite 193 f.

die Division Grenier des 4., während die Bewegungen der anderen Truppenteile auf direkte Befehle aus dem Hauptquartier erfolgten.

Wir übergehen die Einzelheiten dieser Bewegungen, um uns den Aufgaben zuzuwenden, die nunmehr an die französische Heeresleitung herantraten.

8. August.

Die Front der französischen Korps am Abend des 8. August dehnte sich von Gr. Tänchen über Bahlen—Falkenberg—Rollingen bis in die Gegend von Glatigny aus. Um Gr. Tänchen stand das 2. Korps, links von ihm, mit einem Zwischenraum von etwa 9 km das 3. mit der Division Grenier des 4., dahinter in der Gegend von Kurzel die Garde, und auf dem linken Flügel, hinter der Französischen Nied, das Gros des 4. Korps. Die Brigade Lapasset des 5. Korps war beim 2. Korps. Es war beabsichtigt, den weiteren Rückzug bis unter die Mauern von Metz fortzusetzen. Man sah in der Aufstellung des 3. Korps den Schutz für das 2. gegen den Feind, wenn dieser von Forbach weiter nachdrängen würde, und das 4. Korps erschien als ein Schutz des linken Flügels des 3. gegen die von Norden vermutete Gefahr. Bazaine meldete an Leboeuf, die Truppen bedürften dringend der Ruhe, und fragte an, ob die Garde am nächsten Tage nach Metz zurückkehren solle. Leboeuf antwortete, er möge sie zurückschicken, wenn er sie nicht nötig habe, sei aber ein Kampf in Aussicht, sie dort behalten. In demselben Telegramm sagt er: „Vous seul avez des ordres à donner“. Schon das nächste Telegramm, das Bazaine erhielt, lautete aber wieder folgendermaßen:

„Un nouvel avis qui m'arrive m'indique que l'ennemi est en marche sur notre gauche. Donnez l'ordre au général Ladmirault de rester en position sur votre gauche pour la couvrir. J'écris directement aux généraux Bourbaki et Ladmirault pour éviter tout malentendu. J'écris également au général Frossard, par un de ses officiers, de rester en communication constante avec vous et de se conformer à vos ordres. Donnez leur vos instructions sans tarder. Tâchez de concentrer le plus tôt possible sous Metz les 2., 3. 4. corps et la Garde, qui sont tous placés sous vos ordres et doivent s'y conformer strictement . . .“

9. August.

Das Kaiserliche Dekret vom 9. August, das mehr Ordnung in diese unklaren Befehlsverhältnisse bringen sollte, sprach jedoch nicht von der Garde, sondern ernannte den Marschall zum „commandant en chef des 2., 3. et 4. corps“. Immerhin wird die Garde aber, wie es auch bisher geschehen ist, und wie es der Chef des Generalstabes in seinem Telegramm ausspricht, den dem Marschall Bazaine unterstellten Truppen hinzugerechnet werden müssen. Bazaine gab das Kommando über das 3. Korps ab und erhielt einen besonderen Generalstab. Den Oberbefehl über die Rheinarmee behielt aber auch jetzt noch der Kaiser.

Am 9. August früh traf der Kaiser beim 3. Korps ein, um mit Bazaine die weiteren Maßnahmen zu beratschlagen. Es galt einen Entschluß zu fassen, der die

Möglichkeit barg, noch einen Erfolg über den Gegner zu erringen, bevor man die schützenden Werke der Festung erreichte. Vom Feinde wußte man wenig, das jedoch war gewiß, daß er mit großer Überlegenheit den vier französischen Korps gegenüber im Vorwärtsschreiten war, deren eines durch die Schlacht am 6. August erheblich gelitten hatte. Dennoch beschloß man, einen etwa am nächsten Tage erfolgenden Angriff des Feindes hinter der Französischen Nied anzunehmen und dementsprechend wurde verfahren. Für den Fall, daß der Feind die Armee zum Aufgeben dieser Stellung zwänge, nahm man schon jetzt eine neue vorwärts der Forts Queuleu und Saint Julien in Aussicht. Die Stellung hinter der Französischen Nied erstreckte sich von Pange über Tennschen bis in die Waldungen nördlich dieses Orts. Das heutige Urteil der Franzosen über diese Stellung lautet: Sie war an sich gut, ihre Ausdehnung entsprach der Truppenmenge. Die Aufstellung der Garde als Hauptreserve beiderseits der Straße Metz—St. Avold zwischen Sillers und Maizery war zu nahe an den vorderen Linien und zu zentral im Hinblick auf das Offensivfeld, das offenbar vor dem linken Flügel lag. Vielleicht wäre es vorzuziehen gewesen, ein Gefechtsfeld zu wählen abwärts des Zusammenflusses der beiden Niedbäche bei Heinkingen—Gehnkirchen—Girlingen, wodurch indirekt die Straßen von Saarlouis und Saarbrücken nach Metz gedeckt worden wären, indem man sich seitwärts der Hauptvormarschrichtung des Feindes befand, die die Straße St. Avold—Metz zu sein schien. Man hätte so darauf hoffen können, mit überlegenen Kräften gegen den rechten Flügel des Gegners offensiv zu werden und im Falle des Mißlingens wäre man immer sicher gewesen, die Mosel in breiter Front überschreiten zu können, wobei die Flügel durch Metz und Diedenhofen gedeckt wären; alle Kolonnen hätten schnell auf den vier großen Straßen abfließen können, die zwischen Stenay und Verdun an die Maas führen. Auch vom taktischen Standpunkt aus mußte die Stellung nördlich Northen Nied abwärts liegen. Man vermied dort den Nachteil des Waldes von Kurzel vor der Front und man gewann den Vorteil der vorzüglichen Stützpunkte Eblingen, Ruplingen, Brechlingen, Volmeringen, die das Artilleriefeuer sehr wirksam flankieren konnte. Dazu kam, daß man, je mehr man nach Norden ging, sich um so mehr von den rechten Flügelkorps der dritten deutschen Armee entfernte.

Auch der Frage, ob der Entschluß zweckmäßig war, am 10. August überhaupt den Kampf anzunehmen, wird näher getreten und sie wird mit der Begründung verneint, daß es vorzuziehen gewesen wäre, den Rückzug sogleich bis Metz auszudehnen, dorthin außer dem 2., 3., 4. Korps und der Garde auch das 5., 6., womöglich sogar das 7. Korps zu ziehen, um möglichst stark zu sein. Wenn der Feind heftiger zu drängen begann als bisher, genügte es, bis zur Heranziehung der anderen Korps Zeit zu gewinnen „en cédant lentement le terrain, sans engager aucune affaire décisive“. Dann konnte man in vier Tagen wenigstens sechs Korps an der Mosel haben, dazu zwei Kavalleriedivisionen und die Artillerie-Hauptreserve. Man konnte mit diesen Truppen,

indem man Metz als Doppelbrückenkopf benutzte, den Feind auf dem einen oder dem anderen Ufer angreifen, wenn er den Versuch machte, an dem Platze vorbeizukommen.

Dies Urteil enthält offenbar viel Richtiges, ob es aber gelungen wäre, den richtigen Zeitpunkt zum Angriff zu finden, nachdem man dem Gegner so lange die Initiative überlassen hatte, ist fraglich. Wir wissen, daß die deutsche Führung in jenen Tagen sich die große Frage vorlegte, ob die Entscheidung östlich oder westlich der Mosel fallen würde, und daß sie bis zur endgültigen Feststellung der Tatsache, daß sich östlich der Mosel keine erheblichen Kräfte des Feindes mehr befanden, ihre Maßnahmen so traf, daß einem feindlichen Vorstoß wirksam begegnet werden konnte. Besonders aber verliert der französische Vorschlag aus dem Auge, daß die Vernichtung der feindlichen Armee das Ziel aller Operationen bildete. War also die französische Armee bei Metz, so handelte es sich für die deutsche nicht nur darum, diese Festung zu umgehen, sondern die Armee dort anzugreifen.

10. August. Am 10. August wurden die Truppen durch eintreffende Reservisten und 43 000 Mann des 6. Korps verstärkt, das mit der Eisenbahn herangezogen wurde. Die Zuversicht wuchs. Leboeuf schrieb dem Kriegsminister von einer geplanten Offensive in wenigen Tagen. Der Kaiser gab jedoch diesen Gedanken an demselben Tage angesichts der drei feindlichen Armeen, die sich jetzt gegen ihn vorbewegten, wieder auf. Der Entschluß mag durch eine Agentennachricht mit beeinflußt worden sein, die noch bis zum 16. August das französische Hauptquartier in steter Sorge um die linke Flanke hielt. Sie war aus Diedenhofen an Leboeuf gerichtet und vom 10. August 8^{00} abends datiert: „Im Auslande bestätigt sich das Gerücht, daß die Nordarmee unter General Vogel von Falckenstein in der Richtung auf Trier vorgeht.*) Man glaubt in Luxemburg, daß die Preußen die Neutralität Belgiens achten werden ohne sich aber viel um die von Luxemburg zu bekümmern. Man fürchtet, daß sie die Festung wieder besetzen und durch das Großherzogtum marschieren werden, um über Longwy auf Verdun—Reims usw. vorzugehen und sich mit der Armee im Marsch auf Paris zu vereinigen."

Dies Gespenst spukte in den nächsten Tagen und trug dazu bei, die Lage noch schlimmer erscheinen zu lassen, als sie ohnehin schon war. Bazaine bekam den Befehl, am 11. August die in Aussicht genommene zweite Linie vorwärts der Forts von Metz zu besetzen. Das französische Generalstabswerk wirft die Frage auf: War das sofortige völlige Verlassen der Niedstellung gerechtfertigt? und beantwortet sie dahin, es wäre sehr vorteilhaft gewesen, dort wenigstens ein Korps zu lassen, das als Heeresavantgarde — wir möchten sagen Heeresarrieregarde — mit der Erkundung

---

*) Wahrscheinlich liegt diesem Irrtum der Umstand zu Grunde, daß General Vogel von Falckenstein zum General-Gouverneur für die in den Küstenlanden gelegenen Bezirke des I., II., IX. und X. Korps ernannt worden war, woraus durch Mißverständnis des Agenten eine „Nordarmee" wurde.

der Kräfte und der Maßnahmen des Gegners beauftragt werden mußte. Dies Korps hätte im Verein mit der ganzen verfügbaren Kavallerie den Gegner zur Entwicklung zwingen und dadurch die Zeit zur Heranziehung des 5. und 6. Korps schaffen sollen. Nach unserer Meinung bedurfte es, um diese Zeit zu gewinnen, nicht einer Heeresarrieregarde, die eine Teilung der Kräfte bedingt hätte. Stand man mit ungeteilten Kräften im Schutze der Werke, so konnte man sich mit Sicherheit solange halten, bis außer dem 6. auch das 5. Korps herangekommen wäre, wenn man dies letztere nur ernstlich dazu aufforderte. Das Verbleiben eines vereinzelten Korps an der Nied schloß aber doch die ernste Gefahr in sich, daß es ihm so ergehen möchte wie dem 2. Korps bei Spichern. Mit dem „combat en retraite", worauf sein Verhalten im besten Falle herausgekommen wäre, können wir uns nicht befreunden.

11. August.

Mit dem 11. August begannen nun drei Tage des untätigen Abwartens in der neu bezogenen Stellung. Es ist ohne weiteres klar, daß ein Verweilen östlich der Festung logischerweise die Absicht hätte in sich begreifen müssen, dort die Entscheidung zu suchen. Wollte man dies nicht östlich der Festung tun, so mußte man sich beeilen über den Fluß zu kommen, denn der Feind war dicht auf den Fersen.

Zunächst allerdings hatte man die Absicht, sich unter den Batterien der Forts Queuleu und St. Julien zu schlagen, wie man am 9. August beabsichtigt hatte, sich in der Niedstellung zu schlagen. Aber hier wie dort ließ man diesen Plan wieder fallen und die Zeit, die man auf seine Ausführung bereits verwandt hatte, war verloren. Das Verlassen der Niedstellung war ein schnell zur Ausführung gekommener Entschluß des Kaisers. Nicht so die Aufgabe der Stellung bei den Forts. Hier wurde hin und her geschwankt und beraten.

12. August.

In dieser für den ganzen Krieg so entscheidenden Zeitspanne legte der Kaiser den Oberbefehl über die Rheinarmee nun vollends nieder. Bazaine, der ihn am 12. August nach anfänglichem Sträuben übernahm, sah sich in schwieriger Lage. Denn Leboeuf, der bisherige Chef des Generalstabes, legte an demselben Tage sein Amt nieder, ohne Bazaine die Lage und die bisher leitend gewesenen Absichten mitzuteilen. Jarras, der neue Chef des Generalstabes, war dem Marschall unsympathisch und wurde von ihm zunächst unberücksichtigt gelassen. Anstatt nach der Übernahme sogleich zur näheren Information nach Metz zu eilen, blieb Bazaine am 12., 13. und 14. August im Schloß Borny. Er behielt den ihm am 9. zugeteilten Stab um sich, während der zum Oberkommando gehörige große Generalstab*) untätig in Metz verblieb. Der Marschall erschwerte also seine Lage durch eigene Schuld noch mehr.

*) Eine Stelle aus den Souvenirs inédits des Generals Cissey, Führers der 1. Division des 4. Korps, die sich unter dem Datum des 11. August findet, wirft ein Licht auf den damaligen französischen Generalstab und die Ansicht über ihn in der Truppe: „Je veux ici remarquer, une fois pour toutes que l'état-major général n'a rien fait pendant toute cette campagne: complètement annihilé par son chef incapable, il a toujours été tenu enfermé dans un

Zudem wurde trotz der ausdrücklichen Abgabe des Oberbefehls der Marschall direkt oder indirekt vom Kaiser bis zu dessen am 16. früh erfolgender Abreise von der Armee beeinflußt. Als man dann endlich den Entschluß zum Rückzuge gefaßt hatte, zeigte seine Ausführung das getreue Abbild der Zustände bei den obersten Stellen.

Vorübergehend beschäftigte den Kaiser und einen Teil seiner Umgebung außer den beiden bis dahin erwogenen Möglichkeiten des Zurückgehens oder Standhaltens bei Metz ein dritter Plan, nämlich die Vereinigung aller, auch der elsässischen und der in Chalons zu bildenden Kräfte auf dem Plateau de Haye zwischen Toul und Nancy zur Verteidigung. Man kam aber zu der richtigen Überzeugung, daß es zur Ausführung eines solchen Planes jetzt viel zu spät war und ließ ihn fallen, obgleich er einige Anhänger behielt, die erklärten, es sei besser, eine neue Niederlage auf dem Plateau de Haye zu erleiden, als die Mosellinie ohne Kampf aufzugeben und dadurch dem Feinde ganz Lothringen und fast die ganze Champagne preiszugeben.

Nachdem der Kaiser am Nachmittage des 12. August den Oberbefehl abgegeben hatte, schrieb er am Abend an Bazaine: „Je mehr ich an die Stellung denke, die die Armee besetzt hält, um so kritischer finde ich sie, denn wenn ein Teil durchbrochen wäre und man sich in Unordnung zurückzöge, würden die Forts die entsetzlichste Verwirrung nicht zu verhindern imstande sein. Sehen Sie zu, was zu tun ist und fassen wir, wenn wir morgen nicht angegriffen werden, einen Entschluß.“ Das war eine Beeinflussung, die nicht dazu dienen konnte, die Zuversicht des Marschalls zu heben. Der Entschluß, den der Kaiser nahelegen wollte, war offenbar der zum Rückzuge. General Jarras wurde vom Kaiser angewiesen, dem General Coffinieres, der zum Kommandanten von Metz ernannt worden war, die Herstellung von Brücken aufzutragen. Wir müssen jetzt den schriftlichen und mündlichen Verkehr zwischen dem Kaiser und Bazaine am 13. August kurz wiedergeben, obgleich das, was davon in den Archiven aufbewahrt worden ist, sicherlich nicht zur vollen Klarstellung genügt, um zu ermessen, welche Masse von Ansichten, Meinungen, Ratschlägen, Nachrichten über den Feind auf jeden der beiden in diesem Moment der Spannung eingestürmt ist und das Schwanken, die Scheu vor dem Entschluß und schließlich die Unsicherheit erhöhte, die sich bereits auf die Truppe übertragen hatte.

13. August. Am 13. August etwa um 1^{00} nachmittags hatte Bazaine mit dem Kaiser eine Unterredung, deren Inhalt nicht schriftlich überliefert worden ist, die aber offenbar den Rückzug über die Mosel zum Gegenstande gehabt hat, wie aus dem späteren

---

bureau pour être prêt à écrire sous la dictée de ce chef: 30 officiers des meilleurs du corps d'état-major, ayant fait des études spéciales sur l'organisation militaire de l'Allemagne, ont été ainsi perdus pour le service; c'est à peine si on les a vus de temps en temps aux avantpostes, où ils ne sont jamais venus en service, mais bien en simples curieux et après avoir été obligés de demander la permission à leur chef.“

Depeschenwechsel hervorgeht. Am Nachmittag erhielt Bazaine vom Kaiser die Nachricht: „Die Preußen sind in Pont a Mousson; 300 sind in Corny. Auf der anderen Seite soll Prinz Friedrich Karl eine Bewegung gegen Diedenhofen machen.*) Es ist kein Augenblick zu verlieren, um die befohlene Bewegung auszuführen." Bazaines Antwort lautete: „Ich habe den Befehl Ew. Majestät, den Moselübergang zu beschleunigen, erhalten; aber der General Coffinieres, der zur Zeit bei mir ist, versichert, daß trotz größter Eile die Brücken kaum morgen früh fertig sein werden. Auch der Intendant erklärt, die Empfänge nicht sofort machen zu können. Ich gebe trotzdem Befehl, daß man die Zu- und Abmarschwege der Brücken erkundet und sich bereit hält, morgen (14.) früh die Bewegung zu beginnen." Durch diesen Brief ließ sich der Kaiser von dem ungesäumten Antritt der Bewegung abbringen und schrieb um 8^{30} abends: „Ich erhalte Ihren Brief; unter diesen Umständen müssen Sie zusehen, ob der Rückzug über den Fluß möglich ist. — Benachrichtigen Sie mich morgen früh."

Bazaine kam nun anscheinend zu der Überzeugung, daß der Rückzug nicht mehr ausführbar sei und schrieb um 9^{00} abends an den Kaiser: „Da der Feind sich uns zu nähern scheint und unsere Bewegungen überwacht, so daß der Übergang auf das linke Ufer einen für uns unglücklichen Kampf nach sich ziehen könnte, ist es vorzuziehen, ihn entweder in unseren Stellungen zu erwarten, oder mit allem offensiv zu werden. Ich werde versuchen, Nachrichten über seine Stellungen und seine Frontausdehnung zu bekommen. Sodann werde ich die nötigen Bewegungen befehlen und Ew. Majestät sofort berichten." Inzwischen aber machte sich auf den Kaiser wieder ein anderer Einfluß geltend, nämlich der der Kaiserin, die eine Depesche des Inhalts gesandt hatte: Prinz Friedrich Karl solle aus der Richtung Sierck-Diedenhofen sich auf Verdun zu wenden im Begriffe sein, und es sei möglich, daß er, nachdem seine Verbindung mit Steinmetz vollzogen sei, sich bei Verdun mit dem Kronprinzen vereinige, indem der eine von Norden, der andere von Süden komme. Der Kaiser sandte diese Depesche an den Marschall mit dem Hinzufügen: „Die Depesche der Kaiserin, die ich Ihnen sende, zeigt entschieden, welchen Wert der Feind darauf legt, daß wir nicht auf das linke Ufer übergehen. Es ist also alles dafür zu tun; wenn Sie glauben, eine Offensivbewegung machen zu müssen, so darf diese uns nicht so ablenken, daß wir den Übergang nicht ausführen können. Die Empfänge kann man auch auf dem linken Ufer machen . . ." Daraufhin gab Bazaine den Gedanken an eine Offensive auf und von jetzt ab erst traten der Ausführung des Rückzuges keine hemmenden Erwägungen mehr in den Weg. Dieser Zeitverlust im Verein mit Anordnungen, die nicht praktisch waren, da sie die vorhandenen Mittel nicht erschöpfend ausnutzten, hatten schließlich die Lage zur Folge, in der wir die Armee am 14. und 15. August sehen.

*) Wahrscheinlich gab die Unternehmung der Brigade Gneisenau Anlaß zu dieser Befürchtung. Es war der Versuch, Diedenhofen durch Handstreich zu nehmen.

Rein technisch betrachtet wäre wohl unter Ausnutzung der vorhandenen festen und der im Laufe des Tages fertig werdenden Kriegsbrücken die Aufgabe, unangefochten auf das linke Ufer zu kommen und sich dort zu weiteren Operationen zu ordnen, zu lösen möglich gewesen, doch dürfen wir nicht vergessen, daß hinterher auf dem Papier eine solche Arbeit leichter ist als im Drange der Ereignisse. Den Befehl zum Moselübergang hatte Bazaine schon am 13. August ausgearbeitet. Er ist unter dem Titel „Instructions du maréchal Bazaine“ erhalten.

Diese Vorschriften enthielten weder genau die Straßen, die die Kolonnen einschlagen sollten, noch bestimmten sie die Aufbruchszeiten, noch wurde für die Sicherung des Abmarsches gesorgt. Sie genügten somit nicht, um die schwierige Bewegung eines Flußüberganges und die Entwicklung aus den Defileen dicht westlich der Festung auszuführen, zumal da man jeden Augenblick den feindlichen Angriff gewärtigen mußte. Gegen Bazaines Antwort bei seinem späteren Verhör, die Instruktionen hätten nur die allgemeinen Gesichtspunkte geben sollen, die Einzelheiten der Ausführung aber wären Sache seines Generalstabes gewesen, ließe sich nichts sagen, wenn er diese Weisungen dem Generalstabschef rechtzeitig hätte zugehen lassen. Das geschah nicht. Ferner waren sie auf den 13. nachmittags zugeschnitten und hätten für den 14. frühmorgens, an dem der Übergang schließlich ins Werk gesetzt werden sollte, abgeändert werden müssen.

Die Rückwirkung der Unentschlossenheit im Hauptquartier auf die Truppen blieb nicht aus. Befehle und Gegenbefehle trafen ein, die aber schließlich auf nichts weiter als die Bereitstellung der Truppen für den 14. früh hinausliefen. Ob zum Rückzuge oder zum Angriff, wußte am Abend des 13. noch niemand. Jarras bekam die Instruktionen am 14. August morgens. Eine Stelle in ihnen sagte, daß das 2. und 4. Korps „ce matin, de très bonne heure“ Befehle bereits bekommen hätten, also am 13., daß die Garde und das 3. Korps sie demnächst bekommen würden und daß er, Jarras, dem 6. Korps Befehl geben solle.

14. August. Was sollte er nun tun? Er nahm seine Zuflucht dazu, die Instruktionen an die Korpsführer in Abschrift weiterzugeben, obgleich sie so für den 14. nicht paßten. Du Barail, dem Führer der 1. Kavallerie-Division der Reserve, teilte er sie in einem längeren Briefe mit, um ihn die Anordnungen für die beiden Kavallerie-Divisionen der Reserve (1. und 3.) wissen zu lassen. In diesem Briefe sind freilich die beabsichtigten Bewegungen für jedes einzelne Korps enthalten, die für die Kavallerieführer gänzlich gleichgültig waren; die Schwierigkeit aber, die der Marschall in seinen Instruktionen stillschweigend übergangen hatte, waren auch hier nicht berührt, nämlich wie die Truppen von ihren Biwakplätzen bis Gravelotte marschieren sollten. Von Gravelotte aus war jeder Division eine Straße genannt. Da über die Manceschlucht nach Gravelotte nur eine Straße führt, mußten die Divisionen bis Gravelotte in einer Kolonne marschieren. Die nachfolgenden Korps waren angewiesen, der 1. oder

3. Kavalleriedivision der Reserve zu folgen. Also war tatsächlich die ganze Armee auf eine einzige Straße angesetzt, die sich erst bei Gravelotte gabelte. Benutzbar waren aber außer dieser über Longeville-Moulins führenden Straße noch drei andere: Metz—Plappeville—Lessy—Chatel—Saint Germain—Verneville, Metz—Coupillon—Lorry—Amanweiler und Metz—Woippy—St. Privat—Briey. Gibt man zu, daß die Benutzung dieser nördlichsten wegen der vermeintlichen Bedrohung von Diedenhofen her bedenklich war, obgleich diese Gefahr, selbst nach den eingegangenen Nachrichten, noch nicht groß genug erscheinen konnte, so bleiben immer noch drei Straßen, auf denen der Rückzug nach Verdun hätte ausgeführt werden können. Die getroffenen Anordnungen mußten zur Folge haben, daß, wenn auch der Übergang über die Mosel glatt verlief, eine längere Stockung dicht westlich des Flusses eintrat, bis die Massen sich auf der einzigen zugewiesenen Straße in die Marschkolonne setzen konnten.

Nachdem seit dem Morgen des 14. August die Bagagen und Trains in Bewegung gesetzt worden waren, begannen um 1^{00} nachmittags, die 1. und 3. Kavalleriedivision der Reserve den Übergang; ihnen folgten die Korps auf Einzelbefehle Bazaines hin, deren erster an das 2. Korps von 11^{55} vormittags datiert war. Die ungenügende Vorbereitung rief schon bei den Bagagen und Trains Stockungen hervor. Die beiden nun folgenden Kavalleriedivisionen der Reserve stießen auf verstopfte Straßen. Die erste bog bei Rozerieulles auf einen Seitenweg ab und kam um 3^{00} nachmittags bei Gravelotte an, die dritte erst um 7^{00} abends. Als die Korps die Bewegung begannen, konnten ihre Truppen, die seit 4^{00} morgens marschbereit auf den Befehl zum Antreten gewartet hatten, nur sehr langsam vorwärts kommen, da sich naturgemäß die Stockungen und Verwirrungen fortpflanzten. Es würde ermüden, jeden einzelnen Truppenteil in diesem Chaos zu verfolgen, das uns die französische Armee in einer äußerst kritischen Lage zeigt. Die vier Korps waren sämtlich im Abmarsch begriffen und keine einzige Anordnung seitens des Oberbefehlshabers hatte für die Sicherung dieses in nächster Nähe des Feindes sich vollziehenden Abmarsches vorgesorgt, als der Donner preußischer Geschütze die Schlacht bei Colombey-Nouilly eröffnete.

Der deutsche Angriff begann, als etwa die Hälfte der Rheinarmee den Übergang vollzogen hatte. Er traf zuerst auf das 3. Korps; das im Marsch begriffene 4. Korps machte Kehrt und hielt im Verein mit dem 3. stand. Die Dunkelheit machte zwischen 8^{30} und 9^{00} abends dem unentschiedenen Kampfe ein Ende, der auf deutscher Seite von dem VII. und I. Armeekorps und Teilen der 18. Infanteriedivision ausgefochten worden war. Wir werden unsere Auffassung, die bisher dahin ging, die Schlacht habe den Rückzug der Rheinarmee aufgehalten, zu ändern haben, sobald wir uns an der Hand der außerordentlich sachgemäßen Betrachtungen des französischen Generalstabswerkes die Lage der Franzosen nach der Schlacht vergegenwärtigt haben werden. Vorher sei die Tätigkeit des französischen Oberbefehlshabers während dieses Kampfes erwähnt. Sie war gleich Null. Bazaine ließ den Dingen ihren Lauf, ohne irgendwie einzu-

greifen. Als er spät Nachts auf dem Ritt in sein neues Hauptquartier Moulins dem Kaiser in Longeville über den Kampf als über einen Erfolg der französischen Waffen berichtete, holte er sich die anerkennende Antwort: „Eh bien, maréchal, vous avez donc rompu le charme!“

In den Betrachtungen des französischen Generalstabswerks wird zunächst die Frage aufgeworfen, ob es nötig war, die am Nachmittag angebotene Schlacht anzunehmen. Sie wird verneint mit der Begründung, daß ein als Arrieregarde bestimmtes Korps, angelehnt an die Forts der Festung, genügt hätte, um den Rückzug zu decken. Freilich seien die Armierungsarbeiten der Forts noch nicht beendet gewesen und die Festung hätte eine regelrechte Belagerung nicht aushalten können, hier aber habe es sich nur darum gehandelt, durch das Feuer der Forts den Widerstand einer Arrieregarde zu unterstützen und der Angriffsbewegung der feindlichen Feldtruppen ein Ziel zu setzen, um dann jener Arrieregarde den Abbruch des Gefechts zu ermöglichen. Wenn wir die Tatsache hinzufügen, daß das Fort Queuleu 40, das Fort St. Julien 43 Geschütze schweren Kalibers nebst Munition sowie eine starke Infanteriebesatzung besaß, was bisher nicht bekannt war, so müssen wir diesem Urteil beistimmen. Als der Kampf einmal an dem Abschnitt von Colombey entbrannt war, so fährt das französische Generalstabswerk fort, fand der Marschall keinen Entschluß. Er mußte entweder einen Rückzug bis unter das Feuer der Forts anordnen oder die Gelegenheit zur Offensive ergreifen, die sicher aussichtsvoll war und bedeutende moralische Folgen gehabt hätte. Wäre der Rückzug praktisch angeordnet gewesen, so wäre es nicht einmal für eine Arrieregarde zweckmäßig und nötig gewesen, östlich Metz in einen ernsten Kampf zu treten, wodurch sie Zeit verloren hätte. Aber in Anbetracht der unentwirrbaren Verstopfung der Verbindungen und der wirklichen Verhältnisse bei den Truppen am 14. August mußte zum Zeitgewinn etwas geschehen.

Der Aufenthalt, den der Rückzug durch die mangelhaften Maßnahmen der französischen Heeresleitung erlitt, ist durch die Schlacht nicht vermehrt worden. Der Marsch des 2. und 6. Korps *) wurde nicht beeinflußt. Das 3. Korps und die Garde setzten sich etwas vor 4⁰⁰ nachmittags in Bewegung, aber die Brücken waren so voll, daß beide Korps den Übergang nicht früher hätten beginnen können, als sie ihn in der Tat begonnen haben, nämlich um Mitternacht vom 14./15. August. Das 4. Korps hätte zwar ganz am 14. August übergehen können, aber im Hinblick auf die Unmöglichkeit, sich, wie befohlen, auf die Straße nach Longeville zu setzen, hatte General Ladmirault befohlen, daß bei Metz biwakiert werden sollte, und zwar zwischen Maison Neuve, Le Sansonnet und Fort Moselle,**) das heißt auf denselben Plätzen, die die

---

*) Das 2. Korps stand am 15. morgens bei Rezonville und westlich, das 6. östlich von diesem und nördlich bis St. Marcel. Die 3. Division Laveaucoupet des 2. Korps war auf direkten Befehl des Kaisers in Metz als Besatzung zurückgelassen worden.

**) Linkes Moselufer, dicht nördlich der Festung.

Truppen am 14. abends und am 15. früh erreichten. Das 4. Korps verbrachte den ganzen 15. dort und setzte sich erst am 16. morgens wieder in Marsch. Diese Verzögerung kann aber nicht als eine Folge des Kampfes am 14. betrachtet werden, denn trotz der dringenden Vorstellungen Ladmiraults behielt der Marschall seinen ersten Entschluß, die ganze Armee nach Gravelotte zu führen, am 15. bei. Hätte man am 14. nicht gekämpft, so wäre Bazaine erst recht bei seinem Willen geblieben und das Verweilen des 4. Korps bei Metz hätte ebensolange gedauert. Es wäre unrichtig, zu behaupten, daß die Truppen durch den Kampf und den folgenden Nachtmarsch so ermüdet waren, daß sie am 15. nicht weiter marschieren konnten, denn ein Teil des 3. Korps, der in derselben Lage war, wie das 4., ging an diesem Tage bis Verneville. Das 3. Korps befand sich am 15. August von 9⁰⁰ vormittags ab zwischen dem Diedenhofener Tor und Plappeville, aber die Versperrung der Straßen war noch so stark, daß nur die beiden ersten Divisionen Verneville in der Nacht vom 15./16. August erreichen konnten. Die beiden anderen Infanteriedivisionen und die Kavalleriedivision versuchten sich in Marsch zu setzen, konnten aber nicht über Plappeville hinauskommen. Die Garde war am 14. August um 3⁰⁰ morgens fast ganz zwischen Ban Saint Martin und Moulins vereinigt. Sie setzte sich um 10⁰⁰ vormittags zwischen den ungeordneten Wagenzügen in Marsch und kam so erst zwischen 4⁰⁰ nachmittags und Mitternacht mit ihren einzelnen Teilen in der Gegend von Gravelotte und Point du Jour an. Diese Beweisführung des französischen Generalstabswerkes ist vollkommen überzeugend und wir müssen die Richtigkeit der Behauptung zugeben, daß der Rückzug der französischen Armee durch die Schlacht von Colombey-Nouilly nicht verzögert worden ist.*)

15. August.

Wir kommen zu den Vorgängen am 15. und 16. August. Je gefährdeter die Lage der Armee wurde, je dringender schnelles Handeln geboten war, desto mehr versagte die Tätigkeit der Heeresleitung. Der Oberbefehlshaber brachte es zu keinem Entschluß mehr, der den Operationen eine Richtung nach seinem Willen gegeben hätte; er wich einem solchen Entschluß geflissentlich aus, obgleich trotz aller Versäumnisse die Lage der Armee noch lange nicht so verzweifelt war, daß man die Hoffnung auf ihre Besserung hätte aufgeben dürfen. Der Uferwechsel vollzog sich, da der Feind nicht verfolgen konnte, ungestört weiter und war am Morgen des 15. vollendet.

Die Meldungen bis zum 15. früh ergaben folgendes Bild: Östlich Metz waren wenigstens zwei Armeekorps unter Steinmetz, die am 14. die französische Armee angegriffen hatten. Weiter südlich schienen „les armées des Princes, peut-être formées de neuf corps“ mit ihren Anfängen die Mosel bei Pont-a-Mousson und Frouard erreicht zu haben. Die deutsche Kavallerie zeigte starke Abteilungen nahe bei

*) Im „Journal de marche de l'armée du Rhin ist noch, entgegen der heutigen Ansicht, das Zurückbleiben des 3. und 4. Korps nicht mit den Schwierigkeiten des Weitermarsches auf dem linken Moselufer begründet, sondern mit dem „retard occasionné par le combat du 14.“

Metz; ihre Patrouillen schienen sich schon auf den Höhen des linken Ufers bis Briey, Vigneulles und selbst Mars-la-Tour ausgebreitet zu haben. Die feindliche Vorwärtsbewegung aus nördlicher Richtung schien sich bestätigen zu wollen, wenn auch nach den letzten Meldungen nicht mit so starken Kräften, wie man bisher angenommen hatte. Man vermutete dort jetzt etwa 35000 Mann gegenüber früheren Nachrichten, die von 150000 sprachen.

Als Bazaine nach der erwähnten Rücksprache mit dem Kaiser um 1⁰⁰ nachts in sein Quartier kam, legte er sich zur Ruhe, obgleich die Lage dringende Befehle erheischte. Die letzten hatte der Marschall beim Verlassen des Schlachtfeldes an die Korpsführer mündlich gegeben. Sie sagten, daß die Korps die Mosel schleunigst überschreiten sollten. „Ich war ermüdet", war Bazaines Antwort auf die Frage des Präsidenten des Kriegsgerichtes in Trianon, „fast drei oder vier Tage war ich zu Pferde und meine Verwundung verursachte mir Schmerzen.*) Der Chef des Generalstabes erzwang sich frühmorgens den Zutritt zum Marschall, um den Befehl zu erwirken, daß die noch auf dem rechten Ufer befindlichen Reste des 3. und 4. Korps, den Übergang beschleunigen sollten. Erst zwischen 9⁰⁰ und 10⁰⁰ morgens ergingen dann an die einzelnen Korps mündliche Befehle, die ihnen ihre Ziele für diesen Tag vorschrieben, eine allgemeine Absicht aber nicht erkennen ließen. Sie sagten: Das 4. Korps sollte nach Doncourt gehen, das 3. hinter ihm bis in die Höhe von Verneville; beiderseits der Straße, zwischen Verneville und St. Marcel, sollten die Korps mit der Front nach Norden unter Beobachtung des Waldes von Doseuillons**) lagern. Das 2. Korps sollte, sobald der Anfang des 6. in Sicht käme, von Rezonville und Vionville bis Mars-la-Tour vorgehen, das 6. in die Stelle des 2. rücken. Die Garde wurde nach Gravelotte gewiesen. Schwache Arrieregarden sollten bei Point du Jour und in Longeville bleiben. Die Kavalleriedivision Forton (3.) sollte nach Tronville zur Aufklärung vorgehen, die Kavalleriedivision du Barail (1.) auf der Straße Jarny—Verdun.

Diese Befehle enthielten nichts darüber, wie die Entwirrung des Knäuels, den die Armee noch bildete, vor sich gehen sollte. Dieser Schwierigkeit ging man wieder aus dem Wege. Das Ergebnis der Ausführung dieser Befehle wäre die Versammlung der Armee im Raume Gravelotte—Mars-la-Tour—Doncourt, also mit den am weitesten vorwärtsgekommenen Teile etwa 20 km westlich Metz gewesen. Wollte man wirklich los von Metz, so war eine solche Versammlung vom Übel, zumal da man nach den eingetroffenen Nachrichten gewärtigen mußte, beiderseits vom Feinde umfaßt zu werden. Man mußte die Bewegung endlich in Fluß zu bringen suchen, nicht aber sie durch eine neue Versammlung hemmen. Aber auch diese Versammlung gelang nicht und so sehen wir die Armee noch bis zum 16. August

*) Bazaine war bei Colombey-Nouilly an der Schulter leicht verwundet worden.

**) Westlich Verneville.

früh unter Zerreißung der Verbände des 3. und 4. Korps mit den vordersten Teilen der Infanterie nur etwa 15 km westlich Metz, während die letzten Teile, etwa 1½ Korps, noch dicht bei der Festung geblieben waren.

Um 3⁰⁰ nachmittags am 15. August verließ Bazaine Moulins und traf gegen 5⁰⁰ nachmittags in Gravelotte ein, wo sich der Kaiser bereits befand. Bei der letzten Unterredung um Mitternacht in Longeville hatte Napoleon dem Marschall empfohlen: „d'agir avec la plus grande prudence dans les opérations, afin de ne rien livrer au hasard, et par suite, de ne donner aux puissances, qui lors du début des hostilités semblaient vouloir venir à nous, aucun prétexte de se retirer." Bei der kurzen Unterredung, die jetzt in Gravelotte stattfand, war nach Bazaines Angaben von den Operationen nicht die Rede, sondern es wurde nur erwogen, ob der Kaiser noch am 15. oder erst am 16. August die Armee verlassen sollte. Auf Bazaines Rat wurde wegen der Unsicherheit der Straßen die Abreise auf den 16. verschoben, an welchem Tage sie auch erfolgte. Der Marschall begab sich sodann in das Posthaus 700 m westlich des Ortes, ohne jedoch seinen Generalstabschef zu benachrichtigen, der mit dem ganzen Hauptquartier in Gravelotte blieb. Bazaine erhielt nun im Laufe des Tages weitere Nachrichten, auf Grund deren der Operationsbefehl für den 16. hätte ausgegeben werden müssen.

Zunächst meldete General Forton (3. Kavalleriedivision der Reserve) seinen Zusammenstoß mit der deutschen Kavallerie bei Mars-la-Tour, infolgedessen er bis Vionville zurückgegangen sei. Der abends eintreffende Bericht des Generals du Barail (1. Kavallerie-Division der Reserve) bestätigte diese Meldung. Die Meldungen der Korpsführer ergaben für Bazaine die Lage der Armee insofern nicht ganz richtig, als Leboeuf, der jetzt das 3. Korps führte, gemeldet hatte, das ganze Korps werde zwischen 7⁰⁰ und 10⁰⁰ abends bei Verneville vereinigt sein. Erst spät am Abend traf eine berichtigende Meldung ein, als der Befehl für den 16. an die Korps schon ergangen war. Das 2. und 6. Korps meldeten, daß sie auf 30 000 Mann geschätzte feindliche Truppen vor sich hätten und am nächsten Tage einen Angriff erwarteten. Diese Meldung hatte wahrscheinlich das Erscheinen der 5. deutschen Kavallerie-Division und Aussagen der Landeseinwohner zur Grundlage. Eine Reihe von anderen Nachrichten ging noch ein, die das Bild über den Feind nicht wesentlich änderten. Endlich ist eine Depesche des Kriegsministers zu erwähnen, die am Morgen um 9¹⁵ abgegangen war und deren Eintreffen man vor der Ausgabe des Befehls für den 16. annehmen muß. Sie ist nicht mit der Zeitangabe des Eingangs im Hauptquartier versehen. Ihr Inhalt war: es seien Preußen in geringer Zahl in Vigneulles eingetroffen und man erwarte dort jeden Augenblick 20 000.

Das französische Generalstabswerk bemerkt hierzu, daß unter der, wohl gerechtfertigten Annahme des Eintreffens dieser Depesche vor dem Abends des 15.,

durch sie das französische Oberkommando die Überzeugung hätte gewinnen müssen, daß erhebliche feindliche Truppenmassen die Armee in der Richtung auf Verdun bereits überholt hatten und sich nahe der Rückzugslinie befanden. Jetzt sei Eile geboten gewesen, wenn man nicht, wie bisher auf die Initiative ganz verzichten wollte. Der Augenblick sei gekommen gewesen, so schnell wie möglich das Marschgebiet der Armee durch eine kühne Offensive der durch Infanterie unterstützten Kavallerie freizumachen. Auch erhöhte Aufklärung nach Norden und Südwesten sei geboten gewesen um Beweise über die Richtigkeit der über den Feind eingegangenen Nachrichten zu erlangen. Endlich hätte man durch starke Seitendeckungen die Straßen über Mars=la=Tour, Conflans und Briey sichern und sofort den Rückzug antreten müssen, den man schon so lange hinausgeschoben hatte.

Auch unser erster Gedanke ist der, daß nunmehr, wenn nicht schon für die beginnende Nacht, so doch für den nächsten Morgen ein Operationsbefehl an die Truppenführer ergehen mußte. Und gerade in dieser Lage, wo die Korps durch die vorangegangenen Tage mit Gefecht und ungeordnetem Abmarsch dem Führer mehr oder weniger aus der Hand gekommen waren, bedurfte es des festen Zusammenfassens nach einheitlichem Willen, der klar ausgesprochenen Absicht des Führers, der Weitergabe von Nachrichten über den Gegner an die im Dunkeln tappenden Unterführer und bestimmter Befehle für die einzelnen Teile der Armee, damit endlich nach einem Plane, auf ein Ziel hin gehandelt werden konnte, sei es, um den eingeleiteten Rückzug doch noch glücklich zu Ende zu führen, sei es, um sich durch eine südwärts geführte Offensive den Bedränger vom Halse zu schaffen.

Stattdessen gab der Marschall einen Befehl zur Bereitschaft der Truppen, der seine Absicht nicht enthielt, der aber seine immer mehr schwindende Energie deutlich verriet. Der Befehl war bis Mitternacht in den Händen der Korpsführer, denen sicherlich viel daran gelegen gewesen wäre, zu erfahren, wie die Lage der Armee zur Zeit war und was nun weiter unternommen werden sollte: „Ich bitte Sie Befehle zu geben, daß Ihre Truppen morgen um 4^{00} früh die Suppe gegessen haben und daß sie sich zum Antritt der Bewegung um 4^{30} bereit halten; die Zelte sollen abgebrochen sein, die Pferde gesattelt. Gezäumt wird erst beim Verlassen des Biwaks. — Der General Frossard und der Marschall Canrobert teilten mir mit, daß sie nach ihren Nachrichten feindliche Kräfte vor sich haben, die sie auf 30000 Mann schätzen, und daß sie morgen einen Angriff erwarten. — Ich bitte Sie, mich genau wissen zu lassen wo Ihr Hauptquartier ist, damit meine Befehle, falls ich Ihnen solche zu geben habe, sicher und so schnell wie möglich zu Ihnen gelangen können." So schloß auch dieser Tag ohne daß die Heeresleitung der Erfüllung ihrer Aufgabe näher kam.

16. August.

Der 16. August begann mit den Reibungen, die aus der mangelhaften Kenntnis der eigenen Aufstellung und der ungenügenden Befehlsführung entstehen mußten. Um Mitternacht hatte General Frossard (2. Korps) einen Brief mit der Bitte gesandt,

ihn zu rechter Zeit wissen zu lassen wohin der Marsch führen solle. Er fügte die Meldung bei, daß eine preußische Abteilung, etwa zwei Regimenter (Infanterie und Kavallerie), unter einem General von Noveant kommend, um 9⁰⁰ abends Gorze durchschritten und sich erkundigt habe, wie weit es von dort bis zur Straße nach Verdun sei. Dann habe sie sich schnell auf derselben Straße zurückgezogen.

Um 11⁵ abends ging Leboeufs Meldung über seine Aufstellung ein, der hinzugefügt war, er werde den Befehl zur Marschbereitschaft ausführen, wenn man aber kämpfen müsse, so sei sehr zu wünschen, daß sein Korps vereinigt wäre, bevor man sich in Bewegung setze. Das 4. Korps, das vor dem 3. marschieren sollte, habe ja am 15. keine Bewegung ausgeführt und sei noch bei oder sogar in Metz. „Bei solcher Zersplitterung werden Ew. Exzellenz erwägen, ob es nicht nützlicher ist, den Feind zu erwarten, bis das ganze III. Korps vereinigt ist, als gegen ihn vorzugehen.“

Also ein Vorschlag von einem der Korpsführer, dessen Wirkung bei dem Armeeführer wohl nicht ausblieb.

Am frühen Morgen zwischen 4⁰⁰ und 5⁰⁰ wurde Bazaine zum Kaiser beschieden, der ihm mitteilte, daß er nunmehr sogleich nach Chalons abreisen werde. Nach Bazaines Aussage vor dem Kriegsgericht habe der Kaiser die Weisung hinzugefügt: „Sobald Ihre Armee versammelt ist und Sie sich in Marsch setzen können „dans de bonnes conditions“, wenden Sie sich auf Verdun.“ Der Kaiser habe also nicht auf sofortigen Aufbruch gedrungen, sondern dem Marschall den Zeitpunkt überlassen. Dies war die letzte Beeinflussung, die vom Kaiser ausgeübt wurde; von jetzt an war der Marschall in dieser Richtung frei zu eigenen Entschlüssen. In seiner Unsicherheit paßte er sich, sobald der Kaiser fort war, dem Vorschlage Leboeufs an, wodurch er der Mühe, einen eigenen Gedanken zur Ausführung zu bringen, überhoben war. Er schrieb an den Marschall um 5¹⁵ morgens: „Gemäß den in Ihrem Briefe von heute früh dargelegten Erwägungen verschiebe ich den Marsch der Armee bis heute Nachmittag. Wollen Sie die strengsten Befehle geben, daß die zurückgebliebenen Divisionen Sie erreichen und die betreffenden Divisionsführer schelten, besonders den General Clerembault*), dessen Division heute Nacht noch bei Metz war.“ Im weiteren ließ er Leboeuf wissen, daß, wie sich herausgestellt habe, von Norden keine Bedrohung durch den Feind zu fürchten sei. Die Gefahr für das 3. Korps sei von Gorze her zu erwarten.**) Das Korps solle sich in die zweite Linie hinter das 2. und 6. setzen, wenn heute ein Kampf stattfinde. Jetzt also, am Morgen des 16., war man die Sorge um einen Vormarsch der vermeintlichen Nordarmee unter General Vogel von Falckenstein los, ohne sich jedoch die dadurch weit günstiger erscheinende Lage zu nutze zu machen. Bazaine erließ bald nach diesem Befehl zwei

*) Führer der Kavalleriedivision des 3. Korps.

**) Siehe oben Frossards Brief an Bazaine.

Schreiben an die Korpsführer, deren erstes Verpflegungsmaßnahmen und Verhalten der Truppen bis zu dem für den Nachmittag in Aussicht genommenen Weitermarsch betrifft. In ihm findet sich die Weisung, daß die Zelte wieder aufgeschlagen werden könnten, wenn die Patrouillen zurückgekehrt wären und aus Allem hervorginge, daß der Feind nicht mit starken Kräften in der Nähe sei. Das zweite Schreiben enthielt Vorschriften für einen besseren Betrieb des Nachrichtendienstes sowohl durch die Kavallerie als durch Agenten.

Zwei Dinge waren es, die sich hier und in dem Briefe an Leboeuf als begleitende Umstände des Versagens der Führung zeigen: Die Beschuldigung unterer Führer für Dinge, die nur der ungenügenden Führung seitens der obersten Stelle zur Last gelegt werden können: „Schelten Sie die betreffenden Divisionsführer", und die Klage über nicht ausreichende Nachrichten über den Feind. Mehr Nachrichten waren hier gewiß nicht nötig, um zu handeln. Über die Maßnahme des Wiederaufschlagens der Zelte äußerte sich Bazaine später als über eine Kriegslist, die den Gegner glauben machen sollte, die französische Armee wolle garnicht nach Verdun abziehen. Die Erklärung dürfte kaum ausreichen.

Die wenigen Nachrichten, die noch am Morgen einliefen, brachten nichts Neues von Belang oder wurden nicht richtig gewürdigt, wie die Meldung eines mit 30 Mann zur Aufklärung vorgegangenen Offiziers des 66. Infanterie-Regiments vom 2. Korps, des Inhalts, daß in der Gegend von Tronville ein feindliches Lager sei und Bewegungen von Tronville auf Mars-la-Tour stattgefunden hätten. Die Meldung blieb beim Führer der 2. Division des 2. Korps hängen, der den Offizier mit der Bemerkung abfertigte, er sei einer von denen, „die immer durchaus die Preußen sehen." Bei den Truppen wurde an die Ausführung der Befehle des Oberkommandierenden gegangen, sobald sie eintrafen. Die Unordnung auf den Straßen war aber immer noch so groß, daß die beabsichtigte Versammlung der Armee nicht annähernd erreicht war, als etwa um 9^{00} vormittags die Schlacht begann.

Die Lage der französischen Armee zu diesem Zeitpunkt war folgende: seit 4^{30} morgens war alles marschbereit gewesen. Beim 2. Korps war der Befehl zur Verschiebung des Abmarsches um 6^{00} morgens eingetroffen. Darauf hatte man bis 8^{00} morgens gewartet, zu welcher Zeit die Patrouillen ohne bestimmte Nachrichten über den Feind zurückkehrten. Darauf wurden die Zelte wieder aufgeschlagen und mit der Ausgabe von Lebensmitteln begonnen. Beim 6. Korps war der Befehl des Marschalls erst um 8^{00} morgens eingegangen, worauf sich eine ähnliche Tätigkeit wie beim 2. entwickelte. Die Garde, die auch lange vergeblich auf den Befehl zum Marsch gewartet hatte, war vom General Bourbaki bei Gravelotte vereinigt worden. Die Ausgabe von Lebensmitteln ging unter ziemlicher Wirrnis bei diesen Korps vor sich, da kein Wagen an dem Platze war, an den er gehörte, und nebenbei auf wiederholten Befehl Bazaines alle beigetriebenen Fahrzeuge der Hilfstrains nach Metz zurückzugehen versuchten.

Die Feuereröffnung der preußischen Artillerie unterbrach dann die Verpflegungsausgabe zunächst beim 2. Korps. Vom 3. Korps hatte sich die Kavalleriedivision früh über Moulins in Marsch gesetzt und war gegen 8⁰⁰ vormittags bei der 1. und 2. Division in der Gegend von Verneville eingetroffen. Die 4. Division hatte sich um 4⁰⁰ morgens auf die Meldung, daß die Straße über Moulins frei sei, auf dieser nach Gravelotte in Marsch gesetzt, jedoch unterwegs den Befehl erhalten, über Chatel St. Germain und Verneville auf die Ferme Caulre an der Straße Gravelotte—Doncourt zu marschieren, die sie um 9⁰⁰ morgens zu Gesicht bekam.

Die 3. Division kam nicht durch. Sie wollte, wie die 4., die Straße über Moulins einschlagen, wurde unterwegs auf einen anderen Weg gewiesen und traf nach vielen Stockungen, obwohl sie um 11⁰⁰ vormittags aufgebrochen war, erst am späten Abend in der Nähe des Schlachtfeldes bei Gravelotte ein. Die Reserve-Artillerie des 3. Korps war hinter die erste Division des 6. Korps geraten und stand bei St. Marcel. Der Führer des IV. Korps, General Ladmirault, hatte sich entschlossen, gegen den Befehl des Marschalls, der ihn über Lessy wies, die Straße nach St. Privat einzuschlagen und seine bei Lessy stehende 3. Division angewiesen, in nordwestlicher Richtung zu ihm zu stoßen. Das Marschziel des Korps war Doncourt. Etwa um 5⁰⁰ morgens war das Gros aufgebrochen, eine Stunde früher die Kavallerie-Division. Diese erreichte St. Marie aux Chenes, als das Geschützfeuer schon begonnen hatte. Sie wurde nunmehr auf Doncourt gewiesen. Der Anfang der Infanterie-Divisionen (Marschordnung: 2. Division, Reserve-Artillerie, Bagagen der 2. Division und des Generalkommandos, Park des Korps, Ambulanz des Generalkommandos, 1. Division) marschierte über Amanweiler—Verneville—Jouaville. Von Amanweiler ab schlug die an zweiter Stelle marschierende Brigade der 2. Division „pour éviter l'encombrement" mit zwei Batterien die Richtung auf St. Privat ein und marschierte über Sainte Marie nach Batilly. Die Reserve-Artillerie erreichte um 9⁰⁰ morgens die Höhe von St. Privat; die ganz hinten marschierende 1. Division befand sich um diese Zeit zwischen Saulny und Woippy. Die durch den Nachtmarsch sehr ermüdete Division Lorencez (3.), die Lessy erreicht hatte, suchte den Anschluß an die erste, konnte sich aber erst gegen 2⁰⁰ nachmittags aus der Gegend von Lorry in Marsch setzen und erreichte Doncourt um 6⁰⁰ abends.

Die Lage zu Beginn der Schlacht am 16. August war also, wenn man von der durch die Lebensmittelausgabe hervorgerufenen Einbuße an Kampfbereitschaft und von der Ermüdung einzelner Truppenteile infolge nächtlichen Marsches absieht, nicht so ungünstig, wie die Führung der Armee sie hätte vermuten lassen müssen. Man kann die Aufstellung der Kräfte in Gruppen zusammenfassen, deren eine mit sechs Infanterie-Divisionen,*) an der Straße Vionville—Gravelotte, mit zwei Kavallerie-Divisionen

*) 2./2., 1./2., 2./6. mit Brigade Lapasset, 4./6., 1./Garde, 2./Garde.

bei Vionville,*) einer bei Gravelotte,**) stand und der außerdem die Reserve-Artillerie von zwei Armeekorps***) und die Armee-Artilleriereserve angehörte. Diese befand sich beim Gardekorps. Hinter dem äußeren Flügel standen zwei Infanterie-Divisionen mit der Reserve-Artillerie eines Armeekorps†) als zweite Gruppe. Die dritte Gruppe,††) von der Teile noch in der Bewegung waren, bildete eine operationsfähige Masse von sieben Infanterie-, zwei Kavallerie-Divisionen und der Reserve-Artillerie eines Armeekorps in nicht ungünstiger Lage hinter den beiden ersten. Bazaine konnte, wenn er die Lage zu erfassen gewußt hätte, aus dieser Gruppierung der Kräfte seinen Nutzen ziehen. Eine Offensive in direkt südlicher Richtung mit den in der Linie Vionville—Gravelotte verfügbaren Truppen, der der größte Teil der übrigen hätte folgen können, wäre, rechtzeitig unternommen, von unfehlbarem Erfolge gewesen. Wollte man das Wagnis nicht auf sich nehmen, so war es auch jetzt noch nicht zu spät, unter zweckmäßiger Arrieregardensicherung den Rückzug durchzuführen, zumal, da jetzt erkannt worden war, daß die bisher von Norden gefürchtete Bedrohung nicht bestand.

Bazaine raffte sich zu keinem dieser Entschlüsse auf, sondern blieb auch jetzt untätig. Wie bekannt, ist seine Einwirkung auf die Schlacht selber belanglos gewesen. Seine Anordnungen betrafen Einzelheiten; eine einheitliche Gefechtsleitung bestand auf französischer Seite nicht.

Das „Journal de marche de l'armée du Rhin" schließt am 16. August mit den Worten: „A 8 heures, le feu cesse; l'armée ennemie, battue, se retire et laisse nos troupes maîtresses du champ de bataille, où elles restent jusqu'à minuit. D'après l'ordre du commandant en chef, elles se retirent alors sur les positions autour de Gravelotte." An den Kaiser schrieb der Marschall, nachdem seit dem Ende des Kampfes verschiedene Meldungen der Korpsführer über ihre Lage eingegangen waren, um 11[00] abends: „Die Schwierigkeit liegt heute hauptsächlich in der Verminderung unserer Reserveparks; wir können kaum einen Tag wie den 16. mit dem, was in unseren Wagen übrig ist, ertragen. Außerdem sind die Lebensmittel ebenso spärlich wie die Munition, und ich bin gezwungen, mich in die Linie Rozerieulles—St. Privat-la Montagne zurückzuziehen." Er fügte hinzu, daß er vielleicht gezwungen sein werde, Verdun auf einem nördlicheren Wege zu erreichen. Sodann erging um Mitternacht ein Schreiben an den Kommandeur der Artillerie der Armee, General Soleille, in dem ausgesprochen wurde, daß der große Verbrauch an Munition und der Mangel an Lebensmitteln für mehrere Tage die Fort-

*) 3. und Kavallerie-Division/2.
**) Garde Kavallerie-Division.
***) Des 2. und der Garde.
†) Des 3.
††) 3. Korps (ohne Reserve-Artillerie) und 4. Korps.

setzung des Marsches nicht gestatteten und die Armee darum auf die Hochfläche von Plappeville zurückgehe. Es wurde im einzelnen angegeben, wohin die Truppenteile, die am 17. um 4^{00} morgens die Bewegung antreten sollten, gewiesen würden. Das Schreiben schloß mit der Weisung, diese Maßnahmen erlaubten nicht, den Munitionsersatz in den gegenwärtig von den Truppen besetzten Stellungen zu vollziehen, der General solle ihn daher in denjenigen Stellungen bewirken, die am 17. besetzt werden sollten.

Die Möglichkeit, Munition sowohl wie Lebensmittel den Truppen in die am 16. gehaltene Linie vorzusenden, wurde also von vornherein verworfen und lediglich der Ersatz an diesen Dingen wurde zur Begründung einer Maßnahme, die die Armee in die „strategisch verkehrte Front" mit dem Rücken gegen Metz und die Mosel brachte.

18. August.

Der Sieg blieb am 18. August den Deutschen und damit endete dieser Akt des großen Dramas, der an der Saar begonnen hatte, mit dem Unterliegen dessen, der dauernd auf die Initiative verzichtet hatte, mit dem Erfolge dessen, der von Anfang an dem Gedanken der strategischen Offensive nachgegangen war und ihn mit der die Entscheidung erzwingenden taktischen Offensive zu Ende zu führen gewußt hatte.

Der besprochene Zeitraum umfaßt das schrittweise, zögernde Zurückweichen aus der Linie, in die die Rheinarmee durch den Aufmarsch gestellt worden war. Wir haben gesehen, wie gleich nach dem Überschreiten des Flusses, der im Verein mit der Festung als Schutz gegen den nachdrängenden Feind dienen sollte, die Rheinarmee in dieser großen Rückwärtsbewegung endgültig erlahmte und die taktische Unterlegenheit schließlich diese Feldzugsperiode zu ihren Ungunsten beendete. Aus der Entwicklung dieser Dinge ist in erster Linie die entscheidende Wirkung zu erkennen, die durch eine klare, bestimmte Ziele verfolgende Leitung der Armee ausgeübt wird. Die hervorragendsten Eigenschaften der Truppe können nicht zur richtigen Entfaltung kommen, wenn die Führung sie nicht dem gesteckten Ziel entsprechend anzuwenden weiß. Bei Weißenburg, bei Wörth, bei Spichern und bei Vionville hat die in den Kampf gestellte französische Armee mit großer Zähigkeit zu fechten gewußt, aber überall handelte die Heeresleitung nicht der Lage entsprechend oder wurde sie von den unteren Führern nicht unterstützt. Bei Weißenburg und Spichern ließ man eine vor die Front der Hauptkräfte geschobene Truppe unterliegen ohne damit einen Vorteil zu erreichen. Bei Spichern wie bei Wörth wurde der Kampf bis zuletzt mit den Truppen durchgeführt, die im Anfange zugegen gewesen waren; es gelang nicht, die zur Unterstützung verfügbaren, dem Schlachtfelde zum Teil recht nahen Nachbartruppen heranzuziehen. Bei Vionville behauptete man das Feld, das zu nehmen dem Angreifer nicht gelungen war, nur, um es nach beendetem Kampfe freiwillig zu räumen. Man zog also nicht die Folge aus dem Gelingen und bezeichnete sich damit selbst als den Schwächeren. Gleichzeitig aber unterließ man den Versuch, sich durch beschleunigten Rückmarsch auf Verdun dem Gegner zu entziehen, wodurch man den Gedanken, dem

Angreifer das Feld freiwillig zu überlassen, logisch weiter geführt hätte. Stattdessen ging man nur ein Stück zurück, gab dann die Bewegung als nicht mehr ausführbar auf und stützte sich auf die Festung Metz, wobei eine Rückwärtsschwenkung derart gemacht wurde, daß man die Verbindung mit dem Heimatlande nicht mehr hinter, sondern vor sich hatte. Dem Feinde aber überließ man die Möglichkeit, sich genügend stark zur taktischen Entscheidung zu machen.

Durch die ganze Zeitspanne dieses Rückzuges von der Saar hinter die Mosel zieht sich das Schwanken der obersten Heeresleitung in den Entschlüssen.

Von vornherein war man sich unklar über die Absicht; man änderte in den ersten Tagen des August fast täglich den Plan; der nur auf schwacher Grundlage ruhende Gedanke der Offensive erlosch bei den ersten Waffenerfolgen der Deutschen, flackerte aber gelegentlich wieder auf, nicht um durchgedacht zu werden, sondern nur um den Rückzug, durch den man sich bessere Bedingungen für die Folgezeit hätte schaffen können, aufzuhalten.

Daß die Unsicherheit bei der Heeresleitung durch das unzulängliche Nachrichtenwesen erhöht wurde, liegt auf der Hand. Die französische Kavallerie, nicht genügend in der Aufklärung geübt, diente so gut wie gar nicht mit Nachrichten über den Feind. Die Quellen, aus denen das Oberkommando schöpfte, waren zumeist Agentennachrichten, und diese waren oft falsch, wie uns die Meldung von dem Anmarsch der deutschen Nordarmee unter General Vogel von Falckenstein zeigt, die vom 10. bis 16. August ihren Einfluß auf die französische Heeresleitung ausübte.

Diese beiden Dinge, die Unklarheit des eigenen Wollens und die Unsicherheit über die Verhältnisse beim Gegner, mußten sich folgerichtig auf die unteren Führer übertragen. Man unterrichtete diese nie hinreichend über die Absichten der Heeresleitung, und man gab ihnen fast nie ein Bild über den Gegner, wie es die Nachrichten, die im Hauptquartier der Armee zusammengeströmt waren, ergaben. Daher der Mangel an selbständigem Handeln der Korps- oder Divisionsführer, der uns bei Spichern und Wörth entgegentritt. Sie waren mit ihren Truppen an irgend einen Punkt geschickt, ohne den Zweck ihrer Aufstellung zu erfahren. So sahen sie denn in dem Verbleiben an diesem Punkte trotz des Kanonendonners, wie bei Spichern, trotz der dringenden Rufe um Unterstützung, wie bei Wörth, ihre Aufgabe. Jeder hielt seinen Posten für so wichtig, daß er ihn nicht verlassen zu dürfen glaubte. Diese Anziehungskraft der „Stellung" war es auch, die den General Castagny, den einzigen, der sich auf den Kanonendonner in Marsch gesetzt hatte, zweimal zur Umkehr bewog, ohne daß er sich über die Lage der vor ihm im Gefecht stehenden Truppen Klarheit verschafft hätte. Ja, noch mehr, keinen einzigen von den Divisionsführern des im Halbkreise hinter dem heftig angegriffenen Frossard stehenden 3. Korps bewegt der immer stärker werdende Kanonendonner zur Aufnahme der Verbindung mit dem 2. Korps, die schon vorher unbedingt hätte hergestellt sein müssen. Nur wenige denken überhaupt

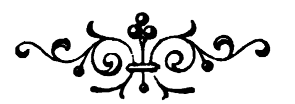
daran, Frossard aufsuchen zu lassen und auch diese wenigen erst, als sie endlich in Marsch gesetzt sind, also viel zu spät.

Man sieht, die Unklarheit bei der Leitung erzeugte Zerrissenheit der Teile: es fehlte der verbindende Gedanke. Daneben ging ein Umstand einher, der, auf der Ausbildung beruhend, die Armee zur Ausführung rascher Entschlüsse ungeeignet machte, nämlich die Schwerfälligkeit ihrer Bewegungen. Man hatte eine Art zu marschieren, bei der schnelle, ausgiebige Märsche nicht möglich waren. Da man die beste Sicherung einer Truppe in deren enger Versammlung sah, ließ man stets nach vollendetem Marsche zu einer solchen aufschließen, um die Truppe beim Weitermarsch sich wieder zur Marschkolonne entwickeln zu lassen. Hätte man die Zeit des Aufschließens benutzt, um in der Marschrichtung Gelände zu gewinnen, dafür aber auf die Versammlung während der Ruhe verzichtet und sich nach dem Feinde zu mit geringen Sicherungen begnügt, so hätte man oft viel mehr leisten können. Wir sehen diesen Hang zu enger Versammlung durch alle Führerstellen gleichmäßig sich zur Geltung bringen. So sehen wir den General Montaudon auf seinem Marsche von Saargemünd auf Groß-Blittersdorf, obgleich zur Eile ermahnt, plötzlich auf halbem Wege halten und aufmarschieren, anscheinend in der Befürchtung, vom Feinde angegriffen zu werden; so sehen wir den General Ladmirault nach Eingang des Befehls, sich schnell auf Metz zurückzuziehen, zunächst sein Korps bei Bolchen vereinigen; so müssen wir Leboeufs Bitte an Bazaine am 16. August morgens erklären, die Bewegung der Armee nicht eher wieder beginnen zu lassen, als bis das 3. Korps vereinigt wäre; und so erklären sich auch die Maßnahmen des Armeeführers, der, anstatt die Truppen mit weiten Marschzielen unter zweckmäßiger Sicherung abfließen zu lassen, Anordnungen trifft, denen zufolge an demselben Abend die Armee wieder eine eng versammelte Masse bilden mußte, ohne wesentlich in ihrer Marschrichtung vorwärts gekommen zu sein.

Der Einblick, den wir in die Vorgänge bei der französischen Heeresleitung während dieser Tage gewonnen haben, hat uns gezeigt, welche erdrückende Masse von Schwierigkeiten äußerer und innerer Art die Handhabung der Armee dauernd beeinträchtigte. Wir bekommen einen Begriff davon, wie sehr das Handeln in der Wirklichkeit durch solche Dinge erschwert ist gegenüber theoretischen Erwägungen. Und doch lassen sich die Versäumnisse der Führer durch alle diese Schwierigkeiten nicht entschuldigen, sondern höchstens hie und da erklären. Ähnliche Hemmnisse werden sich im Ernstfalle wahrscheinlich immer wiederholen. Man hat Bazaine zum Tode verurteilt; er mag ihn verdient haben. Angenehm war seine Lage aber gewiß nicht, als er zur Weiterführung einer schon halb verlorenen Sache herbeigerufen wurde, obgleich seine Überzeugung ihn dieser Aufgabe nicht gewachsen erscheinen ließ. Wie sollte er, besonders nach den Niederlagen am 6. August, die Dinge zum guten wenden? Der erste Gedanke, zunächst mit den offenbar weit unterlegenen Kräften das Aufmarschgebiet zu räumen und weiter rückwärts

im Lande nach Heranziehung ausreichender Verstärkungen die Entscheidung herbeizuführen, war gewiß der richtigste. Dem aber stand die nationale Ehre entgegen. Es war nicht möglich, eine Armee, die in heller Begeisterung mit großer Schnelligkeit an die Grenze gerückt war, ohne die Entscheidung gesucht zu haben, bei Annäherung des Feindes in das Innere des Landes zurückzuführen. Darum suchte man, um die Armee noch östlich der Mosel dem Feinde entgegenzustellen, nach den günstigsten Bedingungen, unter denen dies geschehen konnte. Und schließlich, als man mit diesem Suchen die Zeit verloren hatte, die nötig gewesen wäre, um den Rückzug noch unbehelligt zu vollziehen, mußte man doch einsehen, daß man durch den Widerstand zu viel aufs Spiel setzte. Inzwischen war aber die Lage immer bedrohlicher geworden, sie schien es noch in höherem Maße durch irrige Meldungen über den Feind, der beide Flügel der Rheinarmee zu umfassen im Begriff schien. Schon war man im vollen Rückzuge über die Mosel, da sah man sich östlich der Festung vom Feinde angegriffen. Für die nächste Aufgabe, den Rückzug dennoch mit allen Mitteln weiterzuführen, reichte die moralische Kraft des Marschalls nicht aus. Sie versagte auf dem Höhepunkt der Spannung. Am 15. schien es noch, als ob er den Weitermarsch beabsichtige; am 16. früh blieb er unschlüssig stehen, und am Abend dieses Tages wandte er sich endgültig der schützenden Festung zu, an deren Werken er den Halt zu finden hoffte, den er verloren hatte. —

Helfritz,
Hauptmann aggregiert dem Generalstabe der Armee, kommandiert zur Dienstleistung beim Generalstabe des XV. Armeekorps.





Das neue französische Wehrgesetz.

Von der Wehrverfassung eines Landes und der Art der Durchführung seiner Wehrgesetze hängt die zahlenmäßige Stärke und Zusammensetzung des Heeres im Frieden, ebenso wie Zahl, Alter und Ausbildungsgrad der im Kriegsfall verfügbaren Reserven ab.

Wenn in einem Staate alle Tauglichen tatsächlich eingestellt werden, so muß jede Verkürzung der aktiven Dienstpflicht eine Verminderung der durchschnittlichen Friedensheeresstärke mit sich bringen, während die Zahl der im Mobilmachungsfall verfügbaren Mannschaften unberührt bleibt.

Bei der seit Jahren von den Parteien der Linken erstrebten und jetzt endlich erreichten Einführung der zweijährigen Dienstzeit in Frankreich handelt es sich aber nicht einfach um eine Verkürzung der Dienstpflicht, sondern um eine Umwandlung der tatsächlich ganz ungleichen, teils ein-, teils zwei-, teils dreijährigen Dienstzeit in eine durchaus gleichmäßige zweijährige und um ihre Ausdehnung auf die bisher im Frieden dienstfreien Leute, die wegen geringerer Tauglichkeit nur im Dienst ohne Waffe verwendet werden können.

Neben diesen Hauptpunkten bringt die Wehrreform eine große Zahl wichtiger und sehr verschieden wirkender Veränderungen mit sich, zu deren Beurteilung eine gelegentlich auch ins einzelne gehende Erläuterung notwendig ist. In erster Linie aber ist ein Rückblick auf das Wehrgesetz von 1889 und seine Leistungen für das Verständnis der Wehrreform unerläßlich.

Das Wehrgesetz von 1889.

Die Ergänzung des französischen Heeres erfolgte bisher nach dem Wehrgesetz (loi sur le recrutement de l'armée) vom 15. Juli 1889 sowie einigen Sondergesetzen und Erlassen über den Ersatz der Kolonialtruppen, Kapitulanten, Freiwilligen, Fremdenlegionäre und Eingeborenen.

Die Hauptlinien dieser Wehrordnung und die Art ihrer Durchführung werden

sich schnell aus der folgenden Übersicht über die in den letzten Jahren erzielten Ergebnisse des Heeresergänzungsgeschäftes erkennen lassen.*)

Von den 300 000 bis 330 000 Militärpflichtigen eines Jahrganges wurden etwa 30 000 bis 35 000 als untauglich ausgemustert und 30 000 bis 40 000 den „services auxiliaires“ überwiesen. Diese letzteren waren im Frieden vom aktiven Dienst befreit, wurden aber im Kriegsfall nach Bedarf als Magazinarbeiter, Bäcker, Pferdetransporteure u. a. eingezogen.

Alle übrigen Militärpflichtigen wurden zum Waffendienst im Landheer, in der Kolonialarmee oder in der Flotte herangezogen, und zwar:

a) im Landheer:

125 000 bis 150 000 Mann zum Dienst auf 3 Jahre,
10 000 " 15 000 " " " " 2 "
(einmal Zurückgestellte — Zurückstellungszeit rechnete als Dienstzeit),
65 000 bis 80 000 Mann zum Dienst auf 1 Jahr, nämlich:
zweimal Zurückgestellte (Art. 27), Brüder aktiver Heeresangehöriger, älteste Söhne von Witwen, älteste Brüder von Waisen u. a. (Art. 21), Ernährer ihrer Familien (Art. 22), Hochschüler, Lehrer und Kunsthandwerker mit bestimmten Diplomen (Art. 23),
16 000 bis 19 000 Freiwillige auf 3 bis 5 Jahre, von denen aber etwa ein Achtel bis ein Zehntel auch auf Grund des Art. 23 schon nach einem Jahr entlassen wurde;

b) in der Kolonialarmee:

2000 bis 3000 Mann mit vorwiegend dreijähriger, sonst einjähriger Dienstverpflichtung,
3000 bis 5000 Freiwillige auf 3 bis 5 Jahre;

c) in der Flotte:

5000 bis 6000 Seewehrpflichtige (inscrits marins),
3000 bis 5000 Flottenfreiwillige.

Zu diesem Kontingent kamen für das Heer noch jährlich etwa
3000 bis 4000 in Algerien ausgehobene Franzosen, die nach einem Dienstjahr beurlaubt wurden,
2000 bis 3000 Fremdenlegionäre und
2000 bis 3000 freiwillig eintretende algerische Eingeborene.

Abgesehen von den Fremden und algerischen Eingeborenen wurden also 70 bis 75 pCt. der Militärpflichtigen eines Jahrganges tatsächlich zum Waffendienst heran-

*) Amtliche Veröffentlichung des französischen Kriegsministeriums: „Compte rendu sur le recrutement de l'armée“ für die letzten Jahre.

gezogen. In Deutschland beträgt dieses Verhältnis in den letzten Jahren 50 bis 60 pCt. Die Heranziehung des französischen Menschenmaterials ist also ganz bedeutend intensiver, hierin wird aber die neue Wehrordnung — das kann vorweg bemerkt werden — keine Milderung, sondern noch eine Verschärfung eintreten lassen.

Außerhalb des jährlichen Rekrutenzuganges besaß das französische Heer, ähnlich wie das deutsche, eine letzte, sehr wichtige Ersatzquelle in den Kapitulanten (Rengagés).

Nach der bisherigen Wehrordnung konnten im Landheer im ganzen etwa 30 000 Unteroffiziere Kapitulanten sein, aus Sparsamkeit schränkte der Kriegsminister diese Zahl aber im Verordnungswege auf etwa 25 000 ein, außerdem konnten die Obergefreiten (caporaux et brigadiers) kapitulieren, die den Dienst unserer jungen Unteroffiziere tun, und einige Mannschaften in besonderer Verwendung. In der Kolonialarmee war die Kapitulantenannahme unbeschränkt. Die in Aussicht gestellten Geld- und anderen Vorteile waren für Unteroffiziere und für Mannschaften der Kolonialarmee bedeutend, für Obergefreite und Gemeine des Heeres geringfügig. Tatsächlich zählte die Armee etwa 26 000 Kapitulanten-Unteroffiziere und 5000 bis 5500 Obergefreite und Gemeine, die Kolonialarmee etwa 20 000 Kapitulanten.

Die Wehrpflicht begann im Herbst des Jahres, in dem das 21. Lebensjahr vollendet war, um im Herbst des 46. Lebensjahres zu enden. Die Einstellung erfolgte Mitte November, die Entlassung Mitte September. Die tatsächliche Dienstzeit betrug also für die Einjährigen nur 10 Monate, für die Zweijährigen 22, für die Dreijährigen 34, ohne die sehr reichlichen Beurlaubungen in Betracht zu ziehen. Wer nicht volle drei Jahre aktiv diente, gehörte der Feldarmee während dieser Zeit als „Disponibler“ an, erst nach dem dritten Wehrpflichtjahr erfolgte für alle gleichmäßig die Überführung zur Reserve, der die Wehrpflichtigen 10 Jahre, dann zur Territorialarmee, der sie 6 Jahre, und endlich zu deren Reserve, der sie weitere 6 Jahre zugewiesen blieben. In der Reserve wurden zwei Übungen zu 4 Wochen, in der Territorialarmee eine zu 2 Wochen verlangt und auch tatsächlich ziemlich vollständig abgeleistet. Auch die Mannschaften der Reserve der Territorialarmee waren, soweit sie für den Bahn- und Straßenschutz bestimmt waren, zu Übungen in einer Gesamtdauer von 9 Tagen gesetzlich verpflichtet.

Unter der Wirkung dieser Wehrordnung betrug in den letzten Jahren die durchschnittliche Stärke des französischen Heeres etwa in der Mitte zwischen Rekruteneinstellung und Reservistenentlassung (soweit es die vereinzelten Nachrichten hierüber erkennen lassen) ungefähr 590 000 Mann mit Einschluß des Heimatkorps der Kolonialtruppen (1 Armeekorps zu 3 Divisionen), das in Frankreich steht und bestimmungsmäßig im Kriegsfall an der Seite des Landheeres zu verwenden ist.

Die in den Budgetberichten der letzten Jahre enthaltenen sehr zahlreichen und eingehenden Stärkenachweisungen und die vielen Angaben, die während der Verhandlungen über das neue Wehrgesetz in die Öffentlichkeit drangen, ermöglichen, einen

ungefähren Überblick über die Zusammensetzung der Friedensarmee zu geben. Es sind in ihr enthalten:

	32 000	Kapitulanten, alle mit über 3 Dienstjahren,
	8 000	bis 9 000 Freiwillige mit über 3 Dienstjahren,
	120 000	bis 125 000 Ausgehobene und Freiwillige im 3. Dienstjahr,
	135 000	" 145 000 " " " " 2. "
	215 000	" 225 000 " " " " 1. "
ferner:	3 500	algerische Franzosen im 1. Dienstjahr,
	22 000	bis 23 000 algerische und tunesische Eingeborene,
	12 000	Fremdenlegionäre,
	20 000	Kolonialsoldaten des Heimatkorps.

Diese Zusammensetzung des Heeres muß nach mancher Richtung als ganz vorzüglich bezeichnet werden. Außer den Kapitulanten hatte eine beträchtliche Anzahl von Freiwilligen, Kolonialsoldaten, Algeriern und Fremden über drei Dienstjahre, konnten also als durchgebildete Stammsoldaten angesehen werden; gegen 130 000 bis 140 000 Mann (Ausgehobene, Freiwillige, Fremde usw.) befanden sich im dritten Dienstjahr. Diese und die länger Dienenden lieferten eine breite Grundlage für die Auswahl der niederen Gradinhaber. Im ganzen waren gegen 200 000 Leute mit über zwei Dienstjahren im Frieden bei den Fahnen. In Deutschland beträgt deren Zahl nur etwa 110 000 Mann (Kapitulanten und dritter Jahrgang der berittenen Waffen). Auch bei bescheidener Veranschlagung des Wertes der Dienstdauer wird man hier eine beträchtliche Überlegenheit der bisherigen französischen Armee zugeben müssen. Verhältnismäßig hoch war freilich neben der Zahl der Langdienenden die der Rekruten; dies hing mit der sehr starken Einstellung von Leuten für nur ein Dienstjahr zusammen, die — wie schon bemerkt — tatsächlich nur zehn Monate dienten und dementsprechend ziemlich minderwertig ausgebildet in die Reserve übergingen.

Der Kampf um die Einführung der zweijährigen Dienstzeit.

Der schwache Punkt des Wehrgesetzes von 1889 lag fast ausschließlich in der übergroßen und immer mehr anschwellenden Zahl von Befreiungen von zwei Dienstjahren. Gegen ihn eröffneten die seit Jahren tätigen französischen Wehrreformer von zwei Seiten den Angriff. Zuvörderst war ihnen die „soziale Ungerechtigkeit" eines Wehrgesetzes ein Dorn im Auge, nach dem eine Mehrheit drei, eine starke Minderheit nur ein Jahr zu dienen brauchte. Und diese Minderheit war noch dazu nur zum kleinsten Teil aus wirtschaftlich Schwachen zusammengesetzt. Die meisten verdankten ihren Dispens vielmehr dem Artikel 21, der die persönlichen Familienverhältnisse ohne Rücksicht auf die wirtschaftlichen betraf. Besonders sahen aber die Gleichheitsschwärmer im Artikel 23, der die Gebildeten dispensierte, eine „antidemokratische" Ungerechtigkeit.

Das militärische Interesse einer Wehrreform wurde natürlich in den Vordergrund gerückt, und hier wirkte die Tatsache, daß etwa 70 000 Mann jährlich ungenügend ausgebildet die Armee verließen und die so aufgefüllten Reservejahrgänge ungleichartig und teilweise minderwertig waren, als Hauptbeweisgrund gegen das bestehende Gesetz. Auch bezeichnete man es vom militärischen wie vom sozialen Gesichtspunkt aus als ungerechtfertigt, daß viele gesunde, aber mit kleinen Körperfehlern behaftete Leute, die den Hilfsdiensten zugewiesen wurden, im Frieden nicht dienstpflichtig waren. Durch sie hoffte man die hohe Zahl der Abkommandierten, die einen Krebsschaden bildete, bedeutend zu vermindern.

Ein großer Teil dieser Vorwürfe war schon in den Werdejahren des alten Wehrgesetzes (1885 bis 1889) besonders in den Reihen der Linken laut geworden. Mit dem Vollzug des Gesetzes kamen sie nicht zum Schweigen. Von 1891 ab folgten sich zwölf Jahre hindurch eine stattliche Reihe von Gesetzesvorschlägen zur Einführung der zweijährigen Dienstzeit, von denen schließlich der des Senators Dr. Rolland die Unterstützung der Regierung fand. Die Grundzüge des Rollandschen Vorschlages waren gleiche, zweijährige Dienstzeit für alle, ohne jede Dispensmöglichkeit und Heranziehung der Mindertauglichen zum Dienst ohne Waffe.

Die Regierung hatte sich in den 90er Jahren gegenüber einer Abänderung des Wehrgesetzes von 1889 grundsätzlich ablehnend verhalten, obwohl die 1893 in Deutschland versuchsweise erfolgte Einführung der zweijährigen Dienstzeit dieser Reform in Frankreich eine große Zahl von Anhängern gewonnen hatte.

Erst das 1902 zur Herrschaft gekommene ganz radikaldemokratische Ministerium Combes nahm die Frage der Wehrreform in sein Programm auf. Schon zwei Jahre früher war der nötige reformfreundliche Kriegsminister in der Person des Generals André gefunden worden. Seine Vorgänger waren fast alle abgesagte Feinde der Dienstverkürzung gewesen. Billot nannte sie den „Weg zur Niederlage", Galliffet „das Ende jeder ernst zu nehmenden Armee". Ganz entsprechend klangen fast alle Stimmen aus Offizierskreisen, die mit der zweijährigen Dienstzeit den Beginn weiteren Abgleitens auf der schiefen Ebene zur Miliz kommen sahen. Als aber der Kriegsminister sich öffentlich für die Reform ausgesprochen hatte, wurden doch auch zahlreiche Zustimmungen von jungen und alten Offizieren vernehmbar, so daß man in den letzten Jahren von einer einheitlichen Gegnerschaft des Offizierkorps nicht mehr sprechen kann.

Sicher ist, daß die dreijährige Dienstzeit in Frankreich ganz unhaltbar geworden war. Der Ausfall der Wahlen, die schon 1898, noch mehr aber 1902 eine bedeutende Mehrheit für die Einführung der zweijährigen Dienstzeit in die Kammer gebracht hatten, ließ darüber so wenig Zweifel, daß selbst die konservative Opposition jeden Versuch zur Rettung der bisherigen Wehrordnung aufgab. Dagegen machte sie allerdings verzweifelte Anstrengungen, der Wehrreform einen weniger demokratischen Geist

zu geben, indem sie eine ganz bedeutende Vermehrung der Kapitulanten als Ausgleich für die Dienstverkürzung forderte. Nach den Vorschlägen der Konservativen sollten 100 000 bis 200 000, ja sogar 300 000 langdienende Stammsoldaten angeworben werden, neben denen, so meinten die extremsten Vertreter dieser Richtung, das Kontingent nur ein Jahr zu dienen brauchte. Es hätte sich also um wenig anderes gehandelt, als um eine Neuauflage der Berufsarmee alten französischen Stils.

Mehrheit und Regierung wollten davon aber nichts wissen. Sie mußten ihrer ganzen politischen Stellung nach den demokratischen Grundzug der Wehrreform hochhalten. „Ein Volksheer durch und durch, an und in dem nichts an ein Prätorianerkorps erinnert", so lautete das Schlagwort der herrschenden Demokratie. Die Aufgabe des Kriegsministers war es, in diesem festliegenden politischen Rahmen das militärisch Beste zu erstreben oder wenigstens das militärisch Notwendige zu retten. General André hat während mehr als vier Jahren die undankbare Rolle des Maklers zwischen demokratischen Wünschen und militärischen Bedürfnissen mit zäher Geduld durchgeführt. Seine Vermittlerdienste haben einen großen Anteil am Zustandekommen des Gesetzes, dem nun sein Nachfolger Berteaux durch die letzten parlamentarischen Schwierigkeiten hindurchgeholfen hat. Das Gesetz wurde endlich am 21. März 1905 vom Präsidenten der Republik unterzeichnet, nachdem es drei Jahre lang die heftigsten parlamentarischen Kämpfe hervorgerufen und die mannigfaltigsten Wandlungen dabei erlitten hatte.

Die Hauptbestimmungen des neuen Wehrgesetzes.

Das neue Wehrgesetz regelt die Wehrpflicht, wie folgt:

2 Jahre im aktiven Heere (bisher 3),
11 " in der Reserve (bisher 10),
6 " " " Territorialarmee (wie bisher),
6 " " " Reserve der Territorialarmee (wie bisher).

Die Pflicht, zwei Jahre im aktiven Heere zu dienen, erstreckt sich auf alle, die nach ihrer körperlichen Tüchtigkeit und Gesundheit im Heere mit oder ohne Waffe verwendungsfähig sind, nur die gänzliche Unfähigkeit, irgend einen Dienst im Heere zu versehen, befreit von der Dienstpflicht und Wehrpflicht. Ein Mindestmaß ist nicht vorgeschrieben.

Die Wehrpflicht beginnt, wie bisher, am 1. Oktober des Jahres, in dem das 21. Lebensjahr vollendet wird. Die Einstellung in das aktive Heer erfolgt wenige Tage später (bisher Mitte November). Nach zwei Jahren werden die Mannschaften um die Mitte des September entlassen und am 30. September zur Reserve übergeführt. Am 30. September des Jahres, in dem das 46. Lebensjahr vollendet wird, werden die Wehrmänner aller Wehrverpflichtungen entbunden.

Während der aktiven Dienstzeit darf jeder Mann, abgesehen von Sonn- und Festtagen, im ganzen nur 30 Tage beurlaubt sein. Die tatsächliche Ausbildungszeit wird also 22½ bis 23 Monate betragen.

Abweichungen von diesen Grundbestimmungen gibt es nur in den neuen Kolonien (hauptsächlich Westafrika, Madagaskar, Indochina) und sonst für Leute, die freiwillig länger dienen wollen.

Wie man sieht, stellt das neue Gesetz in seiner rücksichtslosen Einfachheit die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht und der gleichmäßigen, zweijährigen, aktiven Dienstpflicht in einer wohl in keinem anderen Staate erreichten Strenge und Folgerichtigkeit dar.

Bestimmungen des Wehrgesetzes, betreffend die Mobilmachung oder ihre Vorbereitung.

Wie bisher, können die Jahrgänge der Reserve und Territorialarmee in ihrer Gesamtheit oder einzeln zu den Fahnen gerufen werden, ebenso kann für Landheer, Flotte oder Kolonialheer ein besonderer Einberufungsbefehl ergehen. Schließlich kann die Einziehung der Reservisten und Landwehrleute auch korps- und waffenweise erfolgen.

Die Reserve der Territorialarmee konnte bisher nur im Kriege und wenn die Territorialarmee nicht ausreichte, einberufen werden. Jetzt ist diese Beschränkung aufgehoben, indessen sollen, um die Einberufung von Leuten im 41. bis 46. Lebensjahr aufs notwendigste zu beschränken, die einzelnen Klassen oder Bruchteile solcher immer nur im Rahmen bestimmter, zeitlich oder örtlich beschränkter Bedürfnisse zur Fahne gerufen werden.

Die Bestimmung, daß unter besonderen Umständen die älteste aktive Jahresklasse über ihre gesetzliche Dienstzeit hinaus, ebenso wie zu Übungen eingezogene Mannschaften des Beurlaubtenstandes über ihre gesetzliche Übungszeit hinaus, bei der Fahne gehalten werden dürfen, ist auch ins neue Gesetz übernommen, sie wird dort aber dadurch ergänzt, daß, auch wenn die Entlassung und Überführung zur Reserve schon erfolgt ist, die Leute der jüngsten Reserveklasse durch persönlichen Gestellungsbefehl wieder eingezogen werden können. In den Verhandlungen wurde diese Bestimmung ausdrücklich als ein Mittel bezeichnet, in Zeiten politischer Spannung einzelne, besonders an der Grenze stehende Truppenteile frühzeitig und unauffällig zu verstärken. Der Kriegsminister bedarf zu dieser Maßnahme nur der Zustimmung des Ministerrats.

Ein weiterer Ausbau der Mobilmachungsbestimmungen ist im neuen Gesetz auch dadurch eingetreten, daß bei drohender Lage örtlich beschränkte Mobilmachungen eintreten dürfen, z. B. auf Inseln, um Küstenplätze, Festungen, in Grenzgebieten u. a.

Eine Maßnahme zum Zweck unauffälliger Mobilmachungsvorbereitung ist auch in der neuntägigen Übungspflicht der im Bahnschutz verwendeten Mannschaften der Reserve der Territorialarmee zu erblicken. Tatsächlich üben (nach amtlicher Auskunft)

diese Leute nur 1 bis 3 Tage, die längere Übungspflicht soll aber die Handhabe liefern, um in Zeiten politischer Spannung die Landsturmleute rechtzeitig unter dem Vorwand gesetzlicher Übungen zur Besetzung gefährdeter Punkte der Verkehrswege einzuziehen, ehe die Mobilmachung ausgesprochen wird. Im neuen Gesetz wird diese neuntägige Übungspflicht auch auf diejenigen Landsturmleute ausgedehnt, die als „Hilfsmannschaften" in Festungen zu verwenden sind, gewiß eine nützliche Maßnahme für rechtzeitige Förderung von Armierungsarbeiten u. dergl.

Wie bisher kann im Kriegsfall die nächstfällige Rekrutenklasse vorweg eingezogen werden. Als Kriegsfreiwillige dürfen sich Leute vom 17. Lebensjahr ab melden.

Im ganzen hat das neue Gesetz die Bestimmungen für die Mobilmachung erweitert und namentlich für die schnelle und unauffällige Verstärkung des Heeres und Vorbereitung der Verteidigungsmaßnahmen bei Kriegsbedrohung sehr beachtenswerte neue Bestimmungen geschaffen.

Neue Bestimmungen über Aushebungsgeschäft, Einstellung, Zurückstellung, Entschädigung bedürftiger Rekrutenangehöriger. Wehrsteuer.

Das Ersatzgeschäft spielte sich in Frankreich nach dem alten Gesetz im großen und ganzen ähnlich ab wie bei uns, nur ohne die Trennung in Musterung und Aushebung. Die Kammer wollte durch das neue Gesetz etwas Ähnliches einführen, um die Gewähr für eine ausreichende ärztliche Prüfung des Ersatzes zu erhöhen und damit einer in Frankreich auf der Tagesordnung stehenden Klage entgegenzuwirken. Der Senat fürchtete aber Meinungsverschiedenheiten zwischen Ersatz- und Oberersatzkommission und damit eine Erschütterung des öffentlichen Vertrauens in die Unantastbarkeit der Aushebungsentscheidung. Es bleibt darum in Zukunft bei der bisherigen einmaligen ärztlichen Untersuchung mit sofortiger endgültiger Entscheidung der aus höheren Offizieren und Beamten bestehenden Aushebungskommission (Conseil de revision).

Am Ersatzgeschäft wird sich infolgedessen nichts Grundsätzliches ändern, nur vereinfacht es sich durch den Wegfall der immer schwierig gewesenen Prüfung der vielen Dispensansprüche (Art. 21 bis 23) und durch die Abschaffung der Losung.

Diese althergebrachte Einrichtung, die im Volksbewußtsein in Frankreich wie bei uns unzertrennlich vom Aushebungsgeschäft ist, war bei unseren Nachbarn schon unter dem alten Wehrgesetz ihrer hauptsächlichsten Bedeutung verlustig gegangen, denn wegen Rekrutenmangels fand eine Befreiung der hohen Nummern längst nicht mehr statt, nur gelegentlich anderer nebensächlicherer Entscheidungen wurde auf die Losnummern zurückgegangen. Im neuen Gesetz ist überhaupt kein Raum mehr für die Losung, da alles unterschiedslos dienen muß. Ihre Abschaffung wurde von den Demokraten ausdrücklich als Zeichen des Gleichheitsgeistes der neuen Wehrordnung bezeichnet.

Die Rechte gab sich wohl darum auch gerade besondere Mühe, die Losung aufrechtzuerhalten, obwohl sie tatsächlich gegenstandslos geworden ist.

Die Einstellung der Ausgehobenen in den verschiedenen Waffen und Standorten ist im neuen Gesetz wie im alten ganz dem Kriegsminister überlassen. Nur der Zeitpunkt ist festgelegt. Die Einstellung mußte früher am 16. November spätestens erfolgt sein, in Zukunft am 10. Oktober. Die Dienstzeit im ersten Dienstjahr verlängert sich dadurch um fünf Wochen, um ebensoviel rückt der Zeitpunkt vor, an dem man im Mobilmachungsfall auf die jüngste Klasse zählen kann. Beide Umstände sind militärisch von hohem Wert und ein wesentlicher Vorzug des neuen Gesetzes.

Die vor ihrem Dienstantritt schwer bestraften Leute, besonders die wegen Sittlichkeitsvergehen Verurteilten, wurden nach dem alten Gesetz bestimmungsgemäß in den leichten afrikanischen Bataillonen („Zephyrs") eingestellt, soweit sie nicht wegen ganz schwerer Verbrechen vom Heeresdienst ausgeschlossen waren. Im neuen Gesetz sind die Bestimmungen für die Verschickung zu den Zephyrs gemildert; bisher gehörte eine dreimonatige Strafe dazu, in Zukunft eine sechsmonatige. Zur Versetzung aus einem Zephyr-Bataillon in einen anderen Truppenteil bedurfte es bisher einer mindestens einjährigen tadellosen Führung, in Zukunft soll eine achtmonatige gute Führung genügen oder auch eine besondere Waffentat, zu der sich in den vorgeschobenen südalgerischen Garnisonen der Zephyrs nicht selten Gelegenheit bietet.

Gegen die Milderung der Bestimmungen über die Einstellung bei den Strafbataillonen wurde lebhafter Widerspruch laut. Die rücksichtslos gleichmäßige Heranziehung aller Söhne Frankreichs zum Heeresdienst mache es dem Staat jetzt mehr als je zur Pflicht, die moralisch gesunden jungen Leute vor der Ansteckung durch schlechte Elemente zu sichern. Dieser beachtenswerte Einspruch verhallte aber ergebnislos.

Die Zurückstellung („ajournement") erfolgte bisher auf Grund zeitlicher Untauglichkeit bei der ersten oder zweiten Musterung. Bei der dritten Musterung mußte endgültig entschieden werden. Die Zeit der Zurückstellung rechnete wie die aktive Dienstzeit, so daß ein einmal Zurückgestellter nur zwei Jahre, ein zweimal Zurückgestellter nur ein Jahr aktiv zu dienen brauchte. Wenn man sich dessen erinnert und dazu der Tatsache, daß der französische Rekrut schon zur ersten Musterung ein Jahr älter erscheint als der deutsche, so versteht man, warum in Frankreich nicht der zehnte Teil der in Deutschland üblichen Zurückstellungen verfügt wurde.

In Zukunft ändert sich die Sache vollkommen, unter Annäherung an die deutschen Verhältnisse. Die Zurückstellung ändert nichts an der Pflicht, zwei Jahre aktiv zu dienen. Gesetzlich kann der Rekrut in Zukunft aber nur einmal zurückgestellt werden. (Die endgültige Entscheidung muß also nun im gleichen Lebensalter erfolgen wie bei uns.) Wer nach einmaliger Zurückstellung noch nicht waffentauglich, zugleich aber auch nicht untauglich ist, wird zum Dienst ohne Waffe eingestellt, dann nach einem Dienstjahr bei der Truppe erneut untersucht und, je nach seinem Gesundheitszustand,

zum Dienst mit der Waffe übergeführt, weiter im Dienst ohne Waffe verwendet oder als dienstunbrauchbar entlassen.

Wer für den Dienst ohne Waffe eingestellt werden soll, kann auf seinen Antrag bis zum 25. Lebensjahr zurückgestellt werden, um noch die für den Waffendienst nötige Tauglichkeit zu erlangen. Die zweijährige aktive Dienstpflicht bleibt davon unberührt. Auch von tauglich erklärten Rekruten können Gesuche um Aufschub der Einstellung (sursis) aus beruflichen oder Familiengründen eingereicht werden. Solcher Aufschub kann nach dem Gesetz (Art. 21) im weitesten Umfang bis zum 25. Lebensjahr gewährt werden.

Dagegen ist der Eintritt vor dem dienstpflichtigen Alter (devancement d'appel) aufs äußerste erschwert. Nur Leute, die sich freiwillig zu drei- oder mehrjährigem Dienst verpflichten, können schon nach vollendetem 18. Lebensjahr eintreten. Einer beschränkten Anzahl von diesen (4 pCt. der Klasse = etwa 8000 Mann) wird gestattet, unter folgenden Sonderbedingungen nach vollendetem 18. Lebensjahr einzutreten: Sie müssen in einer Prüfung eine gewisse militärische Vorbildung nachweisen, während ihrer Dienstzeit das Zeugnis zur Geeignetheit als Zugführer erwerben und sich zu zwei bis drei freiwilligen Übungen im Beurlaubtenstande verpflichten. Bei Erfüllung aller dieser Bedingungen können diese Leute nach zwei aktiven Dienstjahren beurlaubt werden; erreichen sie die Geeignetheit zum Zugführer nicht, so haben sie drei Jahre abzudienen. Auch die Wahl des Regiments steht diesen besonderen Freiwilligen nicht frei.

Bei dieser ganzen, durch sehr lästige Bedingungen eingeschränkten Vergünstigung handelt es sich nach einer Erklärung des Kriegsministers nicht um die Erleichterung von Studien durch früheres Erledigen des Militärdienstes, sondern vielmehr um eine Aufmunterung für die in Frankreich für sehr bedeutungsvoll gehaltenen Vereine zur militärischen Vorbereitung der Jugend. Die Zöglinge dieser Vereine werden es in erster Linie sein, die die notwendige Prüfung für den früheren Diensteintritt ablegen können. Das Bestehen einer ähnlichen Prüfung berechtigt übrigens schon jetzt dazu, nach vier anstatt erst nach sechs Monaten zur Beförderung zum Korporal vorgeschlagen zu werden.

Die zur Fahne gerufenen Ernährer bedürftiger Familien konnten bisher bis zu einer Gesamtsumme von 6 pCt. des Kontingents (etwa 10 000 bis 12 000) von zwei Dienstjahren befreit werden. Eine völlige Befreiung auf Grund häuslicher Verhältnisse, wie bei unseren anerkannten Reklamanten, war ausgeschlossen. In Zukunft findet auch keine Verkürzung der Dienstzeit mehr statt. Dagegen werden die Familien, deren Ernährer eingezogen wird, unterstützt, und zwar mit 75 Cts. für den Tag. Im ganzen kann die Zahl solcher Unterstützungen 8 pCt. der Klasse (etwa 16 000) betragen, zwei weitere Prozente können an Angehörige von Mannschaften bewilligt werden, die schon dienen und deren Familien nachträglich in Not geraten sind.

Eine Wehrsteuer von 6 Frcs. auf den Kopf und einen verhältnismäßigen Zuschlag zur Vermögenssteuer mußten bisher alle diejenigen zahlen, die ganz oder teilweise vom aktiven Dienst befreit waren, ohne jedoch untauglich zu sein oder eine Familie ernähren zu müssen. Die Wehrsteuer traf also die Dispensierten des alten Art. 21 und 23, die Zurückgestellten und die für den Dienst ohne Waffe bestimmten Leute der services auxiliaires, die im Frieden nicht dienten.

Da alle diese Kategorien ihre bisherigen Vorrechte verlieren, fällt die alte Wehrsteuer von selbst weg.

Die Kammer hatte nun eine ausgedehnte Besteuerung aller nicht erwerbsunfähigen Untauglichen verbunden mit einer Junggesellensteuer für die älteren Jahrgänge des Beurlaubtenstandes einführen wollen. Um aber die Durchberatung des längst fälligen Gesetzes nicht zu verschleppen, wurde dieser Plan von der übrigen Vorlage getrennt. Er soll später wieder aufgenommen werden. Die alte Wehrsteuer ergab etwa 2,5 bis 3 Millionen Francs, die von der Kammer vorgeschlagene neue Doppelsteuer sollte etwa 4,6 Millionen Francs einbringen.

Freiwillige und Kapitulanten. Ersatz des Unteroffizierkorps.

Die Freiwilligen und Kapitulanten machten in ihrer Gesamtsumme bisher über ein Sechstel der Kopfstärke des Heeres aus. Für das Unteroffizierkorps, zu dem bei einem Vergleich mit Deutschland die Korporale*) („Obergefreite") hinzuzurechnen sind, lieferten sie etwa zwei Fünftel des Bestandes, während drei Fünftel dem Kontingent, und zwar hauptsächlich dem dritten Jahrgang, entnommen wurden. In Zukunft fällt dieser dritte Jahrgang und damit eine Hauptquelle des Unteroffiziersersatzes weg. Die Bedeutung der freiwillig länger dienenden Mannschaften steigert sich schon deshalb ungeheuer. Überdies soll deren Vermehrung auch zahlenmäßig zur Ausfüllung der durch den Wegfall des dritten Jahrganges entstandenen Lücke mit beitragen.

Die Frage des Freiwilligen- und Kapitulantenersatzes bildet unter diesen Umständen einen der Kernpunkte des ganzen Gesetzes und soll darum eingehender behandelt werden.

Bisher konnten taugliche junge Leute von guter Führung vom vollendeten 18. Lebensjahr ab auf drei bis fünf Jahre freiwillig eintreten. Der Wunsch, die Militärdienstzeit frühzeitig zu erledigen, Standort und Truppenteil wählen zu können und unter Umständen durch den früheren Diensteintritt die teilweise Dienstbefreiung eines Bruders (alter Art. 21, s. S. 522) herbeizuführen, bei vielen auch die Absicht, auf Beförderung (zum Unteroffizier und Offizier) zu dienen, schufen unter der alten Wehrordnung einen reichlichen Zugang von Freiwilligen, umsomehr, als beim frei-

---

*) Bei den berittenen Waffen: „brigadiers".

willigen Eintritt auf drei Jahre sich die Dienstdauer nicht über die auch sonst notwendige gesetzliche ausdehnte. Die Heeresverwaltung erschwerte allerdings den Eintritt auf drei Jahre, um möglichst viele Leute zum Eintreten auf vier Jahre zu veranlassen. Tatsächlich waren in den letzten Jahren etwa 8000 bis 9000 Freiwillige im vierten und fünften Dienstjahre vorhanden (von einem Bestand von 56 000 bis 58 000 im ganzen), die übrigen befanden sich im ersten bis dritten Dienstjahr.

Der hohen Zahl der Freiwilligen gegenüber war die der Kapitulanten verhältnismäßig gering. Von den 41 000 Unteroffizieren durften gesetzlich nur die der Stäbe und zwei Drittel vom Rest kapitulieren, im ganzen 29 000 bis 30 000, tatsächlich wurden aus Sparsamkeit aber nur 25 000 bis 26 000 Kapitulanten zugelassen. Die Unteroffiziere konnten auf ein bis fünf Jahre kapitulieren bis zu einer Gesamtdienstdauer von 15 Jahren, wo Pensionsberechtigung begann. Über diese Zeit hinaus konnten sie als „Commissionnés" (Angestellte) weiter dienen bis zum 50. Lebensjahr. (Die Commissionnés werden hier der Kürze halber immer unter den Kapitulanten mitgezählt werden.) Korporale und solche Gemeine, die sich ausgezeichnet hatten, wurden unter ähnlichen Bedingungen wie die Unteroffiziere gleichfalls zur Kapitulation zugelassen, auf Hebung des Zugangs wurde aber kein Wert gelegt, die Vorteile der Leute waren gering, in der Hauptsache fand man sie nur in besonderen Stellen, als Schreiber, Burschen, Handwerker u. a. Im ganzen waren etwa 3000 Korporale und 2000 bis 2500 Gemeine als Kapitulanten vorhanden.

Das neue Gesetz ändert die Bestimmungen für den freiwilligen Eintritt nicht. Trotz Einführung der zweijährigen Dienstzeit gibt es also keine Zweijährig-, sondern nur Drei- bis Fünfjährig-Freiwillige. Dafür werden alle länger dienenden Mannschaften vom dritten Dienstjahr ab, gleichgültig ob Kapitulanten oder Freiwillige, mit den gleichen Vorteilen bedacht. Der Zutritt zur Kapitulation wird natürlich in viel ausgedehnterer Weise geöffnet als bisher.

Alle Mannschaften dürfen kapitulieren; die Unteroffiziere auf 1 bis 5 Jahre, bis zu einer Gesamtdienstzeit von 15 Jahren, der sich, wie bisher, noch eine längere Dienstzeit als „Commissionnés" anschließen kann, die Obergefreiten und Gemeinen auf 1, 1½, 2, 2½ oder 3 Jahre, bis zu einer Gesamtdienstzeit von 5 Jahren. Weiterdienen als Commissionnés ist ihnen nur in besonderen Verwendungen (Musiker, Handwerker, Pferdepfleger im Remontedienst u. dergl.) gestattet.

Jeder über die gesetzliche Dienstzeit hinaus Dienende erhält vom dritten Dienstjahr ab erhöhten Sold, vom vierten Dienstjahr ab außerdem eine Prämie und Anwartschaft auf Zivilversorgung. Unteroffiziere erhalten vom sechsten Dienstjahr ab ein reichliches monatliches Gehalt (ohne andere Bezüge) und erwerben mit zehn Dienstjahren die Anwartschaft auf einträgliche Zivilstellen. Vom 16. Dienstjahr ab tritt, wie bisher, Pensionsberechtigung ein.

Die Zahl der langdienenden Mannschaften hat sich in folgenden Grenzen zu halten:
die langdienenden Unteroffiziere sollen dreiviertel des Gesamtbestandes ausmachen, also etwa 30 750 $(\frac{41\,000 \cdot 3}{4})$,
die Obergefreiten die Hälfte des Bestandes, d. h. etwa 23 000 $(\frac{46\,000}{2})$.

Von den Gradinhabern, deren Gesamtheit unserem Unteroffizierkorps entspricht, sollen also im ganzen rund 54 000 Leute mit mehr als zweijähriger Dienstzeit sein, etwa 33 000 müssen dem zweiten und zum kleinen Teil wohl schon dem ersten Dienstjahr entnommen werden. Dies scheint auf den ersten Blick eine ganz außerordentliche Schwächung der Armee gegenüber den alten Zuständen zu bedeuten, wo von den 87 000 Gradinhabern etwa 30 000 bis 35 000 Leute mit über drei Dienstjahren waren, während die übrigen 52 000 bis 57 000 aus dem dritten und zweiten Jahrgang entnommen werden konnten. Die Heranziehung von Leuten im zweiten Dienstjahr für die Besetzung der Obergefreitenstellen muß allerdings schon bisher stark gewesen sein, da der Ersatz der im dritten Jahr zu befördernden Unteroffiziere vorzubereiten war. Immerhin waren dem zweiten Jahrgang jedenfalls nicht mehr als 15 000 bis 20 000 Gradinhaber zu entnehmen gegen 33 000 in Zukunft. Bis zu einem nicht unerheblichen Grade schwächt sich dieser Nachteil der neuen Wehrordnung aber dadurch ab, daß in Zukunft alle Leute vom Bildungsgrad unserer Einjährigen (sie können dem Bevölkerungsverhältnis entsprechend auf etwa 7000 für den Jahrgang angeschlagen werden) in ihrem zweiten Dienstjahr zur Beförderung zur Verfügung stehen,*) und dann wohl kaum schlechtere Unteroffiziere abgeben dürften als die bisher dem gewöhnlichen Kontingent entnommenen Leute des dritten Jahrganges. Allerdings wird ein kleiner, aber auserlesener Teil der Gebildeten im zweiten Dienstjahr schon zum Reserveoffizier befördert werden.

Was den Bestand an Gemeinen betrifft, die über die gesetzliche Dienstzeit hinaus dienen, so soll er in Zukunft auf etwa 15 000 bis 20 000 Mann gebracht werden, indem die Freiwilligen mittels der neuen Vorteile trotz Verkürzung der allgemeinen Dienstzeit annähernd in der alten Stärke erhalten, die Kapitulanten vermehrt werden. Von den Gemeinen sollen 10 000, die freiwillig ein drittes Jahr dienen, für die Kavallerie und besondere Truppenteile an der Grenze ausdrücklich vorbehalten sein, die übrigen sollen die Stämme der anderen Truppenteile der Armee verstärken und die notwendigen Berufssoldaten für die Pferdepflege in den Remontedepots, für das Pariser Feuerwehr-Regiment, für die Musiken u. a. mehr liefern.

Wenn man annimmt, daß die Erhaltung der über die gesetzliche Dienstzeit hinaus dienenden Freiwilligen und die Vermehrung der Kapitulanten in der geplanten

*) Bisher war die Mehrzahl davon nach Art. 23 nur zu einem Dienstjahr verpflichtet, zahlreiche andere nach Art. 21 (s. S. 522).

Weise gelingt*), so ist damit zu rechnen, daß die Landarmee in Zukunft einen Bestand von etwa 70 000 bis 75 000 französischen Mannschaften hat, die mindestens zwei Dienstjahre hinter sich haben.

Daß diese Summe keinen Ersatz für den Wegfall des über 120 000 Mann starken bisherigen dritten Jahrgangs bildet, liegt auf der Hand. Die Diensterfahrung der Mannschaften der aktiven Armee wird in Zukunft sicher nachlassen, was besonders die Kavallerie schädigt. Namentlich wird das Unteroffizierkorps, Unteroffiziere und Obergefreite, an Diensterfahrung bedeutende Einbuße erleiden, dafür aber allerdings in den Gebildeten des zweiten Jahrgangs ein sehr schätzenswertes neues Ersatzelement erhalten, das aber zahlenmäßig doch zu schwach ist, um den großen Rückgang an Unteroffizieren mit über zwei Dienstjahren auszugleichen.

Dienstpflicht der zukünftigen Offiziere, Reserveoffiziere, Sanitätsoffiziere und Veterinäre.

Die aus dem Unteroffizierstande hervorgehenden Offiziere hatten nach der bisherigen Wehrordnung ihre gesetzlichen Dienstverpflichtungen hinter sich, ehe sie soweit waren, zum Offizier befördert zu werden. An ihrem Dienstgang wird das neue Gesetz nichts ändern. Dagegen ist für die aus der Schule von St. Cyr und der polytechnischen Schule hervorgehenden Offiziere eine Sonderbestimmung in das neue Gesetz aufgenommen, nach der die Schüler dieser Anstalten vor Eintritt in die Schule ein Jahr in der Front als Soldaten gedient haben müssen. Die Kammer hatte sogar beabsichtigt, von den zukünftigen Offizieren ausnahmslos zwei Dienstjahre in der Front als Soldat zu fordern, im Interesse der lückenlosen Gleichheit der Dienstpflicht für alle Bürger, der Senat hatte sich dieser Übertreibung aber widersetzt und, nicht der Gleichheit, sondern der besseren Ausbildung wegen, ein Frontdienstjahr gefordert.

Bisher traten die Offizierszöglinge, ohne je vorher Soldat gewesen zu sein, in die Schulen ein, wo sie dann, ähnlich wie die Selektaner unserer Kadettenkorps, im Rahmen der militärischen Organisation der Schule selbst den praktischen Truppendienst neben den anderen Fachkenntnissen des zukünftigen Offiziers zu erwerben hatten. Die neue Regelung bedeutet für die Ausbildung des Offiziersersatzes einen entschiedenen Fortschritt. Andererseits kann nicht geleugnet werden, daß die nun dreijährige Frist — ein Frontdienstjahr und zwei Schuljahre — bis zur Erlangung der Epauletten fast zu reichlich bemessen ist. Immerhin kommt den Franzosen der Umstand zu statten, daß der Zudrang zu St. Cyr und der Ecole Polytechnique über-

*) Die Höhe der Geldprämien und sonstigen Gebührnisse für Langdienende ist im Gesetz nicht festgesetzt, sondern späterer Regelung im Verordnungswege vorbehalten, deshalb können die Aussichten der Kapitulantenvermehrung nicht vorhergeschätzt werden.

reichlich ist. Das um ein Jahr höher gerückte Lebensalter des jungen Nachwuchses ist insofern wünschenswert, als der französische Soldat überhaupt älter ist als der deutsche, da er erst vom 21. Lebensjahr ab eingestellt werden kann. Einen gewissen Ausgleich findet das höhere Lebensalter der zu befördernden Offizierszöglinge auch durch die grundsätzlich schon nach zwei Unterleutnantsdienstjahren erfolgende Beförderung zum Leutnant, unserem Oberleutnant.

Es ist nicht ausgeschlossen, daß dem neuen Wehrgesetz bald ein besonderes über den Offiziersersatz folgt und daß dann die Ausbildungszeit auf den Schulen abgekürzt wird, was auch möglich erscheint, nachdem die Schüler in Zukunft im einjährigen Frontdienst schon eine Reihe der Dinge gelernt haben werden, denen sie bisher fremd gegenübertraten.

Die Reserveoffiziere ergänzten sich bisher in der Hauptsache aus früheren Offizieren, aus alten Unteroffizieren und aus Reserveunteroffizieren, und zwar hauptsächlich solchen, die auf Grund ihres Bildungsgrades von vornherein für die Reserveoffizierlaufbahn in Aussicht genommen wurden; die meisten dieser Leute hatten vor ihrer Dienstzeit durch Staatsprüfungen einen gewissen Bildungsgrad nachgewiesen und daraufhin das Recht erlangt, nur ein Jahr zu dienen (Dispensierte des Artikels 23 des alten Wehrgesetzes). Durch die späte Einstellung verkürzte sich die tatsächliche Dienstzeit dieser Leute, wie schon früher erwähnt, auf zehn Monate. In dieser Zeitspanne erhielten sie, ähnlich unseren Einjährigen, eine besondere Ausbildung zum Reservezugführer, wurden dann nach zwei Jahren zu einer vierwöchigen Übung als Unteroffiziere eingezogen und später zum Reserveoffizier befördert. Ihr Einverständnis war dazu erforderlich, ein Zwang konnte nicht ausgeübt werden. Die gesellschaftliche Bewertung der Zugehörigkeit zum Reserveoffizierkorps ist in Frankreich nicht allzu hoch; abgesehen von ihr bildete bisher die Möglichkeit, die gesetzlichen Übungen im Beurlaubtenstand als Offizier abzuleisten, den einzigen wesentlichen praktischen Vorteil im Frieden. Dem standen bedeutende Lasten gegenüber, besonders die Pflicht, alle zwei Jahre zu üben. Es gehörte also viel Patriotismus dazu, Reserveoffizier zu werden und zu bleiben, und tatsächlich fehlten bei der Infanterie in den letzten Jahren zwischen 40 und 60 pCt. des Bedarfs. Ein großer Teil der Dispensierten des Artikel 23 erklärte von vornherein, auf die Ernennung zum Reserveoffizier zu verzichten.

Das neue Gesetz scheint geeignet, diese Verhältnisse bedeutend zu verbessern. In Zukunft gibt es mit allen Prüfungen und Diplomen keine Dispense mehr, dagegen in den neuen Artikeln 23 und 24 die Aussicht, das unvermeidliche zweite Dienstjahr ganz oder teilweise als Reserveoffizier ableisten zu können. Unter diesem Gesichtspunkt ist zu vermuten, daß der Diensteifer aller gebildeten und strebsamen Elemente lebhaft geweckt wird.

Der Artikel 23 bestimmt, daß die Schüler der staatlichen Hochschulen, die die zukünftigen Lehrer, Berg-, Bau- und Forstleute heranbilden, am Ende des Hochschulbesuchs und nach einem vor oder nach der Schulzeit abgeleisteten ersten Dienstjahr bei der nötigen Qualifikation zum Reserveoffizier befördert werden können, um dann ihr zweites Dienstjahr als Reserveunterleutnant abzudienen. Zu nützlicher Verwendung dieser Unterleutnants wird sich umsomehr Gelegenheit finden, als die französische Kompagnie etatmäßig nur einen Leutnant und einen Unterleutnant hat.

Der Artikel 24 verfügt, daß nach einem ersten Dienstjahr sich jeder Mann des Kontingents zu einer Art Reserveoffizier-Aspirantenprüfung melden darf, nach deren Bestehen er im zweiten Dienstjahr zunächst eine besondere Ausbildung durchmacht, um dann am 1. April zum Reserveoffizier befördert werden zu können und so sein letztes halbes Dienstjahr als Reserveoffizier abzuleisten. Bei richtiger Handhabung kann dieser Artikel noch mehr als der vorhergehende die Quelle eines Reserveoffizierersatzes werden, dessen militärische Durchbildung als ganz vorzüglich bezeichnet werden muß. Das Streben nach dem Reserveoffizierrang wird auch den vorher zu erlangenden Dienstgrad des Unteroffiziers begehrenswerter machen und so dazu beitragen, den durch Wegfall des dritten Dienstjahres sehr erschwerten Ersatz der Nichtkapitulanten-Unteroffiziere (etwa 10 000) zu beschaffen.

Die zukünftigen Ärzte, Veterinäre und Oberapotheker waren bisher von zwei Dienstjahren nach Artikel 23 befreit unter der Bedingung, daß sie bis zum 27. Lebensjahr die notwendigen Staatsprüfungen bestanden hatten, andernfalls mußten sie nachdienen. Die Schüler der militärischen ärztlichen, tierärztlichen und pharmazeutischen Hochschulen mußten sich zu mindestens sechsjährigem Militärdienst in ihrem Fach verpflichten, als Soldaten taten sie keinen Frontdienst. In Zukunft regelt sich die aktive Dienstpflicht dieser Wehrpflichtigen ähnlich wie die der Offizier- und Reserveoffizieraspiranten. Sie sind zunächst alle ausnahmslos zu einem Jahr Frontdienst als Soldat verpflichtet. Danach können die, die ihre Studien vollendet haben, eine Unterarztprüfung ablegen und ihr zweites Jahr zunächst als Unterarzt antreten, um nach einer weiteren Prüfung im Frühjahr des zweiten Dienstjahres zum Arzt im Offizierrang befördert zu werden. Dasselbe gilt entsprechend für Veterinäre und Apotheker. Wer aus den militärischen Hochschulen für den Gesundheitsdienst hervorgeht, erledigt nach dem einen Dienstjahr als Soldat den Rest seiner Dienstzeit und darüber hinaus die im ganzen mindestens sechsjährige besondere Dienstverpflichtung als Sanitätsoffizier, Veterinär oder Militärapotheker.

Da der Zudrang zur Ärztelaufbahn in Frankreich wie bei uns außerordentlich stark ist, braucht ein Mangel an Ärzten wegen Verschärfung der Dienstpflicht nicht befürchtet zu werden. Unter dieser Voraussetzung kann man es nur als militärisch vorteilhaft bezeichnen, wenn die zukünftigen Sanitätsoffiziere, wie alle anderen Offiziere, ein Jahr als Soldat dienen, und wenn die zukünftigen Reservesanitäts-

offiziere zwei Jahre ununterbrochen aktiven Militärdienst, teils in Reih und Glied, teils in ihrem Fache tun.

Ersatz der Truppen in Algerien.

Algerien und Tunesien sind nach französischem Staatsrecht keine Kolonien im engeren Sinne. Beide Länder hängen nicht vom Kolonialministerium ab, sondern in Verwaltungssachen Algerien vom Ministerium des Innern, als eine Art Provinz, Tunesien vom Ministerium des Äußern, als Schutzland. Militärisch bildet die große nordafrikanische Zweigniederlassung einschl. Tunesiens den Korpsbezirk des XIX. Armeekorps des Landheeres. Alle in Nordafrika stehenden Truppen gehören zum XIX. Armeekorps und nicht zur Kolonialarmee. Sie sind nur dem Kriegsminister unterstellt und werden im Kriegsfall, wie das Beispiel von 1870/71 zeigt, soweit wie irgend möglich, auf den europäischen Schauplatz gezogen werden.

Etwa die Hälfte des Ersatzes für das XIX. Armeekorps kommt aus Frankreich. Die Zuteilung zu algerischen und tunesischen Truppenteilen erfolgt in Zukunft wie bisher auf Grund der Entscheidung der heimatlichen Ersatzbehörden, die darin durch keine gesetzlichen Vorschriften gebunden sind. Nur die schwerer vorbestraften Rekruten*) müssen gesetzlich in die leichten afrikanischen Bataillone (5 Bataillone zu 6 Kompagnien) eingestellt werden. Neben den aus Frankreich kommenden Rekruten stellen die französischen Kolonisten und Naturalisierten ein jährliches Kontingent von nahezu 4000 Mann für die französischen Truppenteile Algeriens. Diese Leute wurden nach der alten Wehrordnung nach einem Dienstjahr beurlaubt. In Zukunft sollen sie wie alle Franzosen zwei Jahre aktiv dienen. Außerdem sollen aber auch die in Tunesien lebenden Wehrpflichtigen, die bisher ganz von der aktiven Dienstpflicht dispensiert werden konnten, zu zwei Jahren aktiven Dienstes herangezogen werden. Für die Friedenspräsenzstärke bedeuten diese Neuerungen einen Gesamtzugang von etwa 5000 Mann (Algerier im zweiten Dienstjahr und Tunesier im ersten und zweiten Dienstjahr).

Einen wesentlichen Teil des Ersatzes für das XIX. Armeekorps bilden die Eingeborenen, die die Turko- und Spahi-Regimenter fast ausschließlich ergänzen, ferner die fünf Saharaschützenkompagnien zum größten Teil. Sie stellen außerdem einige Hilfsmannschaften für die Artillerie, die Pioniere, den Train und die Verwaltungstruppen.**) Die Eingeborenen Algeriens werden als Freiwillige und Kapitulanten mit einer Mindestdienstzeit von vier Jahren angeworben, diejenigen Tunesiens werden auf Grund des tunesischen Wehrgesetzes ausgehoben. Hieran wird die neue Wehrordnung nichts ändern.

---

*) Vgl. S. 529.

**) Rein französisch sind beim XIX. Armeekorps nur noch die Zuaven- und Chasseurs-d'Afrique-Regimenter.

Die Heranziehung der Eingeborenen spielte aber bei der Wehrreform gleichwohl eine größere Rolle, weil die Vermehrung der Eingeborenen beim XIX. Armeekorps als ein Mittel bezeichnet wurde, das zur Ausgleichung des durch die Dienstverkürzung entstehenden Mannschaftsausfalls im aktiven Heere dienen sollte. In Gesetzesvorschlägen und in der Fachlitteratur sind da und dort sehr weitgehende Pläne für die vermehrte Heranziehung der Eingeborenen hervorgetreten. Allgemeine Wehrpflicht aller Araber, Verdoppelung der Turko-Regimenter, Schaffung einer Turkoreserve u. a. wurden verlangt. Bei der sehr widerspruchsvollen Beurteilung dieser Frage durch die Franzosen selbst, ist es kaum möglich abzuschätzen, wieviel brauchbare Elemente in Algerien noch verfügbar gemacht werden könnten. Der Generalgouverneur Algeriens erklärte Anfang 1905, man habe noch große Reserven an bestem Material. Andere Nachrichten schildern den Turkoersatz schon jetzt als im Rückgang begriffen. Eine mäßige Vermehrung wird aber schon wegen der reichlichen Bevölkerungszunahme auf keine Schwierigkeiten stoßen. Sie ist in den Grenzen von 2000 bis 2500 Mann im Anschluß an die Wehrreform auch tatsächlich in Aussicht genommen.

Bisher dienten etwa 22 500 Eingeborene in Algerien und Tunesien, in Zukunft dürften es etwa rund 25 000 werden.

Schließlich bildet noch die im ganzen etwa 12 000 Mann starke Fremdenlegion (2 Fremden-Regimenter zu je 6 Bataillonen) einen wichtigen Bestandteil des XIX. Armeekorps. Ihr Ersatz bot bisher keinerlei Schwierigkeiten, das neue Gesetz wird daran nichts ändern.

Ersatz der Kolonialtruppen.

Das für den Schutz und die Beherrschung der Kolonien bestimmte französische Kolonialheer besteht aus einem im Mutterlande stehenden Heimatkorps, das sich ausschließlich durch Franzosen ergänzt, und aus den in den Kolonien stehenden Truppen, die teils rein französischen Ersatz haben, teils aus Eingeborenen-Mannschaften mit französischen Stämmen bestehen.

Das Heimatkorps hat eine doppelte Aufgabe. Es dient einerseits als Stamm und Reserve für die Truppen in den Kolonien, andererseits ist es im Falle eines europäischen Krieges an der Seite der Landarmee zu verwenden. Diese zweite Bestimmung ist offenbar in den Vordergrund gerückt seit das Heimatkorps im Jahre 1900 ausschließlich dem Kriegsminister unterstellt wurde. Es bildet augenblicklich ein Armeekorps mit 3 Infanterie-Divisionen und 3 Artillerie-Regimentern, aber ohne Kavallerie.

Als Ersatz dienen in erster Linie Freiwillige von drei bis fünf Dienstjahren, denen nach dem neuen Gesetz wie bisher beträchtliche Geldvorteile in Aussicht gestellt werden, die sich aber dafür verpflichten müssen, auch in den Kolonien zu dienen. Neben den Freiwilligen sucht man eine möglichst hohe Zahl von Leuten zum

Kapitulieren zu bewegen, gleichfalls mittels erheblicher Geldvorteile. Soweit damit der Ersatzbedarf nicht gedeckt ist, werden Mannschaften des Kontingents herangezogen. Diese sind gesetzlich nicht verpflichtet, in den Kolonien zu dienen, können also zunächst nur in den Standorten des Heimatkorps verwendet werden. Man sucht aber womöglich solche Leute heranzuholen, die sich freiwillig verpflichten, auch in den Kolonien zu dienen.

Das neue Gesetz ändert an diesen Verhältnissen nichts Wesentliches, nur ist zu fürchten, daß sich die allgemeine Verkürzung der Dienstzeit nachteilig auf den unentbehrlichen Ersatz länger dienender Mannschaften für die Kolonialarmee fühlbar macht. Auch konnte man früher die auf drei Jahre eingestellten Rekruten, wenn sie einwilligten, noch durchaus vorteilhaft im Kolonialdienst verwenden, während mit nur zwei Jahre dienenden Leuten für die Entsendung in die ferneren Kolonien kaum mehr gerechnet werden kann. Um diesem Mangel einigermaßen abzuhelfen, ist in das neue Gesetz eine Bestimmung aufgenommen, nach der Mannschaften des Landheeres, die zum Kolonialheer übertreten wollen, eine kurzfristige Kapitulation abschließen können, die ihre Dienstzeit so regelt, daß sie im Augenblick des Übertritts noch 2¼ Dienstjahre vor sich haben, eine Zeitdauer, die man offenbar als die mindestzulässige für die Verwendung in den Kolonien ansieht.

Das Heimatkorps der Kolonialtruppen hatte bisher eine Friedensstärke von etwa 20 000 bis 21 000 Mann. Davon waren 14 000 bis 15 000 Freiwillige und Kapitulanten, 5000 bis 6000 Leute vom Kontingent.

Die Truppen in den Kolonien ergänzen sich durch ausgebildete, freiwillige Mannschaften des Heimatkorps, die tropendienstfähig und mindestens 21 Jahre alt sind, ferner durch die Rekrutenkontingente, die die französischen wehrfähigen Kolonisten bilden und durch geworbene oder ausgehobene Eingeborene.

Die in den Kolonien geborenen eingewanderten oder naturalisierten Franzosen sind wehrpflichtig, und zwar nicht nur 25 Jahre wie im Mutterlande, sondern für den Kriegsfall darüber hinaus, solange sie waffentüchtig sind, bei über 25jähriger Wehrzeit dürfen sie aber nur in der eigenen Kolonie zur Landesverteidigung herangezogen werden.

Die aktive Dienstpflicht währt für die Kontingente der vier alten Kolonien (Reunion, Guadeloupe, Martinique, Guyana) zwei Jahre. Gesetzlich waren diese Kontingente schon bisher der Dienstpflicht wie im Mutterlande unterworfen, tatsächlich wurde dies aber nur auf Reunion durchgeführt, das außer der eigenen Besatzung einen großen Teil der Mannschaften für Madagaskar stellte. In Zukunft sollen die anderen alten Kolonien gleichmäßig herangezogen werden, was den Kolonialtruppen etwa 1000 Mann verschafft, die sie sonst dem heimatlichen Kontingente hätte entziehen müssen, die also in letzter Linie dem Landheer zugute kommen.

In den neuen Kolonien (hauptsächlich Westafrika, Madagaskar, Indochina) sind

die französischen Kolonisten spätestens nach einem Jahr aktiver Dienstzeit beim nächsten Truppenteil zu beurlauben. Befindet sich in einem vom Kriegsminister festzusetzenden Umkreis kein Standort, so tritt volle Befreiung vom aktiven Dienste ein.

Den Hauptteil der Truppenmacht in den Kolonien stellen die verschiedenen Eingeborenenstämme, in Westafrika vor allem die sehr tüchtigen Senegalesen, in Madagaskar und Indochina die Landeseinwohner. Hieran ändert das neue Gesetz nichts, nur weist die unter seiner Einwirkung noch zwingender werdende Sparsamkeit mit dem knappen französischen Ersatz noch mehr als bisher auf die möglichst starke Heranziehung der Eingeborenen zum Kolonialheeresdienste hin.

Zur Zeit sind etwa 20 000 Franzosen und 35 000 Eingeborene in den Kolonien unter den Waffen, ohne das chinesische Besatzungskorps und seine in Indochina stehende Reserve.

Ergänzung der Flottenmannschaften.

Der Ersatz der Flotte wird in Frankreich von der unter einem eigenen Wehrgesetz stehenden seemännischen Bevölkerung und den sich freiwillig zur Flotte Meldenden gestellt. Das neue Wehrgesetz ändert hieran nichts, indessen wurde in Frankreich während seiner Beratung das wohl nicht ganz ungerechtfertigte Bedenken laut, die Verkürzung der Dienstzeit im Heere möchte von nachteiligem Einfluß auf den Zugang an langdienenden Freiwilligen zur Flotte sein.

Eine Bestimmung des alten Wehrgesetzes sagte, daß bei ungenügendem Ersatz an Freiwilligen und Seewehrpflichtigen Leute mit niederen Losnummern vom Kontingent des Heeres bei der Flotte eingestellt werden dürften. Da das neue Gesetz die Losung abschafft, mußte auch diese Bestimmung geändert werden; sie lautet nun dahin, daß im Notfall dem Marineminister Leute vom Kontingent des Heeres zur Verfügung gestellt werden können, aber nur zur Einstellung zum Dienst an Land. Ein besonderes Gesetz soll das Nähere hierüber regeln.

Bisher haben die Seewehrpflichtigen (inscrits marins) und Freiwilligen für den Flottenersatz vollauf genügt.

Übungen des Beurlaubtenstandes.

Nach dem alten Wehrgesetz war jeder Reservist zu zwei Übungen von vier Wochen, jeder Mann der Territorialarmee zu einer Übung von zwei Wochen verpflichtet. Außerdem konnten auf Grund eines besonderen Zusatzgesetzes diejenigen Mannschaften der Reserve der Territorialarmee, die zum Bahn- und Straßenschutz im Mobilmachungsfall bestimmt sind, zu Übungen in diesem Dienst bis zu einer Gesamtdauer von neun Tagen*) herangezogen werden. Tatsächlich wurden auch die

*) Vgl. S. 523.

Jahrgänge der Reserve- und Territorialarmee im Rahmen der gesetzlichen Verpflichtungen ziemlich vollzählig eingezogen, nur verkürzte sich die Übung für die Reservisten meist auf 26 Tage, für die Landwehrleute auf 11 bis 13 Tage.

Die Heeresverwaltung war ernstlich bestrebt, die Mannschaften des Beurlaubtenstandes bei ihren Übungen möglichst kriegsgemäß auszubilden. Die Masse der Reservisten wurde in die aktiven Truppenteile gesteckt und nahm an Schießübungen oder den größeren Herbstübungen teil, die Landwehrleute wurden zu den im Kriegsfall vorgesehenen Formationen vereinigt. Immerhin waren bei der großen Zahl der jährlich einzuberufenden Übungsmannschaften Mißstände in der Verwendung, Leitung, Unterbringung und Verpflegung nicht zu vermeiden, und diese gaben Veranlassung zu Klagen, die in der Presse leicht ein verstärkendes Echo fanden, da die Übungen allgemein als Last empfunden wurden. Es war unter diesen Umständen nicht überraschend, daß der Antrag auf Streichung oder erhebliche Kürzung der für diese Übungen vorgesehenen Kredite alle Jahre bei der Etatsberatung wiederkehrte. Dem Drängen der radikalen Kammermehrheit, die die Territorialübungen ganz abschaffen wollte, trat aber bisher immer der Senat erfolgreich entgegen und setzte die Übungen im gesetzlichen Umfang durch.

Bei der Beratung des neuen Wehrgesetzes trat der alte Streit von neuem scharf hervor. Der Kriegsminister selbst versuchte eine Einigung beider Häuser durch eine vermittelnde Bestimmung zu erreichen. Er wollte den Reservisten zwei Übungen von 15 bis 21 Tagen, den Landwehrleuten eine solche von einer Woche auferlegen. Auch der Senator Boudenot schlug eine ähnliche Lösung vor. Der Präsident der Armeekommission des Senats, der frühere Kriegsminister Freycinet, trat aber mit dem ganzen Gewicht seiner Persönlichkeit für die volle Erhaltung der Übungen ein. Die Verkürzung der aktiven Dienstzeit mache es doppelt zur Pflicht, an den Übungen im Beurlaubtenstand nicht zu rütteln. Die Verbesserung der Reserven sei ein Hauptvorzug des neuen Gesetzes, dieser dürfe nicht durch Verkürzung der Übungen in Frage gestellt werden, im Gegenteil eine Verlängerung der Übungen wäre zu wünschen. Wenn er sie nicht fordere, so geschehe das, um sich eben an das Erreichbare zu halten Der Senat folgte diesem Mahnruf und beschloß die volle Aufrechterhaltung der bisherigen Übungsverpflichtungen. Die Kammer gab, um Weiterungen zu vermeiden, nach

Die Übungen sind also im neuen Wehrgesetz ebenso vorgeschrieben wie im alten. Es darf aber nicht verschwiegen werden, daß die Kammer nur aus Nützlichkeitsgründen für den Augenblick darauf verzichtete, die Verkürzung der Übungen durchzusetzen. Die dortige übungsfeindliche Mehrheit hofft bestimmt, dem neuen Wehrgesetz bald ein Zusatzgesetz folgen lassen zu können, durch das die Reserveübungen auf zwei bis drei Wochen verkürzt, die Territorialübungen auf eine Woche verkürzt oder vielleicht ganz abgeschafft werden. Ein von der Armeekommission der Kammer gebilligter Gesetzesantrag auf Verkürzung der Übungen liegt bereits vor.

Übergangsbestimmungen und Durchführungsfrist für das neue Wehrgesetz.

Das neue Wehrgesetz tritt ein Jahr nach seiner Unterzeichnung in Kraft, also im Frühjahr 1906. Die Aushebung 1906 wird so hingezogen werden, daß die in diesem Jahr zur Einstellung kommenden Leute erst im April oder später, also jedenfalls nach dem Inkrafttreten des neuen Gesetzes, gemustert und ausgehoben werden. Die letzte Jahresklasse, die unter das alte Gesetz fällt, wird also die im Herbst 1905 einzustellende sein. Die Dreijährigen dieser Klasse müssen im Herbst 1908, dürfen aber nach einer Übergangsbestimmung schon im Herbst 1907 entlassen werden. Der Kriegsminister hat erklärt, daß er von dieser Bestimmung Gebrauch machen werde. Die letzten Dreijährigen werden also voraussichtlich im Herbst 1907 verschwinden, und von da ab enthält die aktive Armee nur noch Leute, die nach der neuen Wehrordnung ausgehoben sind. Dagegen trägt sie bis zum Herbst 1906 ganz das alte Gepräge; vom Herbst 1906 bis zum Herbst 1907 währt die Übergangszeit.

Sehr viel länger dauert natürlich die Durchführung im Beurlaubtenstande. Dort ist noch nicht einmal das Wehrgesetz von 1889 bis zu den ältesten Jahrgängen durchgeführt; diese waren vielmehr noch nach dem Gesetz von 1872 ausgehoben. Erst 1914 werden die letzten Spuren dieses Gesetzes verschwinden, und erst im Jahre 1930 werden die letzten Leute ihrer Dienstpflicht in der Reserve der Territorialarmee ledig, die noch nach dem Gesetz von 1889 ausgehoben waren, zum Teil also nur ein Jahr gedient hatten.

Der Vorzug des neuen Gesetzes, daß die ungenügend ausgebildeten früheren „Dispensierten" aus den Reservejahrgängen verschwinden, wird sich also nur sehr allmählich, und vollständig erst nach langen Jahren, geltend machen.

Wirkungen des neuen Wehrgesetzes.

Die Wirkungen des neuen Gesetzes lassen sich nicht bestimmt übersehen, denn es muß erst abgewartet werden, ob die Franzosen genügend Geld und festen Willen an die Anwerbung von Kapitulanten und Freiwilligen setzen. Von ihrer Zahl hängt es im wesentlichen ab, inwieweit der Ausfall des dritten Jahrgangs ausgeglichen wird. Das Gesetz selbst überläßt den entscheidenden Punkt, die Bemessung der Geldgebührnisse, späterer Bestimmung. Sicher ist indessen, daß es den Franzosen weder an Geld noch an Menschen für den notwendigen, durchaus nicht übermäßig hohen Bestand an Langdienenden fehlt. Darum muß man bis auf weiteres annehmen, daß der vorgesehene Bestand auch tatsächlich beschafft und erhalten wird. Unter dieser Voraussetzung wird das Heer unter dem neuen Wehrgesetz bei gleich starken Kontingenten von Militärpflichtigen annähernd die gleiche Gesamtstärke haben, wie unter dem alten. Seine Zusammensetzung wird sich im Vergleich zu der bisherigen, etwa wie folgt, gestalten:

Es sind vorhanden

bei alter*)	Wehrordnung:	bei neuer
160 000—170 000	Kapitulanten, Freiwillige und (bei alter Wehrordnung) Ausgehobene mit über zwei Dienstjahren	70 000— 75 000
135 000—145 000	Ausgehobene und Freiwillige im zweiten Dienstjahr	215 000—225 000
220 000—230 000	Ausgehobene und Freiwillige im ersten Dienstjahr (einschl. der algerischen Franzosen)	230 000—240 000
50 000— 55 000	Fremde, Eingeborene und Kolonialsoldaten des Heimatkorps	55 000 — 60 000

Es kann kein Zweifel darüber bleiben, daß die alte Zusammensetzung militärisch besser war, als die neue. Vor allem standen für den Ersatz der Gradinhaber viel mehr Leute mit über zwei Dienstjahren zur Verfügung. Ferner war die alte Mannschaft etwa zur Hälfte um ein Jahr länger bei den Fahnen, als sie es zukünftig sein wird, endlich war der Rekrutenprozentsatz, infolge des Fehlens der Mindertauglichen, etwas geringer und waren alle Mannschaften volltauglich zum Waffendienst, was in Zukunft bei über 15 000 nicht der Fall sein wird. Die längere Dienstzeit der alten Mannschaften war besonders bei den berittenen Waffen ein unschätzbarer Vorzug, dessen Preisgabe im neuen Wehrgesetz bedenklich ist. Wenn die Kavallerie in Zukunft auch besonders viele „Langdienende“ bekommen soll, so ist ein voller Ersatz des dritten Jahrgangs durch die freiwillig Längerdienenden doch ausgeschlossen.

Die aus der Gegenüberstellung sich ergebenden Nachteile der neuen Zusammensetzung schwächen sich aber aus folgenden Gründen erheblich ab:

Der jüngste Jahrgang wird fünf Wochen früher eingestellt, ist also früher kriegsfertig und besser ausgebildet.

Entsprechend besser ist auch der zweite Jahrgang ausgebildet. Da überdies die Beurlaubungen etwa auf die halbe Zeit der bisherigen vermindert werden sollen, erhöht sich die Ausbildungszeit im ersten und zweiten Jahr noch etwa um zusammen einen Monat. Der zweite Jahrgang ist aber nicht nur besser ausgebildet, er enthält dank der Abschaffung aller Befreiungen auch die bisher nach einem Jahr entlassenen besten Elemente der Nation. Vom Diensteifer und der Anspannung der im ersten Jahr dienenden bisherigen Dispensierten ist in Zukunft überdies weit mehr zu erwarten, weil sie bestrebt sein werden, im zweiten Dienstjahr zu Obergefreiten und Unteroffizieren befördert zu werden, wozu über 30 000 Stellen offen stehen. Schließlich darf nicht ganz außer acht bleiben, daß die bisher bestehenden großen Ungleich-

*) Vgl. S. 524.

heiten in der Ableistung der Dienstpflicht besonders bei dem aufgeklärten, gleichheitssüchtigen französischen Ersatz den Geist der Truppe schädigten, ein Mißstand, der in Zukunft wegfällt.

Nicht nur auf die Zusammensetzung der aktiven Armee, sondern besonders auf die der Reservejahrgänge wird die Wehrreform nachhaltig einwirken.

Bisher wurden, abgesehen von Freiwilligen, Kapitulanten und Kolonialsoldaten, im Herbst jeden Jahres (in runden Zahlen) entlassen:

etwa 71 000 Mann mit 10 monatiger Ausbildung,
" 12 700 " " 22 " "
" 107 000 " " 34 " "

Von 100 Entlassenen hatten also etwa 37 — 10 Monate, 7 — 22 Monate und 56 — 34 Monate gedient. Im Durchschnitt hatte jeder Entlassene etwa 24⅓ Monate Dienstzeit hinter sich.

In Zukunft werden alle Entlassenen 23½ Monate gedient haben. Da nun als allgemein anerkannt bezeichnet werden darf, daß für die Fußtruppen eine zweijährige Ausbildungszeit genügt, eine zehnmonatige aber unzureichend ist, so sind die zukünftigen Reservejahrgänge, soweit die Fußtruppen in Betracht kommen, als genügend, die bisherigen dagegen als großenteils nicht hinreichend ausgebildet zu betrachten. Die Reservejahrgänge der Fußtruppen werden also besser, und zwar noch mehr als aus der obigen, für die Gesamtheit der Armee gültigen Darstellung hervorgeht, denn die Fußtruppen bekamen einen wesentlich höheren als den durchschnittlichen Prozentsatz von Mannschaften mit nur einjähriger Dienstzeit zugewiesen.

Dagegen erhielten die Kavallerie und reitende Artillerie gar keine Einjährigen. Ihre Mannschaften waren also bei der Entlassung alle 34 Monate ausgebildet. Die Reservejahrgänge dieser Waffen können sich darum ebenso wie deren aktive Truppenteile durch die neue Wehrordnung nur verschlechtern.

Schließlich ist noch hinzuzufügen, daß durch das neue Gesetz die Vorbildung der aktiven Offiziere*) und namentlich die Ausbildung und Zahl der Reserveoffiziere günstig beeinflußt werden wird, sowie daß die Bestimmungen für die Mobilmachung und ihre Vorbereitung eine nützliche Erweiterung erfahren haben.

Vergleich der deutschen und französischen Heeresverfassung.

Im Vergleich zu Deutschland hatte sich Frankreich durch sein Festhalten an der dreijährigen Dienstzeit in manchen Einzelheiten einen entschiedenen Vorsprung gewahrt. Nachdem nun beide Staaten zur zweijährigen Dienstzeit übergegangen sind, werden sich ihre Heere in ihrer Zusammensetzung mehr nähern als früher, gleichwohl

*) Vgl. S. 534 f.

wird eine Reihe von wichtigen Unterschieden bestehen bleiben, auf die es sich lohnt einen Blick zu werfen.

In Frankreich ist die zweijährige Dienstzeit für alle Waffen eingeführt, in Deutschland dient die Kavallerie und reitende Artillerie drei Jahre, was ein unschätzbarer Vorteil ist, den die Franzosen durch eine Mehreinstellung von Kapitulanten bei der Kavallerie nur zum Teil ausgleichen können.

Ferner dienen in Deutschland die Einjährigen und Volksschullehrer nur ein Jahr, liefern aber dafür den Reserveoffiziersersatz und nehmen zahlreiche Reserveübungen auf sich. Gleichwohl kann nicht geleugnet werden, daß die Franzosen ihren Ersatz an Gebildeten in Zukunft besser ausnützen als wir. Zahlenmäßig sind beide Heere annähernd gleich stark. Frankreich verfügt bei seiner um 20 Millionen geringeren Bevölkerung natürlich über weniger Militärpflichtige; es gleicht diese Unterlegenheit aber nahezu aus, indem es über 15 pCt. der Militärpflichtigen mehr einstellt als Deutschland und das Jahreskontingent noch außerdem in Zukunft durch etwa 8000 nur zum Dienst ohne Waffe Taugliche erhöht, während in Deutschland nur an etwa 3000 Ökonomiehandwerker etwas geringere Anforderungen gestellt werden.

Im ganzen steht einem französischen Kontingent von Mannschaften im ersten und zweiten Dienstjahr in Höhe von etwa 445 000 bis 455 000 Mann ein deutsches von 480 000 Mann gegenüber.

Zur festen Einrahmung dieser Masse besitzt Frankreich nach Durchführung der Wehrreform einen Stamm von 70 000 bis 75 000 Leuten mit über zwei Dienstjahren, die den größeren Teil der Unteroffizierstellen einnehmen. Außerhalb der so zusammengesetzten Armee stehen die Fremden-Regimenter, Turko-, Spahi- und heimatlichen Kolonial-Regimenter, die mit ihrem hohen Prozentsatz an alten, teilweise kriegserprobten Soldaten etwas Besonderes, mit unseren Einrichtungen nicht Vergleichbares, darstellen (55 000 bis 60 000 Mann). Andererseits ist das deutsche Kontingent in etwa 110 000 Stammannschaften, Kapitulanten und dritter Jahrgang der berittenen Waffen, eingerahmt, die den gesamten Unteroffizierbestand enthalten.

Hinter dieser aktiven Macht stehen in beiden Ländern für den Kriegsfall 23 Jahrgänge ausgebildeter Reserven zur Verfügung.

Der Vollständigkeit halber muß diesem Vergleich hinzugefügt werden, daß die französische Feldarmee weit mehr als die deutsche durch das Gendarmerie-, das Forst- und Zollwächterkorps unterstützt wird. Diese Formationen sind dort schon im Frieden im engsten Anschluß an die Armee für ihre Feldaufgaben vorbereitet. Auch an die als eine Art letzter Reserve des Feldheeres zu betrachtende Masse der in den Kolonien unter den Waffen stehenden Franzosen (etwa 20 000 Mann) und an die an Offizieren und Mannschaften noch immer weit überlegene französische Flotte muß erinnert werden.

Schlußwort.

Die mannigfachen Veränderungen, die das neue Wehrgesetz für das französische Heer mit sich bringen, werden auf dessen militärischen Wert teils fördernd, teils schädigend wirken. Vorzüge und Schwächen des neuen Gesetzes wiegen sich vielfach auf. Bei Betrachtung der aktiven Armee senkt sich die Wage zugunsten der alten Wehrordnung; sieht man das Feldheer im ganzen an mit seinen bedeutend besser durchgebildeten Infanteriemassen, so wird man von der neuen Wehrordnung kaum eine Verschlechterung zu fürchten haben.

Die Weherufe der Gegner der augenblicklichen Regierung in Frankreich, die vom nahen Ende der stolzen französischen Armee sprachen, scheinen im Lichte sachlicher Betrachtung maßlos übertrieben. Wenn andererseits die Förderer der Wehrreform, wie z. B. der frühere Kriegsminister André, der Senator Rolland, „der Vater der Wehrvorlage", und der jetzige Kriegsminister Berteaux immer wieder erklärten, die neue Wehrordnung bedeute unzweifelhaft eine bedeutende Stärkung der Armee, so darf dies wohl auch auf die politische Rechnung geschrieben werden. Es bedarf eines hohen Grades von Patriotismus bei der Durchführung der Reform, wenn eine Schwächung des Heeres vermieden werden soll.

Die Belastung der französischen Bevölkerung für Wehrzwecke war bisher ganz unvergleichlich viel größer als bei uns. Wenn auch in Zukunft durch Wegfall des dritten Dienstjahres eine Erleichterung eintritt, so stellt andererseits die Abschaffung aller Dispense und die Heranziehung der Mindertauglichen eine neue sehr harte Last dar. Überdies erfordert die Wehrreform große finanzielle Opfer. Die Bezahlung der zahlreichen Kapitulanten, die Entschädigung der bedürftigen Familien,*) die Erhöhung der Budgetstärke durch Verkürzung der Rekrutenvakanz und Verminderung der Beurlaubungen werden mindestens 40 Millionen Francs erfordern.

Erst eine spätere Zeit wird zeigen, ob die Franzosen alle diese neuen Lasten tatsächlich auf sich zu nehmen gewillt sind oder ob nicht diese oder jene Einzelheit abbröckelt. Die Vergangenheit Frankreichs berechtigt uns aber nicht, an der Aufopferungsfähigkeit seiner Bevölkerung zu zweifeln, wenn es sich ernstlich um den Ruhm und die Größe des Vaterlandes handelt.

---

*) Vgl. S. 530.

Reinhardt,
Hauptmann im Generalstabe des XV. Armeekorps.





Über die Dauer von Schlachten und Gefechten.

Im Vorwort zur Studie „Das Abbrechen von Gefechten"*) wird ausgesprochen, daß die dort behandelte Frage in der Truppenausbildung nur selten in ihrer vollen Bedeutung gewürdigt werde, da die Friedensübungen ihrer Natur nach eher dazu angetan seien, die Begriffe nach dieser Richtung hin zu verwirren, weil ein Manövergefecht stets irgendwie abgebrochen werden müsse. Ähnliches gilt in noch höherem Maße hinsichtlich der Dauer der Gefechte und des Einflusses dieser Dauer auf die Leistungsfähigkeit der Truppe. Auch hierüber werden durch die Friedensübungen leicht falsche Begriffe erzeugt, auch hier gilt das gleiche wie für das Abbrechen von Gefechten: eine noch so sachgemäße Besprechung der Übung kann die Wirklichkeit niemals ersetzen.

Die Leitung mag mit ihrer Phantasie noch so sehr auf dem Boden der Wirklichkeit stehen, die Schiedsrichter mögen sie noch so gut unterstützen, es wird immer nur bis zu einem gewissen Grade möglich sein, dem Kriegsfalle nahe zu kommen. Es läßt sich tatsächlich auf dem Manöverfelde das stundenlange Ringen um die Feuerüberlegenheit, als welches sich der heutige Kampf kennzeichnet, nicht darstellen. Wollte man es versuchen, so würde der Verlauf der Übungen an einer ertötenden Langeweile kranken.

Bei unseren sonstigen Übungsmitteln, wie bei Kriegsspielen, taktischen Arbeiten, Übungsritten und Generalstabsreisen, läßt sich für die Dauer des Gefechts ebenfalls ein richtiger Maßstab nur schwer gewinnen, weil dort die Truppe fehlt mit allen im Kriege auf sie wirkenden zersetzenden Eindrücken.

In folgendem soll daher versucht werden, einen Beitrag zur Klärung der Anschauungen über die Dauer von Schlachten und Gefechten und die nachherige Verwendungsfähigkeit der Truppen mit Hilfe der Kriegsgeschichte zu bieten.

Nachdem es gelungen war, die Buren unter Kronje bei Paardeberg zu stellen, äußerte Lord Kitchener, bevor am 18. Februar 1900 der Angriff begann, zu seiner Umgebung: „Meine Herren, es ist jetzt 1/2 7 Uhr, um 10 Uhr sind wir im Besitz des feindlichen Lagers, und um 1/2 11 Uhr wird General French mit der Kavallerie

---

*) Studien zur Kriegsgeschichte und Taktik. Herausgegeben vom Großen Generalstabe, Kriegsg. Abt. I. 2. Band.

nach Bloemfontein abrücken." *) Bekanntlich brach an jenem Tage der Angriff der Engländer überall unter dem Feuer der Buren zusammen. Deren hartnäckiger Widerstand in einer anscheinend verzweifelten Lage bereitete dem englischen Führer hier eine jener Überraschungen, denen man im Kriege stets ausgesetzt ist, unzweifelhaft aber haben Vorstellungen, die er aus seiner bisherigen Kriegserfahrung, aus den Kämpfen gegen nicht ebenbürtige Gegner übernommen hatte, bei dieser Unterschätzung der Widerstandskraft des Feindes mitgewirkt. Auch abgesehen davon, hätte es indessen nicht dazu kommen dürfen, daß erst die feindlichen Geschosse über die voraussichtliche Dauer des Gefechts Klärung brachten, denn von jeher, nicht erst seit Einführung kleinkalibriger Gewehre, hat die Überwindung eines tüchtigen, gut bewaffneten Gegners Zeit gekostet. Selbst zur Zeit der Lineartaktik war es nicht anders, wiewohl man sich schon vor der Schlacht unverhältnismäßig nahe war und stets gefechtsmäßig gegliedert marschierte und lagerte. Unter König Friedrich zeigen höchstens Mollwitz und bis zu einem gewissen Grade noch Hohenfriedeberg das Bild eines Überrennens des Gegners in raschem Ansturm.

Mollwitz trägt noch völlig den Charakter der Parallelschlacht, wie sie bis auf Friedrich den Großen die Regel bildete. Nachdem die Kavallerie des rechten preußischen Flügels von der österreichischen aus dem Felde geschlagen und die Ordnung bei der durch die feindlichen Reiterangriffe teilweise erschütterten preußischen Infanterie wieder hergestellt worden war, führte Feldmarschall Schwerin diese „auf den Leib des Feindes", und in der Zeit von 4 bis 6⁰⁰ nachmittags wurde die österreichische Armee vom Schlachtfelde verdrängt.

Bei Hohenfriedeberg entwickelte sich die Schlacht aus dem nächtlichen Anmarsch der preußischen Armee heraus durch deren allmähliches Einschwenken. Es kam dadurch zu zwei gesonderten Kampfhandlungen, zunächst einer des rechten preußischen Flügels gegen die Sachsen, und dann einer solchen des linken Flügels gegen die Österreicher. Um 4⁰⁰ morgens erfolgte der überfallartige Angriff mit vorgenommenem rechten Flügel gegen die Sachsen und die ihnen zugeteilten österreichischen Regimenter. Dieser Flügel der Verbündeten trat unter außerordentlich ungünstigen Umständen ins Gefecht und war um 7⁰⁰ morgens bereits völlig geschlagen und in nordwestlicher Richtung abgedrängt. Zwei Stunden später war dann auch der rechte österreichische Flügel der Wucht des preußischen Angriffs erlegen.

Die meisten Schlachten des Siebenjährigen Krieges tragen bereits ein wesentlich anderes Gepräge. Nach seinem eigenen Geständnis fand König Friedrich hier die alten Österreicher nicht mehr vor. Sie schufen sich im Verlaufe des Krieges namentlich in ihrer zahlreichen schweren Artillerie eine mächtige Hilfswaffe, und der König sah sich wohl oder übel genötigt, darin ihrem Beispiel zu folgen.

*) Kriegsgeschichtliche Einzelschriften, Heft 33, S. 65.

Noch inmitten des Krieges äußerte er: „Das System einer zahlreichen Artillerie muß man, so unbequem es auch sein mag, annehmen“*) und 1777 schreibt der alternde König: „Jetzt entscheidet die Feuerüberlegenheit den Sieg.“ . . . . . Der neuerdings aufgekommene arge Mißbrauch, eine überaus zahlreiche Artillerie mit ins Feld zu führen, zwingt uns diesen Brauch gleichfalls anzunehmen . . . . . Ehemals wurden die Schlachten allein durch die Tapferkeit und die physische Kraft entschieden; jetzt entscheidet die Artillerie alles, und das Geschick der Führung besteht darin, die Truppen so an den Feind zu bringen, daß sie nicht bereits vor Beginn des eigentlichen Angriffs zerschmettert werden. Hierzu ist es erforderlich, erst das feindliche Artilleriefeuer durch die Überlegenheit des eigenen zum Schweigen zu bringen.“**) Die in diesen Sätzen ausgesprochene Überzeugung von der Wichtigkeit der Feuerüberlegenheit, die uns völlig modern anmutet, bildet das Ergebnis einer langjährigen Kriegserfahrung, und in der Tat hatten dem König die Angriffsschlachten des siebenjährigen Krieges Opfer genug gekostet. Sie bieten uns zum großen Teil das Bild eines überaus hartnäckigen, langwierigen Ringens um den Sieg.

Bei Prag fällt der erste Angriff des linken preußischen Flügels in die Zeit nach 10^{00} vormittags und es wurde 3^{00} nachmittags, bis die Österreicher hintereinander aus drei Stellungen, in denen sie sich zur Wehr setzten, verdrängt und nach Prag hineingeworfen worden waren. Der heldenmütige, vergebliche Kampf der Preußen bei Kolin gegen die österreichische Übermacht an jenem glühend heißen 18. Juni des Jahres 1757 begann um 2^{00} nachmittags und endete erst bei sinkender Sonne. Bei Zorndorf eröffneten die schweren Geschütze der preußischen Avantgarde gegen 9^{00} vormittags das Feuer und die neunte Abendstunde kam heran, bevor es bei der zähen Gegenwehr der Russen gelang, diese nach wiederholten Angriffen vom Schlachtfelde zu verdrängen. Auch bei Kunersdorf wütete der Kampf volle sieben Stunden hindurch.

Hierbei ist zu bedenken, daß die angeführten Zeiten ausschließlich auf den Entscheidungskampf entfallen, denn damals kannte man weder einleitende Gefechte noch ausgiebige Verfolgungen. Die lineare Schlachtordnung war für solche wenig geeignet. König Friedrich war zwar von der Notwendigkeit der Verfolgung durchdrungen, wie mehrfache Äußerungen von ihm beweisen, so vor allem, wenn er 1757 schreibt: „Denn kommt der Feind, ich schlage ihn und kann nicht nachfolgen, so ist nur ein unnützes Blutbad, das nichts decidiret, und das muß nicht seind, sondern jede Bataille, so wir liefern, muß ein großer Schritt vorwärts zum Verderben des Feindes werden,“***) aber ihm selbst ist es in der Praxis des Krieges doch nur einmal bei Leuthen geglückt, seiner Zeit das Muster einer Verfolgung noch über das Schlachtfeld hinaus zu geben

*) Betrachtungen über die Taktik und einige Seiten der Kriegführung 1758. Taysen, Friedrich der Große. Militärische Schriften S. 167.

**) Essai sur les formes de gouvernement. Oeuvres IX.

***) Pol. Korresp. XIV. 8488.

Die anfänglichen großen Erfolge Napoleons sind wesentlich durch sein operatives Geschick herbeigeführt worden. Seine Schlachtenleitung selbst aber ist keineswegs nur ein bloßes rücksichtsloses Draufgehen mit schneller Entscheidung, das häufig als ihr Grundzug angegeben wird.

Bei Jena traten in der Zeit von 6⁰⁰ morgens bis Mittag im ganzen 54 000 Franzosen gegen annähernd die gleiche Zahl Preußen, die allerdings erst nacheinander an verschiedenen Stellen eingesetzt wurden, ins Gefecht. Seinen Abschluß findet der Kampf erst in der fünften Abendstunde am Webichtholze bei Weimar. Bis dorthin hatten die vordersten französischen Truppen etwa 20 km fechtend zurückgelegt. Der zweite Tag von Wagram, der 6. Juli 1809, fand im wesentlichen die beiden Gegner bereits in entwickelter Schlachtfront einander gegenüber. Der Kampf entbrannte bereits um 4⁰⁰ morgens, dennoch erteilte der Erzherzog Karl erst um 1⁰⁰ nachmittags den Befehl zum Rückzuge. Bei Belle Alliance fiel die Entscheidung durch das Eingreifen der Preußen, aber die Schlachtlinie Wellingtons hatte immerhin fast durch acht Stunden dem wiederholten Ansturm der Franzosen getrotzt. Auch diese beiden zuletzt erwähnten Schlachten, die für die Verwendung großer Massenformationen unter Napoleon typisch sind, zeigen sonach, daß bereits zu jener Zeit ein bloßes Überrennen des Feindes nicht möglich war.

Als Napoleon bei Belle Alliance zum Angriff auf die Stellung Wellingtons schritt, sah er sich bereits in der rechten Flanke durch die anrückenden Preußen bedroht und genötigt, gegen sie zu entsenden. Bei heutiger Tragweite der Geschütze wäre der Angriff rechts von den preußischen Batterien flankiert worden, und der Kaiser hätte gar nicht den Versuch machen können, den linken Flügel Wellingtons durch einen wuchtigen Angriff vor dem Eingreifen der Preußen zu erdrücken, um alsdann diesen erforderlichenfalls eine neue Front entgegenzusetzen. Vor eine ähnliche Frage sah sich das österreichische Hauptquartier während der Schlacht bei Königgrätz gestellt. Hier handelte es sich darum, ob der Verteidiger imstande war, sich des einen Gegners zu entledigen, bevor der andere einzugreifen vermochte. Es ist wiederholentlich Benedek der Vorwurf gemacht worden, er habe ungebührlich lange gezögert, seine Reserven, das 1. und 6. Korps und die drei Reserve-Kavalleriedivisionen, gegen die Erste preußische Armee des Prinzen Friedrich Karl einzusetzen, bevor diese durch die Zweite Armee des Kronprinzen von Preußen unterstützt werden konnte. Zwar empfand man die Gefechtslage bei der Ersten Armee gegenüber der starken österreichischen Mitte mit ihrer überlegenen Geschützwirkung und angesichts der Bedrängung der auf dem linken Flügel der Ersten Armee im Swiepwalde fechtenden 7. Infanteriedivision durch die feindliche Übermacht als ernst, eine eigentliche Gefahr bestand jedoch nicht. Selbst wenn die starken österreichischen Massen von den Lipaer Höhen hinabstießen, verfügte Prinz Friedrich Karl immer noch über zwei unverbrauchte Divisionen des III. Armeekorps, und der österreichische Gegenangriff wäre unzweifelhaft unter

dem preußischen Zündnadelfeuer zusammengebrochen. Auch ein vorübergehender Erfolg in der Front hätte die Lage der österreichischen Armee angesichts der Bedrohung ihrer rechten Flanke von der oberen Elbe her durch die kronprinzliche Armee nicht verbessern, sondern höchstens verschlimmern können.

Napoleon durfte bei Belle Alliance noch auf einen Erfolg hoffen, wenn es ihm tatsächlich gelang, Wellingtons Armee vom Schlachtfelde zu verdrängen; für die Österreicher hätte es sich bei Königgrätz schon bei der damaligen Bewaffnung und Fechtweise als eine Unmöglichkeit erwiesen, erst nach der einen, dann nach der anderen Front zu schlagen. Heute fordert erst recht die Durchführung einer Gefechtshandlung für größere Verbände so viel Zeit und verbraucht in so hohem Maße die Kraft der Truppen, daß nur ganz ausnahmsweise günstige Verhältnisse es gestatten werden, an eine Gefechtshandlung unmittelbar eine zweite anzuschließen, es sei denn, daß diese lediglich eine Fortsetzung der ersten in der gleichen Front ist, oder daß überhaupt nur Teile des Ganzen zur Entwicklung gelangt waren, und für den Einsatz in der neuen Front noch frische Kräfte zur Verfügung stehen. Beispiele, wie das der 22. Division bei Loigny, wo es gelang, aus der anfänglichen Entwicklung heraus eine zweite mit völlig verwandter Front gegen einen neuen Gegner vorzunehmen, oder derselben Division bei Villermain-Cravant am 8. Dezember 1870,*) wo sie sich aus einem Gefecht gegen den linken französischen Flügel loslösen und sich noch am Kampfe gegen die Mitte bei Launay zu beteiligen vermochte, dürfen nicht ohne weiteres verallgemeinert werden. Die Minderwertigkeit und geringe Beweglichkeit des Gegners hat hier das Abbrechen des ersten Gefechts wesentlich erleichtert. Bei Villermain-Cravant war es außerdem noch durch Nebel und Schneetreiben begünstigt. Wie schwer dergleichen im allgemeinen ist, zeigt unter anderem der Versuch des 2. und 4. österreichischen Korps, in der Schlacht bei Königgrätz eine Rechtsrückwärtsschwenkung vorzunehmen, um den anrückenden Kolonnen der Zweiten preußischen Armee eine neue Front entgegenzusetzen, ein Versuch, der nur unzureichend gelang. Freilich kam hier noch als erschwerender Umstand hinzu, daß es für diese Korps zunächst galt, sich aus dem schwierigen Gefecht im Swiepwalde loszulösen.

Am 16. August 1870 lag der Erfolg für die Deutschen darin, daß die ganze französische Rheinarmee durch bedeutend unterlegene Kräfte am Abmarsch auf Verdun verhindert wurde. Es gelang das freilich nur dadurch, daß auf feindlicher Seite jede Einheitlichkeit und jeder zielbewußte Wille fehlte. Die Franzosen ließen sich fortgesetzt durch die Kühnheit des deutschen Angriffs imponieren, im übrigen zeigen aber die einzelnen Gefechtsmomente bei Vionville doch auch wieder, daß selbst eine gute Truppe — und eine solche war die kaiserlich französische Armee unzweifelhaft — nicht ohne weiteres imstande ist, eine tapfer fechtende Minderheit, die entschlossen

*) Vergl. Studien zur Kriegsgeschichte und Taktik II. S. 140 ff.

geführt wird, abzuschütteln. Bald nach Mittag waren gegen das durch zwei Halbbrigaden des X. verstärkte III. Armeekorps und die Kavalleriedivisionen 5 und 6 bereits das ganze 2. und die Masse des 6. französischen Korps eingesetzt, und bis zum Abend gelang es den weiter rechts ins Gefecht rückenden Divisionen des 3. und 4. französischen Korps nicht, das links vom III. entwickelte X. deutsche Armeekorps niederzuringen.

Die Dauer der Gefechte ist außer durch die Hartnäckigkeit des feindlichen Widerstandes vielfach noch von anderen Umständen beeinflußt gewesen.

Die Fechtweise, die in den Revolutionskriegen allmählich die Lineartaktik verdrängte, trug vielfach dazu bei, die Kämpfe zu verlängern, da auf beiden Seiten eine arge Zersplitterung der Kräfte üblich wurde. Bei den Verbündeten entsprang sie der Schule des Kordonsystems, bei den Franzosen war sie eine Folge der Zerlegung der Armeen in selbständige, aus allen Waffen gemischte Divisionen, die erst Napoleon wieder zu größeren Massen zusammenballte. Bei Wattignies griff Jourdan mit 45 000 Mann in einer Frontbreite von 15 km an, und die österreichische Angriffsfront bei Fleurus betrug über 20 km bei nur 32 000 Mann. Das Schlagartige, Entscheidungsuchende mußte unter diesen Umständen völlig verloren gehen.*)

Als die Gegner Napoleons im Jahre 1813 endlich wieder den Sieg an ihre Fahnen fesselten, machten sie sich das Schlagartige der Fechtweise Napoleons gleichwohl noch nicht zu eigen. Auch der Kaiser aber besaß damals bei seinem neu gebildeten Heere nicht mehr in gleichem Maße wie ehedem die Möglichkeit zu kraftvollen, eine endgültige Entscheidung herbeiführenden Schlägen. Die Kämpfe der Befreiungskriege wurden von den Verbündeten wesentlich frontal geführt,**) sie zeigen ein allmähliches Einsetzen der Kräfte und ein zähes Ringen um den Besitz von Örtlichkeiten, so namentlich bei Leipzig und Ligny. Diese Erscheinungen sind es, die Clausewitz die Schlacht seiner Zeit mit folgenden Worten kennzeichnen ließen: „Was tut man jetzt gewöhnlich in einer großen Schlacht? Man stellt sich in großen Massen neben- und hintereinander geordnet ruhig hin, entwickelt verhältnismäßig nur einen geringen Teil des Ganzen und läßt diesen in einem stundenlangen Feuergefecht sich ausringen, welches durch einzelne kleine Stöße von Sturmschritt- und Kavallerieanfall hin und wieder unterbrochen und etwas hin- und hergeschoben wird. Hat dieser eine Teil sein kriegerisches Feuer auf diese Weise nach und nach ausgeströmt, und es bleibt nichts als die Schlacken übrig, so wird er zurückgezogen und von einem anderen ersetzt."

„Auf diese Weise brennt die Schlacht mit gemäßigtem Element wie nasses Pulver langsam ab." **)

Dieses „gemäßigte Element" ist im Grunde dem Wesen des Krieges völlig zuwider. Es zeigt sich naturgemäß am meisten dort, wo, wie im amerikanischen Sezessionskriege,

*) Vergl. hierüber Malachowski, Scharfe Taktik und Revuetaktik. S. 112 ff.

**) Vom Kriege, IV. Buch, 2. Kapitel.

auf beiden Seiten Milizheere, mit denen sich schnelle und durchgreifende Entscheidungen überhaupt nicht erzielen ließen, zur Verwendung gelangten. Da hier, begünstigt durch die großen Waldungen, die namentlich auf dem östlichen, virginischen Kriegsschauplatz einen großen Teil des Bodens bedeckten, auf beiden Seiten die Gewohnheit bestand, sich nach vollzogenem Aufmarsch sofort in den Gefechtsstellungen zu verschanzen, trugen die zahlreichen mehrtägigen Schlachten dieses Krieges fast durchweg den Charakter von Stellungskämpfen mit der ihnen von jeher eigentümlichen langwierigen zehrenden Art, wie sie u. a. auch in den Kämpfen an der Lisaine, um Plewna und am Aladja Dag in Armenien während des russisch-türkischen Krieges 1877/78, sowie in neuester Zeit in der Mandschurei hervorgetreten ist. Derartige Kämpfe dürfen nicht ohne weiteres mit solchen verwechselt werden, in denen der eine der beiden Gegner dadurch zum Verteidiger wird, daß er vorübergehend auf den Angriff verzichtet und dem andern die Initiative überläßt, wie es auch im Bewegungskriege sich immer, wenigstens auf Teilen der Gesamtfronten gestalten wird. „Nicht jede Stellung, in der ein Heer, indem es seinem Gegner entgegenzieht, allenfalls eine Schlacht annehmen würde", sagt Clausewitz,*) könne man eine Verteidigungsstellung im eigentlichen Sinne nennen, denn „offenbar", — so fährt er fort — „herrscht bei den Entscheidungen, welche in einer gewöhnlichen Stellung stattfinden, der Begriff der Zeit vor; die Heere gehen einander entgegen, um sich zu treffen; der Ort ist eine untergeordnete Sache, von der man nur verlangt, daß sie nicht unangemessen sei. Bei der eigentlichen Verteidigungsstellung aber herrscht der Begriff des Ortes vor; die Entscheidung soll an diesem Ort, oder vielmehr hauptsächlich durch diesen Ort gegeben werden."

Auch in einer Armee, die sonst entschlossen raschen Entscheidungen zustrebt, können, durch besondere Verhältnisse bedingt, sich vorübergehend Zustände herausbilden, die einen schleppenden Gang der Gefechte mit geringem Ergebnis zur Folge haben.

Nach der zweiten Einnahme von Orleans im Dezember 1870 sah sich die Armeeabteilung des Großherzogs von Mecklenburg wider Erwarten bei Beaugency der vielfachen Übermacht der Zweiten französischen Loire-Armee gegenüber. Wohl waren es nur Neubildungen, die es hier für die Deutschen zu bekämpfen galt, aber das Mißverhältnis der Zahl war zu groß, als daß ein entscheidender Erfolg mit der durch die vorangegangenen Kämpfe und Anstrengungen geschwächten deutschen Infanterie hätte errungen werden können. Freiherr v. der Goltz**) kennzeichnet diese Kämpfe vom 8., 9. und 10. Dezember 1870, wie folgt: „Während der letzten Gefechte gegen die französische West-Armee hatte der Geschützkampf, oft auf weite Entfernung geführt, eine große Rolle gespielt. Der Eindruck, den solche Kanonaden auf die Truppen machen, ist niemals ein günstiger gewesen. Nur zu leicht gewöhnt sich die Infanterie

*) Vom Kriege, IV. Buch, 12. Kapitel.

**) Die Operationen der Zweiten Armee an der Loire. S. 335.

daran, die Entscheidung von der Wirkung der Artillerie zu erhoffen, die den Feind mit ihren Geschossen überschüttet. Das gibt den Kämpfen einen zehrenden, ermüdenden und entscheidungslosen Charakter, welcher auch die am Ende siegreich gebliebene Truppe an Schlagfertigkeit und innerem Gehalt ärmer macht. Solche Einwirkungen werden zumal zur Geltung kommen, wenn, wie es jetzt der Fall war, der Krieg schon lange dauert, Kriegslust und Tatkraft ihren Höhepunkt überschritten haben."

Diese bei Beaugency hervortretende Kampfesmüdigkeit bildete eine durch besondere Umstände veranlaßte Ausnahme bei den deutschen Truppen. Die Tage von Le Mans zeigen sie einen Monat später bereits wieder in ihrer alten Leistungsfähigkeit. Gerade die preußisch-deutsche Gefechtsführung hat in den Kriegen 1866 und 1870/71 das Entscheidung suchende Moment in gleichem Maße wie Napoleon hervortreten lassen. Die Umfassung gewinnt bei ihr wieder ihre alte Bedeutung als Siegesfaktor. Sie wird auf operativem Wege zu erlangen gesucht, aber auch in den einzelnen Schlachten zeigt sich das Bestreben, selbst aus entwickelter Front heraus eine vorhandene Überlegenheit zur Umfassung des Gegners auszunutzen. Welche Zeit gleichwohl erforderlich war, um den Sieg zu erringen, und welche Opfer dazu gebracht werden müssen, lehren die Schlachten und Gefechte des Krieges 1870/71 in eindringlichster Weise.

Bei Wörth hatte sich die Lage nach den Kämpfen bis um 1[30] nachmittags, wo der Kronprinz von Preußen bei seinem Eintreffen auf dem Schlachtfelde nach erfolgter Orientierung den ersten einheitlichen Schlachtbefehl erließ, wie folgt gestaltet:*)

Auf dem rechten deutschen Flügel hatte die 4. Bayerische Division das Gefecht abgebrochen, in der Mitte, bei Wörth waren starke Kräfte des V. Armeekorps in einen schweren Kampf um die Höhen des westlichen Sauerufers verwickelt, nur die Artillerie dieses Armeekorps hatte von ihren überhöhenden Stellungen des östlichen Ufers ein ausgesprochenes Übergewicht über die französische Artillerie erlangt. Weiter südlich hatte das XI. Armeekorps die Sauer überschritten, den rechten feindlichen Flügel umfaßt und diesen in den Niederwald hineingeworfen. Das Oberkommando der Dritten Armee beabsichtigte, mit dem II. Bayerischen Armeekorps den linken, mit der über Gunstett herangezogenen Württembergischen Division den rechten feindlichen Flügel vollends zu umfassen, während das im Anmarsch befindliche I. Bayerische Armeekorps sich zwischen das II. Bayerische und das V. einschieben, das XI. Armeekorps energisch über Elsaßhausen gegen den Niederwald vorgehen sollte. Wiewohl auf diese Weise 76 000 Deutsche gegen nur 35 000 Franzosen in Tätigkeit traten, kam es erst kurz vor 5[00] nachmittags zum entscheidenden Angriff auf Fröschweiler, wo der letzte, verzweifelte Widerstand des tapferen Feindes gebrochen wurde. Trotz des starken Druckes gegen beide Flanken der Armee Mac Mahons,

*) Vergl. Kunz, Kriegsg. Beisp. a. d. deutsch-französischen Kriege, Heft 17. Einleitung.

blieb den frontal angreifenden Truppen ein langwieriger, opfervoller Kampf nicht erspart.

In noch höherem Maße tritt das bei St. Privat hervor. Diese Schlacht brachte in operativem Sinne die große Umgehung gegen die französische Rheinarmee zur Vollendung, im engeren taktischen Sinne konnte die Umfassung durch den linken Flügel der Zweiten Armee nur durch ein Seitwärtsschieben der Kräfte und ein allmähliches Einschwenken erzielt werden. Es bedurfte, um den Erfolg herbeizuführen, eines starken Einsatzes gegen die feindliche Front. Wohl hat das auf dem rechten französischen Flügel befindliche 6. Korps Canrobert seine starke Stellung bei St. Privat wesentlich infolge der ihm drohenden Umfassung durch die Sachsen geräumt, aber ohne den verlustreichen Angriff durch das IX. Armeekorps und die Garde wären die Franzosen ungeschlagen nach Metz zurückgelangt. Auch wo es möglich ist, umfassend zu wirken, bleibt der Truppe ein gleichzeitiges Anpacken des Feindes in der Front nicht erspart, denn nur so ist es möglich, ihm das Gesetz des Handelns vorzuschreiben, ihn zu verhindern, Truppenverschiebungen nach dem bedrohten Flügel hin vorzunehmen. Gleichwohl wird ein mit der Umfassung betrauter Heeresteil immer gewärtig sein müssen, auf eine neue Front des Gegners zu stoßen, deren Bildung diesem bei der Beweglichkeit heutiger Truppen im allgemeinen und der Artillerie im besonderen immer möglich sein wird. Für den einzelnen Truppenteil bleibt in jedem Falle, auch dort wo er flankierend wirkt, die Gefechtshandlung selbst in der Regel eine frontale. Die Herbeiführung der Umfassung, wo sie nicht schon durch operative Maßnahmen gewährleistet ist, beansprucht bei großen Massen erhebliche Zeit, und der mühevolle langweilige Frontalkampf wird durch sie niemals überflüssig gemacht.

Mangelhaft geschulte und locker gefügte Truppen werden allerdings bei jeder Gefährdung ihrer Flanken sofort Besorgnis schöpfen und sich häufig durch sie zur Panik verleiten lassen. So ergriff bei Chancellorsville das rechte Flügelkorps der nordstaatlichen Armee ohne weiteres die Flucht, als es sich von dem konföderierten General Jackson im Walde umgangen sah. Die Mobilisés der Bretagne räumten in der Nacht vom 11./12. Januar 1871 La Tuilerie vor den Spitzen des X. Armeekorps. Chanzy sah sich infolgedessen veranlaßt, den Rückzug aus den Stellungen von Le Mans für die ganze 2. Loire-Armee zu befehlen, da er seine rechte Flanke, deren Schutz diesen unzuverlässigen Truppen anvertraut gewesen war, entblößt fand. Im allgemeinen aber wird man gut tun, mit solcher schnellen Einwirkung auf den Gegner nicht zu rechnen. Die Flankierung ist unzweifelhaft von entscheidender Wirkung, aber eine Abkürzung der Gefechtshandlung darf von ihr nicht ohne weiteres erwartet werden.

Sicherlich bestehen trotz gesteigerter Beweglichkeit der Truppen und deren Fähigkeit, sich auch mit einem schwierigen Gelände abzufinden, zahlreiche Momente, welche auf heutige Kämpfe verlangsamend wirken. Die Entwicklung der großen Massen mit ihrer starken Artillerie beansprucht an sich schon viel Zeit. Die Niederkämpfung der

Artillerie auf einer Seite wird schwerlich ganz zu erreichen sein, seit Einführung der Schutzschilde noch weniger als bisher. Das zehrende, Stunden überdauernde Schützengefecht mit seiner auflösenden Gewalt läßt die Truppe den Führern leicht aus der Hand kommen, so daß sie beim Abschluß des Gefechts nicht ohne weiteres in anderer Richtung verwendungsfähig sein wird. Der starke Verbrauch an Munition in heutigen Gefechten und die Schwierigkeit, sie rechtzeitig zu ersetzen, spricht hierbei ebenfalls sehr wesentlich mit. Immerhin haben die angeführten Beispiele aus früheren Kriegen erkennen lassen, daß auch schon bei damaliger Bewaffnung der Kampf eine harte und langwierige Arbeit war.

Gefechte dauern sonach im allgemeinen lange, wenn man sich auch davor hüten muß, übertriebene Vorstellungen nach dieser Richtung zu nähren, denn solche schaden im Kriege stets. Bedenklich erscheint es namentlich, aus den Ereignissen des russisch-japanischen Krieges voreilige Folgerungen zu ziehen. Man wird immer zu beachten haben, daß die Mandschurei ein Kriegsschauplatz ist, wie ihn Europa nicht bietet, daß sonach aus dem methodischen Verfahren der Japaner nicht unbedingt Schlüsse auf die Gestaltung künftiger europäischer Kämpfe gezogen werden dürfen. In diesen werden wir schwerlich die Zeit haben, uns gleich den Japanern an den Feind heranzuschaufeln. Unzweifelhaft können auch wir oft zu langwierigen Stellungskämpfen genötigt sein. Entscheidendes zu erreichen aber vermag man nur, wenn man dem Kriege den Charakter des Bewegungskrieges wahrt.

Auch kam in den Kämpfen in Ostasien die Umfassung nicht häufig zu wirksamem Austrag, so daß die Gefechte der Hauptsache nach ein frontales Abringen der beiderseitigen Kräfte bildeten. Ein solches ist meist ebenso langwierig wie wenig entscheidend. Überdies wurde die lange Dauer der Kämpfe im ostasiatischen Kriege auch durch die außergewöhnliche Zähigkeit beider Gegner mit bedingt.

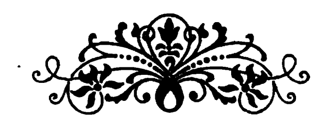
Jeder einzelne Fall muß, wie überhaupt im Kriege, so auch hinsichtlich der Dauer des Gefechts, besonders beurteilt werden. Die unwägbaren moralischen Faktoren, die niemals mit Sicherheit zu schätzende Widerstandskraft des Gegners sprechen hierbei wesentlich mit. Diese können wir bei Friedensübungen, sei es solchen mit wirklichen, oder solchen mit nur gedachten Truppen, niemals zur Darstellung bringen, und darin liegt ein Hauptgrund, daß die Zeitdauer, die ein ernstes Gefecht beansprucht und deren Rückwirkung auf die weitere Verwendbarkeit der Truppe in der Tat nur selten voll gewürdigt werden. Eine stärkere Betonung der im Kriege unausbleiblichen Verlangsamung der Gefechtshandlung bei Friedensübungen, soweit sie nicht die Frische der Truppe und die Initiative der Führer beeinträchtigt, muß daher unbedingt erstrebt werden. Schon 1861 schrieb Moltke:*) „Soll das Manöver nicht falsche Vorstellungen hervorrufen, so muß dem Terrain und den Dimensionen volle Beachtung

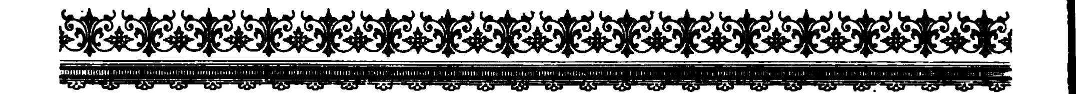
*) Bemerkungen über den Einfluß der verbesserten Feuerwaffen. Taktisch-strategische Aufsätze S. 41.

werden .... Der ganze Verlauf des Gefechts wird hierdurch ein anderer, ein langsamer werden."

Vor allem aber müssen klare Vorstellungen über Ernst, Tragweite und Dauer des heutigen Gefechts, sowie davon, daß über die einmal eingesetzte Truppe nur in den seltensten Fällen noch anderweitig verfügt werden kann, in der höheren wie in der niederen Führung herrschen. Es ist eine wesentliche Pflicht der Leitung, bei jedweder Übungsart die Verhältnisse des Krieges auch hinsichtlich der Dauer des Gefechts in Betracht zu ziehen, sie, soweit möglich, in geeigneter Weise zum Ausdruck zu bringen und dadurch zum Eigentum der Truppe werden zu lassen.

Frhr. von Freytag-Loringhoven,
Oberstleutnant und Abteilungschef im großen Generalstabe.





Der russisch-japanische Krieg.

(Fortsetzung.)

Die Schlacht bei Mukden. Lage bis Anfang Juni 1905.

Um die Mitte des Februar befanden sich die Russen noch in der Aufstellung, in die sie durch die Schlacht von Sandepu-Hokeutai Ende Januar gebracht worden waren. Bei der 2. Armee (rechter Flügel) war das gemischte Schützenkorps mit den Hauptkräften auf dem rechten Ufer des Hunho in der Gegend vor Tschantan. Rechts von ihm sicherte bis Syfantai Kavallerie, anscheinend etwa 3 Regimenter*) mit 1 bis 2 Batterien. Auf dem linken Hunhoufer schloß sich nördlich Sandepu das VIII. Armeekorps an, während das X. Armeekorps in weiter Aufstellung den Raum bis an die verschanzte Stellung am Schaho einnahm, deren rechter Flügel nur wenig über Linschinpu nach Westen reichte.

Das I. sibirische Armeekorps, das in den Kämpfen bei Hokeutai weitaus am meisten gelitten hatte, war allem Anscheine nach aus der vordersten Linie zurückgenommen worden und befand sich als Reserve der 2. Armee hinter dem VIII. Armeekorps in der Gegend von Maturan.

An Stelle des Generals Gripenberg, der nach dem Mißerfolg von Sandepu in ernstem Zerwürfnis mit General Kuropatkin den Kriegsschauplatz verlassen hatte, führte General Kaulbars den Oberbefehl über die 2. Armee. Seine Stelle bei der 3. Armee war einstweilen dem dortigen ältesten kommandierenden General, dem General Bilderling des XVII. Armeekorps, übertragen worden.

In der verschanzten Front nahm die 3. Armee mit Teilen des V. sibirischen, dem XVII. und VI. sibirischen Armeekorps den Raum von östlich Linschinpu bis etwa zur Nowgorodkuppe ein. Weiter östlich folgte unter General Lenewitsch die 1. Armee mit dem I. europäischen und dem IV., II., III. sibirischen Armeekorps in dem Gebirgsgelände weit auseinandergezogen von westlich Örrdagou bis nördlich des Passes Kautulin.

Als allgemeine Reserve stand südlich Mukden auf dem linken Ufer des Hunho — etwa in der Gegend von Baitapu — das zuletzt eingetroffene XVI. Armeekorps

---

*) Kaukasische Reiterbrigade und 1. Werchneudinsk-Kasaken-Regiment.

Starke Kavallerie, zu deren Führung nach der Verwundung des Generals Mischtschenko*) der General Rennenkampf vom äußersten linken Flügel herbeigerufen worden war, befand sich auf dem rechten Flügel des Heeres. Sie drang in der ersten Hälfte des Februar nach Süden bis in Höhe von Liauyang vor.

Auf dem östlichen Flügel sperrten Detachements, früher unter Rennenkampf, seit Anfang Februar unter General Alexejew, die Gebirgspässe bei Tsinhotschönn und bis Hsinking.**) In der Gegend von Tsinhotschönn darf man außer Kavallerie wohl fast die ganze 71. Reserve-Division, unterstützt durch Teile der 6. ostsibirischen Schützen-Division (vom III. sibirischen Armeekorps), suchen. Hsinking sperrte eine zusammengestellte Brigade, etwa 8 Infanterie-Bataillone mit mehreren Ssotnien Kasaken; ihre Vortruppen waren weit nach Süden bis dicht an Kiantschang vorgetrieben.

Auf japanischer Seite standen die Vortruppen der 1. Armee (Kuroki) von südlich Fondiapu mit der Front nach Nordosten über Schanpintaitsy bis in die Gegend von Benzihu. Links schloß sich die 4. Armee (Nodzu) bis südlich der Putilowkuppe, noch weiter die 2. Armee von der Mandarinenstraße über Lamutun und dicht südlich Linschinpu bis etwa nach Lidiantun an. Sandepu und Hokeutai waren stark besetzt geblieben. Außer der früher dort gewesenen Kavallerie-Brigade und Reserve-Infanterie hatte die japanische Heeresleitung die 8. Infanterie-Division, die ursprünglich in Reserve bei Yantai gewesen war, in der Gegend belassen; außer ihr wahrscheinlich noch andere Teile,***) die zu der Schlacht Ende Januar herangezogen worden waren.

Die Japaner standen also den Russen mit zurückgebogenen Flügeln, aber doch auch in weiter Ausdehnung gegenüber. Die ungeheuren Fronten — auf russischer Seite von Syfantai bis nordöstlich Kautulin, d. h. ohne die abgezweigten Detachements, rund 90 km — befanden sich zunächst in einer Art Gleichgewicht.

Seit dem Falle von Port Arthur verschoben sich aber die Verhältnisse zugunsten der Japaner. Hinter ihren beiden Flügeln waren bis Mitte Februar neue Kräfte im Aufmarsch begriffen.

Im Osten erreichten 3 Reserve-Divisionen, die Ende Dezember 1904 an der Yalumündung ausgeschifft und über Fönghwángtschönn in der Richtung auf Kiantschang in Marsch gesetzt worden waren, als 5. Armee den Anschluß an den rechten Flügel. Zu ihnen stieß von Port Arthur her die 11. Division.

Im Westen versammelten sich etwa einen Tagemarsch hinter dem linken Flügel am Hunho die drei anderen Divisionen der 3. (Port Arthur-) Armee, die 1., 7. und 9.

Durch die Ereignisse Ende Januar und das Eintreffen der erheblichen Verstärkungen hatte sich eine Verschiebung in der Heeresgliederung notwendig gemacht.

*) Ende Januar südlich Hokeutai.

**) Siehe Skizze 4.

***) Z. B. 5. Division, die Oyama nach der Schlacht am Schaho als Reserve für sich aus der Front genommen hatte.

Die 5. und 1. Armee hatten ihren Bestand behalten (11. Division und drei Reserve-Divisionen die eine, Garde-, 2., 12. Div. und eine Reserve-Division die andere). Zur 4. Armee gehörten die 6., 10. und 1 Reserve-Division, zur 2. die 4., 5. und 8. Division, zur 3. die 1., 7., 9. Division und 1 Reserve-Division. Die 3. Division und $1\frac{1}{2}$ Reserve-Divisionen bildeten die Reserve des Marschalls Oyama.

Damit kamen bis Mitte Februar die beiderseitigen Stärken im freien Felde nach und nach in folgendes Verhältnis:

1. Russen:

I. bis VI. sibirisches Armeekorps,
X., XVII., I., VIII. Armeekorps,
61. Reserve-Division,
1., 2., 5. europäische Schützen-Brigade,
4 Kavallerie-Divisionen,
insgesamt:
$22\frac{1}{2}$ Infanterie-, 4 Kavallerie-Divisionen mit einer Sollstärke an Streitbaren von rund 415 000 Mann. Setzt man 15 vH. Ausfall an Kranken usw., wahrscheinlich ein etwas zu hoch gegriffener Satz, so bleiben in der Front wirklich vorhanden etwa 350 000 Mann.

2. Japaner.

13 aktive Divisionen,
7 Reserve-Divisionen (je eine bei der 1. bis 4. Armee, drei bei der 5. Armee),
2 Kavallerie-Brigaden,
2 Artillerie-Brigaden.

Wegen der fehlenden Kadres und des überschießenden Menschenmaterials haben die Japaner zu dem Auskunftsmittel gegriffen, die Stärke der Infanterie-Kompagnien zu erhöhen. Sie hatten in ihnen am Ende des Winters durchschnittlich 280, selbst 300 Mann (anstatt 250) in der Front. Eine aktive Division muß daher Mitte Februar auf mindestens 16 000 Mann, eine Reserve-Division auf 12 000 veranschlagt werden. Daraus ergibt sich für die Schlacht von Mukden eine Gesamtstärke von rund 300 000 bis 310 000 Mann.

Den Befehl über die neue 5. Armee hatte General Kawamura, früher Kommandeur der 10. Division, übernommen.

Welche Wirkungen in der Entscheidungsschlacht aus der beiderseitigen Gruppierung hervorgegangen sind, läßt sich am besten aus der Entwicklung der Dinge erkennen.

In den allgemeinen strategischen Verhältnissen lag Mitte Februar für die Russen kein Anlaß, ihrerseits eine Entscheidung zu suchen. Seit dem Fall von Port Arthur war auch dieser Antrieb zum aktiven Handeln weggefallen.

Über die Verstärkung des Feindes seit Anfang des Jahres konnte man selbst ohne weitere Nachrichten unmöglich im Zweifel sein. Dadurch hatte sich zum mindesten das Stärkeverhältnis wiederhergestellt, wie es seiner Zeit in der Schlacht am Schaho gewesen war. Weder der Verlauf dieser Schlacht noch der Ausgang des Unternehmens auf Sandepu-Hokeutai ließ erwarten, daß unter annähernd gleichen Verhältnissen ein besseres Ergebnis eintreten werde.

Es befanden sich indessen seit dem 29. Januar an neuen Verstärkungen weitere 60 000 Mann in der 3. und 4. Schützen-Brigade sowie dem IV. Armeekorps aus der Heimat unterwegs. Ihr Eintreffen stand in der Zeit etwa vom 10. März bis Anfang April bevor. Unter solchen Umständen würde der Entschluß durchaus gerechtfertigt gewesen sein, zunächst weiter abzuwarten und einer vom Feinde gesuchten Entscheidung auszuweichen, solange das IV. Armeekorps noch nicht zur Stelle war.

Auf japanischer Seite war man sicher über die für den Feind noch in Aussicht stehenden Verstärkungen unterrichtet. Im einzelnen brauchte das nicht einmal der Fall zu sein. Schon aus den allgemeinen Verhältnissen heraus folgte seit Beginn des Krieges der langsame, aber ununterbrochene Zufluß von frischen Kräften für die Russen. Damit verstand sich ganz von selbst für die Japaner die Notwendigkeit, wieder zur Offensive überzugehen, sobald alle frei gewordenen und neu aufgestellten Truppenteile zum Feldheere herangebracht waren. Von Mitte Februar ab mußte das russische Hauptquartier unbedingt auf einen feindlichen Angriff gefaßt sein.

Der Gedanke, wie man sich mit dieser Tatsache abfinden wollte, mußte jede andere Absicht weit in den Hintergrund drängen. Das russische Hauptquartier scheint aber von der gleichen Erwägung nicht beherrscht gewesen zu sein. Im ganzen Heere spielte bis zum 25. Februar die Erwartung eine wichtige Rolle, den Ende Januar mißglückten Angriffsversuch auf dem rechten Flügel wiederholen zu können.

Wahrscheinlich hat dabei die Absicht, der zu erwartenden allgemeinen Offensive des Feindes mit eigenem Angriff zuvorzukommen, nicht mitgesprochen. Die ganze bisherige Entwicklung, vor allem der Gang der Dinge Ende Januar und die seitdem sicher eingetretene erhebliche Verstärkung der Japaner, entzog einem solchen Gedanken jede innere Berechtigung.

Für die russische Heeresleitung blieb kaum etwas anderes übrig als die Wahl zwischen zwei Entschlüssen, entweder eine Verteidigungsschlacht anzunehmen oder dem feindlichen Angriff auszuweichen. Für den ersten Entschluß sprach der Besitz von Mukden. Er sollte in ganz Ostasien von ausschlaggebender moralischer Bedeutung sein, wie in zahlreichen Erörterungen und Betrachtungen immer wiederholt worden ist.

Die Zeit hat, wie man wohl behaupten darf, bereits darüber entschieden. Der Verlust von Mukden hat für die Russen ebensowenig eine wirklich ausschlaggebende Verschiebung herbeigeführt, wie der Gewinn Mukdens dies für die Japaner getan hat. Die eingetretene Veränderung der strategischen Verhältnisse ist lediglich eine

Folge der geschlagenen Schlacht, gleichgültig, ob diese südlich oder nördlich von Mukden geschlagen worden wäre. Unbefestigte Landeshauptstädte können eine Bedeutung haben, die den Versuch einer Schlacht selbst unter ungünstigen Verhältnissen rechtfertigt. Mukden aber ist für Rußland, abgesehen von seinen örtlichen Hilfsquellen, nichts, und die Rolle, die es bei den Chinesen spielen mag, verliert in einem Kriege, an dem die Chinesen überhaupt nicht teilnehmen, alles Gewicht. Jedes Heer, das sich um des Ortsbesitzes willen schlagen muß, befindet sich in einer verhängnisvollen Lage. Wer aber der Meinung gewesen ist, daß diese Notwendigkeit für das russische Heer bei Mukden wegen der ideellen Wichtigkeit dieser Stadt vorhanden war, hat sich in einem irrigen Gedankengange bewegt.

In Wirklichkeit wird wohl ein Gemisch anderer Gründe den Ausschlag gegeben haben, darunter der Wunsch, nicht weiter zurückzugehen, die Hoffnung, in derselben Stellung, wo schon Monate ohne Schaden vergangen waren, auch noch die nächsten Wochen ungestört zu verbringen, und die Erwartung, an irgend einer Stelle vielleicht doch noch etwas unternehmen zu können.

Aber während so die Zeit in Ungewißheit und Untätigkeit verstrich, blieb man in einer Gruppierung der Kräfte, die für den Fall eines feindlichen Angriffs von Anfang an den Keim einer wahren Katastrophe in sich trug.

Um dem Beweis dafür die notwendige Grundlage zu schaffen, ist es erforderlich, zunächst den Gang der Schlacht in die Erinnerung zurückzurufen.

Schon Mitte Februar begann die Verstärkung der japanischen Streitkräfte dem russischen linken Flügel gegenüber fühlbar zu werden. Im Hauptquartier der 1. Armee — General Lenewitsch — lagen am 12. Februar Nachrichten über den Anmarsch mehrerer Kolonnen nach dem rechten Flügel der Japaner vor. Vom 19. Februar ab kam es zwischen den beiderseitigen Vortruppen südöstlich Tsinhotschönn zu mehrfachen Zusammenstößen, die unter dauernder Verstärkung der Japaner einen immer ernsteren Charakter annahmen und sich mehr und mehr dem Orte Tsinhotschönn selbst näherten.

Am 23. begann der Angriff der Japaner auf Tsinhotschönn. Im Laufe des 24. wurden die Russen durch überlegene Kräfte*) auf beiden Flügeln allmählich umfaßt und fingen bald nach Mittag an, auf den Dalinpaß zu weichen. Kleinere Abteilungen behaupteten sich bis zum Abend im Gebirge etwa 6 km südwestlich Tsinhotschönn.

Die auf der Straße über Hsinking befindliche gemischte Brigade der Russen hat allem Anscheine nach keinen Feind gegenüber gehabt.

---

*) In der Gegend von Tsinhotschönn befand sich von den Russen wahrscheinlich die 71. Infanterie-Division mit etwa 20 Geschützen und einigen Kasaken-Regimentern. Sie wurde später durch die 1. Brigade der 6. ostsibirischen Schützen-Division (vom III. sibirischen Armeekorps) und durch das Regiment Wyborg (vom I. Armeekorps) verstärkt. Auf japanischer Seite drangen in dieser Gegend 4 Divisionen vor (11. und die 3 Reserve-Divisionen der 5. [Yalu-] Armee).

Am 25. Februar 5^{00} morgens besetzten die Japaner Tsinhotschönn und drangen bis zum Dalin vor. Die Russen blieben an diesem Tage bei Sanlunyui.

Auch weiter westlich hatte inzwischen der japanische Vormarsch begonnen. Am 23. Februar stellten die Russen feindliche Kräfte auf den Straßen über Tschauhuantsai und Payidi etwa 9 km von den Stellungen fest, die sich vom Kautulinpaß über den Wanfulin und Tungou zogen.

Dem ganzen Vorgehen im Osten hat vermutlich auch die Absicht zugrunde gelegen, die Russen über den Angriff gegen ihren rechten Flügel, wo die Entscheidung gesucht werden sollte, zu täuschen und Kräfte nach dem linken Flügel zu ziehen.

Die Absicht ist nicht erreicht worden. Daß das I. sibirische Armeekorps die Front infolge des Druckes verließ und gerade deshalb ungeschwächt rechtzeitig westlich Mukden erschien, war sogar ein zufälliger Nachteil für die Japaner.

Dem russischen rechten Flügel gegenüber war bis zum 27. Februar noch keine Veränderung eingetreten. Nur weit rückwärts, nördlich Guntschuling, hatten zwei japanische Eskadrons am 17. Februar von Westen her die Eisenbahn erreicht, die dortigen Sicherungen vollkommen überrascht und eine Brücke zerstört.

An sich hatte der Vorfall nicht viel zu besagen. Die Aussagen der Gefangenen und sonstige Gerüchte deuteten aber darauf hin, daß der schwachen Streifabteilung weitere Kräfte folgten. General Kuropatkin sah sich daher veranlaßt, den schon beträchtlichen Bahnschutz noch mehr zu verstärken und eine Brigade der 41. Infanterie-Division (XVI. Armeekorps) mit starker Kavallerie*) nach Norden abzuschicken, ein bedenkliches Zeichen, in welcher Abhängigkeit sich das Handeln von dem Auftreten des Gegners befand.

Die Ereignisse auf dem östlichen Flügel im Gebirge legten dem russischen Hauptquartier bis zum 25. Februar in steigendem Maße das Bedürfnis nahe, auch dort eine Verstärkung der Streitkräfte eintreten zu lassen. Unter Aufgabe der bis dahin wohl immer noch bestehenden Absicht einer eigenen Offensive im Westen wurde dazu das I. sibirische Armeekorps bestimmt, das am 26. von Maturan aus die Gegend von Tschansamutun erreichte und am 27. den Marsch in östlicher Richtung weiter fortsetzte. Es kehrte also nach dem Flügel zurück, von dem es für die Schlacht von Hoteutai-Sandepu herangezogen worden war.

Inzwischen hatten die Japaner ihre Vorwärtsbewegung weiter fortgesetzt.

Die auf Sanlunyui zurückgewichenen Russen kamen dort am 26. Februar erneut ins Gefecht und wurden wieder durch andere Kolonnen auf beiden Flügeln umgangen. Auch die japanische 1. Armee (Kuroki) begann im Laufe des Tages den Angriff, der sich auf die Pässe Kautulin und Wanfulin, auf Bianyupusa und gegen die Vortruppen südlich Fyndiapu richtete. Bei der auf die ganze Schahofront auseinandergezogenen

*) Vermutlich 4. Don-Kasaken-Division, vorübergehend wohl auch 51. und 52. Dragoner-Regiment.

4. Armee (Nodzu) erfolgte eine überaus heftige Beschießung der russischen Stellungen, namentlich der Putilow- und Nowgorod-Kuppe, die im Laufe des nächsten Tages von den schweren Brisanzgranaten völlig durchwühlt wurden, ohne daß es indes gelungen wäre, die russische Infanterie zu vertreiben.

Am 27. und 28. Februar setzten sich die Kämpfe mit großer Erbitterung auf der ganzen Front fort. Im äußersten Osten kamen die bisher zurückgedrängten Russen bei Kudiatsy (südöstlich Fuschun) zum Stehen und wiesen, unterstützt durch einige eintreffende Verstärkungen, darunter das Regiment Wyborg, alle Angriffe zurück. Auch sonst machten die Japaner in diesen Tagen nirgends Fortschritte. Das Ergebnis dieser Kämpfe war eine geringe Verstärkung des russischen linken Flügels von der Mitte her. Das vom äußersten rechten Flügel heranmarschierende I. sibirische Korps hatte noch nicht in die Gefechte eingegriffen. Immerhin verdient die Tatsache bemerkt zu werden, daß auf dem äußersten östlichen Flügel zunächst eine russische Reserve-Division, später verstärkt durch höchstens 3 bis 4 Regimenter, 4 japanischen Divisionen — darunter 3 Reserve-Divisionen — standgehalten hat. Der Schluß liegt nahe, daß den neugebildeten japanischen Reserve-Divisionen bei weitem nicht die Angriffskraft innegewohnt haben kann, die den aktiven Divisionen in hervorragendem Grade eigen gewesen ist.

Vom nächsten Tage — 1. März — ab sprach sich mehr und mehr das Vordringen starker japanischer Kolonnen zwischen dem Hunho und dem Liaoho zur Umfassung des russischen rechten Flügels aus. Dort befand sich die Armee Nogis — 1., 7. und 9. Division, verstärkt durch mindestens eine Reserve-Division — im Vormarsch. Am 28. Februar meldete General Kuropatkin gerüchtweise die Ankunft einer japanischen Division bei Kaliaama am Liaoho.

Beim gemischten Schützenkorps und dem VIII. Armeekorps kamen die Vortruppen bereits an diesem Tage ins Gefecht. Am 1. März trieben die Japaner die russische Kavallerie bei Syfantai zurück und griffen das gemischte Schützenkorps bei Tschantan und nordwestlich davon an. Auch aus der Richtung Sandepu gingen die Japaner über den Hunho auf Tschantan vor. Danach scheint es, als ob die 2. Armee (Oku), die mit ihren Hauptkräften zunächst zwischen Schaho und Hunho angriff, schon an diesem Tage mit Teilen ihres linken Flügels die Umgehungskolonnen der 3. Armee über den Hunho hinweg verstärkt hätte. Im Verlauf der nächsten Tage ging die ganze 8. Division und der größte Teil der 5. auf das westliche Ufer, um der 3. Armee ein immer weiteres Ausgreifen nach Norden zu ermöglichen.

Die Russen wehrten die feindlichen Angriffe auch bei Tschantan am 1. März noch erfolgreich ab. An diesem Tage gelangte aber japanische Kavallerie, wahrscheinlich unterstützt durch einige Bataillone Infanterie, bis Sinmintun, während die Vortruppen der Kräfte, die längs des Liaoho vorgingen, den Ort Tamintun erreichten. Aus beiden Plätzen wurde die dort befindliche russische Kavallerie vertrieben.

Das erforderte dringend schleunige Gegenmaßregeln seitens des russischen großen Hauptquartiers.

Die 1. Brigade der 41. Infanterie-Division (XVI. Armeekorps) wurde von Baitapu über Mukden auf der großen Straße nach Sinmintun in Marsch gesetzt, um diesen Ort, wenn möglich, zu erreichen und unbedingt zu behaupten.

Der Rest des XVI. Armeekorps (25. Infanterie-Division) sollte am 2. März im Verein mit einer gemischten Division des X. Armeekorps (je eine Brigade der 9. und 31. Infanterie-Division) den Hunho südwestlich Mukden überschreiten und, in der Richtung auf Salinpu vorgehend, ein Vordringen der Japaner nördlich des Hunho verhindern.

Das I. sibirische Armeekorps, das bis Schihuitschönn (etwa 15 km südsüdwestlich Fuschun) gelangt war, und von dem bereits ein Regiment in den Kampf der 71. Infanterie-Division eingegriffen hatte, erhielt Befehl, nach Mukden zu marschieren. Am 2. März früh begann es seinen Marsch und traf im Laufe des 3. dicht westlich Mukden ein.

Auch aus dem V. sibirischen und dem XVII. Armeekorps, die in der befestigten Front noch nicht ernsthaft angegriffen worden waren, wurde je eine gemischte Division heraus- und auf Mukden zurückgezogen. Zu der gemischten Division des XVII. Armeekorps gab auch das I. Armeekorps Teile ab (147. Infanterie-Regiment).

Das gemischte Schützenkorps sollte über den Hunho zurückgehen und, an die Stelle des VIII. Armeekorps tretend, im Verein mit dem Reste des X. Armeekorps (3 Infanterie-Regimenter, 6 Feldbatterien, 2 Mörserbatterien) das Vordringen der Japaner südlich des Hunho abwehren. Es ist kein Wunder, wenn die künstliche Verschiebung des gemischten Schützenkorps nicht gelang. Das VIII. Armeekorps verließ seinen Abschnitt, ehe seine Ablösung erfolgt war, und das gemischte Schützenkorps mußte so dicht am Feinde senkrecht zu seiner bisherigen Front westlich des Hunho zurückgehen, daß ein Zerreißen der Verteidigungslinie eintrat.

Trotzdem bildete sich im Laufe des 2. und 3. März allmählich eine neue Front zu beiden Seiten des Hunho, etwa bei Taschitschao an der Straße nach Sinmintun beginnend und über Schandiasa, Tschansintun, Yeltaisa, bei Linschinpu den Anschluß an die befestigte Schahofront gewinnend. Die in der letzteren eingebauten schweren Geschütze waren schon seit mehreren Tagen im Abtransport nach Norden.

Es bedarf keines Hinweises darauf, daß sich die neue Gruppierung nicht planmäßig und in Ruhe vollziehen konnte. Sie stand ununterbrochen unter der Einwirkung des Feindes, wenn dieser auch auffallenderweise nicht heftig drängte. Aus der russischen Bewegung folgt aber weiter, daß am 2. und 3. März eine allgemeine Schlacht auf diesem Teile des Schlachtfeldes noch nicht im Gange war.

Der 2. März verging hier sogar verhältnismäßig ruhig. Die Japaner erreichten auf dem rechten Hunhoufer nur Paitsytai, Salinpu und die Gegend nordwestlich

davon. In der Schahofront wurde die Beschießung der russischen Stellungen fortgesetzt. Einige Infanterievorstöße gegen die Putilowkuppe blieben ohne Erfolg. Weiter im Osten wies das II. sibirische Armeekorps einen heftigen Angriff der japanischen Garde bei Kandolisan blutig zurück. Auch sonst behaupteten sich die Russen überall in ihren Stellungen. Am Kautulinpaß gingen sie sogar mehrfach ihrerseits zum Angriff vor.

Am 3. März befand sich die 1. Brigade der 41. Infanterie-Division im Vorgehen auf der Straße nach Sinmintun über Taschitschao. Gegend Mittag wurde sie in der Gegend von Dasanschön durch überlegenen Feind anscheinend überraschend von Westen und Südwesten angegriffen und unter starken Verlusten in nordöstlicher Richtung geworfen. Einige Tage lang ging ihre Verbindung mit dem Hauptheere ganz verloren.

Die 25. Infanterie-Division hatte schon am 2. nachmittags Schandiasa, südlich von ihr die gemischte Division des X. Korps Tschansintun erreicht. Noch weiter südlich bis zum Hunho traf bis zum Morgen des 3. das VIII. Armeekorps ein.

Auch hier griffen die Japaner am 3. März an. Im Norden warfen sie die 25. Infanterie-Division bald nach Mittag in ziemlicher Auflösung auf die schon früher angelegten Befestigungen der Westfront von Mukden zurück, die sich von Houta nach nördlich Tscheguantun zogen, dann auf eine Kuppe bei Niusiantun vorsprangen und über Yuhountun—Yansytun den Anschluß an den Hunho nahmen.

Die gemischte Division des X. Korps und das VIII. Armeekorps behaupteten sich dagegen in ihrer Stellung. Südlich des Hunho blieb die Linie Suhudiapu—Linschinpu noch in russischen Händen.

Der Morgen des 4. März fand daher die Russen auf der Westfront in folgender Gruppierung:

Die 1. Brigade der 41. Infanterie-Division nördlich der Sinmintunstraße, vermutlich in der Gegend von Tawitun; nordöstlich von ihr noch starke Kavallerie,*) aber anscheinend ohne einheitlichen Befehl, da General Rennenkampf nach dem Verlust von Tsinhotschönn am 25. Februar nach dem äußersten linken Flügel zurückgekehrt war und dort das Kommando wieder übernommen hatte. Zur 1. Brigade der 41. Division waren einige Verstärkungen von Mukden her in Marsch gesetzt.

In der Linie Houta—Tawun standen Teile der 35. Infanterie-Division (XVII. Armeekorps), dahinter zwischen Huanguantun und der Bahn die halbe 31. Infanterie-Division (X. Armeekorps).

Die 25. Infanterie-Division hielt noch, allerdings stark erschüttert, die Befestigungen bei Niusiantun—Yuhountun. Weiter südlich folgte bei Tschansintun die halbe 9. Infanterie-Division (X. Armeekorps) und anschließend das VIII. Armeekorps. Südlich der Station Mukden war zu beiden Seiten der Eisenbahn das I. sibirische Armeekorps zur Stelle.

*) Die nach Norden abgesandten Teile fehlten noch.

Insgesamt befanden sich hier $5^1/_2$ bis 6 russische Divisionen, alle aus verschiedenen Teilen der Front eilig zusammengerafft, und etwa $1^1/_2$ zu einem ernsten Kampf kaum noch verwendbar,*) mindestens 4 bis 5 japanische ihnen gegenüber. Auf der ganzen Südfront war schon am 3. März ziemliche Ruhe eingetreten. Dort hatten sich die Japaner sichtlich in ihren Angriffen unter schweren Verlusten mehr und mehr erschöpft.

General Kuropatkin beabsichtigte, mit den verfügbaren Truppen westlich von Mukden den Feind anzugreifen. Da die Kräfte am 4. schwerlich dazu ausreichten und allem Anscheine nach aus der Front südlich des Hunho noch weitere im Anmarsch waren, mußte das Vorgehen auf den 5. März verschoben werden.

Am 5. März begann aber der allgemeine Angriff der japanischen 2. und 3. Armee zu beiden Seiten des Hunho und an der Sinmintunstraße, nachdem die Hauptkräfte der 2. am Tage vorher ihren Uferwechsel beendet hatten. Die 8. Division — auf dem linken Flügel der 2. Armee — richtete ihr Vorgehen hauptsächlich auf Yansitun, die 5. Division auf Madiapu und Satosa, dicht am Hunho. Die weiter südlich verbliebene 4. Division trat zeitweise unter die 4. Armee, die mit aller Kraft die Vorstöße gegen die befestigte Front, namentlich deren westlichen Teil, erneuerte. Die Front der Japaner zog sich am Abend des 5. von Linschinpu etwa über Peidiantsa—Tasudiapu bis westlich Yeltaisa am Hunho.

Nördlich des Hunho machten die Japaner nur auf dem äußersten linken Flügel Fortschritte. Sie erreichten dort die Gegend von Tschuanwantiao nordwestlich von Mukden. Auch noch weiter nördlich hatte die 1. Brigade der 41. Infanterie-Division japanische Kräfte, anscheinend hauptsächlich Kavallerie, sich gegenüber.

Auf russischer Seite trafen im Laufe des 4. noch beträchtliche Teile des gemischten Schützenkorps südwestlich von Mukden ein. Mit ihnen vereinigte sich der Anfang der eben aus der Heimat herankommenden 3. europäischen Schützen-Brigade, das 9. Schützen-Regiment, das beinahe von seiner Entladestelle direkt ins Gefecht kam, wie seiner Zeit das Regiment Wyborg des I. Armeekorps in der Schlacht bei Liauyang.

General Kuropatkin hatte für den Angriff am 5. März folgende Anordnungen erlassen:

Eine rechte Kolonne — der größte Teil des I. sibirischen Armeekorps, je eine verstärkte Brigade des X. und XVII. Armeekorps und mehrere Bataillone des I. Armeekorps — hatte sich in dem Raume Houta—Siaohantun zu versammeln und 8^{00} morgens in Richtung auf Diahon—Yaudiatun vorzugehen.

Die mittlere Kolonne — 25. Infanterie-Division mit einigen Verstärkungen —

*) 1. Brigade der 41. Division und die 25. Division.

sollte die Vorwärtsbewegung auf Schandiasa—Tschansintun beginnen, sobald die rechte Kolonne Diahon—Yaudiatun erreicht hätte.

Die linke Kolonne — Teile des VIII. Armeekorps, 3 Infanterie-Regimenter des X. Armeekorps und 2½ Brigaden des gemischten Schützenkorps — erhielt Befehl, zum Angriff zwischen Tschansintun und dem Hunho gleichzeitig mit der mittleren Kolonne anzutreten.

Im großen und ganzen handelte es sich, ähnlich wie bei Sandepu—Hokeutai Ende Januar, um eine Art staffelweisen Angriffs, bei dem das Antreten der übrigen Teile von dem Fortschreiten eines verhältnismäßig schwachen Flügels abhängig gemacht wird, und im innersten Grunde um ein rein frontales Vorgehen. Die im Drange der Ereignisse entstandene Zerreißung und Mischung aller Verbände erschwerte zweifellos die einheitliche Wirkung und die Übersicht im höchsten Grade.

Vielleicht war es eine Folge des ungeordneten Befehlsorganismus in dem bunt zusammengestellten Korps, daß die rechte Kolonne nicht um 8⁰⁰ vormittags bereitstand, sondern erst nach Mittag die Versammlung beendete. Allem Anscheine nach ist es daher am 5. zu einem kräftigen Vorgehen überhaupt nicht mehr gekommen. Soweit die japanischen Meldungen erkennen lassen, fand es erst am Vormittag des 6. März statt, ohne aber zu wirklichem Erfolge zu führen. Schon gegen Mittag war der Angriff erlahmt.

Auch die linke Kolonne versuchte unter Führung des Generals Zerpitzki mehrfache Vorstöße in der ihr befohlenen Richtung, auf die Dauer ebenso ergebnislos wie die im Norden.

Der 6. und 7. März ging auf diese Weise westlich von Mukden mit hin und her schwankenden frontalen Gefechten vorbei.

Die Japaner wurden, wo sie angriffen, durchweg zurückgeworfen oder geringe Vorteile ihnen wieder entrissen. Namentlich die 2. Armee befand sich in diesen Tagen in sehr schwieriger Lage. Durch die mehr nordöstliche Richtung der 3. Armee entstand zwischen den Flügeln beider Armeen eine Lücke. Um sie einigermaßen zu füllen, wurde die 3. Division, die dem General Oku aus der Hauptreserve des großen Hauptquartiers schon am 5. abends unterstellt werden mußte, auf Niusiantun angesetzt, doch blieben auch ihre Angriffe bis zum 7. abends ohne dauerndes Ergebnis. In richtiger Erkenntnis der Lage zog daher General Oku nicht bloß die wieder unterstellte 4. Division bis auf schwache Reste über den Hunho nach seinem linken Flügel, sondern er nahm am 9. März auch fast die ganze 8. Division aus ihrer bisherigen Front und schob sie nach Norden, um der schwer ringenden 3. Armee ein weiteres Vordringen zu ermöglichen und die wieder lose werdende Verbindung zu schließen.

Die Gefechte westlich von Mukden bilden bis zum 9. März ein allmähliches Ausringen der Gegner unter Aufbietung der letzten Kraft auf beiden Seiten. Nach

und nach verzehrten sich hier etwa 9 sehr durcheinander gemischte russische Divisionen (I. sibirisches, 3/4 XVI., 3/4 X., VIII., 1/2 XVII., 1/2 Schützenkorps) an 7 1/2 japanischen (1., 7., 9. und 1 Reserve-Division bei der 3. Armee, 5., 8., 3., 1/2 4. bei der 2. Armee), vielleicht sogar 9 japanischen, wenn der letzte Rest der Hauptreserve (1 1/2 Reserve-Divisionen), wie zu vermuten ist, bei der 3. Armee eingegriffen hat.

Mehr und mehr neigte sich das Übergewicht auf japanische Seite, weniger durch eigene positive Erfolge als durch das Erlahmen der Russen. Namentlich auf dem äußersten linken Flügel, an der Straße nach Sinmintun, drangen die Japaner weiter vor. Auch südlich des Hunho, wo ihnen nur noch geringe Kräfte (2 bis 3 Regimenter und mehrere Batterien des X. Armeekorps, Teile des gemischten Schützen-Korps) gegenüberstanden, gewannen sie langsam an Boden und erreichten allmählich die Eisenbahn und den alten Bahndamm von Hantschenpu bis Madiapu.

Vom 8. März ab begann die Widerstandskraft der Russen nördlich des Hunho sichtlich zu erlahmen. Allem Anscheine nach trafen zwar nach und nach immer neue, aus der Südfront und dem linken Flügel noch herausgezogene Abteilungen ein und wurden an den verschiedensten Stellen in den Kampf geworfen, wo augenblicklich eine Unterstützung am dringendsten war. Es versteht sich aber von selbst, daß sie eine allgemeine Wendung der Dinge nicht herbeizuführen vermochten. Am Abend des 8. oder am Vormittag des 9. März nahmen die Japaner im Nordwesten von Mukden bereits Siaohantun und Santaitsy. Die Kavallerie des linken Flügels erreichte sogar die Eisenbahn und unterbrach die Linie.

Zu dieser Zeit war der Rückzug der Russen südlich des Hunho bereits in vollem Gange.

Allerdings waren auf dem äußersten östlichen Flügel die Angriffe der Japaner seit dem 3., in der befestigten Schahofront seit dem 5. abends endgültig erlahmt. Der Verbrauch an Streitkräften westlich von Mukden zwang aber den General Kuropatkin dazu, die dortigen Abteilungen immer mehr zu schwächen. Überdies kann doch wohl schon am 6. abends bei ihm der Eindruck nicht mehr bestanden haben, daß auf der Westfront noch ein erfolgreicher Angriff durchgeführt werden würde.

In der Nacht vom 6. zum 7. März begann der äußerste linke Flügel unter General Rennenkampf den Rückzug auf den Hunho in die Gegend Fuschun, in der Nacht vom 7. zum 8. März schlossen sich die in der Schahofront gebliebenen Teile an, hier anscheinend schon gedrängt von den Japanern, die um Mitternacht das Vorgehen gegen die abziehenden Russen aufnahmen. Am 9. war das Gebiet südlich des Hunho in japanischem Besitz.

Nach einer Meldung des Generals Kuropatkin sollte die Rückwärtsbewegung zunächst nur bis auf das nördliche Ufer des Hunho gehen. Es war aber von vornherein ausgeschlossen, daß dort noch ein entscheidender Widerstand geleistet werden konnte. Eigentlich handelte es sich namentlich in der Mitte nur noch um starke

Arrieregarden, die als letzte die ausgedehnten Stellungen verließen. Nördlich des Hunho sperrten sie auf der 35 km langen Strecke von Fuschun bis Mukden mit weiten Zwischenräumen nur eben die Punkte, an die ihr Rückzug sie führte. Die Vortruppen des Gegners erschienen dicht hinter ihnen an dem Flusse, so daß nicht einmal Zeit vorhanden war, auch nur eine durchgehende Beobachtung des ganzen Wasserlaufs zu organisieren. Noch viel weniger konnte von einer planmäßigen Vorbereitung der Verteidigung die Rede sein, die bei ihrer Ausdehnung mindestens 7 Armeekorps erfordert hätte.

Allem Anscheine nach sind nicht alle japanischen Kolonnen am Hunho auf besetzte Stellen gestoßen. Am 9. März erreichten sie bereits Kiusan, in der Nacht vom 9. zum 10. Fuschun; Tita und Mukden wurde am 10. vormittags ohne ernste Gefechte besetzt. Von dem Durchbruch einer geschlossenen Verteidigungsfront, der von vielen Seiten hervorgehoben und als ein Aufleben napoleonischer Schlachtenentscheidungen gefeiert worden ist, kann also nicht die Rede sein. Im innersten Grunde hat der vermeintliche Durchbruch für den Ausgang der Schlacht nicht entfernt die Bedeutung gehabt, die man ihm zur Beschönigung der Entscheidung beimessen will, und die ihm auch General Kuropatkin in seinen Meldungen beigelegt zu haben scheint. Seine Hervorhebung bildet nichts, als eine Verbrämung der Niederlage, die auf viel gewichtigeren inneren Ursachen beruht, als auf einem unglücklichen Zufall bei untergeordneten Teilen. — Nennenswerte Verluste haben übrigens die Russen auf dem Abzuge über den Hunho nicht erlitten.

Dagegen war aus der Front westlich von Mukden ein Entkommen nach Norden ohne die schwersten Opfer natürlich undenkbar, wenn auch schon seit dem 5. März das Abschieben der Trains auf Tieling begonnen hatte. Das völlige Durcheinanderwerfen von Abteilungen der verschiedensten Korps, das der Verlauf der Schlacht herbeigeführt hatte, erschwerte überdies die Leitung der Massen. Von einem geordneten Rückzuge konnte zunächst nicht die Rede sein.

Der Abfluß des russischen Heeres ist wohl schon im Laufe des 9. in Gang gekommen. Am 10. abends hatten die japanischen Vortruppen im Osten den Paß Wangadalin, an der großen Straße Mukden—Tieling den Ort Puho, weiter westlich die Gegend nordöstlich Tawitun erreicht. Bei Huschitai befanden sich in der Nacht zum 11. als angebliche Arrieregarde der 2. Armee noch russische Abteilungen unter dem General Gerschelmann, Kommandeur der 9. Infanterie-Division des X. Armeekorps, von der sich eine Brigade bei Yansitun geschlagen hatte. Sie wurden am Morgen des 11. März von Puho her abgeschnitten und mußten bis auf versprengte Teile kapitulieren.

Damit endeten aber auch im großen und ganzen die Rückzugsverluste der Russen, so daß eine wirkliche **Verfolgung**, unter der sich die Auflösung des geschlagenen Heeres in steigendem Grade fortsetzt, nicht eingetreten ist. Auch die Japaner waren

jedenfalls am Ende ihrer Kraft und rückten nur mit verhältnismäßig schwachen Teilen auf und längs der großen Straße hinter den Russen her. In den frühen Morgenstunden des 14. März wurde sogar die japanische Spitze südwestlich Tieling am Fanho blutig abgewiesen. Zu einem ernsten Widerstand war das russische Heer zunächst natürlich nicht mehr befähigt. Es blieb daher in langsamer Bewegung nach Norden, Sicherungen in Höhe des Bahnhofs Szöpinkai, Kavallerie noch weiter südlich zurücklassend. Das große Hauptquartier blieb in Guntschuling an der Eisenbahn nach Charbin.

Die Japaner besetzten in der Nacht vom 16. zum 17. März Tieling, am 19. Kaiyuan und rückten mit ihren Vortruppen allmählich bis in die Linie Peiyuanpumen—Tschantusu und westlich vor, wo sich die Kraft ihres Sieges erschöpft hatte. Seit dem 23. März trat ein neuer Stillstand in den Operationen ein, wieder ausgefüllt durch zahlreiche Vorpostenplänkeleien ohne irgend welche Bedeutung für die Gesamtlage.

Die unter dem Namen der Schlacht von Mukden zusammengefaßten Kämpfe haben nach den ersten Angaben den Russen an zurückgeführten Verwundeten etwa 56 000 Mann, an zurückgelassenen Verwundeten und Toten etwa 26 000 Mann, an Gefangenen etwa 45 000 bis 50 000 Mann, insgesamt einen Verlust von annähernd 130 000 Mann gekostet, etwa ein Drittel der Gesamtstärke. Später sind die Zahlen nach amtlichen Feststellungen erheblich vermindert worden (2 Generale, 1985 andere Offiziere, 87 677 Mann). Welche in Wirklichkeit zutreffen, läßt sich hier nicht entscheiden. Die Japaner haben ihren Sieg mit ungefähr 50 000 Mann bezahlt. An Trophäen sind ihnen außer zahlreichen Trainfahrzeugen und sonstigem Feldgerät auf dem Schlachtfelde 2 Fahnen und 60 Geschütze*) in die Hände gefallen, eine auffallend geringe Zahl, da die Russen in den langen Monaten des Stillstandes sicher 200 bis 300 schwere Geschütze und alte Feldgeschütze mit Schraubenverschluß in die Verschanzungen südlich Mukden ohne eigene Bespannung herangeschafft und dort eingebaut hatten. Der weitaus größte Teil von ihnen ist daher wieder zurückgebracht worden, ein deutlicher Beweis dafür, daß der Abzug aus der Südfront mehrere Tage hindurch vorbereitet worden sein muß.

Als weitere Folge zog die Niederlage von Mukden die Enthebung des Generals Kuropatkin von der obersten Heeresleitung nach sich. An seine Stelle trat der bisherige Oberbefehlshaber der 1. Armee, General Lenewitsch. General Kuropatkin verließ das Heer zunächst am 17. März in Tschantusu, kehrte aber nach mehreren Tagen als Oberbefehlshaber der 1. Armee zu ihm zurück, in seinem kleineren Wirkungskreise schwerlich mit vollem, ungebrochenem Vertrauen empfangen.

---

*) 32 schwere Geschütze, 26 Schnellfeuer-Feldgeschütze.

Der ganze Verlauf der Schlacht bei Mukden, namentlich die Tätigkeit des I. sibirischen Armeekorps, beweist, in welche Abhängigkeit von den Maßnahmen des Angreifers die Verteidigung geraten war. Nicht ein einziges Mal ist es ihr gelungen, in einer selbstbewußten aktiven Gegenwirkung ihre innere Kraft zur Geltung zu bringen. Ihre Handlungen sind in der ganzen Zeit nichts als nach und nach erlahmende Paraden auf die Stöße des Angreifers.

Es hat im ganzen Verlauf des Feldzuges nicht an Stimmen gefehlt, die solches passives Leiden als den Fluch der Verteidigung hinstellen. Sehr mit Unrecht. Allerdings muß auch die Verteidigung ein klar erfaßtes Handeln, ein Fortschreiten nach einem festem Ziele sein, wie es auf dem Meere der Admiral Togo gegenüber dem 2. russischen Geschwader eben erst bewiesen hat. Das innere Wesen der Verteidigung hat nichts zu tun mit einer unklaren und unsicheren Untätigkeit, die vielleicht hier und da einmal konvulsivisch zuckt, um sich den Schein eines eigenen Handelns vorzutäuschen. Man muß sich hüten, die Erscheinungen, die in den Besonderheiten des einzelnen Falles ihre Erklärung finden, den allgemeinen Verhältnissen zur Last zu legen und daraus, daß alle erfolglosen Feldherren sehr bald in Passivität zurücksinken und in ihr schließlich untergehen, auf eine innere Schwäche der Verteidigung an sich zu schließen. Diejenigen, die nicht zum Handeln kommen, wenn ihnen die allgemeine Lage zunächst das Abwarten auferlegt, werden sicher ebenso schnell das Handeln verlernen, falls ihnen von Anfang an die Verhältnisse ein aktives Vorgehen gestatten, noch viel schneller, falls ein solches Vorgehen den Bedürfnissen der Lage widerspricht. Man kann für das schnelle Zurücksinken in Passivität vielleicht an den ersten Teil des Feldzuges von 1859 in Italien auf österreichischer Seite erinnern.

Die ganze Starrheit und Bewegungsunfähigkeit der Russen bei Mukden war in der Gruppierung ihrer Streitkräfte vor der Schlacht begründet.

Alle die Teile, die bei einer Verteidigung in der vordersten Front festgelegt werden, sind nicht anders verwendbar als für die Abwehr eines Angriffs an ihrem Platze. Die aktive Gegenwirkung der obersten Führung kann lediglich mit Kräften durchgeführt werden, die, als Reserve *weit* zurückgehalten, mit den ersten Maßnahmen des Angriffs, der Entwickelung des Kampfes *überhaupt nicht in Berührung kommen*.

Von dem russischen Heere befanden sich im Grunde genommen *sämtliche* Korps in der vorderen Front in so übermäßig großer Ausdehnung, daß zur bloßen Festhaltung der *ganzen* Linie ihre Kraft kaum genügte. Die einzige Reserve der obersten Führung, das XVI. Armeekorps, stand südlich des Hunho schon so nahe an der Verteidigungsstellung, daß es schwerlich zu etwas anderem eingesetzt werden konnte als zu unmittelbarer Unterstützung der Front, wozu man auch die Bildung einer neuen Abwehrfront an einem umfaßten Flügel rechnen muß. Von ihm ging überdies ein Viertel der Kraft zum Schutze der Bahn nach rückwärts auf die erste Berührung der

Linie durch eine schwache feindliche Streifabteilung hin verloren. Ein weiteres Viertel wurde durch den Beginn der Bedrohung der rechten Flanke dorthin abgezogen, so daß bei der Entwicklung der wirklichen Schlachtentscheidung nur noch eine Division als Reserve zur Verfügung stand. Alle Kräfte, die für die Abwehr der mehr und mehr sich aussprechenden Umfassung weiter notwendig wurden, mußten aus der großen Verteidigungsfront herangeholt werden. Zu welcher Durcheinanderschiebung aller Verbände das geführt hat, geht aus der Darstellung des Verlaufs der Schlacht deutlich genug hervor.

Der Hauptnachteil des Notbehelfs lag aber darin, daß von allen diesen Kräften unmöglich mehr ausgehen konnte als eine rein frontale Gegenwirkung gegen die feindliche Umfassung. Die südlich des Hunho gewesenen Truppen mußten unbedingt erst nach Mukden zurückgeführt und von dort aus nach Westen zu den vordringenden Japanern frontal entgegengeworfen werden. Es ist aber klar, daß die japanische Umfassung nicht bloß auf einen stoßweisen frontalen Widerstand treffen durfte, sondern daß eine wirklich entscheidende Gegenwirkung nur in einem starken Angriff frischer Kräfte aus nördlicher Richtung in Verbindung mit dem frontalen Widerstand in der neuen Abwehrfront liegen konnte.

Clausewitz schreibt in seinem „Feldzug von 1796 in Italien" (Seite 293):

„Wir sind überhaupt der Meinung, daß in den neueren Defensivschlachten Reserven, die sehr weit zurückgestellt sind und sehr spät in das Gefecht gezogen werden, so daß sie Korps gleichen, die erst gegen das Ende der Schlacht ankommen, oder auch, daß solche Korps selbst von vorzüglich guter Wirkung sind. Je weiter die Reserven zurückgestellt sind, umsoweniger können sie durch die umgehenden Kolonnen des Feindes mit umfaßt werden. Es gibt aber sehr wenig Schlachten, in welchen der Angriff sich aller Umgehungen enthielte. Die den Verteidiger umgehenden Kolonnen werden durch ein einfaches Vorrücken solcher Reserven wieder umgangen. Ferner haben unsere heutigen Schlachten selten eigentliche Krisen oder wenn sie dergleichen haben, so treten sie immer erst ein, wenn sich beide Kämpfenden schon niedergerungen haben. Die Folge ist, daß man eine Reserve oder ein ankommendes Korps immer noch zur Herstellung der Schlacht brauchen kann, solange man das Schlachtfeld nicht verlassen hat."

Ist es möglich, eine bessere Grundlage für die großen Züge der Schlacht von Mukden zu geben, als diese Sätze, die Clausewitz vor fast 100 Jahren aus der philosophischen Zergliederung seiner Kriegserfahrung heraus niedergelegt hat?

Es bleibe dahingestellt, ob die große Ausdehnung der russischen Front an und für sich gutgeheißen werden kann. In jedem Falle mußten zu ihrer Beobachtung, in der Mitte zu ihrer ersten Festhaltung möglichst schwache Kräfte zunächst genügen. Hinter ihnen mußten einige Korps, für jede Armee vielleicht eins, in erreichbarer Nähe, etwa 10 bis 12 km, für die erste Unterstützung bereit sein. Auf den äußersten

Flügeln, namentlich auf dem rechten in der Ebene, empfahl es sich dabei nicht, von vornherein eine hartnäckige Verteidigung der vordersten Front in Aussicht zu nehmen. Die dortigen schwachen Kräfte konnten ohne Schaden für das Ganze zurückgedrängt werden und erst einen Halt in den rückwärtigen Korps finden, die sich, wie es in Wirklichkeit südwestlich und westlich von Mukden auch eingetreten ist, der immer weiter greifenden Umfassung des Feindes nach und nach in einer neuen Front entgegenstellten.

Weit im Norden zurückgehalten mußte sich aber die Reserve der obersten Führung befinden, die sich erst in Bewegung zu setzen brauchte, nachdem sich die Umfassung in voller Ausdehnung entwickelt hatte und deren bloßes Vorrücken dem umfassenden Angriff in die Flanke stieß.

Wenn man hinsichtlich der Zeit den tatsächlichen Verlauf zu Rate zieht, so steht unzweifelhaft fest, daß spätestens am 1. März das Vordringen starker japanischer Kräfte zwischen dem Hunho und dem Liaoho mit Sicherheit erkannt war. Erst vom 3. ab entwickelte sich der umfassende Angriff westlich von Mukden. Seine Entscheidung ist in den Tagen des 6. und 7. März gefallen.

So lange durfte ihre Entwicklung natürlich nicht abgewartet werden. Begannen aber am 3. abends oder am 4. früh etwa 2 zurückgehaltene, ganz frische Armeekorps den Vormarsch aus der Gegend halbwegs zwischen Mukden und Tieling, d. h. etwa 60 km nördlich der befestigten vordersten Verteidigungsfront am Schaho, so mußten sie in der Flanke des japanischen Angriffs westlich von Mukden spätestens am 5. zur Wirkung kommen. Wenn damit eine Wendung nicht zu erzielen war, so mußte man nicht bloß wegen der Führung sondern auch wegen der Truppen einen Erfolg für die Russen in diesem Kriege überhaupt für unmöglich erklären. Unter allen Umständen war ein besserer Boden für den Erfolg geschaffen als mit der Verteilung des ganzen Heeres ohne Tiefe nebeneinander, aus der sich nichts mehr erreichen ließ als die Heranziehung von zusammengestellten Divisionen zu frontalem Anlauf gegen die feindliche Umfassungsfront, der ihre Kräfte allmählich zerrieb.

In der übergroßen Ausdehnung der Verteidigungsfront und der gleichmäßigen Verteilung der Truppen auf der ganzen Linie ist aber noch ein anderer Nachteil verborgen.

Für den Angreifer liegt unter solchen Umständen keineswegs die Notwendigkeit vor, die gesamte Front anzugreifen oder auch nur zu beschäftigen. Daraus entsteht die unvermeidliche Folge, daß ein größerer oder geringerer Teil der Front zunächst brach liegen bleibt. Es bedarf langer Zeit, ehe erkannt ist, daß diesen Teilen in der Tat ein Angriff überhaupt nicht droht. Vom äußersten linken Flügel der Russen bis zum rechten brauchte ein Korps 2 bis 3 Tage. Es war daher von vornherein zweifelhaft, ob eine Verschiebung von Kräften auf solche Entfernungen

rechtzeitig zur Wirkung kam, wenn der japanische Angriff seine ganze Kraft auf einen Flügel der russischen Front zusammengezogen hätte.

Die Japaner haben, sehr zum Nachteil für die Größe ihres Sieges, den Russen den Gefallen getan, die russische Front in ihrer ganzen Ausdehnung zu honorieren, sie sogar auf beiden Flügeln zu umfassen.

Es bedarf keiner weiteren Ausführung, welche andere und schnellere Wirkung westlich und nördlich von Mukden erzielt worden wäre, wenn dort 4 bis 5 Divisionen mehr die Umfassung verstärkten. Die bei Tsinhotschönn und noch weiter östlich befindlichen russischen Kräfte fielen vorläufig völlig aus, ohne daß ihnen ein Mann gegenüber zu sein brauchte. Der linke russische Flügel kam um so sicherer nicht nach Norden zurück, je weiter er zunächst im Süden verblieb. Daher bedurfte es sogar am Kautulingpaß und bei Bianyupusa nicht der verzweifelten Angriffe, um die Russen nach Norden zu treiben. Wohl aber empfahlen sie sich weiter westlich gegen die befestigte Front, um dort alle russischen Korps, von denen die erste Unterstützung der rechten Flanke zufließen konnte und zugeflossen ist, festzuhalten.

In der wirklichen Schlacht von Mukden drückten die Japaner den äußersten östlichen Flügel der Russen bis zum 1. März ziemlich weit nach Norden zurück, seinen Abzug dadurch erleichternd, und griffen sie am heftigsten in der Gegend östlich Bianyupusa an. Die weit auseinander gezogene, schwache 4. Armee in der Front besaß keine innere Kraft zu energischem Angriff, und so kam es, daß die russischen Korps, die sich am Schaho befanden, zur Hälfte zurückgezogen und dem rechten Flügel zugeführt werden konnten.

Ganz anders mußten sich die Verhältnisse gestalten, wenn die Russen bei Tsinhotschönn uud östlich unbehelligt blieben, auch bei Bianyupusa und östlich ihnen nur schwache Kräfte gegenüberblieben, dafür aber 5 bis 6 Divisionen die Schahofront energisch angriffen und 10 bis 12 Divisionen umfassend gegen den russischen rechten Flügel angesetzt wurden.

Es läßt sich schwer absehen, wie dann der russische Rückzug in östlicher Richtung hätte vermieden werden sollen. Sobald aber das russische Heer in diese Richtung gedrängt wurde, war eine volle Katastrophe unvermeidlich.

Mit einem Worte: die übermäßig große Ausdehnung der russischen Front forderte die Japaner nicht dazu auf, die Ausdehnung ihrerseits noch zu überbieten in der Absicht, beide feindliche Flügel eindrücken und so den Feind allmählich einschließen zu wollen. Sie bot vielmehr wirksamer die Gelegenheit, einen Teil des Feindes vorläufig unbeachtet liegen zu lassen und sich mit weit überlegener Kraft auf den einen Flügel, am besten den rechten, zu werfen, um hier so schnell wie möglich eine Entscheidung herbeizuführen. Eine Verteidigungsaufstellung, wie sie von den Russen am Schaho genommen war, hat viel innere Ähnlichkeit mit der Unbehilflichkeit der linearen Schlachtordnung der Heere im 18. Jahrhundert. Wie dort Friedrich

der Große in richtiger Erkenntnis der wirklichen Schwäche unter Ausnutzung seiner größeren Bewegungsfähigkeit die ganze Kraft seines Angriffs gegen einen Flügel vereinigte und dort mit Überlegenheit eine Entscheidung herbeiführte, ehe Gegenmaßregeln ergriffen und zur Ausführung gebracht werden konnten, so wäre für die Japaner aller Voraussicht nach ein schnelleres und größeres Ergebnis der Schlacht zu erreichen gewesen, wenn sie die übermäßig ausgedehnte Festlegung des Feindes nicht mit gleich großer Ausdehnung beantwortet hätten.

Es handelte sich aber für die Japaner nicht bloß um die Größe des Erfolgs. Sie mußten, wie oben auseinandergesetzt worden ist, bei richtigem Handeln des Feindes damit rechnen, daß ihre Umfassung durch das Auftreten weit zurückgestellter Reserven von Norden her wieder umfaßt wurde. Zur Abwendung der drohenden Gefahr brauchten sie ihrerseits noch freie Kräfte. Sie standen bei größerer Stärke des umfassenden Flügels ganz von selbst zur Verfügung.

So wie die Dinge sich wirklich entwickelt haben, hätten auf der einen Seite 2 bis 3 von Norden her eingreifende russische Korps so gut wie keine frischen Kräfte sich gegenüber gefunden, und hätten auf der andern Seite 4 bis 5 japanische Divisionen, die auf dem westlichen Flügel mehr vordrangen, so gut wie keinen Widerstand getroffen. Daraus ergeben sich die Schlüsse auf die Erfolge, die dort winkten, eigentlich von selbst.

Auch hinsichtlich der taktischen Gruppierung für eine Angriffs- und eine Verteidigungsschlacht lohnt es sich, Clausewitz zu beachten, der die betreffenden Fragen in seinen Skizzen für einen „Leitfaden zur Bearbeitung der Taktik oder Gefechtslehre“ (am Schlusse des Werkes „Vom Kriege“) in den Punkten von 313 ab behandelt. —

Die Schlacht von Mukden hat den Vorwürfen gegen die russische Kavallerie über mangelhafte Aufklärung neue Nahrung gegeben. Manche Stimmen versteigen sich so weit, mit der ungenügenden Kenntnis des feindlichen Handelns nicht bloß den Verlust der letzten Schlacht, sondern des ganzen Feldzuges erklären zu wollen. Man begibt sich mit solcher Meinung auf einen falschen Weg.

Es bleibe dahingestellt, ob die russische Kavallerie ihrer Aufgabe in vollem Umfange gewachsen gewesen und gerecht geworden ist. In den kritischen Tagen Ende Februar war gerade ein beträchtlicher Teil vom rechten Flügel nach Norden zur Sicherung der Bahn fortgeschickt. Indes wird im Kriege auch die beste und zahlreichste Kavallerie niemals die Absichten des Feindes und nur in den seltensten Ausnahmefällen an einzelnen Punkten seine Stärke festzustellen vermögen. Und selbst wenn sie je die unmögliche Forderung erfüllen sollte, wird diejenige Führung, die den Anstoß und die Grundlage für ihre eigenen Entschließungen von denen des Feindes empfangen will, immer zu spät kommen und ihr Ziel verfehlen. Das Erkennen des Gegners, das Zurückbringen des erhaltenen Eindrucks, das Auffassen des

Bildes aus zeitlich sich vermengenden, oft unklaren und sich widersprechenden Meldungen, die Ausgabe der nötigen Befehle auf Grund der gewonnenen Anschauung und deren Ausführung erfordern so viel Zeit, daß die weiterschreitende Entwicklung der Verhältnisse beim Feinde in der Regel die Grundlage schon wieder verschoben hat, auf der man bauen wollte.

Keiner der siegreichen Feldherren hat vor seinen Schlachten die Einzelheiten der feindlichen Lage gekannt. Man erinnere sich nur, welche dürftige Kunde Napoleon vor seinen größten Erfolgen über den Gegner gehabt hat, in welcher Ungewißheit sich Radetzki 1849 vor der Schlacht bei Novara befand, in welcher Dunkelheit die preußische Führung vor der Schlacht von Königgrätz, die deutsche im Jahre 1870 vor den großen Entscheidungen vorwärtsschreiten mußte. Ganz zweifellos hat auch die japanische Führung ihre Erfolge niemals einer vollen oder auch nur besseren Übersicht über die Lage auf der feindlichen Seite zu verdanken. Die Führung muß ihr Licht im eigenen Geiste tragen. Eine von außen her herangetragene Erleuchtung wird nicht mit ihrem Schein bis in das Innere dringen, wo die Entschlüsse geboren werden.

Für die Schlacht von Mukden kann man nicht einmal behaupten, daß die russische oberste Führung die Umfassung ihres rechten Flügels zu spät erkannt hat. Die ersten Andeutungen darüber lagen schon am 28. Februar vor. Am 1. März ist die unsichere Vermutung zur Gewißheit geworden. Am 3. begann erst der ernste Angriff westlich von Mukden. Es standen also 1½ bis 2 Tage für Gegenmaßregeln zur Verfügung.

Bei anderer Gruppierung der Kräfte mußten, wie auseinandergesetzt worden ist, aktive Gegenmaßregeln noch rechtzeitig und in entscheidendster Richtung zur Wirkung kommen, wenn sie von weit rückwärts her erst am 3. abends begonnen hätten. Aus der Aufstellung, in die das russische Heer gebracht worden war, konnten sie niemals in eine entscheidende Richtung gelangen, selbst wenn sie noch früher als am 1. März ergriffen worden wären. Auf der damaligen Gruppierung, der unmöglich eine bestimmte, zielbewußte Absicht zugrunde gelegen haben kann, lastete von Anfang an der Fluch der Unfruchtbarkeit und der Niederlage. Daß sie nicht in eine Katastrophe geführt hat, verdankt sie dem Handeln des Feindes.

Mit den vorstehenden Zeilen soll durchaus nicht der Wert einer guten Aufklärung und der Nutzen einer genügend starken, auf der Höhe der Ausbildung stehenden Kavallerie bestritten werden. Sie ist unersetzlich, um zu erkennen, wohin der Fuß beim Fortschreiten gesetzt werden kann, wo die feindliche Einwirkung sich fühlbar zu machen beginnt. Die Ergebnisse der Aufklärung müssen das Handeln der Führung dauernd begleiten und die Prüfung ermöglichen, ob sie sich auf rechtem Wege befindet. Aber jeder Führer, auch der an niederen Stellen, wird im Kriege zugrunde gehen, der nicht aus sich selbst heraus weiß, was er will und was er tun

soll, der da glaubt, die Ergebnisse der Aufklärung abwarten zu müssen, um sie als Ausgangspunkt für sein Handeln zu benutzen und das innere Dunkel mit ihnen zu erhellen.

Nach der Schlacht bei Mukden ist in den russischen Rüstungen für das Landheer ein gewisser Stillstand eingetreten.

Die Verluste haben zwar aus den Ersatzbataillonen, die im Herbst 1904 sehr zahlreich aufgestellt und zum größten Teil nach Ostasien verlegt worden sind, ziemlich rasch ersetzt werden können. Weiterhin stand der Überschuß der Rekrutenquote 1904, die gegen frühere Jahre um ungefähr 120 000 Mann erhöht worden war, zur Verfügung. Neue Mobilisierungen im europäischen Rußland sind aber nicht erfolgt, so daß es mehr und mehr den Anschein gewinnt, als ob auf eine weitere Verstärkung des Landheeres, vielleicht sogar auf eine volle Ergänzung der Ersatzbataillone bis zu dem früheren Bestand verzichtet worden sei.

Man kann allerdings nicht verkennen, daß die Aussichten auf eine wirkliche Wendung des Landkrieges mit der Schlacht bei Mukden wohl endgültig zugrunde gegangen sind. Bestenfalls könnte noch eine Art strategischer Aushungerung der Japaner versucht werden. Dem steht jedoch der unverkennbar steigende Widerwille des ganzen russischen Volkes gegen den Krieg entgegen. An sich darf man den Gedanken durchaus nicht als aussichtslos bezeichnen, weil der eigentliche Kern der russischen Macht trotz aller Niederlagen noch unverletzt ist und unverletzt bleiben wird, wenn ihn nicht die Gärung im eigenen Innern erschüttert. Für das Schwert des Krieges ist er von Ostasien her nicht erreichbar. Die dortigen Niederlagen verwunden die Oberfläche, sie treffen nicht ins Herz der russischen Macht. Aber für eine hinhaltende Weiterführung des Krieges ist eine entschiedene Teilnahme und Opferfreudigkeit des eigenen Volkes die erste Voraussetzung. Sie fehlt in Rußland bis zu einem Grade, daß anscheinend die Rücksicht auf die Mißstimmung im Lande ein wesentlicher Beweggrund für das Aufgeben einer neuen Mobilmachung gewesen ist.

Alle Hoffnungen klammerten sich daher an die Fahrt des 2. und 3. Geschwaders. Sie stiegen, obwohl ein Erfolg des Unternehmens für kühle Abwägung der wirklichen Verhältnisse von Anfang an fast ausgeschlossen erschien, mit dem Vordringen Roshestwenskis in den ostasiatischen Gewässern. Die kluge, zielbewußte Zurückhaltung des Admirals Togo bis zum letzten Augenblick, das Abwarten in der Verteidigung an einem Punkte, von wo aus der Feind mit kurzem Stoß zu erreichen war, gleichgültig, ob er den geraden Weg wählte oder östlich um Japan herumging, das Abwarten bis zu einer Zeit, wo sich die Krisis auf die Spitze gesteigert hatte und die Folgen einer ungünstigen Schlacht für den Gegner vernichtend werden mußten, für die eigene Flotte bei der Nähe der Basis niemals entscheidend sein konnten, legte

man bei der leichten Empfänglichkeit des Russen für äußere Eindrücke und der großen Neigung, sich ihnen hinzugeben, mehr und mehr als ein Zeichen japanischer Scheu vor der herannahenden Überlegenheit aus.

Die Hoffnungen haben durch die Seeschlacht von Tsuschima am 27. und 28. Mai eine furchtbare Enttäuschung erfahren. Mit der völligen Vernichtung des 2. und 3. Geschwaders und der Verstärkung des Gegners durch die genommenen Schiffe ist jede Aussicht geschwunden, die Herrschaft der Japaner über das Meer auch nur zu erschüttern.

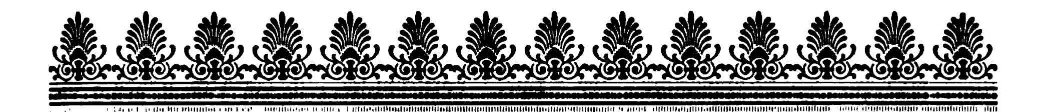
Die Folge dieser Lage müßte eigentlich die Neigung zum Frieden sein, wenn nicht der Feind in zu harten Forderungen den Bogen überspannt. Diktieren kann Japan den Frieden auch heute noch nicht. Selbst dann, wenn Japan auch zu Lande noch nicht an der Grenze seiner Siegeslaufbahn stehen, wenn seine Streitkraft zu weiteren Fortschritten noch die Ausdehnungsfähigkeit besitzen sollte, wird Rußland niemals allen Bedingungen wehrlos preisgegeben sein. Diese Tatsache, die in Japan sicher durchgefühlt wird, fordert dort dazu auf, die Grenzen des Erreichbaren mit den Forderungen nicht zu überschreiten, so daß nach menschlichem Ermessen die Grundlage für eine Verständigung auf beiden Seiten geebnet scheint. In jedem Falle ist die tatsächliche Entscheidung doch wohl gefallen, das weitere Hinschleppen des Endes bietet schwerlich noch ein großes militärisches Interesse. Ob die Politik die Folgen der Entscheidung bald ziehen wird, läßt sich vielleicht schon beim Erscheinen dieser Blätter übersehen.*)

*) Der Aufsatz ist Ende Mai 1905 abgeschlossen worden.

Löffler,
Major im Königlich Sächsischen Generalstabe.



Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW12, Kochstraße 68–71.



Neue Eisenbahnen in der asiatischen Türkei und ihre militärische Bedeutung.

Jede neue Eisenbahn, auch wenn sie zunächst nur wirtschaftlichen Gründen ihre Entstehung verdankt, dient gleichzeitig militärischen Interessen. In ausgedehnten Ländergebieten, die bislang überhaupt noch keine oder nur wenige Eisenbahnen besaßen, vermag ein einziger Schienenstrang eine völlige Neuordnung der politischen Verhältnisse herbeizuführen. Die bis vor kurzem lebhaft angefochtene Großmachtstellung Rußlands am Stillen Ozean beruht vornehmlich auf der sibirischen Bahn. Ohne sie wäre die Versammlung einer den Japanern ebenbürtigen Streitmacht in der Mandschurei und damit der ostasiatische Krieg unmöglich gewesen. Was wir in Nordchina erlebt haben, kann sich in einiger Zeit im Süden wiederholen. Wer vermag vorauszusehen, ob nicht der von der französischen Kolonialverwaltung betriebene Bau der Jünnanbahn, im Hinterlande von Tonkin, einst ähnliche Folgen nach sich ziehen wird, wie die Anlage des mandschurischen Schienenweges? Ohne Eisenbahnen wären die Engländer niemals der Burenrepubliken Herr geworden. Andererseits haben wir dieses Hilfsmittel der Kriegführung in Südwestafrika schon oft genug schmerzlich vermissen müssen.

Eine hervorragende militärische Bedeutung kommt auch den neuesten Eisenbahnen in der asiatischen Türkei zu. Es handelt sich um die erste, am 25. Oktober 1904 dem Verkehr übergebene Teilstrecke der Bagdadbahn Konia—Eregli und die Hedschasbahn, von der am 1. September 1904 das erste Drittel Damaskus—Ma'an eingeweiht wurde. Beide rufen unser besonderes Interesse auch schon deshalb hervor, weil deutsches Kapital und deutsche Intelligenz lebhaft an ihnen beteiligt sind.

In der Vorgeschichte der Bagdadbahn haben militärische Gesichtspunkte eine hervorragende Rolle gespielt. Redeten doch die Erfahrungen aus dem russisch-türkischen Kriege von 1877/78 eine sehr deutliche Sprache. Wenn damals die Türkei zur Abwehr des feindlichen Angriffs nur einen Teil ihrer Kräfte einzusetzen vermochte, so trug der Mangel an Eisenbahnen in weitem Umfange die Schuld daran.

Man war für die Versammlung der Armeen vornehmlich auf die See angewiesen. Alle Truppen, die irgend einen Hafenplatz erreichen konnten, wurden zu Schiff nach dem Kriegsschauplatz geschafft. Doch nahm diese Beförderungsart viel Zeit in Anspruch. Daher konnten zahlreiche Truppenteile, die am Balkan vielleicht die Entscheidung zugunsten der Türken gegeben hätten, nicht rechtzeitig zur Stelle sein, oder sie blieben dem Kriege ganz fern. Hätte damals die Türkei, neben ihren maritimen Hilfsmitteln, schon über ihre heutigen Eisenbahnen verfügt, so würden die Dinge vielleicht eine andere Wendung genommen, die russische Offensive ihr Ziel nicht erreicht haben.

Der Aufschwung, der nach dem unglücklichen, aber nicht ruhmlosen Kriege dem osmanischen Staate beschieden war, ließ auch das Verkehrswesen nicht unberührt. Im westlichen Kleinasien entstand zunächst das Netz der anatolischen Bahnen.*) Diese umfassen in ihrer heutigen Gestalt folgende militärisch wichtige Linien:

1. Haidar Pascha—Ismid—Eskischehir—Angora;
2. Eskischehir—Afion-Karahissar—Konia;
3. Smyrna—Magnesia—Afion-Karahissar;
4. Smyrna—Aïdin—Dinair.

Die Bedeutung dieser Linien für die Landesverteidigung beruht in der Möglichkeit der Heranziehung aller im I. und in den asiatischen Teilen des II. und III. Korpsergänzungsbezirks (Ordu) aufzustellenden Truppen auf einen europäischen Kriegsschauplatz. Entweder liegen die Aufstellungsorte unmittelbar an der Bahn, oder die Truppen vermögen die Einschiffungspunkte durch Fußmarsch in einiger Zeit zu erreichen. Dies ist um so wichtiger, als die türkische Flotte heute nicht mehr annähernd so leistungsfähig ist, wie in früheren Zeiten. Truppentransporte über das Ägäische Meer sind überhaupt zur Unmöglichkeit geworden, sobald die Pforte in Krieg mit einem Gegner gerät, der über eine Flotte verfügt. Schon die geringen Seestreitkräfte Griechenlands beherrschen der Türkei gegenüber das östliche Mittelmeerbecken vollständig. Ohne genügende Ausgestaltung des Eisenbahnnetzes bliebe für die Versammlung des Heeres nur der Fußmarsch übrig. Wie wenig damit in einem wegelosen, vielfach gebirgigen Lande geleistet werden kann, lehrt ein Beispiel aus dem russisch-türkischen Kriege.**) Es hat damals sieben volle Monate gedauert, bis die Division aus Mossul das Kriegstheater erreichte. Nur sehr spät und durch Marschverluste empfindlich geschwächt, würden die Truppenteile am Bestimmungsorte eintreffen.

Aber mit den anatolischen Bahnen war dem Bedürfnis nicht abgeholfen. Die wirtschaftliche Erschließung des Landes verlangte dringend nach weiterem Ausbau der Schienenwege. In Berücksichtigung der finanziellen Kräfte der Türkei entstand zunächst der Plan, auf Vollbahnen zu verzichten und dem Staate ein Netz von

*) Skizze 1.

**) Angeführt bei Rohrbach, „Die Bagdadbahn" S. 12. Berlin 1902.

Schmalspurbahnen zu geben. Ein deutscher Ingenieur legte der Pforte einen Entwurf vor, dessen interessante Grundidee darin bestand, mit derartigen Bahnen dem Lauf der größeren, tief im Innern des Landes entspringenden, Flüsse zu folgen. Auf diese Weise sollten die technischen Schwierigkeiten, die der gebirgige Charakter Kleinasiens der Anlage quer durch das Land zu ziehender Vollbahnen entgegenstellt, vermieden und eine Anzahl neuer, ins Meer mündender Verkehrsadern geschaffen werden. Aber dieser Entwurf berücksichtigte allein die wirtschaftlichen Interessen. Schon weil die Türkei die Seeherrschaft nicht mehr besaß, war er vom Standpunkte der Landesverteidigung aus zu verwerfen.

Diesem entsprach jedoch der Plan einer großen Überlandbahn vom Bosporus zum persischen Meerbusen, die auf ihrem Laufe die wichtigsten Stützpunkte der türkischen Herrschaft im Innern berühren, die europäische Reichshälfte mit den entlegensten Teilen der asiatischen verbinden sollte. Die hohe wirtschaftliche Bedeutung einer solchen Verkehrsstraße soll hier nicht erwähnt, vielmehr ihre militärische Bedeutung im Auge behalten werden.

Nicht immer war es zweifellos, daß die Bagdadbahn so, wie es heute feststeht, geführt werden sollte. Lange Zeit erwog man vielmehr ein anderes Projekt. Strategische Gesichtspunkte sprachen dafür, die Bahn nicht bei Konia, sondern bei Angora zu beginnen. Vornehmlich der Wunsch, dem Ausbau des russischen Eisenbahnnetzes im Kaukasus und der Anhäufung von Truppen in jenem Gebiet ein Gegengewicht zu bieten, sprach für eine Eisenbahnverbindung Angora—Erserum, von der sich die Hauptlinie bei Siwas in südöstlicher Richtung über Diarbekir abzweigen sollte. Die militärischen Vorteile dieses Planes liegen auf der Hand. Sie bestehen in der Stärkung der Stellung, welche die Türkei im russisch-armenischen Grenzgebiete innehat. Spielte dieses Kriegstheater schon 1877/78 eine große Rolle, so würde das in einem künftigen Kriege noch weit mehr der Fall sein. Entscheidend kann die türkische Macht nur treffen, wer sie in Asien besiegt. Dort befinden sich ihre Reserven an Menschen und Material. Von dort kann der Nachschub mit der Eisenbahn unablässig über Konstantinopel nach Europa befördert werden. Es gilt also für den Feind, diese Lebensader zu unterbinden. Dazu kommt, daß eine über die Donau gegen den europäischen Teil des türkischen Reiches gerichtete Offensive, die namentlich bei den Rumänen noch in wenig angenehmer Erinnerung steht, die Gefahr allgemeiner politischer Verwickelungen in weit höherem Maße in sich birgt, als ein Vorgehen, das den Schwerpunkt nach Kleinasien verlegt. Auch ist zu beachten, daß Rußland heute, zum Unterschied von 1877/78, das Schwarze Meer bedingungslos beherrscht. Die Türkei verfügt über keine Seestreitkräfte, die den Kampf mit dem Sewastopolgeschwader aufnehmen könnten. Damit wird die ganze Küste, soweit sie in russischen Besitz fällt, zur Operationsbasis. Lange, schwer zu deckende Verbindungslinien würden bei einem Vormarsch über Amasia—Kastamuni auf Konstantinopel in Fortfall kommen. Vielmehr könnte die

Flotte, je nach dem Vorschreiten der Offensive, von Trapezunt, Sinope, Ineboli und anderen Hafenplätzen aus dem Heere den Nachschub zuführen.

Alle diese Umstände sprechen dafür, daß man auf türkischer Seite in Zukunft mit diesem Vormarsch rechnen muß. Um nun dem Gegner schon nahe der Grenze mit einem starken Heere den Weg verlegen zu können, wäre eine Eisenbahn auf Erserum die Vorbedingung. So lange diese nicht gebaut ist, bleiben die Truppen des IV. Ordu dem überlegenen Feinde gegenüber lediglich auf ihre eigenen Kräfte und den Nutzen angewiesen, den sie aus der Festung Erserum zu ziehen vermöchten. Da aber dieser, infolge der unvollkommenen Armierung des Platzes, nicht sehr hoch zu veranschlagen ist, so würden diese vorgeschobenen Kräfte kaum mehr als einen vorübergehenden Widerstand zu leisten imstande sein. Erst etwa halbwegs Konstantinopel würde der russische Vormarsch auf ernstliche Hindernisse stoßen; denn in der inzwischen vergehenden Zeit könnten alle türkischen Truppen aus den europäischen Provinzen sowie dem westlichen und südlichen Kleinasien mit der Bahn bei Angora versammelt sein. Auf dem Schlachtfelde, wo einst Timur Lenk mit 800 000 Mongolen den Sultan Bajesid besiegte, würde vielleicht auch in diesem Falle die Entscheidung fallen.

Es leuchtet ein, daß eine solche Lage für die Türkei keineswegs erfreulich ist. Selbst wenn es gelänge, die russische Offensive zum Stehen zu bringen, so wäre immer noch ein besonderer Feldzug notwendig, um die ursprünglichen nordöstlichen Grenzen des Reiches wiederzugewinnen.

Eine erhöhte Bedeutung kommt dem Bahnprojekt Angora—Erserum in Verbindung mit der Hauptlinie zu, die, wie bereits erwähnt, von Siwas über Diarbekir auf Bagdad führen sollte. Ein derartiger Ausbau des türkisch-asiatischen Schienennetzes würde es nämlich ermöglichen, die gesamten Streitkräfte des Reiches, abgesehen von den in Syrien, Arabien und Tripolis stehenden Truppen, in Armenien zu versammeln. Damit würden sich nun die Aussichten des gedachten russischen Vormarsches ganz erheblich verschlechtern, und es kann nicht wundernehmen, daß man in Petersburg bemüht war, jene Pläne zu durchkreuzen. Dieses geschah mit Erfolg in der Form, daß sich Rußland von der Pforte das ausschließliche Recht zum Bau von Eisenbahnen im nordöstlichen Kleinasien zusichern ließ. Außerdem sprachen gegen die Linienführung über Siwas—Diarbekir erhebliche Geländeschwierigkeiten. Auch kam die Unmöglichkeit in Betracht, die Bahn im türkisch-armenischen Hochland gegen Schneeverwehungen zu schützen. Man hätte sich daher auf regelmäßig wiederkehrende längere Betriebsstörungen im Winter und eine dadurch veranlaßte erhebliche Minderung des wirtschaftlichen Wertes der Bahn gefaßt machen müssen. Sie wäre z. B. für die indische Post nur in beschränktem Umfange nutzbar gewesen. Aus all diesen Gründen entschloß man sich endlich zu der aus der Karte ersichtlichen Trasse.

Die Bagdadbahn beginnt bei Konia, dem alten Ikonium und der Endstation der anatolischen Bahn. Sie durchquert die etwa 1000 m über dem Meere gelegene

Hochebene, die zwischen der das Innere Kleinasiens zum Teil ausfüllenden Wüste und dem südlichen Randgebirge liegt, um schließlich bei dem Dörfchen Bulgurlu, dem gegenwärtigen Endpunkt, bis zum Fuße des Taurus vorzudringen. Weiterhin soll sie über dieses Gebirge hinüber nach Adana und von dort in östlicher Richtung nach Mossul geführt werden, um dann, dem rechten Ufer des Tigris folgend, Bagdad zu erreichen. Darauf wendet sie sich im stumpfen Winkel nach Südwesten, überschreitet den Euphrat und folgt diesem Strome, ebenfalls auf dem rechten Ufer, bis Basra. Als Endpunkt am persischen Golf ist El Kueit ausersehen.

Mit dem anfangs besprochenen Projekt hat also die tatsächlich angenommene Trasse, von Konstantinopel ab gerechnet, Anfang und Ende gemein. Das Mittelstück aber führt hier durch das südliche, dort durch das nördliche Kleinasien. Demnach haben bei der endgültigen Entscheidung die vorstehend angeführten militärischen Gründe keine Rolle gespielt. Vielmehr bleibt die Bagdadbahn auf das bei einem russischen Einmarsch vom Kaukasus aus in Frage kommende Kriegstheater ganz ohne Einfluß.

Trotzdem beansprucht sie auch in dieser Gestalt ein hohes militärisches Interesse. Zunächst wird sie dem Organismus des türkischen Staates in jedem Falle eine Stärkung verleihen, die sich in kriegerischen Zeiten bemerkbar machen muß. Jetzt ist die Pforte tatsächlich nur dem Namen nach Herrin weiter Bezirke jenes Gebietes, das die Bahn durchziehen soll. Es gibt in Syrien, Mesopotamien und Babylonien Landstriche, die der Autorität des Sultans nie völlig unterworfen worden sind. Dort ist nur im nächsten Umkreis der größeren Städte die türkische Herrschaft völlig gesichert. Im übrigen stehen Steuereintreibungen und militärische Organisationen mehr auf dem Papier, als daß sie verwirklicht sind. Das wird sich ändern, sobald mit der Bahn festgefügte, disziplinierte Truppenteile dorthin gesandt werden können, und die Ortsbehörden in nähere Beziehungen zu der Zentralregierung treten. Außerdem bietet die Bahn das Mittel, die ziemlich zahlreiche nomadisierende Bevölkerung dauernd seßhaft zu machen. Jede neu eröffnete Teilstrecke der Bahn wird daher für die Türkei einen Zuwachs an staatlicher und militärischer Macht mit sich bringen.

Noch gegenwärtig würden alle Truppen des IV. und VI. und der größere Teil derjenigen des V. Ordu für einen Krieg an den europäischen Reichsgrenzen in Fortfall kommen. Nimmermehr könnten sie die am weitesten östlich gelegenen Einschiffungspunkte, Angora und Eregli, angesichts der Unwegsamkeit der zu durchziehenden Provinzen, rechtzeitig erreichen. In Zukunft aber wird die Hauptlinie zum Abtransport der Truppen des V. und VI. Ordu dienen, während eine über Mardin—Diarbekir auf Charput zu bauende Zweigbahn denen des IV. Ordu zur Verfügung stehen wird. Erst dann wird die Türkei in der Lage sein, zur Verteidigung ihrer europäischen Provinzen wenigstens den weitaus größten Teil ihrer Volkskraft einzusetzen. Natürlich ist auch die umgekehrte Transportrichtung möglich. Die gleiche Armee, welche die Bagdadbahn nach Europa bringt, könnte sie auch nach der persischen Grenze befördern.

Eine große Stärkung des mohammedanischen Elementes im Reiche des Schah, gegenüber den russischen und englischen Bestrebungen, würde die Folge sein. Wer von den drei Rivalen zuerst leistungsfähige Transportstraßen bis an die Grenzen Persiens und demnächst im Lande selbst anlegt, dem wird dort einstmals die Herrschaft zufallen. Freilich bietet sich der Türkei nur wenig Aussicht, den Vorsprung einzuholen, den Rußland gewonnen hat. Dieses besitzt in seiner mittelasiatischen Bahn schon seit 20 Jahren eine Transportstraße, auf der es seine Armeekorps in das umstrittene Gebiet vorführen kann. Ferner hat es, trotz aller ostasiatischen Sorgen, doch Mittel und Wege zur Vollendung der Eisenbahn Orenburg—Taschkent gefunden. Was diese an Truppentransporten zu leisten imstande sein wird, läßt sich an der Hand der Erfahrungen mit der sibirischen Bahn ungefähr voraussehen. Auch vom Kaukasus aus geht Rußland gegen Persien vor. Dort befindet sich eine neue Eisenbahn von Eriwan nach Dschulfa im Bau, die später über Täbris bis an die Küste des indischen Ozeans verlängert werden soll. Es ist jedoch kaum anzunehmen, daß Rußland sich im gegenwärtigen Zeitpunkt an die Ausführung so weit schauender Projekte in Mittelasien heranmachen wird. Gerade darum wäre für die Türkei die Lage günstig, nach Kräften die eigenen Pläne zu fördern; denn noch ist das Ziel nicht annähernd erreicht. Die Eröffnung der Bahn Konia—Eregli ist nur ein Schritt vorwärts, dem andere folgen müssen.

Welche Bedeutung hat nun dieser 200 km lange Schienenweg in Verbindung mit den anatolischen Bahnen für die Verteidigung des europäischen Besitzstandes der Türkei?

Um diese Frage zu beantworten, ist zunächst ein Blick auf die Friedensverteilung und Wehrverfassung der Türkei erforderlich.

Das aktive Heer besteht aus sieben Armeekorps und je einer selbständigen Division in Tripolis und Hedschas. Letztere beide würden für einen Krieg auf der Balkanhalbinsel oder auch in Kleinasien wegen zu weiter Entfernung und mangelnder Verbindungen ausfallen. Das Gleiche gilt von dem VII. Armeekorps in Arabien und vorläufig auch dem VI., das in Babylonien und Mesopotamien seine Garnisonen hat. Beide könnten aus jenen Provinzen auch nicht herausgezogen werden, weil ohne sie, angesichts der Unzuverlässigkeit der arabischen Bevölkerung, die Autorität der Behörden bald zusammenbrechen würde. Sie besitzen zudem einen zu schwachen Effektivstand, um ernstlich ins Gewicht zu fallen. Von den übrigen Armeekorps ist dem IV. (mit den Divisionsstabsquartieren in Erserum und Charput) die Sicherung des armenisch-russischen Grenzgebietes anvertraut, während das I., II. und III. Armeekorps sich in Europa befinden. Auch vom V. Armeekorps, dessen Bezirk Syrien und Palästina bilden, ist etwa die Hälfte nach Mazedonien herübergezogen worden.

Die demnach schon im Frieden in den europäischen Provinzen versammelten Kräfte lassen sich veranschlagen auf:

I. Armeekorps . .	41 Bataillone	35 Eskadrons	39 Batterien,
II. „ *) .	34 „	30 „	39 „
III. „ . .	39 „	30 „	39 „
vom V. „ . .	16 „	— „	12 „
Summa . .	130 Bataillone	95 Eskadrons	129 Batterien.

Da für die Verstärkung dieser Heeresmacht die übrigen aktiven Truppeneinheiten der Armee, wie bereits angeführt, vorerst nicht zur Verfügung stehen, so muß hierfür auf die Landwehr (Redif) zurückgegriffen werden.

Diese bildet in der Türkei gewissermaßen eine Armee für sich. In die Linie treten die Dienstpflichtigen noch vor vollendetem 21. Lebensjahre ein. Nach dreijährigem Dienst sollen sie entlassen werden, um dann bis zum 26. Lebensjahre der „Reserve der aktiven Armee" anzugehören. Diese liefert die Mannschaften für die Überführung der stehenden Truppen auf den Kriegsfuß. Diese vollzieht sich nun nicht nur im Falle einer äußeren Gefahr, sondern recht oft auch in Friedenszeiten, z. B. gelegentlich der häufigen Unruhen in Mazedonien, Armenien oder Arabien. Auf diese Weise hat der türkische Soldat nicht selten eine aktive Dienstzeit bis zu sechs Jahren. Dann tritt er zur Landwehr über. Diese umfaßt alle wehrfähigen Muselmänner vom 26. bis 34. Lebensjahre. Sie wird bei jeder Mobilmachung die große Masse der Infanterie liefern. Außerdem ist noch ein Landsturm vorhanden, für den der Türke bis zum vollendeten 40. Jahre dienstpflichtig bleibt.

Dem Mobilmachungsgeschäft liegt die Einteilung des Reiches in Korpsergänzungsbezirke zugrunde. Ihre Zahl entspricht derjenigen der aktiven Armeekorps.**) Jeder dieser Bezirke hat wieder seine Unterabteilungen, und zwar bildet der Bataillonsbezirk, der etwa unserem Landwehrbezirk entspricht, die Einheit. Sein territorialer Umfang ist sehr verschieden, je nachdem die Gegend dicht oder dünn bevölkert ist; denn überall soll, nach dem Gesetz vom 28. September 1887, die Zahl der Wehrfähigen eines solchen Bezirks 7000 betragen. Da nun jedes Ordu 64 Bataillonsbezirke enthält, so beläuft sich die Summe seiner Dienstpflichtigen auf 480 000 Mann. Wenn das auch nicht alles ausgebildete Soldaten sind, so ist doch ersichtlich, welch reiche Reserve an Mannschaften diese Organisation bereitzustellen vermag. Vier Bataillonsbezirke bilden einen Regimentsbezirk, zwei von diesen wiederum einen Brigadebezirk. Von den in jedem Ordu vorhandenen vier Divisionsbezirken zählt jeder zwei Brigadebezirke. Diese Einteilung ist im I. bis V. Ordu völlig durchgeführt, im VI. Ordu ist dieses noch nicht ganz gelungen, während man im VII. Ordu mit

*) Im II. Armeekorps ist die Aufstellung einer dritten aktiven Division von 17 Bataillonen im Gange. Außerdem sind in neuerer Zeit zahlreiche Bataillone aus den wegen religiöser und anderer Gründe vom Dienste im Frieden befreiten Mannschaften für den Kriegsfall aufgestellt worden.

**) Vgl. Skizze 1.

seiner größtenteils nomadisierenden Bevölkerung noch keinen Versuch zur Verwirklichung dieses Wehrgesetzes gemacht hat. In sämtlichen Bataillonsbezirken sind die Cadres für die aufzustellenden Verbände vorhanden. Bewaffnung, Munition und Ausrüstung liegen in Magazinen bereit. Über die Wehrpflichtigen aller Jahresklassen werden Listen geführt. Auch finden Einberufungen der Reservisten zu militärischen Dienstleistungen statt. Daneben sind, wie erwähnt, gelegentliche Teilmobilmachungen zur Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung nicht selten. Im übrigen bedarf der anatolische Bauer und Bergbewohner der Unterweisung im Gebrauch der Waffen kaum. Der Ersatz der türkischen Armee ist in dieser Beziehung besser als der irgend eines anderen Heeres.

Nachdem der Mobilmachungsbefehl ergangen ist, entwickeln sich die Dinge in folgender Weise:

Der Kommandeur des Bataillonsbezirks, dem Anweisung zu Teil geworden ist, welche Jahrgänge einberufen werden sollen, gibt seine Befehle an die vier ihm unterstellten Kompagniechefs. Diese bewirken, gemeinsam mit den Ortsbehörden und der Geistlichkeit, die Versammlung der Einberufenen. In kurzer Frist sind die Kompagnien unter dem Befehl ihrer aktiven Offiziere und Unteroffiziere zusammengetreten, um alsdann nach dem Standort des Bataillons zu marschieren, wo die Einkleidung und Bewaffnung stattfindet. In gleicher Weise versammeln sich die Regimenter, Brigaden, Divisionen, falls es nicht praktischer ist, daß die Bataillone einzeln nach ihren Einladestationen marschieren. Im ganzen gehen auf diese Weise aus jedem Ordubezirk zwei Landwehrarmeekorps hervor. Zu ihnen treten Abgaben an Kavallerie und Artillerie von den aktiven Korps, so daß sie zu vollwertigen Gefechtseinheiten werden.

Was uns hier im besonderen interessiert, ist die Frage, wieviel von den durch diese Organisation in Kleinasien bereitgestellten Kräften auf der Balkanhalbinsel tatsächlich zur Verwendung gelangen könnte. Da, wie bereits hervorgehoben, auf die Beherrschung der Seewege, mit Ausnahme des Marmarameeres, nicht gerechnet werden kann, so liegt die Transportleistung vor allem den Eisenbahnen ob. Sehr günstig wirkt hierbei der Umstand, daß nur Infanterie zu befördern ist, da sich die berittenen Waffen ja bereits auf europäischem Boden befinden. Somit machen Ein- und Ausladungen keine erheblichen Schwierigkeiten, und der Bedarf an rollendem Material ist, trotz der großen zu befördernden Massen, verhältnismäßig gering. Bei Berechnung dieser Massen muß zunächst daran gedacht werden, daß der II. und III. Korpsbezirk von Kleinasien nach Europa herübergreifen. Von diesen kommen also nicht alle 64 Bataillone auf den in Rede stehenden Linien zur Verladung. Vielmehr fallen im ganzen 56 Bataillone fort, die erst in den europäischen Provinzen Anschluß an ihre Korpsverbände finden würden.

Nach Abzug dieser Truppen bleiben in den durch Eisenbahnen erschlossenen Teilen Kleinasiens:

im I. Ordu	. . .	64	Bataillone,	
„ II. „	. . .	48	„	(6., 7., 8. Division),
„ III. „	. . .	24	„	(22. Brigade, 12. Division).
Zusammen	. . .	136	Bataillone.	

Von diesen werden die acht Bataillone der 1. Brigade (um Brussa) und die acht Bataillone der längs der asiatischen Küste der Dardanellen untergebrachten 10. Brigade am besten zu Schiff nach Europa befördert. Andererseits können noch diejenigen Truppen des IV. und V. Ordu, die weniger als 300 km von einer Einladestation entfernt sind, herangezogen werden. Dieses sind die 20. Division aus Adana, Sis und Iskenderum, sowie die 32. Brigade aus Amasia und Tokad.

Diese Berechnung ergibt, daß das vorhandene Schienennetz im ganzen 144 Bataillonen den Bahntransport nach der europäischen Reichshälfte ermöglicht. Auch dieses Maß kann noch erhöht werden, falls man Anmärsche von mehr als 300 km in Kauf nehmen will.

Erschwerend wirkt für die Durchführung der Transportbewegung der Umstand, daß alle Eisenbahnlinien schließlich in die gleiche Endstrecke Eskischehir—Haidar-Pascha ausmünden. Deren Leistungsfähigkeit muß also für die Berechnung der Zeitdauer, welche die Überführung der gesamten Heeresmasse nach Europa in Anspruch nehmen wird, zugrunde gelegt werden. Wenn aber die technischen Eigentümlichkeiten der Strecke auch nur eine dreistündige Zugfolge gestatten, so ist dem Bedürfnis genüge geschehen. Unter der Annahme nämlich, daß jedes Bataillon eines Zuges bedarf und unter Hinzufügung von etwa 10 v. H. für Stäbe usw. wäre der gesamte Bedarf an Zügen auf rund 160 zu veranschlagen. Beträgt nun die Leistungsfähigkeit der maßgebenden Strecke acht Züge in jeder Richtung innerhalb von 24 Stunden, so würden zum Abrollen der gesamten Bewegung rund 20 Tage erforderlich sein.

Die gleiche Zeitspanne aber würde vergehen, ehe die entferntesten Truppenteile sich an den Einladestationen einfinden könnten.

Rechnet man nun, daß vom 1. Mobilmachungstage bis zum Beginn der Eisenbahnbewegung sechs Tage vergehen und daß die Fahrzeit für die 947 km lange Strecke Eregli—Haidar-Pascha 48 Stunden beträgt, so könnten nach Verlauf von 28 Tagen die sämtlichen 144 Bataillone auf europäischem Boden stehen.

Alsdann ist nur noch die Überweisung der Kavallerie und Artillerie an die Redifkorps notwendig, wodurch bei geeigneten Anordnungen ein wesentlicher Zeitverlust nicht zu entstehen braucht, und die oberste Leitung kann, etwa fünf Wochen nach der Kriegserklärung, in Europa verfügen über:*)

*) Gleichmäßige Verteilung der in den europäischen Provinzen vorhandenen Kavallerie und Artillerie auf alle Armeekorps angenommen.

I. Armeekorps		41 Bat.	9 Eskadr.	12 Battr.
II. =		34 =	9 =	12 =
III. =		39 =	9 =	12 =
vom V. =		16 =	9 =	12 =
vom I. Ordu	1. Redif=A. K.	32 =	9 =	12 =
	2. =	32 =	9 =	12 =
vom II. Ordu	3. =	32 =	9 =	12 =
	4. =	32 =	8 =	12 =
vom III. Ordu	5. =	32 =	8 =	11 =
	6. =	32 =	8 =	11 =
vom IV. Ordu 32. Inf. Brig. vom V. = 20. = Div.	7. =	24 =	8 =	11 =
Zusammen		346 Bat.	95 Eskadr.	129 Battr.

Mit dieser Armee hat die Türkei Aussicht, ihre europäischen Landesgrenzen gegen jeden Feind, wer es auch sei, erfolgreich zu verteidigen. Einen späteren Zeitpunkt angenommen, kann das Heer noch wesentlich verstärkt werden.

Eine strategische Bedeutung läßt sich den jetzt im Betriebe befindlichen Bahnen auch insofern zubilligen, als die Türkei erst durch sie in die Lage versetzt wird, bei einem über See erfolgenden Angriff auf die anatolischen Küsten, Nordsyrien oder Kilikien rasch Truppen nach dem bedrohten Punkt zu werfen. Hier gewinnt das erste Teilstück der Bagdadbahn insofern eine besondere Bedeutung, als es am Fuße des Taurus endet, der die natürliche Verteidigungslinie Vorderasiens gegen Südosten bildet. Dort führt die große historische Heerstraße durch das Kilikische Tor von der inneren Hochebene in das Tal von Adana hinab. Auf ihr zogen einst Xenophon und Alexander gen Osten. Später diente sie den Kreuzfahrern zum Vormarsch gegen Syrien und das gelobte Land, und 1833 drang Ibrahim Pascha auf ihr in umgekehrter Richtung gegen Konstantinopel vor. Damals war die Pforte unfähig, den Rebellen mit ausreichenden Streitkräften entgegenzutreten. Bis gegen Kutahia hin streiften die ägyptischen Scharen, und nur das Dazwischentreten der europäischen Mächte setzte ihrem weiteren Vormarsch ein Ziel. In jener Zeit machte die Sultansherrschaft eine der schwersten Krisen ihrer Geschichte durch; denn die Einbuße an Ansehen, die der Großherr dem mohammedanischen Vasallen gegenüber erlitt, gefährdete seine Stellung als Chalif, auf der letzten Endes seine politische Bedeutung beruht.

Ähnliches könnte sich ereignen, wenn der arabische Süden, wo die Hoffnung auf Rückgewinnung des Chalifates noch ziemlich lebendig ist, sich eines Tages gegen die Pforte erhöbe. Eine solche Bewegung würde diese heute weit besser gerüstet finden als der damalige Überfall, denn in kurzer Zeit führt die Eisenbahn genügend starke Truppen heran, um jeden derartigen Versuch im Keime zu ersticken.

Was nun die technischen Eigenschaften der neuerdings eröffneten Endstrecke Konia—Eregli anbetrifft, so kann deren Erbauer, Herr Geheimer Baurat Mackensen, mit voller Befriedigung auf sein Werk blicken. Die Bahn trägt den Charakter einer erstklassigen Schnellzugslinie und genügt allen Anforderungen, die für militärische Massentransporte zu stellen sind.

Leider läßt sich über die Fortsetzung des Baues nur wenig Gutes melden; denn vor der Hand ist noch gar nicht abzusehen, wann die Arbeiten wieder aufgenommen werden können. Das Unternehmen beruht nämlich auf dem System der Kilometergarantie, die von der Regierung zu zahlen ist. Ehe nun die hierzu gehörigen Einnahmequellen gefunden sind, kann auch von einer Fortführung des Werkes keine Rede sein. Auf alle Fälle wird die Arbeit nicht in dem bisherigen schnellen Tempo vorwärts schreiten, denn mannigfaltige Schwierigkeiten stehen ihr entgegen. Zunächst gilt es, den Taurus zu überschreiten. Das wird nur vermittels eines bedeutenden Tunnels möglich sein, und ob die bisherigen günstigen Steigungs- und Krümmungsverhältnisse, von denen die Leistungsfähigkeit der Bahn wesentlich abhängt, beibehalten werden können, ist fraglich. Nicht einfach wird sich auch der steile Abstieg in das Tal von Adana gestalten. Jenseits von diesem erheben sich dann wieder hohe Randgebirge. Man könnte ihnen aus dem Wege gehen, indem die Bahn an der Küste entlang auf Alexandrette und von dort aus auf Aleppo geführt würde. Aber militärische Gesichtspunkte sprechen dagegen; denn eine Küstenbahn kann durch landende feindliche Truppen leicht unterbrochen, auch von der See aus durch Granatfeuer zerstört werden. Daher verlangt die Pforte, daß die Bahn überall mindestens einen halben Tagemarsch von der Küste entfernt bleibt. So müssen denn auch die östlichen Randgebirge der Ebene von Adana in ziemlich gewundenem Laufe passiert werden. Dann aber hören die eigentlichen Geländeschwierigkeiten, ausgenommen die Überbrückung einiger Wasserläufe, auf. Dafür kann eine etwaige feindselige Haltung nomadisierender Stämme unliebsame Störungen verursachen. Jedenfalls wird der Bahnbau in Syrien und im Zweistromland eines wirksamen militärischen Schutzes nicht entraten können.

In jedem Falle sollte die Bahn, allen Schwierigkeiten zum Trotz, sobald wie möglich wenigstens bis Adana verlängert werden. Dort fände sie Anschluß an die englische, nach dem Hafen von Mersina führende Linie und dadurch eine neue Verbindung mit dem internationalen Seehandel. In dem gleichen Maße aber wie ihre Einnahmen sich steigern, wächst auch die Aussicht auf die weitere Fortsetzung des wirtschaftlich wie militärisch so bedeutsamen Unternehmens.

Eine weitere Bereicherung erfuhr das türkisch-asiatische Schienennetz durch die am 1. September 1904 erfolgte Eröffnung der ersten Teilstrecke der von Truppen erbauten Hedschasbahn. Diese Linie beginnt in Damaskus, überschreitet in südlicher Richtung die

Hochebene des Hauran und folgt demnächst dem westlichen Rande der syrischen Wüste, ohne jedoch das eigentliche Wüstengebiet zu berühren. Bei Ma'an, bis wohin die Bahn dem Verkehr bereits übergeben wurde, wendet sich die Trasse nach Südosten, um, entlang der alten Karawanenstraße, bis zu den heiligen Stätten von Medina in der Landschaft Hedschas vorzudringen. Von drei Verbindungen mit dem Meere ist die eine bereits in Tätigkeit, während die beiden anderen sich im Bau befinden. In Damaskus besitzt die Hedschasbahn Anschluß an eine ältere französische Linie, die von Beirut, dem bedeutendsten Hafenplatz der syrischen Küste ausgehend, den Libanon durchquert und Zweigbahnen nach Hama im Norden und Müserib im Süden entsendet. Weiter südlich sieht man der Vollendung einer anderen Linie entgegen, die von Haifa in südöstlicher Richtung durch die Ebene Jesreel geführt wird, den Jordan südlich des Sees Tiberias überschreitet, um dann bei Der'a in die Hedschasbahn einzumünden. Endlich wird von Ma'an aus eine Bahn nach El Akaba am gleichnamigen Meerbusen erbaut und somit ein vom Suezkanal unabhängiger Handelsweg vom Mittelländischen zum Roten Meer geschaffen. Bisher ist etwa der dritte Teil der Hauptlinie in einer Länge von 460 km fertig gestellt. Da hierzu ein Zeitraum von 3½ Jahren erforderlich war, so dürfte in etwa 7 bis 8 Jahren das ganze Unternehmen beendet sein.

Der Erbauer der Linie ist der Staat. Die Mittel werden durch freiwillige Sammlungen in der islamitischen Pilgerwelt beschafft, die bisher ein weitgehendes Interesse für die Bahn an den Tag legte und mit großer Opferfreudigkeit die finanziellen Lasten trug. Übrigens sind die Kosten verhältnismäßig gering. Da der Staat Besitzer von Grund und Boden ist, da ferner Truppen die wesentlichsten Arbeiten ausführten und schwierige Kunstbauten vermieden werden konnten, so beträgt der Aufwand für den Kilometer Bahnlänge, einschließlich aller Gebäude und sonstigen Anlagen, nur etwa 30 000 Mark. Übrigens gelang es seiner Zeit nicht, wie bei der Bagdadbahn, so auch hier der deutschen Industrie ein Absatzfeld zu eröffnen. Ihre Vertreter wurden vielmehr bei der Ausschreibung der Lieferungen von belgischen Konkurrenten unterboten. Nur einiges Rollmaterial wurde deutschen Fabriken in Auftrag gegeben. Dafür aber befindet sich die technische Bauleitung in deutschen Händen; denn dem Befehlshaber der Truppen, dem energischen und unermüdlich tätigen Marschall Kiasim Pascha steht in der Person des Baumeisters Meißner ein gewissenhafter und umsichtiger Helfer zur Seite.

Die Bahn ist schmalspurig. Sie beginnt bei Damaskus in einer Höhe von 686 m, fällt bis Der'a, also auf einer Strecke von etwa 120 km, um 150 m und steigt dann bis Ma'an, das auf einer Meereshöhe von 1074 m liegt, allmählich und stetig an. Das durchzogene Gelände ist zum größten Teil eben und unbedeckt. Nur hier und da nimmt es bewegtere Formen an. Einschnitte und Dämme sind weder

zahlreich noch erheblich. Die Kunstbauten, darunter ein Tunnel von 140 m Länge, sowie die Gebäude waren an europäische oder arabische Unternehmer vergeben.

Bot demnach das Gelände keine erheblichen Schwierigkeiten, so verdienen trotzdem die Leistungen der Truppen, in Anbetracht ihrer geringen oder gänzlich fehlenden Vorübung für den Eisenbahnbau sowie in Anbetracht der großen Entbehrungen und Strapazen, die zu überwinden waren, alle Anerkennung.

Es waren beteiligt:

Eisenbahn-Bataillon Nr. 1 . . .	1200 Mann	vom	1. 9. 1900	bis	1. 7. 1904
= = = 2 . . .	1200	= =	1. 4. 1900	=	1. 7. 1904
1. Pionier-Kompagnie	200	= =	1. 4. 1900	=	1. 7. 1904
Abteilung der Telegraphen-Kompagnie	50	= =	1. 9. 1901	=	1. 7. 1904
II. Bat. Inf. Regts. 33	1000	= =	1. 9. 1901	=	1. 7. 1904
III. = = = 34	1000	= =	1. 9. 1901	=	1. 7. 1904
IV. = = = 34	1000	= =	1. 9. 1901	=	1. 7. 1904
Zusammen . . .	5650 Mann.				

Demnach sind die einzelnen Truppenteile drei bis vier Jahre ununterbrochen an dem Bahnbau tätig gewesen. Während dieser ganzen Zeit fanden keine Entlassungen statt, so daß im Herbst 1904 zahlreiche Soldaten eine sechsjährige Dienstzeit hinter sich hatten. Sommer wie Winter wurde biwakiert, da man in der Türkei das Einquartieren in Ortschaften grundsätzlich vermeidet. Auf der zweiten Hälfte der Baustrecke, wo Wohnstätten gänzlich fehlen, war man ohnehin auf das Biwakieren angewiesen. Zur Unterbringung dienten Zelte, und zwar bildete jede Kompagnie für sich ein geschlossenes Lager. Dort wurde in großen Kesseln das gemeinsame Essen bereitet, während an Ort und Stelle errichtete Feldbäckereien das erforderliche Brot lieferten. Am schwierigsten war die Versorgung mit Wasser, das oft aus großer Entfernung herangeschleppt werden mußte.

Dieses jahrelange Lagern unter freiem Himmel, ohne jemals ein festes Dach über dem Kopfe zu haben oder sich am Ofen wärmen zu können, ist in jenen Breiten zwar leichter durchführbar, als selbst in Südwestafrika, wo unsere Truppen gegenwärtig unter ähnlichen Bedingungen leben, immerhin verlangt es wetterfeste, abgehärtete Menschen. Kann es doch auch in Syrien auf fast 1100 m Höhe über dem Meere bitterkalt werden. Namentlich ist der schroffe Temperaturwechsel zwischen Tag und Nacht, der oft bis zu 20 Grad beträgt, der Gesundheit schädlich. Über welch vorzügliches Soldatenmaterial die türkische Armee in bezug auf die körperliche Widerstandskraft verfügt, geht aus der Tatsache hervor, daß der Gesundheitszustand der Truppen durchweg ausgezeichnet blieb. Einmal trat allerdings eine Choleraepidemie auf, die fast 100 Opfer forderte. Daneben wurde eine eigentümliche, auf

das harte Leben zurückgeführte Krankheit beobachtet, die sich in einer Art Brand an den Füßen zeigte und oft zu Amputationen führte.

All diesen hohen Anforderungen an die Genügsamkeit und Widerstandskraft der Truppen stand auf der anderen Seite nur ein geringer Verdienst gegenüber. Löhnung wurde nicht gewährt, dagegen eine Entschädigung im Akkord. Für das Ausschachten eines Kubikmeters Erde erhielt der Soldat z. B. einen Piaster = 17½ Pfennig. Ähnlich wurden die übrigen Arbeiten bezahlt, so daß der äußerste Verdienst eines Arbeitstages sich auf etwa 0,70 Mark für den Mann belief. Diese Einnahme aber hatte der Soldat nur an fünf Tagen der Woche, da, der Vorschrift gemäß, am Donnerstag allgemeiner Waschtag und am Freitag der mohammedanische Sonntag ist.

Unter solchen Umständen muß man die Opferwilligkeit des türkischen Soldaten bewundern. Ohne zu murren hat er eine oft bis auf das Doppelte des gewöhnlichen Maßes gesteigerte Dienstzeit auf sich genommen und unter mannigfachen Entsagungen seine Pflicht erfüllt, dabei Leben und Gesundheit für den Padischah aufs Spiel setzend, ohne die Aussicht auf eine spätere Entschädigung. Es ist fraglich, ob ähnliche Anforderungen in irgend einer anderen Armee gestellt werden könnten.

Was nun die Einteilung der Arbeiten anbetrifft, so hatte die Infanterie den Bahnkörper herzustellen, Dämme und Einschnitte zu schaufeln, sowie die Steine für die Schotterung zusammenzusuchen und zu zerkleinern. Die Eisenbahn-Bataillone bereiteten den Unterbau und streckten die Gleise, während die Pioniere in den Werkstätten und die Telegraphisten zur Besetzung der Stationen verwandt wurden.

Die von der Regierung zu den Eröffnungsfeierlichkeiten entsandte Kommission hoher Würdenträger konnte sich davon überzeugen, daß hier eine Leistung vollbracht war, die sowohl dem bauleitenden Ingenieur, wie auch den ausführenden Truppen in jeder Beziehung zur Ehre gereicht. Die Fahrt des Probezuges ging glatt vonstatten. Kunstbauten und rollendes Material befanden sich in tadellosem Zustande.

Besonders erfreulich war der Enthusiasmus, mit dem die Bevölkerung die Kaiserliche Mission begrüßte. Von weit und breit waren sowohl die drusischen wie die arabischen Bewohner Syriens herbeigeeilt, um den Abgesandten des Chalifen ihre Huldigungen darzubieten. Auch waren zahlreiche Abordnungen nomadisierender Stämme erschienen, die weit aus dem Innern Arabiens kamen. Sie begrüßten die An- und Abfahrt des Zuges, zum gelinden Schrecken der hohen Mission, mit Salven aus ihren altmodischen Flinten und veranstalteten auf ihren flinken Pferden Wettrennen mit dem Dampfroß. Diese Haltung der Bevölkerung ist für die weitere Fortsetzung des Baues, der jetzt Gegenden erreicht, in denen der Arm des Gesetzes nur kurz ist, sehr wichtig. Eine feindselige Stimmung der kriegerischen Beduinen könnte das Werk erheblich stören, wenn nicht gar ganz in Frage stellen. Es darf als ein gutes Zeichen betrachtet werden, daß bisher nicht der geringste Versuch gemacht wurde, den Bahnbau zu stören. Selbst die Telegraphenstangen, die in dieser holzarmen Gegend einen

besonders wertvollen Artikel darstellen, blieben unangetastet. Diese Erscheinung läßt hoffen, daß es gelingen werde, die Anwohner der Bahn zu einem seßhaften Leben zu erziehen. Ansätze dazu sind bereits vorhanden, da während des Baues längs der Bahnlinie einige Dörfer neu entstanden sind. Wenn die Wasserfrage in befriedigender Weise gelöst werden kann, so ist eine Vermehrung der Ansiedelungen mit Bestimmtheit zu erwarten. Je seßhafter aber die Bevölkerung wird, desto größer wird der Nutzen sein, den der Staat aus jenen Provinzen zu ziehen vermag. In militärischer Beziehung wäre es von großer Bedeutung, wenn die Rediforganisation, wie sie in den übrigen Korpsbezirken durchgeführt ist, auch im VII. Ordu zur Einführung gelangen könnte. Das ist, solange die Bevölkerung vorwiegend aus Nomaden besteht, natürlich ausgeschlossen. Alsdann aber würde der türkischen Armee, namentlich für den kavalleristischen Ersatz und die Remontierung, ein vorzügliches und reiches Material zur Verfügung stehen.

Überhaupt wird erst die Hedschasbahn, ähnlich wie wir es bei der Bagdadbahn gesehen haben, weite Teile des durchzogenen Gebietes tatsächlich der Autorität der Pforte untertan machen. Heute bildet der Aufstand arabischer Völkerschaften in Jemen, Hedschas oder Assir eine stehende Rubrik im Depeschenteil der Zeitungen. Tatsächlich sind dort türkische Truppen dauernd in mobilem Zustande, um die übermütigen eingeborenen Stämme in Ordnung zu halten. Bei den schlechten Verkehrsverhältnissen in dem wasserarmen Lande ist ihre Aufgabe nicht leicht und darum deren Erfüllung bisher noch niemals völlig geglückt. Die Gefahr, daß einmal jene entfernten Provinzen vom Reiche ganz abfallen könnten, war bisher nicht von der Hand zu weisen. Dem wird die Hedschasbahn in Zukunft einen wirksamen Riegel vorschieben. Bekannt sind auch die türkisch-englischen Streitigkeiten im Hinterlande von Aden. Dort wohnen wehrhafte Völkerschaften, die ihre tatsächliche Unabhängigkeit bisher mit Erfolg festgehalten haben. Je nach Lage der Verhältnisse geben sie sich entweder für englische oder türkische Untertanen aus und gehorchen keiner der beiden Verwaltungen. Auch dieser Quell des Unfriedens wird versiegen, wenn die Bahn es der Türkei ermöglicht, in dem strittigen Gebiete die Ruhe dauernd aufrecht zu erhalten. Mit dem augenblicklich vorhandenen Material an Lokomotiven und Wagen können drei kriegsstarke Bataillone innerhalb von 36 Stunden von Damaskus nach Ma'an übergeführt werden. Bislang waren 12 Tage dazu erforderlich.

Erheblich vermehrt wird die militärische Bedeutung der Hedschasbahn, wenn in vielleicht nicht allzuferner Zeit eine Verbindung mit der Bagdadbahn hergestellt ist. Wie aus der Karte ersichtlich, wird diese eine Zweiglinie nach Aleppo erhalten, und da die französische Libanonbahn sich dieser Stadt bei Hama bis auf 145 km nähert, so wäre nur noch ein verhältnismäßig unbedeutendes Glied zu bauen, um Konstantinopel in direkte Eisenbahnverbindung mit der Küste des Roten Meeres zu

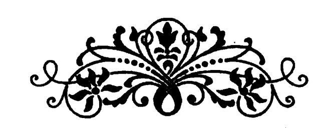
bringen.*) Für Truppentransporte käme allerdings an dem Berührungspunkte der beiden Bahnsysteme die durch die verschiedenen Spurweiten bedingte Umladung von Pferden, Fahrzeugen und Kriegsmaterial als verzögerndes Moment in Betracht, immerhin würde die Türkei in der Lage sein, auch im äußersten Süden ihres über drei Erdteile verteilten Besitzes die ganze Wucht ihrer militärischen Organisation zur Wahrung ihrer Interessen einzusetzen.

Noch manches Jahr wird vergehen, ehe dieses Ziel erreicht ist, daß es aber auf dem mit der Hedschasbahn eingeschlagenen Wege möglich wäre, so weit zu gelangen, steht ganz außer Zweifel. Die Schwierigkeiten finanzieller Natur, die es verhindern werden, daß die Türkei in absehbarer Zeit ein einigermaßen dichtes Netz von Vollbahnen erhält, bestehen bei dem System der schmalspurigen, von Militär zu bauenden Bahn nur in geringem Maße. Natürlich ist es in jeder Beziehung, nicht zuletzt auch vom militärischen Standpunkt aus betrachtet, besser, Vollbahnen anstatt Schmalspurbahnen zu besitzen; aber das Bessere ist auch hier des Guten Feind. Wichtiger als der Charakter der Bahnen ist die Tatsache, daß sie überhaupt gebaut werden.

Ein Hinweis auf die Japaner mag hier am Platze sein. In der Erkenntnis der Wichtigkeit des Eisenbahnbaues für die straffe Organisation ihres Staatswesens sowohl wie für die Landesverteidigung, in Anbetracht andererseits der technischen und finanziellen Schwierigkeiten, die mit dem Bau von Vollbahnen auf ihren gebirgigen Inseln verbunden gewesen wären, entschlossen sie sich zur Annahme einer schmalen Spur (1,06 m). Hierdurch erhielten sie in kurzer Zeit und mit verhältnismäßig geringen Opfern ein den Anforderungen genügendes Netz von Schienenwegen. Dieses wieder ist einer jener Faktoren, die es ihnen ermöglicht haben, im ostasiatischen Kriege die Machtmittel ihres Staates in vollem Umfange zur Geltung zu bringen.

*) Die Strecke Hama—Aleppo wird vielleicht schon in diesem Jahre von der französischen Gesellschaft in Angriff genommen. Aleppo könnte dann ein neuer Ausgangspunkt für den Bau des mittleren Teiles der Bagdadbahn werden.

Freiherr v. der Goltz,
Hauptmann, aggregiert dem Generalstabe der Armee.





Eine Zeit des Rückganges in der Kriegskunst.

"Es seynd nur allein die großen Muster, welche die Menschen ziehen und formieren," äußert Friedrich der Große,*) und wer würde ihm nicht recht geben? Er selbst, Napoleon und Moltke sind und bleiben für uns die „großen Muster". Gleichwohl lernt man aus unglücklichen Feldzügen oft am meisten, und die Zeitabschnitte, die zwischen den Kriegen liegen, welche vorzugsweise den Stempel jener genialen Heerführer tragen, dürfen schon deshalb nicht ganz vernachlässigt werden, weil wir nur mit Hilfe ihrer Kenntnis die Zeiten wahrhaft kriegerischer Größe recht würdigen, die von den Schlägen der großen Feldherren getroffenen Heere in ihrer Eigenart begreifen lernen.

Es ist das Verdienst der kriegsgeschichtlichen Abteilung des K. u. K. Kriegsarchivs in Wien, uns neuerdings durch zwei namhafte Veröffentlichungen**) einen Einblick in die Zeit zwischen dem Siebenjährigen Kriege und dem Auftreten Napoleons gewährt zu haben, wie wir ihn bisher noch nicht besaßen. Mit vollem Recht wird in der Vorbemerkung zu den Kriegen unter Kaiser Josef II. gesagt, daß sich die Zeit der französischen Revolution und der durch sie hervorgerufenen Kriege von 1792 bis 1815 nicht scharf von den geschichtlichen Ereignissen der vorangegangenen Zeitabschnitte trennen ließe. „Die österreichischen politischen und militärischen Führer in dem Kampfe Österreichs gegen Frankreich hatten ihre erste Schule im Theresianischen und Josefinischen Zeitalter durchgemacht; sie lebten noch in den Anschauungen jenes Zeitalters und wirkten dementsprechend auch in dessen Geiste, wie ja auch die neuen Männer in Frankreich, die durch den Sturm der Ereignisse an die Oberfläche getrieben wurden, namentlich was Kriegführung und Anschauung vom Kriege betrifft, den Lehren ihrer Vorgänger folgten. Erst im Laufe der kriegerischen Ereignisse, erst mit dem Auftreten jenes genialen Emporkömmlings, der dem Beginn des 19. Jahrhunderts den Stempel seines Geistes aufdrückte, entwickelten sich neue Ideen und

*) Generalprincipia vom Kriege. „Von denen Talents, welche ein General haben muß." v. Taysen, Fr. d. Gr. Mil. Schriften, S. 105 ff.

**) Kriege unter Kaiser Josef II. Bearbeitet von Hauptmann Criste. — Kriege unter der Regierung des Kaisers Franz. Krieg gegen die französische Revolution 1792—1797. I. Einleitung. II. Feldzug 1792.

Anschauungen vom Kriege." Das wird in der Tat nur zu häufig übersehen. Auch bei uns liegt der Schlüssel für manches Geschehnis im Jahre 1806, das uns fremd anmutet, darin, daß die leitenden Männer in veralteten Anschauungen lebten, die aber doch wiederum erst durch das Auftreten Napoleons als veraltet erkannt wurden. Wohin es führen kann, wenn eine Armee nicht mit der Zeit mitgeht, lehrt das Versagen des russischen Heeres in der Mandschurei. Es ist daher überaus dankenswert, daß uns die neuen österreichischen Veröffentlichungen das Verständnis für die Ereignisse erweitern, die vor hundert Jahren Europa erschütterten.

Einen merkbaren Niedergang in der Kriegführung offenbart zuerst der Bayerische Erbfolgekrieg 1778 und 1779, den König Friedrich selbst als eine „insipide" Kampagne bezeichnete. Während er mit 80 000 Mann von Schlesien aus in Böhmen einrückte, drang Prinz Heinrich mit einer gleich starken Armee, darunter 20 000 Sachsen, durch die Lausitzer Berge vor. Der König hatte anfänglich darauf gerechnet, die Österreicher bei Olmütz versammelt zu finden. Er hoffte auf „eine gute Bataille" in Mähren und daß infolgedessen die Österreicher ganz Böhmen räumen würden. Alsdann wollte er 20 000 Mann nach Preßburg entsenden und Brünn belagern, während Prinz Heinrich Prag nahm. Beide Armeen sollten darauf vereinigt an die Donau rücken. Der Verlauf des Feldzugs entsprach jedoch diesen kühnen Plänen in keiner Weise. Die Österreicher versammelten wider Erwarten 150 000 Mann im nordöstlichen Böhmen, während je ein stärkeres Korps mit der Deckung von Mähren und Ungarn betraut wurde. Den Oberbefehl in Böhmen übernahm persönlich der damals 37 Jahre alte Kaiser Josef II., seit dem im Jahre 1765 erfolgten Tode seines Vaters, des Kaisers Franz, Mitregent der Kaiserin-Königin Maria Theresia. Dem Kaiser Josef standen die Feldmarschälle Lacy und Loudon zur Seite.

Lacy, während des Siebenjährigen Krieges Generalquartiermeister Dauns, hatte sich dessen bedachtsame Kriegsweise völlig zu eigen gemacht. Sein Wesen galt für das volle Gegenteil der wagemutigen Art Loudons. Die Verdienste Lacys um das österreichische Heerwesen auf organisatorischem Gebiet sind unbestreitbar, seine Anschauungen vom Kriege waren jedoch von einer ungesunden Stellungstheorie durchsetzt. Darüber, daß es Daun gelungen war, während des Siebenjährigen Krieges häufig Stellungen zu wählen, die Friedrich der Große nicht anzugreifen vermochte, vergaß er, daß dank diesem Verfahren es den gegen Preußen verbündeten Mächten während des ganzen Krieges nicht gelungen war, ihr Ziel, die Niederwerfung des Königs von Preußen und die Zerstückelung seiner Monarchie zu erreichen. Lacy war der Hauptvertreter des sogenannten Kordonsystems in Österreich, jener Theorie, die in dem Bestreben, alles decken zu wollen, darauf ausging, in weitgedehnten Stellungen einer feindlichen Offensive entgegenzutreten. Dem unbestimmten Gefühl der Schwäche solchen Kordons entsprach es dann wieder, daß man sich jeden wirklichen oder eingebildeten Vorteil des Geländes zu eigen machte und so zu einer übertriebenen Be-

wertung bestimmter Punkte und Abschnitte gelangte, an die man sich unter Verzichtleistung auf jede eigene Initiative ängstlich anklammerte. In der preußischen Armee vertrat namentlich der Prinz Heinrich diese Richtung.

Unter dem Einfluß Lacys bezog die österreichische Hauptmacht, bei der sich der Kaiser befand, eine starke verschanzte Stellung hinter der oberen Elbe, die gleiche, die 1866 auf General Krismanič, den Berater des unglücklichen Benedek, solche verhängnisvolle Anziehungskraft geübt hat. Wie in jenem Jahre die Armeeabteilung des Kronprinzen von Sachsen*) an der Iser der Armee des Prinzen Friedrich Karl gegenüberstand, so war dort auch 1778 eine 70 000 Mann starke österreichische Armee unter Loudon versammelt, um den Prinzen Heinrich abzuwehren. Loudon, der im Siebenjährigen Kriege die treibende Kraft im österreichischen Heere gewesen war und König Friedrich am meisten zu schaffen gemacht hatte, zeigte sich hier nicht auf der Höhe seiner Aufgabe. Unentschlossen und zaghaft, glaubte er die Iserlinie dem Prinzen Heinrich gegenüber nicht behaupten zu können, und nur ein ausdrücklicher Befehl des Kaisers bewog ihn, standzuhalten. Die Unternehmungslust des Prinzen Heinrich schien indessen mit dem gut angelegten und geschickt durchgeführten Einmarsch in Böhmen ebenfalls erschöpft zu sein. Als Vertreter einer Kriegslehre, die alles durch geschickte Manöver zu erreichen sucht, konnte er sich zum Angriff nicht entschließen. Der König, der, an der oberen Elbe angelangt, wie vor einer ausgedehnten Festung stand, in der er dem Gegner nichts anhaben konnte, sah sich somit in der Hoffnung, durch ein energisches Vorgehen des Prinzen Heinrich entlastet zu werden, getäuscht. Der Versuch des Königs, die österreichische linke Flanke über Hohenelbe und Turnau zu umgehen und dadurch zugleich mit der Armee des Prinzen Heinrich Fühlung zu gewinnen, mißlang ebenfalls, da die Österreicher sich auch hier rechtzeitig vorlegten. König Friedrich gab infolgedessen den Angriff gänzlich auf, und der tatenlose Feldzug endete im September und Oktober mit dem Rückzug der preußischen Armeen aus Böhmen. Es kam nur noch zu einzelnen kleineren Unternehmungen an der mährischen Grenze sowie in der Grafschaft Glatz, und im Frühjahr 1779 machte der Friede von Teschen dem Kriege ein Ende.

Dieser „Kartoffelkrieg" ist für den Geist der preußischen Armee von sehr üblen Folgen gewesen. Sie ging aus dem unblutigen Feldzuge an innerem Gehalt wesentlich ärmer hervor. Einer ihrer Offiziere schreibt: „Ich kenne die preußische Armee gegen die vorige nicht."**) Das Klugreden und Räsonieren begann in ihr überhandzunehmen. Man glaubt hier unwillkürlich den Beginn des Zerfalls des stolzen Gebäudes der alten preußischen Armee wahrzunehmen, der im Jahre 1806 zur Tatsache werden sollte. Der kriegerische Trieb der Armee mußte naturgemäß leiden; schrieb doch der König damals selbst, daß Krieg und Schlaffheit sich nicht vertragen.***)

*) Sächs. A. K., I. österr. A. K. u. österr. Kav. Div. Edelsheim.

**) Koser, Fr. d. Gr. II. S. 534.

***) Koser, a. a. O. S. 534.

Unwillkürlich aber mußten die bequemeren nnd oberflächlichen Geister dahin gelangen, statt der blutigen Tage von Prag, Leuthen und Torgau die jüngst geschaute Kriegführung für die weisere zu halten. War es doch derselbe königliche Held der sieben Jahre, der hier eine neue Methode angenommen hatte. Die Folgen dieser scheinbaren Abkehr des ersten Feldherrn der Zeit von der früher von ihm befolgten Kriegsweise mußten sich weit über die preußische Armee hinaus erstrecken. Unzweifelhaft waren die österreichischen Stellungen an der oberen Elbe sehr stark, und mit den Mitteln der Lineartaktik war ihnen schwer beizukommen, aber doch nur, weil der König keinen allzu hohen Einsatz wagen wollte. Im Grunde waren es doch auch nur weitgedehnte Kordonstellungen. Wenn aber nun Friedrich vor solchen unverrichteter Sache abzog, lag nichts näher, als daß man überall das Kordonsystem als das wirksamste Kriegsmittel pries, daß insbesondere die Österreicher sich dem Glauben hingaben, mit seiner Hilfe König Friedrich besiegt zu haben. Die Kordonstellung und das Manöver wurden die beiden Pole der strategischen Anschauungen der Zeit, denen der Oberst v. Massenbach in der Berliner militärischen Gesellschaft Ausdruck verlieh, wenn er zum Lobe des Prinzen Heinrich sagte: „Durch kühne Märsche schmeichelte er dem Glück .... glücklicher als Cäsar bei Dyrrhachium, größer als Condé bei Rocroi, gleich dem unsterblichen Berwick erfocht er ohne Schlacht den Sieg.“ *) Es bedurfte der grausamen Lehren Napoleons, bis man sich wieder nach Fichtes Wort zum „wahrhaftigen Kriege“ bekannte und mit Clausewitz sprach: „Wir mögen nichts hören von Feldherren, die ohne Menschenblut siegen.“ **)

Wohl ist Hauptmann Criste im Recht, wenn er als einen der Gründe der im Bayerischen Erbfolgekriege von Friedrich dem Großen befolgten, mit seiner Vergangenheit im Widerspruch stehenden Kriegführung das Alter und die Kränklichkeit des Königs anführt; hat doch dieser selbst, sich und seinen Bruder verspottend, von „den Heldentaten der Siebzigjährigen“ gesprochen.***) Immerhin zählte der König erst 67, der Prinz erst 52 Jahre, und wenn auch der König bereits aus dem Siebenjährigen Kriege als ein Greis und mit körperlichen Gebrechen behaftet heimgekehrt war, so war er doch sowohl bei seinen Besichtigungen im Frieden, wie jetzt im Felde, ganze Tage im Sattel, und seine Entwürfe befanden sich noch immer, wie es auch Hauptmann Criste ausdrücklich hervorhebt, auf der alten Höhe. Die wahre Erklärung für Friedrichs Verhalten im Jahre 1778 ist wohl vor allem darin zu suchen, daß der Krieg um die bayerische Erbfolge keine Lebensfrage der preußischen Monarchie betraf, daß er nur mehr eine bewaffnete Demonstration zugunsten der Unabhängigkeit Bayerns war. Der große Zweck, der das Handeln des Königs während des Siebenjährigen Krieges beherrschte, bedingte auch eine andere Kriegsweise. Gerade

*) v. der Goltz, Roßbach und Jena. S. 225.

**) Vom Kriege, IV. Buch, 11. Kap.

***) Koser, a. a. O. S. 533.

daraus, daß es damals für ihn ein Kampf um Sein oder Nichtsein war, schöpfte er die Kraft zu den höchsten Leistungen, die dem Kriege auch innerhalb der Formen des 18. Jahrhunderts zum Teil ein ganz modernes Gepräge gaben. Deutlich tritt in dem Unterschied zwischen dem damaligen Handeln König Friedrichs und dem seiner Gegner hervor, in wie inniger Wechselwirkung der Kriegszweck und die aufgewandten Mittel zueinander stehen. Für die Gegner Preußens im Siebenjährigen Kriege war der Kampf ein Kabinettskrieg und dem entsprach ihre Kriegsweise. Nichts anderes aber war der Bayerische Erbfolgekrieg für den König.

Auch im Siebenjährigen Krieg waren es keine nationalen Ziele in unserem Sinne, die der König verfolgte, aber das Prinzip der Erhaltung seines Staats, das er vertrat, mochte dessen Ländergemisch noch so bunt sein, teilte sich doch auch der Armee mit, ja sie vertrat in ihrer Einheit recht eigentlich das Preußentum, im Gegensatz zu den provinziellen Eigentümlichkeiten. Wie wirksam aber ein großes Prinzip im Kriege ist, dafür hat die neueste Zeit uns zwei beredte Beispiele gebracht, in negativem Sinne das der Engländer im Burenkriege, im positiven das der Japaner in Ostasien.

Der gemeinsam mit Rußland von Österreich 1788/89 geführte Krieg gegen die Pforte ließ alle Schwächen, die einer Koalition anzuhaften pflegen, deutlich hervortreten. Das halbe Wollen Kaiser Josefs und die Auffassung Lacys, der, seinem System getreu, die Aufgabe Österreichs in der Deckung der ausgedehnten Grenzen sah, konnten außerdem einem Kriege, der die Offensive forderte, keine günstige Wendung geben. Große Erfolge, wie sie einst Prinz Eugen gegen die Türken beschieden waren, blieben daher Österreich versagt, wenn auch die vom Prinzen von Coburg gemeinsam mit Suworow erfochtenen Siege von Focsani und am Rymnik sowie zum Schluß des Krieges die Einnahme von Belgrad durch Loudon schöne Waffentaten österreichischer Truppen bildeten. „Es sind denn auch ihre Taten allein, welche das Feldzugsjahr 1789 triumphierend schließen ließen,“ sagt Hauptmann Criste, „man weiß das heute, damals war man davon noch nicht allgemein überzeugt; die Mehrzahl, auch der Militärs, suchte den Erfolg noch immer in einem System, das erst unter den Schlägen jenes Mannes zusammenbrechen sollte, der zu dieser Zeit, ein unbekannter, untergeordneter Offizier des französischen Heeres, Erholung suchend seiner korsischen Heimat zueilte ...“ *)

Die ganze Bedeutung Napoleons für die Umwandlung der Begriffe über Kriegführung vermögen wir erst zu ermessen, wenn wir den Verlauf der Kriege verfolgen, die von den verbündeten Mächten Europas gegen die französische Republik geführt wurden. Die vollständige Zersetzung der französischen Armee durch die Revolution, die Unbrauchbarkeit der neuaufgestellten Freiwilligenaufgebote und die Unerfahrenheit

*) Kriege unter Kaiser Josef. S. 225.

der französischen Heerführer ließen es zu Anfang auf französischer Seite zu großen Dingen nicht kommen. Wenn es den Franzosen trotzdem gelang, nicht nur sich zu behaupten und die Invasion zurückzuschlagen, sondern bald auch angriffsweise gegen die Nachbargebiete vorzugehen, so ist daran in erster Linie der Hader der verbündeten Kabinette schuld. Es kam hinzu, daß Preußen von Anfang an durch den Verlauf der Dinge in Polen abgezogen wurde, und daß das Deutsche Reich zwar über eine halbe Million Streiter, aber infolge seiner elenden Wehrverfassung über keine dem irgend entsprechende Armee verfügte.

Treffend kennzeichnet Arthur Chuquet*) die Illusionen, denen sich 1870/71 Gambetta hinsichtlich der Leistungsfähigkeit seiner neugebildeten Armeen hingegeben hat, sowie gleichzeitig den Unterschied der Kriegführung der Verbündeten gegen die Revolution und der unsrigen von 1870/71, wenn er sagt, Gambetta habe übersehen, daß die Republik 1792 und 1793 nicht durch die Heldentaten der Neuaufgebote, sondern durch die Zwietracht der Koalition gerettet worden sei. „Les Allemands de 1793, indécis et peu nombreux, piétinaient sur place à quelques lieues de la frontière et ceux de 1870, unis, victorieux, innombrables, étaient, non pas sur la Sauer et sur l'Escaut, mais sur la Seine, sur la Loire, au sein du territoire."

In den Krieg gegen die Revolution traten die beiden deutschen Großmächte nur mit einem Bruchteil ihrer Streitkräfte. Da Preußen bereits zu Ausgang des Jahres 1794 vom Kampfplatz abtrat, Österreich aber auf ihm verharrte und auch im Kriege der zweiten Koalition gegen Frankreich die militärisch führende Macht bildete, so ist es von hohem Interesse, den Ausführungen des 1. einleitenden Bandes des österreichischen Generalstabswerks über den Zustand des kaiserlichen Heeres bei Ausbruch der Revolutionskriege zu folgen. Es wird gesagt,**) die österreichische Armee sei einer Periode von Feldzügen entgegengegangen, „deren Resultate bei aller Hingebung und Tapferkeit, vielen glänzenden und rühmlichen Waffentaten recht ungünstige waren. Wenn sie dieses Schicksal auch mit allen stehenden Heeren alten Gepräges teilte, wenn auch der, bei einem an seinen Traditionen festhaltenden, im Zustande abgeschlossener Entwickelung befindlichen Organismus begreifliche Mangel an Anpassungsvermögen für die neuen Grundsätze der Kriegskunst und (später) das Auftreten eines überlegenen Führers auf gegnerischer Seite die Mißerfolge erklären, so kann sich ein unbefangenes Urteil doch nicht der Erkenntnis verschließen, daß das österreichische Heerwesen jener Zeit an dem Überwiegen der Form über den Geist, an einer steifen Pedanterie krankte."

Dieses Urteil trifft mehr oder weniger auf alle Armeen zu, die um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts gegen Frankreich im Felde gestanden haben. Gerade

*) La guerre 1870/71. Paris 1895. S. 168.

**) Krieg gegen die französische Revolution. I. S. 258.

weil wir es hier mit einer allgemeinen Erscheinung zu tun haben, sind aber die Lehren dieses Zeitabschnitts um so beherzigenswerter. Lassen sich doch auch bei uns im Frieden Stimmen zugunsten einer vermehrten Berücksichtigung der Form vernehmen. Es gilt auf der Hut zu sein vor den „mechanischen Köpfen", von denen schon Scharnhorst befürchtete, „daß sie über alles, was Geist und Gemüt hat, triumphieren könnten." Staatslenker und Heere nahezu eines ganzen Erdteils haben sich unvermerkt lange Zeit hindurch einer vollendeten Selbsttäuschung hingegeben, und hierin liegt eine ernste Mahnung, stets sorgsam die Forderungen eines gesunden Fortschritts gegen die Grundsätze einer durch langjährige Gewohnheit geheiligten Überlieferung abzuwägen, sich dauernd die Anpassungsfähigkeit zu erhalten. Was sie bedeutet, das haben zum Staunen der Welt die Japaner bewiesen. Der diesem Volke eigentümliche Lerntrieb darf uns freilich nicht verführen, die Tradition zu mißachten, umsoweniger als sie auch im japanischen Heere, wenn auch in der uns nicht geläufigen Form des überkommenen ritterlichen Sinnes der alten Samuraigeschlechter lebt. Eine große, stolze Tradition ist in einem Heeresorganismus etwas wunderbar Kräftigendes, durch nichts zu ersetzendes, aber sie muß nicht um ihrer selbst willen gepflegt werden, sondern des festen Halts wegen, den sie dem Heerwesen verleiht. Soll sie ihre Aufgabe wahrhaft erfüllen, so bedarf sie der Anpassung an die Forderungen der Zeit. Auch die russische Armee besitzt eine stolze Tradition, aber sie wollte von moderner Infanterietaktik nichts wissen, darum ist es ihr ergangen wie einst den Heeren des alten Europa im Kampf gegen die Republik und gegen Napoleon.

Ein wesentliches Verdienst der neuen Veröffentlichung des österreichischen Generalstabes ist es, daß sie uns die Männer von damals erst recht eigentlich verstehen lehrt. Insbesondere das glänzend geschriebene Kapitel des Majors v. Hoen „Truppen-, Heeres- und Kriegführung" ist nach dieser Richtung bemerkenswert. Das zu jener Zeit herrschende System der Kriegskunst mutet uns freilich fremdartig an, wir können das Handeln der Generale der Verbündeten jener Zeit nicht billigen, aber wir lernen mit Hilfe dieser vortrefflichen Schilderung doch begreifen, daß sie im Grunde den Krieg gar nicht anders führen konnten, denn nur das Genie geht unbekümmert um einengende widrige Verhältnisse seinen eigenen Weg.

Auf taktischem Gebiet war schon der Begriff der Linearschlacht durch den Einfluß Friedrichs des Großen wesentlich umgestaltet worden, und seitdem war man in dieser Hinsicht noch weiter gegangen. Major v. Hoen schreibt:*) „Es ist nicht zu verkennen, daß in der Zeit vor dem Beginn der Revolution die früher starre Form der Linearheere nicht mehr alleinherrschend war. Man war an Abänderungen gewöhnt und schlug sich selten in der normalen Ordre de bataille. Im Wesen änderte dies

*) Krieg gegen die französische Revolution. I. S. 448.

indessen nichts an den Prinzipien der Führung. Sie hatte nur mehr Freiheit in der Wahl des Terrains, wo sie die Armee zum Aufmarsch bringen wollte, mußte aber vor dem Abmarsch dahin die künftige Ordre de bataille entwerfen und dementsprechend die Armee während des Marsches formieren. Ein Aufmarsch auf das zweite Treffen mit verkehrten Flügeln oder durcheinandergeworfenen Bataillonen und Brigaden war auch jetzt ausgeschlossen."

Das Anwachsen der Heere zu einer Stärke von 100 000 Mann mit einem entsprechend großen Frontraum vermehrte die Schwierigkeiten der Führung und bedingte die Notwendigkeit, ihr in Gestalt von Generalstabsoffizieren Hilfsorgane beizugeben. „Die auf der Lineartaktik beruhende starre Organisation der damaligen Heere stellte sich aber einer kurzen Befehlsgebung, selbst bei größter Übung in der Technik, schroff entgegen. Das ganze Sinnen und Trachten der Befehlshaber wurde von dem Gedanken beherrscht, den großen Mechanismus in Funktion zu setzen, und die operativen Entschlüsse gingen unter der erdrückenden Last des Details verloren."*) Auf den Ausweg, diesem Übelstand durch Zerlegung der Heere in operative selbständige Einheiten abzuhelfen, verfiel man eigentümlicherweise nicht, und so mußten die nach den Grundsätzen der Lineartaktik, wiewohl man mit dieser eigentlich schon längst gebrochen hatte, geführten Heere überaus schwerfällig bleiben. Hierzu kam noch, daß man sich von den überlieferten Grundsätzen der Magazinverpflegung und einem umfangreichen Transportwesen nicht freimachen zu können glaubte.

In allen diesen Schwierigkeiten blieben mittelmäßige Köpfe stecken. Ihnen entging, daß Friedrich der Große dem Kriege bereits eine weit größere Beweglichkeit gegeben hatte. „Seine Feldzüge wurden denn auch von der Theorie verwertet, doch erfaßte man wie gewöhnlich nicht den Geist seiner Ideen und kam noch weniger darauf, die schwierige Umwertung für die Offensive zu versuchen. Ja, je mehr sich die Theoretiker mit seinen Kriegen beschäftigten, desto mehr entfernten sie sich vom Fridericianischen Geiste ... Von ihm wurden die Formen losgeschält, welche besonders auffällige Erfolge gebracht hatten, und diese nun zu unfehlbaren Dogmen erhoben."**) Das Streben ging ausschließlich dahin, dem Feinde durch einige geschickte Märsche einige Vorteile abzugewinnen, nicht dahin, ihn mit kräftigem Schlage niederzuwerfen. Weit höher als solch brutaler Gewaltakt stand den Kriegskünstlern das Erreichen einer vorteilhaften Stellung, von der aus man das feindliche Gebiet bedrohte. So entstand der Begriff vom „Schlüssel eines Landes", von dem Clausewitz sagt,***) er sei das Paradepferd aller Schlacht- und Feldzugsbeschreibungen.

Die Nachteile der Lineartaktik waren geblieben, aber da man die lineare Schlachtordnung vielfach durchbrechen mußte und zu den verschiedensten Zwecken des Kordon-

*) Krieg gegen die französische Revolution. I. S. 466.
**) Ebenda. I. S. 501 und 503.
***) Vom Kriege. VI. Buch. 23. Kap.

krieges besondere Detachements bildete, ging doch zugleich der Hauptvorteil der linearen Schlachtordnung, das Zusammenhalten der Kräfte, verloren. Erst die Revolution gab mit dem Umsturz alles Bestehenden einem schöpferischen Genie freie Bahn, „auf den Trümmern und Schlacken überwundener Anschauungen ein neues Gebäude der Kriegskunst zusammenzufügen. . . . Die Änderungen der Organisation, der Heeresergänzung, der Taktik und Verpflegung waren an sich bedeutungslos, ja brachten, vom heutigen Standpunkt betrachtet, vielfach irrige und verfehlte Lösungen dieser Fragen. Das Entscheidende ihrer Wirkung in der Summe war, daß sie die Führung aus ihren tausenderlei Fesseln befreiten, daß sie ihr die Möglichkeit gaben, die größte Kunst im Kriege, die Einfachheit, ungehindert zu betätigen."*)

Der Tiefstand der Kriegführung sollte gleich bei Beginn der Revolutionskriege deutlich hervortreten. Man wird jedoch bei Beurteilung der leitenden Männer nicht außer acht lassen dürfen, welche unendlichen Reibungen sie zu überwinden hatten. „Am unglücklichsten ist aber der Feldherr," sagt Moltke,**) „der noch eine Kontrolle über sich hat, welcher er an jedem Tag, in jeder Stunde Rechenschaft von seinen Entwürfen, Plänen und Absichten legen soll." Die österreichischen Führer sahen sich fortgesetzt von Wien aus beengt, und der Herzog von Braunschweig, wiewohl dem Namen nach Oberfeldherr der Verbündeten, hatte mit der Anwesenheit des Königs im Lager zu rechnen. Es kam hinzu, daß die geographischen Verhältnisse ein rasches Handeln nicht begünstigten. Preußens Schwerkraft lag im Norden und Nordosten Deutschlands, und Österreich hatte nur einen geringen Bruchteil seiner Streitmacht in seinen elsässischen und niederländischen Besitzungen. Mobilmachung und Aufmarsch waren für den Kaiserstaat durch den erst vor kurzem beendeten Türkenkrieg sehr erschwert. Außerdem war jede Verschiebung von Streitkräften zu jener Zeit, die keine Eisenbahnen kannte, überaus zeitraubend. Österreichische Truppen kamen damals eigentlich nur für eine Verwendung am Oberrhein, preußische für eine solche am Mittel- und Niederrhein in Betracht. Jede andere Verwendung bedingte erst eine künstliche Verschiebung durch langwierige Transversalmärsche. Bei der elenden Kriegsrüstung der Franzosen und bei der völligen Desorganisation, die in ihrem Lande herrschte, sollte sich indessen 1792 die Aufgabe für die Verbündeten dennoch überraschend leicht gestalten.

Nachdem einige während der Monate April, Mai und Juni unternommene französische Einfälle in die österreichischen Niederlande gescheitert waren, wurde von den Verbündeten unter teilweiser Abänderung ihrer anfänglichen Absichten beschlossen, mit 45 000 Preußen und einem 8000 Mann starken französischen Emigrantenkorps, die bei Koblenz in der Versammlung begriffen waren, gefolgt von 6000 Hessen, über Luxemburg, Longwy und Verdun vorzurücken. 14 000 Österreicher unter dem Feldzeug-

*) Krieg gegen die französische Revolution. I. S. 509.
**) Der ital. Feldzug 1859. Herausg. v. Gr. G. St. Neuauflage von 1904. S. 11.

meister Clerfayt und ein weiteres Emigrantenkorps von 4000 Mann sollten von Namur her durch die Ardennen die Vereinigung mit der preußischen Armee erstreben. 15 000 Österreicher unter dem Feldzeugmeister Fürsten Hohenlohe hatten von Mannheim die Richtung auf Diedenhofen einzuschlagen. 19 000 Österreichern und 6000 Emigranten fiel die Deckung des Oberrheins in Verbindung mit einer Diversion nach dem Elsaß zu. Gleichfalls im Sinne einer Diversion gegen die Festungen an der französischen Nordostgrenze sollte der in den Niederlanden kommandierende österreichische Feldmarschall Herzog von Sachsen-Teschen mit 25 000 Mann die Unternehmungen des Herzogs von Braunschweig unterstützen. Der preußischen Armee war die Hauptrolle zugedacht, die österreichischen Korps von Clerfayt und Hohenlohe sollten im wesentlichen nur deren Flanken decken. Im ganzen wurden 58 000 Mann wesentlich zu Deckungszwecken am Oberrhein und in den Niederlanden zurückgehalten, so daß ohne die kaum ernstlich in Betracht kommenden Emigranten nur 80 000 Mann für die Offensive verfügbar blieben. Vom Gegner wußte man um diese Zeit, daß 19 000 Mann unter Lafayette bei Sedan, 17 000 Mann unter Luckner bei Metz, 12 000 bis 15 000 Mann unter Kellermann an der Lauter standen, auch ein stärkeres Observationskorps im oberen Elsaß zusammengezogen wurde. Diesen bei den in Frankreich herrschenden Zuständen kaum besonders zuverlässigen, schwachen und getrennten Korps gegenüber mochte man nicht mit Unrecht die an der Mosel aufwärts in der kürzesten Richtung auf Paris vorrückenden verbündeten Kräfte für ausreichend erachten, vorausgesetzt immerhin, daß sich die Versicherungen der Emigranten bezüglich einer Parteinahme eines Teils der französischen Armee und vor allem der Bevölkerung für die Verbündeten und zugunsten des Königtums bewahrheiteten, und daß man sich nicht beim Vormarsch durch die Festungen des Landes aufgehalten und zu starken Abgaben behufs Sicherung der Etappenlinien genötigt sah. Rasches Handeln aber war erforderlich. Alle Rücksichten, durch welche die damalige Heerführung eingeengt wurde, hätten beiseitegelassen werden müssen. Dazu aber waren die erforderlichen Vorbedingungen weder durch die Persönlichkeit des Oberkommandierenden, Herzogs von Braunschweig, noch durch die obwaltenden allgemeinen Verhältnisse gegeben. Der ruhmlose Verlauf dieser Offensive, die bei Valmy ihren Abschluß fand, ist bekannt. Die Franzosen fühlten sich als Sieger, ohne es doch eigentlich zu sein. Man gab ihrem Heere die Gelegenheit, die innere Krise zu überwinden und allmählich zu erstarken. Fürderhin beschränkte man sich den Republikanern gegenüber auf die Verteidigung. Alle Vorteile der Initiative hatte man mit diesem ersten mißlungenen Feldzuge für immer aus der Hand gegeben und die Reibungen, unter denen von Anbeginn die Koalition litt, mußten sich unter diesen Umständen doppelt geltend machen.

Ungeachtet aller auf seiten der Verbündeten bestehenden mißlichen Verhältnisse ist doch schließlich der Feldzug von 1792 infolge der eigentümlichen Manöverstrategie

der Zeit mißglückt. Die Anschauung des Herzogs von Braunschweig tritt besonders deutlich aus einem Schreiben hervor, das er an den Fürsten Hohenlohe richtete. Er beabsichtigte, die anfängliche Trennung der beiden feindlichen Gruppen Lafayette: bei Sedan, Luckner an der Mosel, sich zunutze zu machen und schreibt darüber: „Soll also von Luxemburg von seiten der alliierten Armeen etwas mit Zuverlässigkeit unternommen werden, so wird zu versuchen sein, eine dieser feindlichen Armeen, die in starken Positionen stehen, zu beobachten, während man durch Bewegungen suchen wird, die andere aus ihrer Position herauszulocken und sie anzugreifen. Hierzu scheint Überlegenheit und ein genaues Einverständnis das einzige Mittel, und ohne eine entscheidende Überlegenheit wird es vielen Bedenklichkeiten unterworfen bleiben, die Bezug auf das Konzert und die Befestigungen haben, so geschwind, wie zu wünschen steht, zu agieren."*) Treffend bemerkt hierzu die österreichische Darstellung: „Wohl erkannte der Herzog die Notwendigkeit, die günstige Lage auszunutzen und hierzu möglichst stark zu sein, doch nicht die dem Gegner aufzuzwingende Schlacht, sondern das Herausmanövrieren desselben aus seinen Positionen wird als erstrebenswertes Ziel hingestellt. Die Kraft, über die der Herzog damals verfügte, war jeder der beiden französischen Armeen doppelt überlegen; hätte er sich rasch gegen eine derselben gewendet, so war an einem Erfolg kaum zu zweifeln. Allerdings mußte der Schlag, der große politische und militärische Folgen haben konnte, geführt werden, bevor sich die Franzosen vereinigt und durch Heranziehen von Neuformationen wenigstens numerisch verstärkt hatten. Allein der Gedanke an die verschiedenen Festungen ließ die Idee eines rücksichtslosen Vorgehens bei dem an eine langsame, methodische Kriegführung gewöhnten Herzog nicht aufkommen, obgleich die meisten festen Plätze keine Offensivbesatzungen hatten und Erfolge im freien Felde die Tore der Festungen vermutlich geöffnet hätten."

Und doch war dieser Mann der Manöverstrategie ein bewährter Truppenführer aus dem Siebenjährigen Kriege; er genoß den Ruf des besten Generals Europas und war in der Schule König Friedrichs gebildet. Wie groß indessen tatsächlich der Abstand zwischen des Königs Denkweise und derjenigen seiner Epigonen war, erhellt am besten aus einer Operationsstudie, die er 1775 niederschrieb. Auch hier ist es ein angenommener Krieg der verbündeten Mächte Europas gegen Frankreich, der ihm zur Unterlage für seine Betrachtungen über Feldzugspläne**) dient. Die französische Feld-Armee beziffert König Friedrich auf 180 000 Mann. Außerdem sind 60 000 Mann der Miliz für die Besatzungen der Festungen an den bedrohten Grenzen verfügbar. Spanien, Sardinien und Neapel werden als mit Frankreich verbündet angenommen und liefern ihm 90 000 Mann Hilfstruppen, so daß Frankreich im ganzen über 270 000 Mann Feldtruppen verfügen kann. Hiergegen sollen aufstellen: Preußen

*) Krieg gegen die französische Revolution. II. S. 120.

**) B. v. Taysen, Friedrich der Große. Militärische Schriften. S. 333 ff.

150 000, Österreich 160 000, das Deutsche Reich 40 000, England und Holland 20 000 Mann, so daß die gegen Frankreich verbündeten Mächte über 390 000 Mann verfügen, mithin eine Überlegenheit von 120 000 Mann besitzen. Es sollen nun 100 000 Mann der Verbündeten in Italien gegen die Sarden und Neapolitaner Verwendung finden, 110 000 Mann die Franzosen im Elsaß angreifen, die stärkste Armee der Verbündeten jedoch, 180 000 Mann, soll von Flandern her in Frankreich einbrechen, nicht etwa, um jedes Jahr eine Schlacht zu liefern und einige feste Plätze zu nehmen, was 7 bis 8 Feldzüge erfordern würde, sondern um gegen die Somme in das Herz Frankreichs und in der für die Hauptstadt bedrohlichsten Richtung vorzugehen.

Wie viel moderner muten uns nicht diese Gedanken des Königs an als diejenigen des in seiner Schule gebildeten Herzogs von Braunschweig! Es zeigt sich hier, daß ein großer Geist, auch wenn er naturgemäß mit den Mitteln seiner Zeit zu rechnen gezwungen ist, sich doch von ihren einengenden Fesseln frei zu halten weiß und dadurch über ihr steht. Andererseits erkennen wir mit erschreckender Deutlichkeit, wie sehr auch ein sonst tüchtiger, begabter und hochgebildeter Mann — denn unzweifelhaft war der Herzog ein solcher — sich von der Zeitströmung beeinflussen lassen, der Mode nachhängen kann, von der Erzherzog Karl sagt, daß sie die Menschen auch in ihren wissenschaftlichen Anschauungen beherrsche. Ganz besonders aber gilt es im Kriege, wo das Handeln ausschließlich Sache des gesunden Menschenverstandes ist, ohne Voreingenommenheit an die Dinge heranzutreten. Wir sollen uns in unserem Urteil nicht von modischen Schlagwörtern und auch nicht durch einzelne Erscheinungen, die auf fernen Kriegschauplätzen hervorgetreten sind, beeinflussen lassen, sondern sie nüchtern auf ihren wahren Wert hin prüfen, aber ebenso sehr beherzigen, daß auch, wo wir überzeugt sind, auf dem richtigen Wege zu sein, unser Handeln gelegentlicher Korrekturen immerhin bedürfen wird.

Wohin selbstgefällige Systemsucht führt, das möge man in den erwähnten österreichischen Veröffentlichungen nachlesen. Sie bieten in der klaren Beleuchtung negativer Seiten der Kriegsgeschichte einen reichen Stoff der Belehrung. Erfreulich ist es namentlich für den deutschen Offizier, eine vollständige Gemeinsamkeit der Anschauungen mit den unsrigen in diesen Bänden feststellen zu können.

Frhr. von Freytag-Loringhoven,
Oberstleutnant und Abteilungschef im großen Generalstabe.





Eine deutsche Kolonialarmee.

„. . . . Die Ereignisse in China haben gezeigt, daß Deutschland jederzeit und überraschend in die Notwendigkeit versetzt werden kann, auf einem überseeischen Kriegsschauplatz militärische Machtmittel zu entfalten. Bei solcher Sachlage ist das Vorhandensein einer für diesen Zweck speziell organisierten Truppe, einer Art Kolonialarmee, dringend erwünscht.“ — So schrieb der General-Feldmarschall Graf Waldersee in einem Bericht vom 7. August 1901 an Bord der „Gera“ auf der Heimreise aus Ostasien nach Deutschland.

Früher als sich damals ahnen ließ, ist durch die südwestafrikanische Expedition an das Reich erneut die Notwendigkeit einer überseeischen Machtentfaltung herangetreten. In kurzer Zeit ist es zwei Mal von überseeischen kriegerischen Verwicklungen in der unangenehmsten Weise überrascht worden, ohne durch die Organisation seiner Wehrkraft darauf vorbereitet gewesen zu sein und ohne daß die politische Lage dies voraussehen ließ. Niemand vermag zu sagen, in wie naher oder ferner Zukunft das Deutsche Reich wiederum vor eine solche Aufgabe gestellt werden wird. Es muß mit allen Möglichkeiten gerechnet werden, und kein Staat kann sich ausschließlich nach der politischen Lage von heute einrichten. Daher wird man einer Neugestaltung unserer überseeischen Wehrverhältnisse nicht aus dem Wege gehen können.

Der deutsche überseeische Besitz umfaßt außer dem Pachtgebiete Kiautschou unsere Kolonien in Ost- und Südwestafrika, in Togo, Kamerun und in der Südsee. Während in dem rein militärisch verwalteten, dem Reichs-Marine-Amt unterstellten Pachtgebiet der militärische Schutz durch Machtmittel der Marine*) geleistet wird, fällt diese Aufgabe in den übrigen Kolonien den hierzu errichteten Schutz- oder Polizeitruppen zu. Diese bilden neben dem Landheere und der Marine einen selbständigen, von diesen unabhängigen Bestandteil der deutschen Wehrmacht.

Nur in Südwestafrika gestattet das Klima die Verwendung weißer Soldaten. In Deutsch-Ostafrika und Kamerun werden die Schutztruppen durch Eingeborene ge-

*) Die Besatzung Kiautschous besteht aus: 1 Bataillon Marine-Infanterie, 1 Marine-Feldbatterie und 1 Matrosenartillerie-Abteilung. Außerdem steht daselbst ein Bataillon der Ostasiatischen Besatzungs-Brigade.

bildet, die von Deutschen befehligt sind. In Togo und den Südseekolonien gibt es lediglich Polizeitruppen. Die Stärke der Schutztruppe in Deutsch-Südwestafrika betrug vor Ausbruch des Aufstandes 4 Kompagnien, 1 Feld- und 1 Gebirgs-Batterie; in Deutsch-Ostafrika 12 Kompagnien; in Kamerun 7 Kompagnien und 1 Artillerie-Detachement.

Die Organisation der Schutztruppen ist mehrfachen Wandlungen unterworfen gewesen. Bei ihrer Errichtung wurden sie durch die organisatorischen Bestimmungen vom Jahre 1891 in bezug auf militärische Organisation und Disziplin dem Reichs-Marine-Amt, betreffs der Verwaltung und Verwendung sowohl zu militärischen Unternehmungen als auch zu Zwecken der Zivilverwaltung der dem Auswärtigen Amt angegliederten Kolonialabteilung unterstellt. In den Schutzgebieten selbst unterstanden die Schutztruppen ebenfalls nur hinsichtlich der Verwaltung und Verwendung dem nicht mit Disziplinargewalt ausgestatteten Gouverneur, im übrigen aber dem in Organisations- und Disziplinarangelegenheiten dem Reichs-Marine-Amt unterstellten Kommandeur; durch Verwendung für Zwecke der Zivilverwaltung traten einzelne Angehörige der Schutztruppe indes in ein teilweises Unterordnungsverhältnis zum Gouverneur. Es war natürlich, daß eine derartige Zwiespältigkeit der Organisation trotz sorgfältigster Regelung der Beziehungen zwischen beiden Gewalten zu Reibungen aller Art führen mußte.

Die Erfahrungen haben gelehrt, daß für unsere Kolonien, in denen eine reine Zivilverwaltung bislang noch nicht durchgeführt ist und die Truppe gleichzeitig zu Verwaltungszwecken mitverwendet wird, eine Organisation vonnöten ist, die die Einheitlichkeit der militärischen Gewalten sowohl in der Heimat wie in den Kolonien gewährleistet. Unter diesem Gesichtspunkt ist die jetzige Organisation erfolgt.

Sämtliche Schutztruppen sind dem Reichskanzler unterstellt. Unter ihm ist die Kolonialabteilung für die Bearbeitung aller Verwaltungsangelegenheiten, das Oberkommando der Schutztruppen für alle Kommandoangelegenheiten die zuständige Behörde. Dementsprechend bildet auch in den Kolonien der Gouverneur zugleich die oberste militärische Gewalt. Er hat über die Verwendung der Truppen zu bestimmen, dem Truppenkommandeur aber die Ausführung zu überlassen. Die Anordnungen sind in der Regel von diesem selbständig und verantwortlich zu treffen. Auch trägt er für die kriegerische Bereitschaft der Schutztruppen die Verantwortung. Dem Gouverneur steht das Recht zu, „zu Zwecken der Zivilverwaltung Teile der Schutztruppen soweit zu verwenden, als militärische Rücksichten nicht entgegenstehen."

In diesem Falle haben die Angehörigen der Schutztruppe den Anordnungen des Chefs der betreffenden Zivilverwaltung Folge zu leisten, in allen rein militärischen Dingen bleiben sie indessen ihrem militärischen Vorgesetzten unterstellt. Etwaige Streitigkeiten, die in solchen Fällen hinsichtlich der Machtbefugnisse zwischen der Zivil-

und Militärbehörde entstehen können, hat der Gouverneur als oberste Gewalt in der Kolonie zu entscheiden.

In gewöhnlichen Friedenszeiten sind Mißstände hinsichtlich dieser Organisation nicht zutage getreten. Der Ausbruch des südwestafrikanischen Aufstandes hat jedoch ihre Unzulänglichkeit in ungewöhnlichen Zeiten erkennen lassen.

Das südwestafrikanische Schutzgebiet, an Flächeninhalt dem Königreich Preußen um das Anderthalbfache überlegen, war beim Beginn der Unruhen von nicht ganz 800 Mann besetzt. Die Truppe war in vier je etwa 150 Mann starke Kompagnien, eine Feld- und eine Gebirgs-Batterie eingeteilt und auf einen Raum von rund 900 km Länge auseinandergezogen. Von den Kompagnien befand sich nur etwa ein Drittel vereinigt in den Stabsquartieren Outjo, Windhuk, Omaruru und Keetmanshoop; die übrigen waren auf den weit im Lande zerstreut liegenden kleineren Stationen verteilt. Alle Stationen, die größeren wie die kleineren, mußten zu Zwecken der Zivilverwaltung eine ganze Anzahl von Mannschaften abgeben, so daß selbst an den Hauptstationen manchmal nicht mehr als 10 bis 15 Mann zum Dienst verfügbar waren. Die Vereinigung selbst einer so schwachen Truppenmacht wie eine Kompagnie mußte eine geraume Zeit in Anspruch nehmen, und im Falle eines Aufruhrs vermochten die Eingeborenen überall mit Überlegenheit aufzutreten.

Unter solchen Verhältnissen konnte von einer Schlagfertigkeit der Truppe nicht die Rede sein. Es war ein Zustand, der nur denkbar war, solange die Mehrzahl der Eingeborenen es für gut befand, Frieden zu halten. Ferner machten die zahlreichen Abkommandierungen zu Zwecken der Zivilverwaltung die gründliche Durchbildung der Truppe in der Eigenart afrikanischer Kriegführung vielfach unmöglich.

Während eines großen Teils des Jahres waren den Kompagnien die Pferde und Fahrzeuge entzogen.*) Die Truppen waren dadurch zum Stillsitzen in den Garnisonen gezwungen und die Abhaltung größerer Übungen zur Ausbildung von Mann und Pferd, vor allem in dem so wichtigen Patrouillenreiten und in der Ausführung großer Märsche, wurde unmöglich, worunter die Kriegstüchtigkeit der Truppen sehr litt. Die hervorragenden Marsch- und Gefechtsleistungen der Kompagnie Franke sind nur dadurch ermöglicht worden, daß Hauptmann Franke neben seiner militärischen Dienststellung zugleich Bezirksamtmann war und deshalb Mittel und Wege hatte finden können, seine Kompagnie trotz aller Schwierigkeiten dauernd beritten zu erhalten und kriegsgemäß durchzubilden.

Als sich gleich bei Ausbruch des Aufstandes die im Lande befindlichen Truppen

*) Die Pferde müssen während der von Mitte Dezember bis Ende März dauernden Sterbezeit auf sogenannte Sterbeposten gebracht werden, d. h. an Orte, an denen wegen ihrer Höhenlage und sonstiger klimatischer Eigenschaften die Pferdesterbe nicht auftritt. Mit der Kompagnie gleichzeitig dorthin auszurücken, dafür fehlte es an Transportmitteln und an Mitteln zur Bestreitung der unvermeidlichen Mehrausgaben für Verpflegung usw.

als viel zu schwach erwiesen, und die Entsendung von Verstärkungen aus der Heimat nötig wurde, fehlte es dort an einer sofort verfügbaren, für den Dienst in den Kolonien vorbereiteten Reserve; denn die schwachen Marinetruppen konnten als solche nicht angesehen werden. Die Verwendung des in aller Eile zusammengestellten Marine-Expeditionskorps wurde erschwert durch die unzureichende Vorbildung dieser Truppe für den Dienst in der Kolonie und durch die Art ihrer Zusammensetzung, da eine große Anzahl erst im Herbst eingestellter, noch nicht völlig ausgebildeter Rekruten hatte mitverwendet werden müssen. Diese jungen unzureichend durchgebildeten Mannschaften erwiesen sich zudem als wenig widerstandsfähig gegen Anstrengungen und Klima. Nach zweimonatlicher Verwendung im Schutzgebiet wurde die Masse der Marine-Infanterie durch den Ausbruch einer Typhusepidemie, deren Heftigkeit sich wohl mit durch die geringe Widerstandsfähigkeit der Mannschaften erklären läßt, dauernd operationsunfähig.

Auch traten Schwierigkeiten durch den Dualismus der Verwaltung ein. Während die Schutztruppe dem Oberkommando unterstand, war für alle Verwaltungsangelegenheiten des Marine-Expeditionskorps das Reichs-Marine-Amt die zuständige Behörde. „Dies erwies sich als undurchführbar", schreibt General Leutwein in einem Bericht, „so daß ich, dem Zwange folgend, selbständig eine gemeinsame Verwaltung für beide Teile angeordnet habe, was nachträglich höheren Ortes gebilligt wurde."

Als dann bald noch weitere Verstärkungen notwendig wurden, wollte man aus innerpolitischen Rücksichten nicht geschlossene Verbände der Armee mobil machen, sondern stellte „die Verstärkung der Schutztruppe" aus Freiwilligen des Landheeres auf. Man mußte dabei den Nachteil in den Kauf nehmen, daß durch die wiederholte Abgabe von Offizieren und Mannschaften die einzelnen Truppenverbände wenigstens vorübergehend geschwächt und die Organisation des Landheeres gestört wurde.

Die Formierung der Freiwilligenaufgebote war Sache des Oberkommandos der Schutztruppen. Den dauernd sich steigernden Anforderungen konnte dieses seiner Organisation nach, die nur auf kleine Verhältnisse zugeschnitten war, nicht gewachsen sein. Um die Einheitlichkeit der Verwaltung zu erhalten, wurde zunächst versucht, das Personal dieser Behörde zu verstärken. Als aber die immer mehr wachsende Arbeitslast den kleinen Organisationsrahmen und die menschenmöglichen Arbeitsleistungen seines Personals zu überschreiten begannen, und die glatte Abwicklung der schwierigen Verwaltungs- und Organisationsgeschäfte ins Stocken zu geraten drohte, entschied Seine Majestät der Kaiser auf gemeinsamen Vortrag des Reichskanzlers und des preußischen Kriegsministers durch A. O. vom 19. Mai 1904, daß die Aufstellung aller weiteren Verstärkungen nebst der Beschaffung des Bedarfs an Pferden und — den Anforderungen des Oberkommandos der Schutztruppen entsprechend — auch eines Teiles des Kriegsmaterials durch das preußische Kriegsministerium zu bewirken sei. Das Oberkommando besorgte nur zum Teil die Ausrüstung sowie alle

Transportgeschäfte. Diese Neuordnung hatte den Vorteil, daß nunmehr die ganze Organisation und Ausrüstung der Verstärkungen der Schutztruppen in die Hände einer Behörde gelegt war, die dieser umfangreichen Aufgabe in jeder Weise gewachsen sein mußte, sowohl durch das zahlreiche und in jeder Beziehung geschulte Personal ihrer alle Zweige der Verwaltung umfassenden Ressorts, die an eine ineinander greifende Arbeit gewöhnt waren, als auch durch ihre weitverzweigten, zuverlässigen und erprobten geschäftlichen Verbindungen.

Allein die Neuordnung hatte einen sehr großen Nachteil. Dadurch, daß die frühere so bewährte Einheitlichkeit der Organisation durchbrochen und eine mehrköpfige Verwaltung geschaffen wurde, traten bei der Ausstattung der Expeditionstruppen mit Personal und Kriegsmaterial mitunter störende Verzögerungen ein, die bei einheitlicher Leitung durch eine Behörde wohl zu vermeiden gewesen wären.

Die Kolonialabteilung hatte die Verrechnung der gesamten Kosten, das Reichs-Marine-Amt die Verwaltung für das Marine-Expeditionskorps, das preußische Kriegsministerium und das Oberkommando der Schutztruppen teilten sich in die Organisation und Verwaltung der Verstärkungen für die Schutztruppen, und dem Chef des Generalstabes der Armee war die Leitung der Operationen übertragen. Diese fünf Behörden hatten sich in vielen Fragen erst untereinander zu verständigen und hierüber ging viel kostbare Zeit verloren.

Die schließliche Ausführung des Befohlenen mußte dann häufig unter Hochdruck betrieben werden, was bei den zu beschaffenden Kriegsvorräten auf die Güte der Ware keineswegs günstig eingewirkt und vielfach erhebliche Mehrkosten verursacht hat. Auch bei der Aufstellung der Verbände entstanden mehrfach Schwierigkeiten, die sich durch die Notwendigkeit der gleichzeitigen Sicherstellung des Ersatzes für die Ostasiatische Besatzungs-Brigade vorübergehend noch steigerten. Das Fehlen dauernd vorhandener, für überseeische Zwecke stets verwendbarer Truppen machte sich in dieser Zeit besonders unangenehm fühlbar.

Bei der Aufstellung und Verwendung der aus Freiwilligen des ganzen Heeres zusammengesetzten Verstärkungstruppen traten nun alle die Mißstände hervor, die in der Eile geschaffenen Neubildungen stets anhaften und ihren kriegerischen Wert herabdrücken.

Vor allem fehlte es an der nötigen Zeit zur Festigung der Verbände und zum Zusammenschweißen der Truppe, in der sich Führer und Mannschaft völlig fremd gegenüber standen; die im Felde unbedingt erforderliche innere Berührung zwischen Vorgesetzten und Untergebenen fehlte gänzlich. Die kurze Zeit der Seereise war hierzu unzureichend und ungeeignet, die ersten Transporte erhielten zudem erst an Ort und Stelle ihre endgültige Formation, so daß die Zeit der Seereise für diese Zwecke nicht ausgenutzt werden konnte. Gerade für koloniale Kriege, in denen die richtige individuelle Bewertung des Einzelnen von besonderer Wichtigkeit ist, muß der

Kompagniechef die Möglichkeit haben, seine Mannschaften schon im Frieden kennen zu lernen. Die gegenseitige Unbekanntschaft hatte bis zu den untersten Stellen Mißgriffe in der Wahl der Persönlichkeiten zur Folge, wodurch manche Reibungen entstehen mußten.

Auch fehlte es an Zeit, die Truppe und Verwaltung vorher mit der Eigenart der kolonialen Kriegführung vertraut zu machen. Erst die Kenntnis des Landes, seiner Produkte, der Bedürfnisse von Mensch und Tier und der Erfordernisse der Kriegführung bei den besonderen Eigentümlichkeiten eines außereuropäischen Kriegsschauplatzes befähigt den Intendanturbeamten zur vollkommenen Erfüllung seiner äußerst schwierigen Aufgaben. Die kolonialen Militärbeamten bedürfen ebenso wie der Kolonialsoldat schon im Frieden einer besonderen Vorbildung. Sie brauchen keine Helden der Feder und Rechenkünstler zu sein, sondern müssen Männer der Praxis sein, die sich im Sattel wohlfühlen und Landeskenntnisse besitzen.

Andere Hemmnisse, die bei der Verwendung der neugeschaffenen Schutztruppenformationen hervortraten, hatten in deren Zusammensetzung und der Eigenart der Kriegführung ihren Grund.

Bei den ersten Verstärkungen waren mit einer Ausnahme alle Kompagniechefs und die Mehrzahl der Mannschaften der Infanterie entnommen worden; es fehlte an Zeit und Kenntnissen, den Mannschaften, die als berittene Infanterie verwendet werden sollten, die nötige Ausbildung im Reiten und in der Pflege des Pferdes zuteil werden zu lassen; infolgedessen litt das an sich gute und kostbare Pferdematerial außerordentlich und damit auch die Brauchbarkeit der Truppe. Ihre Ergänzung lediglich aus Mannschaften der berittenen Waffen war jedoch untunlich, da gerade die koloniale Gefechtsführung ein sehr hohes Maß von Schießausbildung des einzelnen Mannes erfordert.

Zu diesen Schwierigkeiten kam die völlige Fremdheit des Kriegsschauplatzes, die Ungewohntheit des Klimas, die Unkenntnis des Feindes und seiner Fechtweise, Ungeübtheit im Auffinden und Benutzen der Hilfsquellen des Landes, in der Behandlung der Eingeborenen und dergl., — alles dies bewirkte, daß die aus Deutschland nachgeführten dringend erforderlichen Verstärkungen in unfertigem Zustande an den Feind geführt werden mußten, wodurch die Kriegführung wesentlich erschwert wurde.

Wenn ein kriegsstarkes Bataillon Infanterie aus Deutschland in Swakopmund landet, so sind dies noch lange nicht 1000 brauchbare afrikanische Soldaten; der Unterschied zwischen der kriegerischen Brauchbarkeit der alten afrikanischen Soldaten und den frischen europäischen Verstärkungen ist denn auch in den ersten Gefechten sehr deutlich hervorgetreten. Auch die Herero sollen diesen Unterschied erkannt haben Wenigstens wurden einem ihrer Großleute (Unterkapitän Kajata) die Worte in den Mund gelegt: „Die alten Soldaten fürchten wir, die neuen nicht, die kommen direkt

von der Mutter". Mit Recht hebt auch Hauptmann Franke hervor, daß der Siegeslauf der 2. Feld-Kompagnie der alten Schutztruppe nur mit seinen in der afrikanischen Kriegführung geschulten Mannschaften möglich gewesen sei.

Diese Mißstände, die bei der Verwendung sowohl der alten Schutztruppe wie der aus der Heimat nachgesandten Verstärkungen zu Tage getreten sind, lehren zweierlei:

1. daß die bisherige Schutztruppe einer Reorganisation bedarf;

2. daß die Schaffung eines dauernd in der Heimat vorhandenen Truppenverbandes, der jederzeit zur Verwendung auf überseeischen Gebieten bereit ist, eine unabweisbare Notwendigkeit ist.

Für die Mängel in der Organisation der Schutztruppe hat man vielfach in erster Linie den Umstand verantwortlich gemacht, daß unsere Schutztruppe nicht einer rein militärischen Behörde unterstellt gewesen sei. Bei einer Neuordnung sei deshalb als wichtigster Grundsatz die Unterstellung sämtlicher Schutztruppen unter das Preußische Kriegsministerium aufzustellen. Man solle hierin dem Vorbilde Frankreichs folgen, das nach den Erfahrungen der verlustreichen Madagaskar-Expedition diesen Schritt getan habe.

Bei der grundlegenden Bedeutung dieser Frage erscheint es notwendig, sich die Entstehung der jetzigen französischen Kolonialarmee ins Gedächtnis zu rufen und deren Leistungen zu prüfen. Bei der Ähnlichkeit, die zwischen den militärischen und kolonialpolitischen Verhältnissen Frankreichs und Deutschlands in mancher Hinsicht besteht, wird es lehrreich sein, die Erfahrungen jenes Landes bei einer Neuregelung unserer kolonialen Wehrverhältnisse zu Rate zu ziehen.

In Frankreich wurden die Kolonien bis zum Jahre 1889 vom Marineministerium verwaltet. Diesem unterstanden daher auch die gesamten kolonialen Wehrkräfte sowohl in der Heimat wie in den Kolonien selbst. Sie umfaßten insgesamt 12 Regimenter Marine-Infanterie und 2 Regimenter Marine-Artillerie, außerdem etwa 12 Bataillone farbiger Truppen. Hiervon standen 8 Regimenter Marine-Infanterie und ein Teil der Marine-Artillerie in der Heimat, der Rest war in den Kolonien verteilt. Ferner war als Reserve für koloniale Zwecke die dem Kriegsministerium unterstehende Fremdenlegion in Algier verfügbar. Bis zum Jahre 1893 wurde der über die vorhandenen Freiwilligen und Kapitulanten hinausgehende Ersatzbedarf durch Auslosung unter den Ausgehobenen gedeckt. Dann aber wurde gesetzlich bestimmt, daß in den Kolonien nur Freiwillige und Kapitulanten dienen sollten, die Ausgehobenen lediglich zum Dienst in den Marine-Truppenteilen der Heimat verpflichtet seien.

Die mit der zunehmenden Bedeutung der Kolonien anwachsende Verwaltungslast war im Jahre 1889 dem Marineministerium abgenommen und einer besonderen Kolonial-Abteilung im Ministerium für Handel und Gewerbe übertragen worden,

aus der im Jahre 1894 ein selbständiges Kolonialministerium gebildet wurde. Die Kolonialtruppen blieben indessen dem Marineministerium unterstellt. Es wurde damit für die kolonialen Wehrkräfte eine Organisation geschaffen, die nichts weniger als einheitlich war und den Keim von Mißhelligkeiten in sich trug. Das Kolonialministerium besaß das Verfügungsrecht lediglich über die in den Kolonien befindlichen Streitkräfte, das Marineministerium hatte die Kommandogewalt über alle kolonialen Truppen sowie auch das Verfügungsrecht über die in der Heimat stehenden; dem Kriegsministerium lag zum Teil der Ersatz der Marinetruppe ob, daneben übte es die Kommandogewalt über die im Kolonialdienst verwendeten Truppen der Fremdenlegion aus und besaß bei einem europäischen Festlandskriege das Verfügungsrecht über sämtliche im Mobilmachungsfalle zu einem Armeekorps zu vereinigenden Marinetruppen in der Heimat.

Die Unhaltbarkeit dieser vielköpfigen Organisation trat bei den schon im August 1894 eingeleiteten Vorbereitungen der Madagaskar-Expedition für alle beteiligten Stellen empfindlich in die Erscheinung.

Zur Vermeidung von ernsten Reibungen wurde behufs Bearbeitung von Vorschlägen für die Expedition eine Kommission aus Mitgliedern aller beteiligten Behörden berufen. Auf Grund der Beratungen dieses Ausschusses wurde beschlossen, die Leitung der für das Frühjahr 1895 in Aussicht genommenen Expedition nicht, wie dies doch natürlich gewesen wäre, dem die Marinetruppe befehligenden Marineministerium, sondern dem Kriegsministerium zu übertragen, während das Marineministerium nur für den Transport des Expeditionskorps bis zur Operationsbasis an der Westküste der Insel Madagaskar zu sorgen hatte. In das Expeditionskorps hatten ursprünglich in erster Linie farbige Soldaten aus den Kolonien sowie Truppen des in Algier liegenden XIX. Armeekorps eingestellt werden sollen. Später entschloß man sich jedoch in Überschätzung der madagassischen Wehrkraft dazu, hauptsächlich zuverlässige weiße Truppen zu verwenden. Von diesen stellten die Marinetruppen nur einen kleinen Teil, während die Mehrzahl dem dem Kriegsministerium unterstehenden XIX. Armeekorps in Algier entnommen wurde.

Für die an sich unverständliche Maßnahme, nicht gerade in erster Linie Marinetruppen, die doch vor allem kolonialen Zwecken dienen sollten, heranzuziehen, waren verschiedene Gründe maßgebend. Einmal glaubte man, daß die farbigen Truppen in den Kolonien sowie die in Algier stehenden weißen Soldaten den Anstrengungen des tropischen Klimas eher gewachsen seien, als Truppen aus dem Mutterlande. Dann aber war es — und dieser Grund gab den Ausschlag — von vornherein ausgeschlossen, das Expeditionskorps allein aus Marinetruppen zusammenzustellen, da diese infolge dauernden Mangels von Freiwilligen so schwach waren, daß aus der gesamten Marine-Infanterie der Heimat kaum ein Regiment gebildet werden konnte. Bei der Unvollständigkeit der Cadres der Marinetruppen erwies es sich in der Folge,

trotz des hierdurch entstehenden Dualismus, sogar als notwendig, selbst Truppen des europäischen Landheeres in sehr erheblichem Umfange zu dem Expeditionskorps heranzuziehen.

Von den beiden zu errichtenden Brigaden stellten das Kriegs- und Marineministerium je eine auf; die erstere bestand aus einem aus Freiwilligen des heimischen Landheeres gebildeten Infanterie-Regiment, einem ebensolchen Jäger-Bataillon und einem algerischen Regiment, das sich aus Mannschaften der algerischen Schützen und der Fremdenlegion zusammensetzte. Die vom Marineministerium errichtete Brigade bestand aus einem Regiment heimischer Marine-Infanterie und einem farbigen Kolonial-Regiment. Eine Eskadron und einen Teil der Batterien sowie die technischen und Verwaltungstruppen entnahm ebenfalls das Kriegsministerium aus Truppen des Landheeres.

Wenn man in Frankreich geglaubt hatte, in den Marinetruppen eine jederzeit für alle überseeischen Anforderungen geeignete Organisation zu besitzen, so sah man sich in dieser Erwartung getäuscht. Man hatte die Marinetruppen derart vernachlässigt, daß gerade das eingetreten war, was man zu vermeiden beabsichtigte: der Bestand des Landheeres mußte angetastet werden.

Das Madagaskar-Expeditionskorps stellte eine völlige Neubildung dar, und bei seiner Verwendung traten auch alle diejenigen Mängel zutage, die derartigen Improvisationen stets anhaften, und wie wir sie bei den Neubildungen anläßlich des Aufstandes in Südwestafrika neun Jahre später gleichfalls kennen lernen sollten. Es entstanden sowohl bei den Heimatbehörden wie bei der Truppe selbst vielfache Schwierigkeiten und Hemmnisse, die der Sache nicht zum Vorteil gereichten.

In der Heimat zeigte unter anderem der Umstand, daß das Expeditionskorps aus Truppenteilen zusammengestellt war, die verschiedenen Ministerien unterstanden, trotz der einheitlichen Leitung durch das Kriegsministerium, die nachteiligsten Folgen, die in ernsten Reibungen zwischen diesen Behörden zum Ausdruck kamen. Besonders nachteilig trat dies bei der Landung der Truppe an der Westküste Madagaskars hervor. Die Reede von Modjanga erwies sich, ähnlich wie in Südwestafrika die Reede von Swakopmund, als völlig unzureichend; man mußte die zeitraubende Entladung durch Leichter wählen, und da die Transporte sehr schnell aufeinander folgten, hatten sie bei dem Mangel an Leichtern oft sehr lange auf ihre Löschung zu warten, wodurch zum Überfluß durch Liegegebühr bedeutende Mehrkosten entstanden. Vor allem verzögerte sich der Beginn der Operationen erheblich. Dies war um so nachteiliger, als man dadurch gezwungen war, mit den Operationen zu einer Jahreszeit anzufangen, in der die ungünstigen Einflüsse des Klimas besonders wirksam waren.

Das Fieberklima der Insel war ein weit gefährlicherer Feind als die Eingeborenen selbst, und diesen Kampf war man obendrein gezwungen, mit unfertigen Truppen zu führen. Unter den meist in jugendlichem Alter stehenden, nicht akklimatisierten, wenig

widerstandsfähigen weißen Soldaten aus Europa, denen zudem noch jedes feste soldatische Gefüge fehlte, forderte in erster Linie das Fieber, daneben Typhus und Ruhr entsetzliche Opfer. Beispielsweise büßte das Jäger-Bataillon Nr. 40 nach wenigen Wochen von 800 Mann 450 ein, das Infanterie-Regiment Nr. 200 von 2400 Mann 1693, ein Bataillon hatte nur noch sieben dienstfähige Leute. Damit waren diese Truppenteile schon nach kurzer Zeit verwendungsunfähig geworden. Ein Seitenstück hierzu bildete bei der südwestafrikanischen Expedition in gewisser Hinsicht unser aus zwei See-Bataillonen zusammengestelltes Marine-Expeditionskorps.

Weit günstiger als bei den jungen europäischen Soldaten lagen die Gesundheitsverhältnisse bei den weißen Truppen, deren Mannschaften aus Leuten reiferen Alters bestanden und die schon früher in Kolonien mit tropischem Klima gedient hatten, am günstigsten indes bei den farbigen Truppen. Das Kolonial-Regiment verlor beispielsweise von 2400 Mann nur etwas über 500 Mann. Die Gesamtverluste des Expeditionskorps durch Krankheit betrugen etwa 4500 Mann, annähernd 25 v. H.! Diese Zahlen reden eine lehrreiche Sprache, und Deutschland kann immer noch von Glück sagen, daß der Aufstand, der jetzt soviel Opfer erfordert, nicht in einem so gefährlichen Klima niederzuwerfen ist.

Die französischen Erfahrungen lehren ebenso wie die deutschen, daß es verkehrt ist, für überseeische Unternehmungen in tropischen oder subtropischen Klimaten nicht akklimatisierte Leute zu jugendlichen Alters zu verwenden, und daß unter den weißen Soldaten die älteren, die womöglich schon im tropischen Klima länger gelebt haben, die brauchbarsten sind; die größte Widerstandskraft gegen klimatische Einflüsse besitzen farbige Truppen, diese sind deshalb vor allem bei Unternehmungen in tropischen Klimaten in erster Linie zu verwenden, sie haben zudem den Vorzug größerer Billigkeit und sind leichter und einfacher zu ernähren und zu unterhalten.

Die schweren Opfer der Madagaskar-Expedition hatten in Frankreich eine nicht geringe Aufregung hervorgerufen; man machte die mangelhaften Vorbereitungen sowie die unzureichende Organisation der Marinetruppen mit verantwortlich und verlangte allgemein auf das dringendste eine Neugestaltung der kolonialen Wehrkraft. Hierbei traten derartige Gegensätze in den Ansichten zutage, daß erst im Jahre 1900 eine neue Organisation zustande kam, obwohl in den vier Jahren vorher nicht weniger als 30 diesbezügliche Gesetzentwürfe der Kammer vorgelegen hatten. Die größten Schwierigkeiten verursachte die Lösung der Frage der Unterstellung der Kolonialarmee.

In Betracht kamen das Marineministerium, das Kolonialministerium und das Kriegsministerium.

Nach den Erfahrungen, die man mit dem Marineministerium gemacht hatte, fand dieses am wenigsten Anhänger, zumal Schutz und Sicherung der Kolonien, so hieß es, gar nicht einmal seine, sondern des Kolonialministeriums Aufgabe sei. Die Ver-

teidigung der Kolonien trage jetzt zudem einen rein kontinentalen Charakter und müsse, auch ohne Beherrschung der See durch die Flotte, selbständig nach innen und außen geführt werden können.

Mehr Stimmen machten sich für die Unterstellung unter das Kolonialministerium geltend. Hierfür sprach vor allem, daß auf diese Weise die so sehr nachteilig empfundene Vielköpfigkeit in der Verwaltung und der Verwendung der Truppe beseitigt werden konnte.

Die Einheitlichkeit der Organisation wurde von vielen als erstes und notwendigstes Erfordernis betont. Zudem erschien es nur natürlich, dem Ministerium, das für die Kolonialpolitik verantwortlich war, die Kolonialtruppe, das zur Durchführung seiner Politik bestimmte Werkzeug, zu unterstellen. Allein es erhob sich das Bedenken, daß bei einer Unterstellung von Truppen unter ein rein ziviles Ministerium trotz des diesem beigegebenen militärischen Beirats die militärischen Interessen aller Voraussicht nach leiden würden. Neben oder im Kolonialministerium eine besondere große und selbständig arbeitende militärische Verwaltungsbehörde zu schaffen, dazu wollte man sich nicht entschließen. So blieb nichts anderes übrig, als die Kolonialtruppen dem Kriegsministerium zu unterstellen, wenn man auch damit den an sich als notwendig erkannten Grundsatz der Einheitlichkeit der Organisation opferte.

Von ausschlaggebender Bedeutung bei dieser Entscheidung war ein Grund, der mit der Verteidigung der Kolonien an sich nichts zu tun hatte.

Die in der Heimat garnisonierenden Kolonialtruppen sollten neben ihrem kolonialen Zweck einer Verstärkung der heimischen Wehrkraft für den Fall eines europäischen Krieges dienen. Ihre Verwendung hierfür konnte viel wirksamer vorbereitet werden, wenn sie dauernd der Behörde unterstellt wurden, in deren Händen die Mobilmachung des französischen Heeres lag. Es wurde ferner geltend gemacht, daß bei der Organisation, Ausbildung, Bewaffnung und Ausrüstung der Kolonialarmee die gleichen Gesichtspunkte wie für das Landheer maßgebend seien. Das Kriegsministerium bewirke ferner den Ersatz sowie die Kontrolle des Beurlaubtenstandes und stelle im Bedarfsfalle ohnehin eine Reihe von Formationen wie die der Spezialwaffen auf.

Auf Grund aller dieser Erwägungen einigte man sich schließlich dahin, die gesamten Kolonialtruppen dem Kriegsministerium zu unterstellen.

Neuformationen wurden bei dieser Neugliederung der Kolonialtruppen nicht vorgenommen. Alle bereits bestehenden Regimenter der Marine-Infanterie und -Artillerie bilden jetzt mit den Eingeborenen-Regimentern die Kolonialarmee. Diese zerfällt in die in den Kolonien und die in der Heimat stehenden Truppen. Die Friedens-Organisation der heimischen Kolonialtruppen entspricht der eines heimatlichen Armeekorps, allerdings ohne Kavallerie. Während die Unterhaltungskosten für die in den Kolonien stationierten Truppen dem Budget des Kolonialministeriums zur Last fallen, ist das Budget für die heimischen Kolonialtruppen auf den Etat des Kriegs-

ministeriums übernommen. Für die Bearbeitung aller die Kolonialarmee betreffenden Angelegenheiten ist eine besondere Abteilung im Kriegsministerium gebildet.

Aus der Unterstellung der Kolonialarmee unter das Kriegsministerium ergaben sich mancherlei Unzuträglichkeiten. Um der Schwierigkeiten eines ausreichenden Ersatzes, unter denen schon die Schlagfertigkeit der früheren Marinetruppen so sehr gelitten hatte, leichter Herr zu werden, war man genötigt, auch in dies Gesetz eine Bestimmung aufzunehmen, daß der Ersatz der Kolonialtruppen außer durch Kapitulanten und Freiwillige auch durch Rekrutenaushebung erfolgen könne; diese Ausgehobenen brauchten weder tropendienstfähig zu sein, noch waren sie zum Dienst in den Kolonien verpflichtet. Sie hatten nur die Bestimmung, die Kolonialarmee auf ihrer Sollstärke zu erhalten, was das Interesse der heimischen Landesverteidigung gebot.

Die Zahl der Ausgehobenen soll zeitweise mehr als ein Drittel der Sollstärke betragen haben. Bei einer Verwendung der Kolonialtruppen zu überseeischen Expeditionen ist es mithin nicht möglich, sofort fertige in sich festgefügte geschlossene Verbände hinauszusenden, sondern es müssen erst neue Truppenteile aus den zum Dienst in den Kolonien bereiten Mannschaften formiert werden; diese neuen Formationen werden immer mehr oder weniger den Charakter von Improvisationen an sich tragen. Die im Verhältnis zu ihren Aufgaben zu hohe Sollstärke der heimischen Kolonialarmee auf das für die kolonialen Zwecke gebotene Mindestmaß zurückzuführen, verbietet wiederum das Interesse der heimatlichen Landesverteidigung.

Dieser Widerstreit der Interessen der heimischen und kolonialen Landesverteidigung trat auch in dem Verhältnis zwischen dem Kolonial- und dem Kriegsministerium zutage. Es war ein Unding, dem Kolonialminister, der doch die Verantwortung für die Kolonialpolitik zu tragen hatte, das Verwendungsrecht über die Kolonialtruppe zu entziehen. Hielt er z. B. die Verstärkung der militärischen Besatzung in einer der Kolonien für nötig, so mußte er hierzu erst die Genehmigung des Kriegsministers nachsuchen. Diesem standen indessen begreiflicherweise die Interessen der heimatlichen Landesverteidigung näher als die der Kolonien, und sein durch die politische Lage in Europa bedingtes Bestreben, das heimische Kolonialkorps möglichst vollzählig zu erhalten, war natürlich.

Auch bei Stellenbesetzungen waren Meinungsverschiedenheiten unausbleiblich. Unter der mangelnden Einheitlichkeit der Organisation hatten besonders auch die in den Kolonien stehenden Teile der Kolonialarmee zu leiden. Während die in Frankreich stehenden Kolonialtruppen in allen Verhältnissen dem Kriegsministerium unterstanden, war dies bei den in den Kolonien befindlichen nur hinsichtlich der Kommandogewalt der Fall. Ihre Verwaltung und Verwendung stand dem Gouverneur zu, der wiederum dem Kolonialminister unterstand; nur so ließ sich die Verantwortlichkeit des Gouverneurs für den Schutz und die Sicherheit der ihm anvertrauten Kolonie aufrecht erhalten.

Die Truppen in den Kolonien unterstanden daher teils dem vom Kolonialministerium abhängigen Gouverneur, teils dem Kriegsminister. Die Zwiespältigkeit dieses Verhältnisses hat nach einem dem französischen Senat vorgelegten Bericht über das Kolonialbudget für 1904 zu den größten Unzuträglichkeiten Veranlassung gegeben.

Die neue Organisation vom Jahre 1900 krankte eben an der Verquickung an sich verschiedenartiger Interessen, denen zuliebe man auch den Nachteil einer Zwiespältigkeit in der Organisation in den Kauf genommen hatte. Diese Mängel sind auch in Frankreich erkannt worden. Oberstleutnant Bouliol meint in seinem Buche „De l'organisation de l'armée coloniale“, der Hauptfehler der Organisation liege darin, daß sie nicht lediglich auf koloniale, sondern auch auf kontinentale Verhältnisse zugeschnitten sei. Die koloniale Bestimmung trete vor dem Gesichtspunkt der Verwendung im Heimatland zurück. Aus diesem Grunde sei auch der Rahmen der Organisation der heimischen Kolonialtruppen viel zu umfangreich und nicht den rein kolonialen Bedürfnissen entsprechend.

Zu einer Teilung der Organisation, durch die dem Kolonialministerium alle für den Schutz der Kolonien nötigen Truppen in allen Angelegenheiten unterstellt und dem Kriegsministerium die nur in besonderen Bedarfsfällen über See zu verwendenden Streitkräfte zugeteilt wurden, hat man sich in Frankreich nicht entschließen wollen.

Die Schwierigkeiten ausreichenden Ersatzes führten im Jahre 1903 zu einer Neueinteilung der kolonialen Wehrkraft. Es überstieg die personelle und materielle Leistungsfähigkeit Frankreichs, in allen Kolonien militärisch gleich stark aufzutreten. Man teilte daher den gesamten Kolonialbesitz nach der geographischen Lage in fünf Hauptgruppen ein, deren jede unter ein einheitliches Oberkommando gestellt wurde, und unterschied innerhalb dieser Gruppen die Kolonien von wirtschaftlicher und zugleich militärischer und solche von rein wirtschaftlicher Bedeutung. Während diese nur eine militärische Besatzung erhielten, die zur Aufrechterhaltung der Ordnung im Inneren des Landes ausreichte, wurde die Besatzung der anderen so stark gemacht, daß sie, unabhängig von der Beherrschung der See durch die Flotte und der Unterstützung aus dem Heimatlande, allen von innen und außen an sie herantretenden Aufgaben selbständig gewachsen, ja daß sie sogar imstande war, offensiv aufzutreten.*)

Gleichzeitig mit dieser Neueinteilung der Wehrkraft wurden gesetzliche Bestimmungen getroffen, die die Einheitlichkeit der Organisation wenigstens bis zu einem gewissen Grade herstellen und vor allem den Einfluß des Kolonialministeriums auch in militärischen Angelegenheiten stärken sollten. Während früher die Organisation, Verteilung und Zusammensetzung der Truppen in den Kolonien der Entscheidung

---

*) Bemerkenswert sind hierüber die Verhandlungen in der Kammer vom 27. März 1900; es wurde hier ausgesprochen, daß Frankreich in der Lage sein müsse, eine Bedrohung Indo-Chinas durch England ebenso offensiv zu erwidern, wie es Rußland durch seine asiatische Stellung gegen Vorderindien vermöchte.

des Kriegsministeriums vorbehalten war, wurde die Bestimmung hierüber jetzt dem Kolonialministerium nach vorheriger Rücksprache mit dem Kriegsministerium übertragen. Die Besetzung der höheren militärischen Stellungen in den Kolonien erfolgte nicht mehr durch den Kriegsminister, sondern auf Vorschlag dieses und des Kolonialministers durch Dekret des Präsidenten der Republik.

Wenn auch durch diese Bestimmungen der Anlaß zu manchen Unzuträglichkeiten beseitigt ist, so werden doch jetzt in Frankreich sowohl in parlamentarischen wie in kolonialen Kreisen viele Stimmen laut, die mit Entschiedenheit auf eine vollständige Unterstellung der kolonialen Truppen unter das Kolonialministerium drängen.

Die Erfahrungen Frankreichs hinsichtlich der Unterstellung der kolonialen Truppe scheinen mithin zu einer Organisation führen zu wollen, wie wir sie in den Grundzügen in Deutschland bei den Schutztruppen bereits haben;*) hierin liegt für uns eine Warnung, den Bahnen, die Frankreich nach der Madagaskar-Expedition betrat, zu folgen.

Daß eine militärische Organisation in sich einheitlich sein muß, wird allgemein anerkannt. Die französischen Erfahrungen lehren jedoch, daß die Aufgaben überseeischer

*) Die hier ausgesprochene Vermutung scheint durch die tatsächlichen Ereignisse ihre Bestätigung finden zu sollen. Erst nach Drucklegung dieses Aufsatzes wurde bekannt, daß wahrscheinlich schon im kommenden Winter die Vorlage eines Gesetzentwurfes, die Reorganisation der Kolonialarmee betreffend, in der französischen Kammer zu erwarten steht. Hiernach wird voraussichtlich die Frage der Unterstellung der Kolonialarmee in dem oben angedeuteten Sinne ihre Lösung finden. In einem vor kurzem in der France militaire erschienenen sehr bemerkenswerten Aufsatz wird die jetzige Organisation einer sehr abfälligen Beurteilung unterworfen. Es heißt hier: „..... Es ist die allerhöchste Zeit, einen Zustand zu beseitigen, mit dem jeder unzufrieden ist, und der für die Verteidigung unserer Kolonien die allerernstesten Folgen haben kann. Die jetzige Organisation, die auf Grund jenes Gesetzes erfolgt ist, das die bisher dem Marineministerium unterstehenden Marinetruppen dem Kriegsministerium unterstellte, hat die schlimmsten Unzuträglichkeiten gezeitigt, und dies ist umsoweniger zu verwundern, als man sich bei der Durchführung dieser Neuerung geradezu sorgsam gehütet hat, irgendwelche Einheit in die mit dem Schutz des überseeischen Besitzes betraute Organisation zu bringen. Ihr anarchieartiger Charakter ist geradezu geflissentlich beibehalten worden, und man kann wirklich nicht überrascht sein, daß die Ergebnisse ebenso trostlose sind, wie bei der früheren Organisation. Es gibt sogar Stimmen, die so weit gehen, zu behaupten, daß sie noch schlechter sei, einzig und allein aus dem Grunde, weil die Befehle aus dem Kriegsministerium kommen, anstatt aus dem Kolonialministerium. Der Kolonialminister ist verantwortlich für den Schutz und die Verteidigung aller unserer überseeischen Besitzungen, er kann hierzu zwar auf einheimische Truppen nach Bedarf zurückgreifen, aber er bedarf erst der Zustimmung seines Kollegen vom Kriegsministerium, um Cadres von diesen Truppen oder von den in Frankreich befindlichen Kolonialtruppen oder endlich den Truppen in Algier und Tunis über See verwenden zu können. Von einer Verantwortung des Kolonialministers hinsichtlich der Verteidigung des kolonialen Besitzes kann daher in Wirklichkeit nicht die Rede sein, da er nicht über die Mittel verfügt, diese Verteidigung auch durchzuführen. Der Kolonialminister hat weder das Verfügungsrecht über die in Frankreich stationierten Kolonialtruppen, noch über das Korps in Algier—Tunis, das nach dem Gesetz vom 7. Juli 1900 auch eine Reserve der Kolonialarmee darstellen soll.“

Machtentfaltung, die heute an eine Großmacht mit Kolonialbesitz herantreten können, in sich so verschiedenartig sind, daß sie durch eine große Organisation, die zugleich ihre innere Einheitlichkeit wahren will, nicht zu lösen sind.

Man wird zwischen dem Schutz der Kolonien und den sonstigen Aufgaben militärischer Machtentfaltung über See zu unterscheiden haben und hiernach je nach den Aufgaben und Bedürfnissen getrennte Organisationen nebeneinander schaffen müssen, die jedoch in sich die Einheitlichkeit der Gliederung und des Zweckes wahren.

Soll die Einheitlichkeit bei unseren nur für den Schutz der Kolonien bestimmten Schutztruppen gesichert bleiben, so ist dies nur durch ihre Unterstellung unter die Kolonialbehörde zu erreichen, d. h. derjenigen Behörde, die für die gesamte Kolonialpolitik auch die Verantwortung trägt.

Wenn heute unter dem Eindruck der Ereignisse des südwestafrikanischen Aufstandes vielfach die Unterstellung der Schutztruppen unter eine rein militärische Behörde gefordert wird, so scheinen auch die Erfahrungen, die wir selbst erst vor wenigen Jahren hiermit gemacht haben, in Vergessenheit geraten zu sein. Wohl keiner, der die Zwiespältigkeit des damaligen Zustandes miterlebt oder mitgefühlt hat, wird dessen Wiederkehr wünschen.

Der frühere Gouverneur von Südwestafrika, General Leutwein, ist zwar in der Theorie ein Anhänger der grundsätzlichen Unterstellung der Schutztruppen unter eine rein militärische Behörde, hält diesen Grundsatz in der Praxis aber nicht für anwendbar. Als bei uns der Versuch einer Teilung von Kommandogewalt und von Verwaltung und Verwendung der Schutztruppe zwischen Reichs-Marine-Amt und Kolonialbehörde gemacht wurde, war General Leutwein, obwohl selbst Soldat, einer der ersten, die für eine ausschließliche Unterstellung unter die Kolonialbehörde stimmten, ... „so sehr hatte ich die Unterstellung unter eine doppelte Kommandogewalt als unerträglich empfunden", heißt es in einem Berichte von ihm.

Der Gouverneur von Deutsch-Ostafrika, Graf Götzen, ist der gleichen Ansicht. Er hält vor allem die völlige Unterstellung der in den Kolonien befindlichen Truppe unter den Gouverneur für unumgänglich notwendig; hierüber äußert er sich folgendermaßen:*)

. . . . . „Es ist notwendig, daß auch einem Zivilgouverneur — und unsere Schutzgebiete sind in ihrer Entwicklung so weit, daß sie solche haben müssen, — die unbedingte Verfügung über die Schutztruppe zusteht, denn er ist verantwortlich für die Sicherheit im Lande und die Politik, und die Truppe ist ein Werkzeug der Politik."

*) Vortrag vor der Deutschen Kolonialgesellschaft, Abteilung München, gehalten am 29. Dezember 1904 zu München.

Alles dies lehrt, daß die Organisation, wie sie unsere heutige Schutztruppenordnung vorschreibt, an sich richtig und gesund ist, und daß es wünschenswert ist, sie in ihren Grundzügen beizubehalten. Um die Zivilbehörde in noch höherem Grade als bisher zur Erfüllung ihrer militärischen Aufgaben zu befähigen, erscheint es indessen notwendig, das bisherige Oberkommando der Schutztruppen zu einer Behörde auszugestalten, die in personeller und materieller Hinsicht allen in gewöhnlichen und außergewöhnlichen Zeiten an sie herantretenden Anforderungen gewachsen und alle Aufgaben der Verwaltung und Verwendung der Truppen sowie der Ausübung der Kommandogewalt zu lösen imstande ist.

In den Kolonien steht dem die oberste militärische Gewalt ausübenden Gouverneur zur Ausführung der militärischen Angelegenheiten der Kommandeur der Schutztruppe zur Verfügung. Er muß in allen, auch den disziplinaren Beziehungen dem Gouverneur unterstellt bleiben, selbst wenn dieser ein jüngerer Zivilbeamter sein sollte. „Die Eigenart der Stellung der Kolonialgouverneure", schreibt Graf Götzen, „erfordert dies unbedingt. Die weite räumliche Trennung vom Mutterlande, die Verbindung durch unsichere, in ausländischen Händen befindliche Kabel, die Vertretung nach außen hin, sowohl den Eingeborenen wie den Nachbarkolonien und den Kriegsschiffen fremder Mächte gegenüber, machen es notwendig, jede Vielköpfigkeit der obersten Stelle zu vermeiden. Gouverneure von Kolonien sind als Statthalter des Monarchen, als Vertreter der gesamten Staatsgewalt des Mutterlandes zu betrachten."

Es ist deshalb auch die in der jetzigen Schutztruppenordnung vorgesehene Regelung des Verhältnisses zwischen Gouverneur und Kommandeur als durchaus zweckentsprechend anzusehen. Einem einsichtigen, das Wohl des Ganzen erkennenden Soldaten wird, selbst wenn er einen höheren militärischen Rang bekleiden sollte, seine Unterordnung unter den Gouverneur um der Sache willen als eine notwendige Ehrenpflicht erscheinen, die dieses Opfer persönlichen Ansehens erfordert.

Die Unzulänglichkeiten der Organisation der Schutztruppen, wie sie bei Ausbruch des Aufstandes zutage traten, sind nicht in dem Umstande zu suchen, daß eine Zivilbehörde über die Truppe verfügte. Die militärischen Interessen haben seitens dieser Behörde bei richtiger Klarlegung von militärischer Seite stets die nötige Würdigung gefunden. Die Schwäche der Organisation lag vielmehr vor allem in der allzu geringen Zahl der Truppen und dem Umstand, daß diese zum größten Teil zu Verwaltungszwecken verwendet wurden, wodurch ihre Schlagfertigkeit und ihr militärischer Wert herabgedrückt waren.

Diesen Zustand hält auch der Gouverneur von Ostafrika, Graf Götzen, für unhaltbar; er sagt hierüber:*) „Da fast sämtliche Kompagnien der Schutztruppe da-

*) A. a. O.

durch, daß sie heute Verwaltungs- und Polizeigeschäfte führen müssen, in bestimmten Bezirken gewissermaßen festgelegt sind, fehlt es eigentlich an einer beweglichen Feldtruppe. Ich stehe auf dem Standpunkt, daß acht oder neun Kompagnien, die der Gouverneur überall einsetzen kann, einen besseren militärischen Schutz darstellen, als der heutige Bestand von 12 Kompagnien, die nicht überall verwendungsfähig sind. Ich kann heute, ohne die Verwaltung mehrerer Bezirke lahm zu legen, nicht drei volle Kompagnien auf einen Punkt vereinigen.

Dieser Zustand hat große Bedenken und muß geändert werden."

Seine Ursache ist in der übertriebenen Sparsamkeit zu suchen, wie sie bei der heimatlichen Behörde durch die trostlose Lage unserer Reichsfinanzen notwendig bedingt war. Die Ausgaben für den militärischen Schutz der Kolonien sind dem Sonderbudget der einzelnen Kolonien aufgebürdet, und da es nun ein natürliches Streben eines jeden Gouverneurs ist, das Budget seiner Kolonie nicht allzu ungünstig zu gestalten, so muß an Ausgaben für militärische Zwecke soviel wie möglich gespart und die Truppe in übertriebener, ihre Schlagfertigkeit beeinträchtigender Weise zu Verwaltungszwecken in Anspruch genommen werden. Es erscheint daher im militärischen Interesse als eine unabweisbare Forderung, sobald die Reichsfinanzen durch die in Aussicht stehende Reform einer Gesundung entgegengeführt sein werden, auch die Finanzen unserer Kolonien auf eine gesundere Basis zu stellen und vor allem die Ausgaben für die Schutztruppen auf den Etat des Auswärtigen Amtes zu setzen, zumal die Aufrechterhaltung der Reichshoheit in den Kolonien eine Aufgabe des Mutterlandes ist. Dieser Grundsatz findet bei allen Mächten mit Kolonialbesitz, außer in Deutschland, Anwendung.

Erst die Übernahme der Unterhaltungskosten für die Schutztruppen auf das Reich wird die völlige Loslösung der Truppen von Aufgaben der Zivilverwaltung ermöglichen und die Verwaltung der Kolonien in die Lage versetzen, eine für ihre Zwecke ausreichende Polizeitruppe aufzustellen; erst dann würde die Truppe eine wirklich schlagfertige Feldtruppe sein, und erst dann wird es möglich sein, zu einem richtigen Urteil über die Bemessung der Stärke und die Verteilung der Streitkräfte in den einzelnen Kolonien zu gelangen.

Ein Vergleich der Stärke der militärischen Besatzungen unserer Kolonien mit denen der Nachbarkolonien fällt sehr zu unseren Ungunsten aus. Die bisherigen deutschen Besatzungen waren bei der Größe des Landes und der Zahl ihrer Einwohner sehr schwach.

Übersicht über die in deutschen und den angrenzenden Kolonien vorhandenen Truppen.

Name der Kolonie:	In wessen Besitz:	Größe: qkm	Einwohnerzahl:	Militärische Streitkräfte: Offiziere, Unteroffiziere, Mannschaften (Weiße u. Farbige) einschl. Polizeitruppen	Bemerkungen.
Deutsch-Ostafrika . . .	Deutschland	941 100	6½ Mill.	2 300	
Britisch-Ostafrika	England	700 000	4 „	3 000	
Uganda	„	150 000	4 „	2 000	
Portugiesisch-Ostafrika . .	Portugal	768 740	3½ „	3 500	
Madagaskar	Frankreich	591 967	2½ „	18 000	
Kongostaat	Unabhängig	2 252 780	30 „	13 000	
Togo	Deutschland	87 200	2¼ „	300	
Dahome	Frankreich	152 000	1½ „	200	
Goldküsten-Kolonie . . .	England	187 900	1½ „	1 500	
Kamerun	Deutschland	495 000	3½ „	1 500*)	*) Einschl. der im diesjährigen Etat nachgeforderten 2 Kompagnien.
Nigeria	England	1 200 000	25 „	5 700	
Französisch-Kongo . . .	Frankreich	3 000 000	10 „	2 000	
Deutsch-Südwestafrika .	Deutschland	835 100	200000 bis 250 000	800*)	*) Vor Ausbruch des Aufstandes.
Angola	Portugal	1 315 460	4¼ Mill.	4 500	
Kapkolonie	England	716 380	1½ „	15 000	

Bei der Prüfung der Frage, wie stark die Besatzungen in unseren Kolonien zu bemessen sind, erscheint der französische Grundsatz der Unterscheidung der einzelnen Kolonien nach ihrer rein wirtschaftlichen oder ihrer wirtschaftlichen und zugleich militärischen Bedeutung auch auf deutsche Verhältnisse anwendbar. Hiernach würde, um zunächst von unserem Pachtgebiet Kiautschou abzusehen, von unseren Kolonien nur Südwestafrika eine wirtschaftliche und zugleich militärische Bedeutung zukommen, auch schon aus dem Grunde, weil nur in dieser Kolonie die Verwendung weißer Truppen möglich ist.

Die Anschauung, daß auch diese Kolonie keine militärische Bedeutung habe, und daß es deshalb richtig sei, die Schutztruppe nach Niederwerfung des Aufstandes aufzulösen und in eine ausschließlich der Zivilverwaltung zu unterstellende Polizeitruppe umzuwandeln, ist irrig. Nichts würde fehlerhafter sein, als eine Schwächung unserer Wehrkräfte in den Kolonien. Vor allem wird in Südwestafrika auch nach der Niederwerfung des Aufstandes noch auf längere Zeit eine starke Truppe nötig sein, einmal

wegen der Beseitigung des Räuberwesens, einer voraussichtlichen Folgeerscheinung des jetzigen Aufstandes, dann aber wegen der Notwendigkeit, sobald wie möglich die völlige Unterwerfung der unsere unbedingte Herrschaft noch nicht anerkennenden Ovambos durchzusetzen.

Aber auch nach Erreichung dieses Zieles wird die politische Lage eine starke militärische Besetzung des Landes verlangen. Die Eingeborenenstämme im benachbarten Britisch-Südwestafrika — vornehmlich Swasi und Basuto — sind schon lange Zeit in lebhafter Erregung, und jeden Augenblick kann hier eine Flamme auflodern, die dann auch über die deutsche Grenze hinüberschlagen wird. Eine weitere Gefahr bedroht, wenn auch erst in fernerer Zukunft, unseren südwestafrikanischen Besitz durch die immer stärker werdende Afrikanderbewegung, die die Errichtung eines ganz Südafrika umfassenden, selbständigen und unabhängigen Staatsgebildes erstrebt, in das auch unsere Kolonie hineingezogen werden soll.

Schließlich darf nicht übersehen werden, daß eine starke militärische Stellung Deutschlands in Südwestafrika nicht ohne günstige Rückwirkung auf die politische Gesamtlage des Reiches bleiben kann. Es wird deshalb danach zu streben sein, die Besatzung Südwestafrikas so stark zu machen, daß sie, unabhängig von der Beherrschung der See durch die Flotte und einer Unterstützung aus der Heimat, allen von innen und außen an sie herantretenden Aufgaben gewachsen ist, ja daß ihr unter Umständen eine offensive Kraft innewohnt.

In den übrigen Kolonien wird die militärische Besatzung nur so stark zu bemessen sein, als es nötig ist, um die Ordnung im Inneren des Landes aufrecht zu erhalten. Für diesen Zweck würden überall, mit Ausnahme von Südwestafrika, die bisherigen Besatzungen ausreichen, allerdings nur unter der Voraussetzung, daß die Truppen von allen Verwaltungsgeschäften losgelöst und daß durch einen weiteren Ausbau der Eisenbahnen bessere Verkehrsverhältnisse geschaffen wären, die es ermöglichten, rasch nach einem bedrohten Punkte eine stärkere Truppenmacht zu werfen und diese zu unterhalten. Auch würde die dauernde Stationierung von Fahrzeugen der Marine im Bereiche der Küsten notwendig sein.

In Südwestafrika dagegen ist eine erhebliche Vermehrung der Schutztruppe nötig.

Die als wünschenswert hingestellte, völlig selbständige Verteidigung dieses Gebietes, unabhängig vom Mutterlande, wird allerdings erst durchführbar sein, wenn sich der kulturelle Wohlstand des Landes in einem Maße gehoben hat, das die Unterhaltung der Truppen allein aus dem Lande ermöglicht. Eine Verstärkung unserer Schutztruppen in dieser Kolonie wird indessen mittelbar auch ihrer wirtschaftlichen Entwicklung zugute kommen; denn es steht zu erwarten, daß ein Teil der ausgedienten Schutztruppler im Lande bleiben und seine Kräfte der wirtschaftlichen Erschließung der Kolonie widmen wird; diese Leute würden ein brauchbares Material zu tüchtigen Siedlern bilden.

Bei der Prüfung der Wehrverhältnisse unseres Pachtgebietes Kiautschou ist dessen immer mehr hervortretende wirtschaftliche Bedeutung zu beachten. Diese wird in nicht zu ferner Zukunft, wie in unseren Schutzgebieten so auch hier eine reine Zivilverwaltung notwendig machen und voraussichtlich zu einer Unterstellung unter die Kolonialbehörde führen, die durch ihre kolonisatorische Erfahrung und durch ihr zahlreiches in kolonialen Verwaltungsgeschäften vorgebildetes und erprobtes Personal hierzu besonders berufen erscheint. Auch die Notwendigkeit der Vereinfachung der Organisation, der Einschränkung der kolonialen Verwaltungskosten sowie der Entlastung einer lediglich militärischen Behörde, wie das Reichs-Marine-Amt, von reinen Zivilverwaltungsaufgaben drängt zu einer derartigen Lösung.

Diese voraussichtliche, durch die Entwicklung unseres Pachtgebietes begründete Änderung in seiner Verwaltung wird die Frage seiner Wehrverhältnisse in dem Sinne lösen, daß in absehbarer Zeit die bisherige durch die Marine-Infanterie gebildete Besatzung in eine der Kolonialbehörde zu unterstellende Schutztruppe umzuwandeln sein wird. Ihre bisherige Stärke wird, solange die ostasiatische Besatzungsbrigade bestehen bleibt, als ausreichend anzusehen sein.

Die Ergänzung der Schutztruppen hat nach den bisherigen bewährten Grundsätzen durch Einstellung von tropendienstfähigen Offizieren und Mannschaften aus allen vier Kontingenten des deutschen Heeres auf Grund freiwilliger Anmeldung und durch Einreihung farbiger Soldaten und Bastards zu erfolgen. Sollte Südwestafrika indessen eine so hohe wirtschaftliche Entwicklungsfähigkeit besitzen, wie sie dieser Kolonie von sachverständiger Seite vielfach zugeschrieben wird, so dürfte nach einer Reihe von Jahren, nach der völligen Niederwerfung des Aufstandes, sowohl eine stärkere Besiedlung aus der Heimat wie eine lebhaftere Einwanderung von Buren aus den früheren Burenrepubliken zu erwarten sein.

Da diese Elemente, soweit sie wehrpflichtig sind, ihrer Dienstpflicht in der Schutztruppe werden genügen wollen, könnte es vielleicht ratsam erscheinen, zu deren und der Bastards Ausbildung je nach Bedarf den Regimentern Rekrutendepots anzugliedern. Diese müßten so reichlich mit Personal versehen werden, daß sie bei kriegerischen Verwicklungen zugleich den Stamm für Ersatz- und in späterer Zukunft vielleicht für Reserveformationen zu bilden vermöchten, in die alle in der Kolonie befindlichen Wehrpflichtigen und die ausgedienten Schutztruppler eingestellt werden könnten. Da diese mit dem Lande und der Eigenart seiner Kriegführung vertraut sind, würden sie eine wertvolle Reserve für die stehende Schutztruppe bilden können.

Bei einer derartigen Regelung unserer Wehrverhältnisse in den Kolonien wird die Notwendigkeit, für die Schutztruppen auf eine heimatliche Reserve zurückgreifen zu müssen, auf Ausnahmefälle beschränkt bleiben, da die Kolonien im allgemeinen in ihrer Wehrfähigkeit selbständig und so stark sein würden, daß sie selbst außergewöhnlichen Lagen gewachsen wären. Der militärische Wert einer dauernd auf Kriegsfuß

und im Lande befindlichen genügend starken Besatzung, die aus akklimatisierten Mannschaften reiferen Alters besteht, wird zudem ungleich höher anzuschlagen sein, als der einer an Zahl vielleicht noch stärkeren Reserve in der Heimat, deren Mannschaften sich im Bedarfsfalle erst akklimatisieren müssen, um den Anstrengungen gewachsen zu sein. Dies haben uns unsere eigenen Erfahrungen und die der Franzosen bei der Madagaskar-Expedition, wie bereits erwähnt, zur Genüge gelehrt.

Bei ernsten kriegerischen Verwicklungen wird jedoch zur Deckung des Ersatzes für die Schutztruppen das Bedürfnis nach einer heimatlichen Reserve für die Kolonien hervortreten.

Wie die Ereignisse gelehrt haben, kann das Reich indessen auch auf sonstigen überseeischen Gebieten vor Aufgaben militärischer Machtentfaltung gestellt werden. Schon die Notwendigkeit der Unterhaltung einer militärischen Besatzung in Ostasien beweist dies zur Genüge. Das Vorhandensein einer dauernd in der Heimat organisierten Truppenmacht, die für überseeische Verwendung stets bereit ist, ist deshalb, wie anfangs näher begründet wurde, ein Bedürfnis, dem entsprochen werden muß. Eine für diesen Zweck verwendbare Truppe besteht zur Zeit bereits, wenn auch, wie die Erfahrung gelehrt hat, in unzureichendem Maße, in der Marine-Infanterie. Diese gilt es weiter auszugestalten, so daß sie eine für überseeische Verwendung brauchbare und genügend starke „Auslandstruppe“ wird.

Solange die politische Lage in Ostasien eine militärische Besatzung notwendig macht, ist diese mit der Auslandstruppe organisch zu verbinden, so daß auch der Ersatz für die ostasiatische Besatzungs-Brigade durch die Auslandstruppe gedeckt wird.

Bei einer Mobilisierung des heimischen Landheeres wird dieser Truppe die Aufgabe des Schutzes des heimatlichen Küstenlandes und der Verteidigung der Kriegshäfen zuzuweisen sein. Falls man ihrer zu diesen Zwecken nicht bedürfen sollte, würde sie die Landarmee zu verstärken haben. Ihre Verwendung über See ist, wenn eine kriegerische Entscheidung in Europa in Aussicht steht, unwahrscheinlich; denn der Ausgang des Kampfes in Europa wird voraussichtlich die Entscheidung auch für die überseeischen Streitfragen bringen. Sollten Teile der Auslandstruppe bei einer europäischen Mobilmachung bereits über See verwendet sein, so könnten sie durch ihre Reserveformationen ersetzt werden.

Die Bildung einer solchen Truppe bringt den Vorteil, für die Aufgabe des Küstenschutzes eine besondere Formation zu haben, ohne gezwungen zu sein, im Mobilmachungsfalle hierzu Verbände des Reichsheeres zu zerreißen, wie dies im Jahre 1870 der Fall war. Damals mußten bei Beginn des Krieges zur Sicherung der Küsten die 17. Infanterie-Division — diese unter Zerreißung des Korpsverbandes beim IX. Armeekorps —, die Garde-, 1., 2., 3. Landwehr-Division in der Heimat zurückgelassen werden.

Die Stärke der Auslandstruppe ist der Bedeutung ihrer Aufgabe entsprechend

zu bemessen. Sie der Kolonialbehörde zu unterstellen, ließe sich nicht rechtfertigen, da sie unmittelbar mit dem Schutz der militärisch selbständig gemachten Kolonien nichts zu tun haben würde. Ebenso erscheint ihre Unterstellung unter das Reichs-Marine-Amt der Eigenart ihrer Aufgaben zu widersprechen; diese weist auf ihre Einfügung in den Verband des Reichsheeres hin; man wird sie daher zweckmäßigerweise durch Gesetz dem preußischen Kriegsministerium unterstellen und ihre Kosten auf den Etat des Reichsheeres übernehmen.

Das preußische Kriegsministerium, das im Jahre 1900 die ostasiatische Expedition durchgeführt hat, besitzt durch die damals gemachten Erfahrungen, die durch eine besondere Kommission niedergelegt und dauernd weiter entwickelt worden sind, bereits wertvolle Beziehungen und ein hohes Maß von Sachkenntnis, die mit Erfolg in den Dienst der neuen Organisation gestellt werden könnte.

Der Ersatz der Auslandstruppe erfolgt durch tropendienstfähige Dreijährig-Freiwillige. Bei der gesunden Unternehmungslust, die im deutschen Volke, insbesondere in unserer wehrfähigen Jugend, immer mehr rege wird, werden gerade für diese Truppe Ersatzschwierigkeiten, wie in Frankreich, kaum zu befürchten sein, besonders wenn man alle moralisch zweifelhaften Elemente von der Einstellung fernhält und auf diese Weise eine Elitetruppe zu schaffen sucht. Um den Eintritt in diese besonders begehrenswert zu machen und ihr einen erstklassigen Ersatz zu sichern, ist die Zahlung lockender Gehalts- und Löhnungszulagen zu empfehlen.

Damit die Truppe über möglichst viele Offiziere und Unteroffiziere verfügt, die überseeische Verhältnisse kennen gelernt haben, ist zu bestimmen, daß die Kolonialbehörde den Bedarf an weißen Offizieren und Unteroffizieren für die Schutztruppen aus der Auslandstruppe zu decken hat, und daß diese Offiziere und Unteroffiziere dann nach mehrjähriger Verwendung in den Kolonien auf ihren Wunsch wieder zu der Auslandstruppe zurücktreten. Mannschaften, die hier ganz oder teilweise ihrer aktiven Dienstpflicht genügt haben, werden zudem geeignetes Kapitulantenmaterial für die Schutztruppen bilden.

Die Ausbildung hat unter besonderer Berücksichtigung der Verwendungszwecke der Truppe zu erfolgen; der Schießausbildung sowie genügender Reitfertigkeit und Kenntnis der Pferdepflege ist mit Rücksicht auf die Verwendung als berittene Infanterie besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden, ebenso für Offiziere der Erlernung fremder Sprachen. Die Eigenart der Aufgaben dieser Truppe wird indessen den Erlaß besonderer Vorschriften für ihre Ausbildung nötig machen. Die bei unseren überseeischen Unternehmungen sowie bei dem Dienst unserer Schutztruppen in den Kolonien gemachten Erfahrungen werden hierbei reiche Anregung bieten. Auch enthalten die französischen und englischen Vorschriften in manchen Einzelheiten nachahmenswerte, auch auf deutsche Verhältnisse anwendbare Bestimmungen.

Die deutsche Kolonialarmee würde hiernach aus zwei selbständigen Teilen zu be-

stehen haben: den Schutztruppen unter der Kolonialbehörde und den Auslandstruppen nebst der ihnen für die Dauer ihres Bestehens anzugliedernden ostasiatischen Besatzungs-Brigade unter dem preußischen Kriegsministerium.

Die Berücksichtigung der besonderen Verhältnisse bei uns in Deutschland und die Verschiedenartigkeit der Aufgaben macht diese Teilung notwendig. Nicht immer ist diejenige Organisation die beste, die eine äußerlich geschlossene Form aufweist; wertvoller ist eine solche, die den jeweiligen Aufgaben und Bedürfnissen angepaßt ist. Diese wechseln dauernd, deshalb wird eine brauchbare Organisation oft eine lose und dehnbare Form haben müssen. Jede der vorgeschlagenen Organisationen hat den großen Vorteil unbedingter Einheitlichkeit in sich. Die Wahrscheinlichkeit gegenseitiger Reibungen ist daher ausgeschaltet; einer jeden Behörde ist eine klare, bestimmt umgrenzte Aufgabe zugewiesen, deren Ausführung nicht, wie in Frankreich, auf in sich widerstreitende Interessen stößt; jede Zwiespältigkeit wird vermieden.

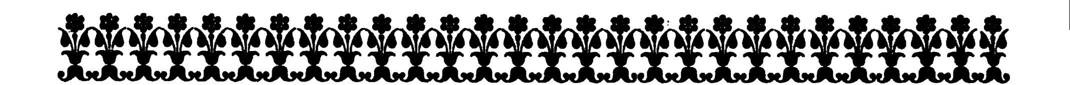
Der Nachteil der äußeren Teilung ist nur scheinbar. Im Bedarfsfalle steht einer gegenseitigen Aushilfe beider Organisationen mit Truppen nichts im Wege. Grundsätzlich werden im Falle einer derartigen vorübergehenden Detachierung die betreffenden Truppen in allen ihren militärischen Beziehungen in den neuen Verband zu übernehmen und die Kosten auf dessen Etat zu verrechnen sein.

Bei uns in Deutschland gibt es zudem eine Macht, die diese beiden äußerlich getrennt erscheinenden Organisationen innerlich verbindet und nötigenfalls ihren einheitlichen kraftvollen Einsatz gewährleistet: das ist die starke kaiserliche Gewalt!

Es liegt auf der Hand, daß die gemachten Vorschläge erst allmählich in einer Reihe von Jahren ausgeführt werden könnten. Es gilt, nicht eine Organisation zu schaffen, die nur einem augenblicklichen Bedürfnis entspricht, sondern eine solche, die die Grundlage zu einer gesunden Entwicklung unserer überseeischen Wehrkraft bildet.

v. Haeften,
Hauptmann im Großen Generalstabe.





Die Entwicklung des englischen Heerwesens nach der Beendigung des Burenkrieges.*)

Organisation.

Länger als in anderen Staaten ist in England die Entwicklung des Heeres mit politischen Anschauungen verknüpft, schärfer als auf dem Festlande machen sich für die Ausgestaltung der Wehrkraft die Ansichten der herrschenden politischen Partei geltend, denn das englische Heer ist eine Parlamentsarmee und nicht vom Könige abhängig. So wird z. B. der jährliche Erlaß der Army Act, welche das Militärgesetz für das laufende Jahr verkündet, mit den Worten eingeleitet, daß „das Errichten oder Anwerben eines stehenden Heeres innerhalb des vereinigten Königreichs von Großbritannien und Irland in Friedenszeiten ohne Genehmigung des Parlaments ungesetzlich ist". Nur wenn man dieses festhält, gewinnt man den richtigen Standpunkt für Beurteilung englischer Militärfragen.

Der Anspannung aller Kräfte in dem „großen Reichskriege von 1789 bis 1815", wie englische Historiker die Kriege mit Frankreich um Seeherrschaft und Kolonialbesitz nennen, folgte eine Periode des Friedens, in der im Vollgefühl sicheren Besitzes und ungestörten Erwerbes Heer und Flotte mehr und mehr verfielen, beide das Wesen einer Polizeimacht annahmen. Der Krimkrieg bezeichnet den größten Tiefstand der englischen Wehrkraft. Die Befürchtung einer französischen Landung in England hatte als ganz unzureichende Hilfskraft für das stehende Heer 1852 die Miliz und 1858 die Volunteers entstehen lassen. Dann waren die Erfolge der preußischen Waffen in Böhmen und Frankreich Veranlassung gewesen, die Kriegsbereitschaft der Streitmittel zu prüfen. Das Ergebnis war nicht günstig, nur mit alleräußerster Anstrengung wäre es im Sommer 1870 möglich gewesen, wie man anfänglich geplant hatte, eine Division von 10 000 Mann zum Schutze von Antwerpen in Belgien landen zu lassen, dann wäre England jedoch fast ganz von Truppen entblößt gewesen. Eine ernstere Reformbewegung in Heer und Flotte trat erst ein, als 1873 die liberale Regierung durch die konservative Partei abgelöst wurde, die im Gegensatz zu ihrer Amtsvorgängerin den Wert des Kolonialbesitzes für die Weltstellung Großbritanniens erkannte,

*) In der nachfolgenden Studie sind nur diejenigen größeren Reformen berücksichtigt, welche von Einfluß auf die Verwendung des Heeres sind.

an Stelle einer Politik der Nichteinmischung Teilnahme an den europäischen Fragen forderte, schließlich darauf hinwies, daß Englands Politik nicht allein durch die Interessen des Mutterlandes, sondern vor allen Dingen durch die Forderungen einer großzügigen Weltpolitik geleitet werden müsse. Das folgerichtige Ziel dieser von Lord Beaconsfield eingeleiteten Entwickelung liegt in dem Zusammenschluß aller britischen Kolonien zu einem großen Reichsbunde. Dies ist die Grundlage der jetzigen englischen Politik, insoweit sie für die Gestaltung des Heerwesens in Betracht kommt. In einer Parlamentsrede am 11. Mai 1905 legte der Premierminister Balfour die Aufgaben der Heerespolitik in folgender Weise dar:

„Die Verteidigung des Mutterlandes ist die wichtigste Aufgabe der Streitmittel, denn wenn dieses schlecht gesichert ist, so mag das Britische Reich zwar ein großartiges Gebäude sein, es ruht aber dann auf tönernen Füßen. Angenommen, unsere Flotten wären nicht in den heimischen Gewässern und unsere Armeen im Auslande, so würde die Frage, die wir an unsere militärischen Ratgeber stellen, die sein: Welches ist die geringste Anzahl von Mannschaften, mit denen ein fremdes Land möglicherweise eine Invasion Englands versuchen könnte? Lord Roberts hält es nicht für möglich, einen derartigen Versuch mit weniger als 70 000 Mann zu unternehmen. Auch die neueren technischen Fortschritte sprechen alle zugunsten des Verteidigers. Man muß voraussetzen, daß unser Feind Frankreich sein würde. Da es sich um die Frage einer Invasion handelt, muß man als möglichen Angreifer die am nächsten gelegene Großmacht annehmen." Balfour fährt fort, die Schwierigkeiten aufzuzählen, welche sich einer solchen angenommenen Invasion entgegenstellen würden und betont, daß ungefähr 250 000 Tonnen an Schiffen nötig sein würden, um 70 000 Mann zu befördern. Das Zusammenbringen einer derartigen Anzahl von Schiffen würde es schwierig machen, eine Invasion in überraschender Weise vorzunehmen, überdies würde die Landung 48 Stunden beanspruchen und die Transportschiffe würden Angriffen von Untersee- und Torpedobooten ausgesetzt sein. Während somit die Verteidigung des Mutterlandes der Flotte und schwächeren, geringwertigen Streitkräften überlassen werden kann, liegt nach Ansicht des englischen Premierministers die eigentliche Aufgabe der Armee in dem Schutze Indiens; hier steht man schon einer großen Festlandsarmee gegenüber. „Der Bestand des Reiches hängt in erster Linie eng mit der glücklichen Behauptung Indiens zusammen." Auf diesem Gebiet müssen nach Ansicht der zur Zeit am Ruder befindlichen konservativen Partei — die liberale Partei verwirft diesen Gedanken als schimärisch —, alle Teile des Reiches zusammenwirken.

Am 11. Mai 1905 betonte der Premierminister, daß bei einem größeren Kriege um den Besitz Indiens im Mutterland acht Infanterie-Divisionen mobilisiert und dorthin geschickt werden müßten.

Die britische Armee entspricht zur Zeit noch nicht diesen von der Staatsleitung an sie gestellten Forderungen. Den Grundstock bildet das stehende sich durch Werbung

ergänzende*) britische Heer mit Armeereserve; dann die in gleicher Weise gebildete eingeborene indische Armee.

Von den 287 240 Mann des stehenden englischen Heeres befinden sich 137 496 Mann im Mutterlande, 72 806 in den Kolonien und 76 938 in Indien, für eine Feldarmee erhalten wir demnach folgende Zahlen:

im Mutterlande	137 496 Mann,	in Indien . . .	76 938 Mann,
Armeereserve .	74 940 „	eingeborene Armee	156 870 „
		Armeereserve . .	24 800 „
	212 436 Mann.		258 608 Mann.

Von der indischen Armee sind zunächst die Besatzungstruppen abzurechnen, so daß sie nur mit etwa 160 000 Mann in Rechnung gestellt werden kann, aber auch im Mutterlande sind zunächst nicht mehr als 100 000 Mann zu mobilisieren, da die Hälfte der eingestellten Mannschaften bei deren großer Jugend und ungenügender körperlicher Entwickelung nicht sofort verwendungsfähig ist.

In England befinden sich demnach zur Landesverteidigung die durch Werbung gebildete Miliz, die aus Freiwilligen bestehende Yeomanry und die Volunteers.**)

Nach einer Mitteilung des Kriegsministeriums als Grundlage für die Arbeiten des Norfolkausschusses sind für Verteidigung des vereinigten Königreichs 330 000 Mann erforderlich; eine spätere dem Ausschuß vom Defence Committee aber als nichtamtlich zugegangene Mitteilung rechnete mit 100 000 Milizen und 200 000 Freiwilligen.

Alle Kolonien besitzen nach dem Muster des Mutterlandes zur örtlichen Verteidigung angeworbene Milizen und Freiwillige. Am weitesten fortgeschritten ist diese Organisation in Kanada, Südafrika und in Australien. Da diese Truppen ihrem Wesen nach nur zur Verteidigung bestimmt sind, so können sie nur ganz unerhebliche Bruchteile für Verwendung außer Landes verfügbar machen. Am meisten würde noch Kanada leisten können.

Wenn diese Streitkräfte den Forderungen einer kräftigen Reichspolitik nicht genügen, so ergeben sich die Grundzüge einer jeden englischen Heeresreform von selbst.

*) Vom 1. Oktober 1903 bis 1. Oktober 1904 stellten sich 42 642 Rekruten, die sich, abgesehen von 1363 Mann für Garnison-Bataillone und den Rekruten für Kolonialtruppen verpflichteten:
1 813 auf 12 Jahre bei der Fahne,
89 auf 8 Jahre bei der Fahne, 4 Jahre Reserve,
38 550 auf 3 Jahre bei der Fahne, 9 Jahre Reserve,
827 auf 2 Jahre bei der Fahne, 10 Jahre Reserve.

**) Stärke am 1. Oktober 1904:

	Miliz	Yeomanry	Volunteers
Sollstand . . .	132 446 Mann,	28 114 Mann,	345 817 Mann,
Iststand	93 549 „	27 095 „	256 481 „
Es fehlen . . .	38 897 „	1 019 „	89 336 „

Das Reich bedarf einer stärkeren und schlagfertigen Feldarmee, einer Landesverteidigungs- und einer Kolonialarmee.

Die Schwierigkeit einer jeden Armeeorganisation liegt in dem Umstande, daß der Dienst in den Kolonien ältere Mannschaften fordert, die schon aus finanziellen Gründen längere Zeit dort bleiben müssen.*)

Neben einer Kolonialarmee mit langer Dienstzeit, einer Armee zu Besatzungszwecken (Milizen und Freiwillige) ist dann noch ein Heer notwendig — die Feldarmee —, welche nach preußischem Muster zweckmäßig aus Mannschaften gebildet werden kann, die nur einige Jahre bei der Fahne bleiben, dann aber zur Reserve übergeführt werden, so daß es möglich ist, die schwachen Friedensstämme nach Bedarf im Kriegsfall zu verstärken. Schließlich sind Ersatzformationen vorzusehen, die für einen großen Krieg so gut wie gar nicht vorhanden sind.**)

Diesen schwer zu vereinenden Forderungen einer Kolonial- und einer Feldarmee hat die englische Heeresverwaltung bislang noch nicht gerecht werden können. Es fehlte vor allem an klar vorgezeichneten Aufgaben, deren Lösung die Regierung von ihrer Armee erwartete. Sollte sie nur den Kolonialbesitz schützen, sollte sie England vor einem Einfalle bewahren oder lag schließlich der Schwerpunkt ihrer Verwendung in Indien? Erst das konservative Ministerium Balfour hat diese Frage endgültig entschieden. In der Heeresreform suchte man von den siebziger Jahren an das preußische System nachzuahmen, übersah aber, daß Preußen keine Besatzungen für

*) Die East India Army Commission 1884 sprach sich auf das entschiedenste gegen die kurze Dienstzeit der Mannschaften aus, nicht allein aus finanziellen Rücksichten, sondern auch, weil die jungen Mannschaften den klimatischen Anstrengungen nicht gewachsen seien. Es starben in den 30 Jahren vor dem Aufstande auf je 1000 Mann europäischer Truppen jährlich 68,8 Mann; die Totenziffer sank dann 1885 bis auf 12,82, beträgt zur Zeit im Durchschnitt etwa 30 auf 1000 Mann, der Krankenstand jährlich etwa 60 auf 1000. Der ärgste Feind ist der Typhus, der am schlimmsten im ersten Jahre der Anwesenheit auftritt, im zweiten und dritten Jahre abnimmt, von da ab kaum noch vorkommt. Am günstigsten scheint etwa das 27. Lebensjahr für Aufenthalt in Indien zu sein, nach 10 bis 12 Jahren Anwesenheit beginnt der Verfall der Körperkräfte sich bemerkbar zu machen.

**) Die traurigen Erfahrungen des Krimfeldzuges sind völlig vergessen. Die Schwierigkeiten eines genügenden Ersatzes für die Feldarmee führte Lord Hardinge 1854 darauf zurück, daß die Linien-Infanterie nur bataillonsweise organisiert war: „Während des Krieges auf der spanischen Halbinsel war jedes mobile Bataillon auf ein Bataillon im Mutterlande von 49 Offizieren 1000 Mann für den Ersatz angewiesen, wodurch es möglich wurde, die Feldbataillone auf Kriegsstärke zu erhalten, dennoch zählten diese selten mehr als 800 Mann in Reih und Glied."

Das II. Bataillon Seaforth Highlanders wurde am 21. Oktober 1899 in Stärke von 27 Offizieren, 1 Warrantoffizier und 926 Unteroffizieren und Mannschaften eingeschifft, bis zum 31. Mai 1902 betrug der Abgang 40 Offiziere, 1 Warrantoffizier und 1045 Mann. Er wurde gedeckt durch Ersatztransporte, einschließlich 3 Volunteer-Kompagnien, in Höhe von 41 Offizieren, 1 Warrantoffizier und 1261 Mann.

Es fielen im Gefecht oder starben an Wunden	10 Offiziere,	112 Mann,
es starben an Krankheiten	— „	26 „
dienstunfähig wegen Wunden	14 „	} 405 „
„ „ Krankheit	6 „	

Kolonien zu stellen hatte, daß die Notwendigkeit, Truppen für überseeische Expeditionen zu stellen, jedenfalls in den siebziger Jahren nicht vorhanden war. Eine auf der allgemeinen Wehrpflicht aufgebaute Armee kann, wenn auch nicht ohne erhebliche Schwierigkeiten, in Fällen überseeischer Unternehmungen sich auf das Zusammenstellen von Verbänden aus Freiwilligen beschränken; für das englische Heer, das sich aus angeworbenen Freiwilligen ergänzt, ist dieses nicht angebracht; es widerspricht auch den Überlieferungen.

Untrennbar verbunden mit der englischen Heeresreform ist der Name Cardwells, der von 1868 bis 1874 als nichtmilitärischer Vertreter des Parlaments an der Spitze des englischen Kriegsministeriums stand; die ganze spätere Reformbewegung knüpft an seine Gedanken an.

Cardwells Bemühungen verdankt die englische Armee neben Abschaffung des Stellenkaufes Einführung einer kurzen aktiven Dienstzeit und Bildung einer Reserve, engere Angliederung der Miliz an die Linie und Schaffung eines Territorialsystems. Die Verbindung zwischen Truppe und Bevölkerung war aber dennoch sehr locker, da die Bataillone zwar die Namen des zugewiesenen Ergänzungsbezirks führten, jedoch nur ausnahmsweise und dann nur auf einige Jahre in diesem selbst untergebracht waren. Die schon früher eingeleitete Verringerung der Zahl auswärtiger Garnisonen wurde von Cardwell und seinem Nachfolger fortgesetzt und bestimmt, daß, abgesehen von der Garde, je zwei Bataillone zu einer administrativen Einheit, dem Regiment, zusammentreten sollten, daß von diesem ein Bataillon außer Landes sich befinden, das andere in der Heimat das Ersatz-Bataillon bilden sollte. Das System bewährte sich, solange nicht Kolonialverwickelungen die Entsendung von Truppen aus England notwendig machten und damit den ganzen Ersatz störten. Solche Verwicklungen sind aber in Englands Besitzungen sehr häufig. Es hätte daher ein jederzeit verwendungsbereites Expeditionskorps, das ohne Rücksicht auf die Auslands-Bataillone zusammengestellt war, in Großbritannien vorhanden sein müssen. So waren z. B. 1880 zur Zeit des Zulu- und Afghanenkrieges nur 61 Bataillone in der Heimat und 80 Bataillone in Indien und den Kolonien. Dies hatte naturgemäß Schwierigkeiten für den Ersatz der Feldbataillone zur Folge. Aber auch andere Nachteile stellten sich heraus. Die Größe der Regimentsdistrikte war bemessen nach der Kopfzahl der Bevölkerung und nicht nach der erfahrungsgemäßen jährlichen Rekrutenzahl. Mehrere Regimentsbezirke waren einem General unterstellt, ohne daß man es versucht hätte, diesem andere als rein administrative Befugnisse zu geben. Da die Truppen stets wechselten, und der General sie auch voraussichtlich weder im Felde noch im Manöver führte, hatte er an ihrer Ausbildung kein Interesse.

Die von Cardwell eingeführte kurze Dienstzeit von sechs Jahren bei der Fahne und sechs in der Reserve — im Gegensatz zu der bisherigen langen Dienstzeit von zwölf Jahren so genannt — hat bis zur Gegenwart dauernde Änderungen erfahren, um durch Erleichterung der Ableistung der Dienstzeit den wechselnden Bedürfnissen des

Heeres und den Forderungen des Arbeitsmarktes Rechnung zu tragen. Das Ergebnis ist keineswegs zufriedenstellend, da die Armee einen von Jahr zu Jahr körperlich weniger guten Ersatz erhalten hat.*)

Die von Cardwell eingeführte Dienstzeit war einerseits zu kurz, als daß der Mann den Heeresdienst zu seinem Beruf machen konnte, sie war andererseits für das Wiederergreifen eines bürgerlichen Berufes zu lang, ferner entsprach sie in keiner Weise den Forderungen des Kolonialdienstes. Die Versuche, ausgedienten Mannschaften Stellungen im Erwerbsleben zu verschaffen, hatten nur wenig Erfolg.

Von hoher Bedeutung für die Mobilisierung der Armee erwies sich die Schaffung einer Reserve. Bei der Teilmobilmachung von 1878 stellten sich von 14 154 13 684, im Jahre 1882 von den einbeorderten 11 642 Reservisten 11 032 Mann. Jetzt ist ihre Stärke bis auf 74 940 Mann angewachsen. Da aber die Armeereserve gesetzmäßig nur bei großen Kriegen einberufen werden kann, fehlt es an Mitteln, um die zur Bildung eines Expeditionskorps bestimmten Truppen schnell und ohne die anderen Truppenteile in Anspruch zu nehmen, auf Kriegsstärke zu bringen.

Vorübergehend war lediglich für Zwecke der Landesverteidigung eine Kriegsformation im Mutterlande aus sechs Armeekorps festgesetzt, von denen aber nur das erste vollständig aus Linientruppen bestand, das VI. zählte an aktiven Truppen nur 1 Bataillon, 1 Kavallerie-Regiment und 2 Batterien. Da der Hauptvorteil der Armeekorps, gleichartige Einheiten zu besitzen, nicht gewährleistet war, dagegen die Erkenntnis immer mehr Raum gewann, daß die eigentliche Verteidigung des Landes Milizen und Freiwilligen sowie der Flotte zufallen müßte, entschied man sich, aus den zuerst zur Ablösung der auswärtigen Besatzungen bestimmten und im wesentlichen im Übungslager von Aldershot und in der Umgegend von London untergebrachten Truppen ein Armeekorps, eine Kavallerie-Division und Etappenformationen aufzustellen. Erfahrungsgemäß konnte man auch jederzeit für diese Truppen das nötige Transportmaterial in den Häfen finden. Die Mobilmachung weiterer Truppen — man konnte im ganzen etwa $2^1/_2$ Armeekorps und eine Kavallerie-Division aufstellen — sollte dann nach und nach erfolgen. Schon bei der großen Jugend der englischen Rekruten erwies sich dies bei Verwendung in tropischen Klimaten als die

*) Nach den Angaben der National Service League erhalten wir folgende Durchschnittswerte:

	Alter	Größe	Brustweite	Gewicht
Mann im Zivilberuf . . .	17 Jahre	1,68 m	83,9 cm	59,5 kg
" " " . . .	19 "	1,70 "	109 "	63,4 "
Rekrut 1900	19,9 "	1,65 "	86 "	56,3 "
" 1902	19,6 "	1,58 "	86 "	56 "

Der Durchschnittsrekrut steht somit an Größe und Körpergewicht hinter der Mehrzahl der jungen Leute von 17 Jahren zurück, nur der Brustumfang ist um ein weniges größer. Bei der Miliz liegen die Verhältnisse noch ungünstiger. Es ist bemerkenswert, daß der letzte Generalbericht über die englische Armee über diese Verhältnisse keine weiteren Angaben macht.

äußerste Leistung. Bei Ausbruch des Burenkrieges 1899 waren in Großbritannien 106 000 Mann bei den Fahnen und 78 000 in der Armeereserve I. Klasse vorhanden. Die Reservisten dienten dazu, die zu jungen, noch nicht ausgereiften Elemente zu ersetzen, die erst nach und nach verwendungsfähig wurden. Von der Höhe der Armeereserve hängt somit in allererster Linie die Stärke der außer Landes zu verwendenden Truppen ab.

Es befanden sich z. B. 1899 im mobilen I. Armeekorps unter

	47 081 Mann	20 589 Reservisten
in der 5. Infanterie-Division mit Artillerie unter	8 571 „	4 662 „
in der 7. Infanterie-Division unter	8 566 „	4 776 „

Je nach der Stärke des bereits bei der Mobilmachung ins Ausland abgeschickten Ersatztransportes hatten neun Bataillone, über die nähere Angaben vorliegen, von ihren Stammannschaften nur 370 bis 520 Mann verfügbar; durchschnittlich mußten etwa 500 Reservisten eingestellt werden, um die Bataillone auf Kriegsstärke zu bringen. Jetzt scheint es eher noch ungünstiger zu sein. Das Kriegsministerium veröffentlicht z. B. folgende Zahlen:

	Stärke am 1. Dezember 1903	Davon unter 20 Jahren	Nicht felddienstfähig	Reservisten
I. Royal Scots	667	178	260	593
II. Cheshire	678	229	282	604
II. Royal Sussex	940	240	330	390
I. Royal Highlanders . . .	751	248	340	589
II. Durham	684	246	365	681
I. Argyll and Sutherland Highlanders	824	271	381	557

Von keinem der Kriegsminister war die Bildung ausreichender Ersatzformationen für die mobile Truppe vorgesehen worden. Abgesehen von Ausgestaltungen geringfügiger Art erfuhren die ursprünglichen Cardwellschen Ideen keine Änderung. Dagegen vollzog sich die Mobilmachung und Einschiffung der Feldtruppen, als im Jahre 1899 die Verwickelungen mit den Burenstaaten sich nicht mehr friedlich beilegen ließen, anstandslos. Von den verfügbaren 78 000 Mann der Reserve wurden im ersten Vierteljahr des Krieges 64 000 einbeordert, nur 1,03 v. H. fehlten. Am 9. Oktober wurde die Mobilmachung befohlen, bereits am 20. Oktober verließen die ersten Transportschiffe England, am 15. November war die letzte Truppe eingeschifft. Die Mobilmachung der 5. Division nahm 13, die der 6. 26 und die der 7. Division 15 Tage in Anspruch. Die längere Mobilmachungsdauer erklärt sich aus dem Umstande, daß die Kriegsausrüstung wohl für das erste Armeekorps, nicht aber für die anderen Formationen vorhanden war.

Sehr viel ungünstiger erwiesen sich während des Krieges in Südafrika Verwaltung und Führung des Heeres sowie die taktische Verwendung der Truppen; hier mußte die Reform einsetzen. Die Grundlagen dafür boten die gleich nach Beendigung des Krieges angestellten Erhebungen einer Royal Commission. Während ein anderer unter dem Vorsitz des Lord Esher zusammengetretener Ausschuß einen Entwurf für Organisation des Kriegsministeriums und Generalstabes beriet, glaubte der während des Krieges neuberufene Zivilkriegsminister Brodrick keine bessere Grundlage für die Ausbildung höherer Führer schaffen zu können, als daß er sofort mit einer Neueinteilung des Heeres in sechs Armeekorps (4. III. 1902) zu drei Divisionen begann, von denen die ersten drei, nur aus aktiven Truppen bestehend (I. Aldershot, II. Südküste von Dover bis Bristol, K. H. Q. Salisbury und III. Irland) für Verwendung außer Landes bestimmt waren, während die anderen Armeekorps (IV. London, V. York, VI. Edinburg), vorwiegend aus Milizen und Freiwilligen zusammengesetzt, für die Landesverteidigung ausersehen waren. Jedes der sechs Korps sollte schon im Frieden mit allen Stäben, Waffengattungen und sonstigen Bestandteilen ausgerüstet sein und nur solche Offiziere in Kommandeurstellungen erhalten, die auch für den Kriegsfall zur Führung mobiler Truppen geeignet befunden waren. Die Verwaltung des Heeres sollte durch Verteilung der Arbeit dezentralisiert werden. Die kommandierenden Generale waren für Ausbildung der Truppen und Verteidigung ihrer Bezirke verantwortlich; zu diesem Zweck waren ihnen auch die im Bezirk gelegenen Festungen unterstellt.

Brodrick war mit seinen Plänen auf die früheren Ideen der Landesverteidigung zurückgegangen, die aber in keiner Weise mehr den Plänen der gegenwärtigen Regierung entsprachen. Aber ganz abgesehen davon hielt diese Reorganisation keiner ernsten Prüfung stand. Der Vorteil festländischer Armeekorps liegt in dem Umstande, daß sie Einheiten darstellen, deren Bestandteile nicht wechseln und auf deren Ausbildung in langen Friedenszeiten die Führer Einfluß gewinnen können. Dieser Vorteil fällt bei dem ewigen Wechseln der englischen Truppen zwischen Mutterland, Kolonien und Indien fort. Die Armeekorps würden tatsächlich somit nur Durchgangsstationen darstellen, in denen die Truppen viel zu kurze Zeit blieben, als daß die Führer irgendwelchen Einfluß auf die taktische Schulung gewinnen könnten. Die Stärke der Feld-Armee mit neun Divisionen entsprach etwa dem, was England in der ersten Hälfte des Burenkrieges aufgestellt hatte; ihre gleichzeitige Mobilmachung war aus den früher dargelegten inneren Gründen nicht angängig. Dann dürfte für ein kleines Heer, wie es England ins Feld stellt, der Divisionsverband sich erheblich günstiger als eine Einteilung in Armeekorps erweisen. Die Brodrickschen Pläne wären zweifelsohne lebensfähig gewesen, wenn die Armeekorpsorganisation nur zur Landesverteidigung auf Milizen und Freiwilligen begründet gewesen wäre, wenn die aktiven Truppen, in Divisionen formiert, eine Reserve der

Landesverteidigung oder ein Expeditionskorps gebildet hätten. So waren z. B. die Milizen und Freiwilligen der ersten drei an der Südküste und in Irland untergebrachten Armeekorps, sofern sie nicht zu Festungsbesatzungen verwendet wurden, dem IV., V. und VI. Korps zugeteilt, die sich in Teilen des Landes befanden, die einer Invasion am allerwenigsten ausgesetzt waren. Wollte man jedoch diese sechs Armeekorps nur aus Milizen und Freiwilligen bestehen lassen, so fiel einer der Hauptvorteile, welche Brodrick erstrebte, den Generalen bessere Gelegenheit zur Ausbildung und Führung der Truppen zu geben, fort, da die Milizen nur in sehr beschränkter Weise zu Übungen herangezogen werden können. Sehr zweckmäßig erwies sich die Bildung von Garnison-Bataillonen, meist zur Besetzung außerhalb Englands gelegener Befestigungen bestimmt und aus Mannschaften bestehend, die ihrer Reservepflicht genügt hatten. Nach dem Plane sollten 8 Linien-Bataillone aus den Mittelmeergarnisonen mit ihren sehr ungünstigen Ausbildungsverhältnissen zurückgezogen und durch ebensoviel Garnison-Bataillone ersetzt werden.

Ehe indessen diese Organisation noch in allen ihren Teilen zur Ausführung kommen konnte, trat ein Wechsel im englischen Kriegsministerium ein. Brodrick wurde im Herbst 1903 ein Opfer der durch die Enthüllungen der War Commission über den mangelhaften Zustand des Heeres bei Ausbruch des südafrikanischen Krieges erregten öffentlichen Meinung und durch das Parlamentsmitglied Arnold Forster ersetzt, der bis dahin politisch wenig hervorgetreten war, in einer Schrift sich aber als unbedingter Gegner der Brodrickschen Pläne gezeigt hatte.

Durch einen Armeebefehl vom 6. Januar 1905 wurde eine vollständige Umgestaltung bekannt gegeben. An Stelle der sechs Armeekorps traten neun Kommandos (Aldershot, Südkommando, Ostkommando, Themsemündung, Irland, Schottland, Nordengland, Wales und Mittelengland) unter einem kommandierenden General (general officer commanding in chief) und ein selbständiger Bezirk London. Die Truppen eines jeden Kommandos setzten sich zusammen aus den in Brigaden und Divisionen gegliederten Feldtruppen, den Küstenverteidigungstruppen unter besonderen Kommandeuren (Reguläre und Hilfstruppen) aus den in Gruppen zusammengefaßten Regimentsbezirken für Zwecke der Ergänzung und schließlich aus den Hilfstruppen (Milizen, Freiwilligen und Yeomanry), insoweit sie nicht den Küstenverteidigungstruppen zugeteilt waren. Divisionen gibt es nur bei den 4 ersten Kommandos, und zwar beim Aldershotkommando 3, beim Südkommando 1, beim Ost- und beim irischen Kommando je 2 mit den Nummern 1 bis 8. Sie werden von Generalmajors befehligt. Neuerdings ist unter dem Generalleutnant Sir John French ein Armeekorps zu 3 Divisionen und einer Kavallerie-Brigade (21—12—21) gebildet, welche als „striking force“ bezeichnet wird. Dann sind das Südkommando und das irische Kommando auf je drei Divisionen gebracht worden.

Der Vorteil der von Arnold Forster geschaffenen Einrichtung liegt vor allem in

dem Umstande, daß, ganz abgesehen von territorialen Aufgaben, eine verwendungsbereite Feldtruppe im Übungslager von Aldershot — the striking force — gehalten wird, sowie daß Milizen und Freiwillige innerhalb ihrer Ergänzungsbezirke bleiben. Zwar sind die Freiwilligen-Bataillone in 45 Infanterie-Brigaden unter den Kommandeuren der Infanterieregimentsbezirke zusammengefaßt, aber außer der Zuteilung von Train- und Krankenträgerkompagnien ist nichts im Frieden geschehen, um ihre Verwendung im großen Rahmen vorzubereiten. Erst für das Etatsjahr 1905/06 ist die Bildung des Stabes für eine Volunteerdivision geplant. Gleiches gilt von Milizen und Yeomanry. Außer drei fahrenden Milizbatterien ist nichts vorbereitet, um Feldartillerie für die Landesverteidigung aufzustellen. Auf die Artillerie des stehenden Heeres ist nicht zu rechnen. Nimmt man an, daß drei Armeekorps und eine Kavallerie-Division in England für Verwendung außer Landes bereit gestellt werden,*) so bleiben außer den Ersatz-Batterien für die Verteidigungsarmee noch 7 reitende und 19 fahrende Batterien verfügbar.

Ein weiterer Vorteil dieser Reorganisation besteht in der Entlastung der Verwaltungsbehörden der Armee; der Wirkungskreis der einzelnen Kommandeure ist jetzt in folgender Weise geregelt: Der kommandierende General ist in seinem Befehlsbereich verantwortlich für die Ausbildung, Kriegstüchtigkeit und Mannszucht der Truppen, in gewisser Weise auch für die Verwaltung. Um seine Tätigkeit für den eigentlichen militärischen Dienst möglichst freizumachen, ist geplant, daß der bei jedem Kommando mit den Verwaltungsgeschäften betraute Generalmajor in allen Verwaltungs- und Rechnungsfragen, sofern es sich nicht um grundsätzliche Entscheidungen handelt, unmittelbar mit dem Kriegsministerium verkehrt. Die Gerechtsame des kommandierenden Generals gelten dann als auf ihn übertragen. Neuerdings hat man Bedenken gegen diese Verwendung eines Generals erhoben; seine Stelle ist daher noch nicht besetzt, seine Tätigkeit vielmehr versuchsweise einem anderen Offizier des Stabes übertragen, um über die Notwendigkeit dieser Stelle erst einige Erfahrungen zu sammeln.

Der Divisionskommandeur befehligt außer den Einheiten seiner Division alle anderen in seinem Bezirk sich aufhaltenden Truppen, ausgenommen solche, hinsichtlich deren besondere Befehle ergangen sind. Befinden sich die Truppen einer Division in einem fremden Bezirk, so stehen sie lediglich in bezug auf Ausbildung unter ihrem eigenen Divisions- und Brigadekommandeur; in bezug auf Mannszucht und innere Wirtschaft sind sie dagegen dem höchsten Offizier des betreffenden Garnisonortes unterstellt. Die Verwaltungsoffiziere einer Division verkehren in rein technischer Erledigung ihrer Geschäfte direkt mit dem obenerwähnten Generalmajor im Stabe des

*) Dies wäre die Höchstleistung, gerechnet scheint vor der Hand nur auf zwei Armeekorps zu sein, da nur sechs schwere Batterien mit Bespannungen für die Korpsartillerie vorgesehen sind.

kommandierenden Generals. An den Manövern einer Division sollen nach Möglichkeit auch die für den Kriegsfall vorgesehenen Einheiten des Trains und des Sanitätskorps teilnehmen. Der Divisionskommandeur ist persönlich dafür verantwortlich, daß das Mobilmachungsmaterial vollzählig niedergelegt ist und daß die für den Mobilmachungsfall bereit zu haltenden Gestellungsorders stets auf dem laufenden sind. Einen Teil seiner Befugnisse kann er auf seine Brigadekommandeure (Obersten mit Brigadegeneralsrang) übertragen.

Der Kommandeur des Bezirks London, Brigadekommandeur der Gardetruppen in London und Windsor, hat im allgemeinen die gleichen Befugnisse wie die kommandierenden Generale.

Ein Küstenverteidigungskommandeur (**Commander of Coast Defence**) befehligt und bildet aus: alle Artillerie- und Genieeinheiten des stehenden Heeres und der Hilfstruppen, aber nur so lange wie diese innerhalb seines Befehlsbereiches untergebracht sind. Indes ist er für die Ausbildung der für das Feldheer bestimmten Einheiten nicht verantwortlich. Ferner arbeitet er Verteidigungspläne aus und hält sie auf dem laufenden. Verantwortlich ist er unmittelbar dem Heeresrat für Armierung der Werke, Zustand der Straßen und Verbindung mit der Flotte.

Ein Gruppenkommandeur von Regimentsdistrikten (**Commander of Grouped Regimental Districts**) hat die Artillerie- und Infanteriedepots der betreffenden Gruppe unter sich mit Ausnahme der Artilleriedepots in Woolwich, Newport, Dover, Gosport und Plymouth. Für irgendwelche Ausbildung regulärer Truppen ist er nicht verantwortlich, dagegen für die Ausbildung der Miliz und Volunteers, solange sie nicht zu Brigaden und Divisionen zusammengezogen werden.

Die Absicht, das territoriale System der Kommandogewalt durchzuführen, ist überall zu erkennen. Bemerkenswert ist ferner das Streben, bei allen Stäben eine Trennung einzuführen in den eigentlichen Generalstab, der den Kommandeur in der taktischen Ausbildung unterstützt, und in den Verwaltungsstab. Ein anderer Gesetzentwurf, der indessen noch nicht zur Gültigkeit gelangt ist, zeigt deutlich die gesunde Auffassung des jetzigen Kriegsministers, der zum ersten Male versucht hat, die Regierungsabsichten, wie sie Balfour dargelegt hatte, in der Heereseinteilung durchzuführen, die englische Armee zu sondern in eine Kolonialarmee (**general service army**) mit langer Dienstzeit, eine Heimatsarmee mit kurzer aktiver Dienstzeit und starker Reserve (**home service army**), sodann in eine Landesverteidigungsarmee. Zur Kennzeichnung des Wertes der Armee sei hier auf den am 14. Juli 1904 dem Parlament vorgelegten Bericht des Kriegsministers eingegangen.

Der Kriegsminister erklärt, daß es durchaus notwendig sei, in der Gliederung, Zusammensetzung und Verteilung des Heeres eine Umwandlung vorzunehmen. Der letzte Krieg und die neueren Ermittelungen zeigten, daß das Heer im gegenwärtigen

Zustand weder den Anforderungen des Landes genüge, noch für den Krieg geeignet sei, während es zu hohe Ausgaben verursache.

Die gegenwärtigen Mängel.

Bei einer Mobilmachung genügen die fünf Jahrgänge der Reserve der stehenden Armee nicht zur Ergänzung der Truppen von Friedensstärke auf Kriegsstärke. Der Ergänzungsbedarf beträgt bei allen Waffengattungen 75 bis 80 v. H., bei der Garnisonartillerie sogar 100 v. H. der Friedensstärke. Die von der Fahne entlassenen Reservisten haben sich in das bürgerliche Dasein eingelebt und sind wenig bereit, sich den militärischen Verhältnissen schnell wieder anzupassen. Der Ersatz der Abgänge durch Ausscheiden von Kranken sowie nach siebenjähriger Dienstzeit bei dem stehenden Heer insbesondere bei den im Auslande befindlichen 87 von 146 Bataillonen erfolgt durch Heranziehen des zweiten, im Inland befindlichen Schwesterbataillons der Regimenter und durch Abgaben aus den Regimentsdepots. Die in der Heimat bleibenden Bataillone sind somit nur Ersatzbataillone der im Auslande befindlichen. Die Regimentsdepots sind zwar Mobilmachungsmittelpunkte, ihr Bestehen vermindert aber die fechtende Stärke des Heeres. Sie werden in der Regel von Offizieren befehligt, die kein anderes Kommando erwarten und daher des Ehrgeizes ermangeln.

Das gegenwärtige System soll eigentlich in bezug auf Unterkunft und Ersatz ein „territoriales", d. h. den Landesbezirken angepaßtes, sein. Dies ist aber größtenteils nicht zutreffend. Wenn ein Bataillon seine Kaserne verläßt, weiß man, daß es aller Wahrscheinlichkeit nach niemals wieder dahin zurückkehren wird.

Die Miliz hat an Güte und Zahl stark abgenommen.*)

Kein Zeichen deutet auf Stillstand in ihrem Verfall, die Miliz ermangelt unzweifelhaft der notwendigen militärischen Eigenschaften. Es ist das die unvermeidliche Folge der Art, wie die Miliz behandelt worden ist. Sie ist nur eine Folie für die Linie und nicht so beschaffen, daß sie zu einem wirklich wertvollen Faktor für die Landesverteidigung gemacht werden kann. Bei dem gegenwärtigen Zustand kann ein Milizbataillon nicht dazu berufen werden, in Kriegszeit außer Landes zu gehen. Tatsache ist auch, daß ganze für den Krieg in Südafrika bereitgestellte Bataillone nicht kriegsmäßig ausgebildet waren.

Es wird vorgeschlagen: Die gegenwärtige reguläre Armee ist in zwei Teile zu zerlegen, eine Kolonialarmee und eine Heimatsdienstarmee. Die erstere soll zur Friedens- und zur Kriegszeit auswärts und im Lande dienen; die letztere zur Friedenszeit im Lande und nötigenfalls bei wichtigen Kriegen außerhalb. Die

*) Iststärke der Miliz 1864 . . . . . . 114 003 Mann.
" " " 1872 . . . . . . 116 080 "
" " " 1880 . . . . . . 130 331 "
" " " 1896 . . . . . . 112 511 "
" " " 1901 . . . . . . 96 620 "
" " " 1904 . . . . . . 90 474 "

Mannschaften der Kolonialarmee müssen für verhältnismäßig lange Zeit bei der Fahne sein; die Heimatsarmee soll für die andere in ausreichender Zahl Reserven heranbilden, es empfiehlt sich daher für sie kürzere Dienstzeit.

Organisation der Kolonialarmee.

Keine Notwendigkeit trat im letzten Kriege mehr hervor als die einer „schlagfertigen Kraft" (striking force), die auf die erste Nachricht hin, ohne Mobilmachung ins Feld gesandt werden konnte. Sie ist in den neuen Entwürfen vorgeschlagen, soll aus allen Waffengattungen bestehen und zu Aldershot untergebracht werden. Die beim gegenwärtigen stehenden Heere vorhandenen Bataillone genügen an Zahl für den gewöhnlichen Friedensdienst im Ausland und in der Heimat. Sie können ferner den Bedarf für Verschiebungen und zur Bildung einer „schlagfertigen Kraft" decken, ja sie werden beträchtlich darüber hinausreichen. Gegenwärtig sind nicht weniger als 87 Bataillone, von den 146 vorhandenen, auswärts. Der Kriegsminister hofft, daß mit der Zeit einige davon zurückgenommen werden, und es wird dann eine gewisse Zahl von Linienbataillonen entbehrlich. Es wird vorgeschlagen, daß 19 (14 dritte und vierte während des südafrikanischen Krieges aufgestellte Linien- und fünf Gardebataillone) allmählich aufgelöst werden.

Die Länge der Dienstzeit soll auf 6 Monate für die erste Ausbildung im Depot und 8½ Jahre bei der Truppe, denen drei Jahre in der Reserve I. Klasse folgen, festgesetzt werden. Die Aushebung für diese Bataillone soll auf Leute nicht unter 19 Jahren beschränkt werden. Um von der Notwendigkeit, für jedes auswärts befindliche Bataillon ein solches im Binnenland zu haben, befreit zu werden, sind größere Depots für die Kolonialarmee vorgeschlagen. Die Einrichtung kleiner Depots hat sich als unzweckmäßig erwiesen. Es soll aufgegeben werden, die beiden Bataillone der einzelnen Regimenter hinsichtlich des Ersatzes aufeinander anzuweisen.

Organisation der Heimatsarmee.

Die verbleibenden im Frieden nicht für den auswärtigen Dienst erforderlichen Bataillone des stehenden Heeres sollen die Heimatsarmee bilden. Abgesehen von den 10 Bataillonen der Garde werden sich dafür 40 Bataillone ergeben. Es wird vorgeschlagen, ihre Dienstzeit auf zwei Jahre bei der Fahne, einschl. drei Monate Rekrutenzeit im Depot und sechs Jahre Reserve I. Klasse zu bemessen. Die Leute können schon im Alter von 18 Jahren eingestellt werden. Die Friedensstärke dieser Bataillone wird 500 Mann betragen, ihre geringe Stärke, verbunden mit der großen Jugend der Mannschaften, fordert bei der Mobilmachung eine hohe Ergänzung. Die hierzu erforderlichen Mannschaften finden sich in den zehn Jahrgängen der Reserve. Jedem Bataillon werden dauernd 20 Offiziere zugeteilt, die vollberechtigte Offiziere des stehenden Heeres sind, in gleicher Weise verwendbar wie die Kolonialarmeeoffiziere. Um einen im südafrikanischen Kriege erkannten Mangel zu beseitigen sollen den 20 aktiven Offizieren jedes Bataillons zehn Reserveoffiziere zugefügt werden. Diese müssen eine bestimmte Zeit bei der Fahne gedient und mehrere Prüfungen bestanden haben. Sie werden zeitweise zur Übung eingezogen, und ihre Stellung

soll derjenigen der gegenwärtigen Milizoffiziere gleichen. Die Mannschaften der Heimatsinfanteriereserve mit den Reserveoffizieren und Unteroffizieren sollen zu Übungen im zweiten und vierten Jahr nach ihrer Entlassung von der Fahne einberufen werden. Die Heimatsdienstarmee ist möglichst in die Heimatsbezirke einzufügen. Die Bataillone sollen in ihren eigenen Bezirken untergebracht werden und überall dauernd überwiesene Kasernen erhalten. Die Heimatsarmee ist dann die eigentliche Feldarmee, auch wird geplant, eine Anzahl Milizbataillone in diese aufzunehmen.

Es wird dann vorgeschlagen, die Artillerie nach denselben Grundsätzen wie die Infanterie zu teilen. Von den bestehenden 179 Batterien sollen 100 einschl. der reitenden Artillerie dem Kolonialdienst zugewiesen werden, die übrigbleibenden 79 Batterien sich bei der Heimatsdienstarmee befinden und die Masse der Reservisten heranbilden. Die Schwierigkeiten in der Verwirklichung dieser Pläne liegen darin, daß nur ein sehr langsamer Wechsel in den Auslandsbataillonen sich ermöglichen läßt, daß jedenfalls den Mannschaften während ihrer Dienstzeit ein längerer Urlaub in die Heimat zugebilligt werden muß, und daß es fraglich erscheint, ob sich unter diesen Bedingungen die erforderliche Zahl von Rekruten erreichen lassen wird. Bedenken sind ferner geäußert, ob auch tatsächlich die „striking force" bei dem ungünstigen Stande der englischen Rekrutierung aus Leuten bestehen wird, die völlig tropendienstfähig sind, ob es nicht geboten sein wird, diese Bataillone durch Abgaben der zunächst noch nicht mobilisierten Bataillone auf Kriegsstärke zu bringen. Vermutlich wird auch von Zeit zu Zeit ein Wechsel zwischen den beiden Kategorien stattfinden müssen. In dem Voranschlag für das Verwaltungsjahr 1905/06 finden sich bereits die ersten Ansätze zur Verwirklichung dieser Pläne, deren Ergebnis sein soll, die Kosten des Heeres zu verringern. Das Steigen der Kosten für den Mann ergab sich nicht durch gesteigerte Ausgabe für das Material, sondern dadurch, daß der Staat, um die nötige Rekrutenzahl zu erhalten, im Wettbewerb mit den Arbeitgebern jedes Jahr größere Aufwendungen für das Leben, für die Bequemlichkeit des Mannes machen muß.*)

Die Stärke der Armee wird im neuen Etatsjahr um 17 000 Mann verringert, indem die Stärke der Heimatsbataillone auf 700 Mann herabgesetzt wird. Aufgehoben ist dann die Anwerbung auf drei Jahre bei der Fahne in der Linieninfanterie und bei der Festungsartillerie; es dürfen nur Mannschaften auf neun Jahre bei

*) Für das stehende Heer betrugen die Kosten eines Mannes:

1806	1180 Mark
1830	1460 „
1853	1580 „
1859	1800 „
1874	2000 „
1899	2300 „
1904	2630 „ im Jahre.

der Fahne und drei Jahre in der Reserve*) eingestellt werden, um einen hinreichend großen Stamm für die Kolonialarmee zu erhalten. Zwischen dem 1. November 1904 und dem 1. März 1905 sind 9720 Rekruten auf neun Jahre eingestellt. Der Kriegsminister hofft, daß bis zum 1. November 1905 unter dieser Bedingung 30 000 Mann in die Infanterie eingestellt werden, wodurch die Qualität der Truppe wesentlich gehoben werden würde.

Erst wenn dieses erreicht ist, kann zur Bildung der Heimatsbataillone die geplante zweijährige Dienstzeit eingeführt werden. Jedenfalls sind die Absichten Forsters nicht aufgegeben.

Der südafrikanische Krieg hat gezeigt, daß England langsam, nach und nach sein stehendes Heer mobilisieren und mit Hilfe von Milizen und Freiwilligen auch auf Kriegsstärke erhalten konnte. Bei einer ähnlichen politischen Lage wird die Verteidigung des Mutterlandes den „Hilfskräften" zufallen. Im Jahre 1904 waren vorhanden:

	Miliz**)	Imperial Yeomanry	Freiwillige	
Infanterie	80 337	—	148 225	Mann.
Feldartillerie	460	—	—	„
Festungsartillerie	14 992	—	33 591	„
Pioniere	2 419	—	14 498	„
Sanitätsformationen . . .	818	—	4 197	„
Berittene Truppen	—	27 388	—	„

Nicht zu verkennen ist, daß die Freiwilligen unter erheblichen Opfern an Geld und Zeit sich bemüht haben, den Forderungen, welche die Landesverteidigung an sie stellen muß, zu entsprechen, doch genügen die Leistungen noch nicht. Um diese zu erhöhen, wird zunächst erstrebt, die für die Übungslager verfügbare Zeit zu verlängern, dann eine schärfere Gliederung in vollständig ausgebildete und weniger gut ausgebildete Mannschaften vorzunehmen. Die Zahl der Volunteers übersteigt die Bedürfnisse der Landesverteidigung; es wird geplant, die ungeeigneten Elemente abzustoßen und das gesparte Geld dann für Ausbildungszwecke des besseren Teiles zu verwenden.

Milizen und Freiwillige haben im südafrikanischen Kriege Ersprießliches geleistet. Die Milizen haben etwa 45 586 Mann nach Südafrika gesandt. Schon damals fanden sie Verwendung zur Besetzung der Kohlenstationen, zur Bewachung von Gefangenenlagern und zum Schutz der rückwärtigen Verbindungen.***) Mehr noch als im

*) Für die Kavallerie sind acht Jahre bei der Fahne vorgesehen.

**) Es fehlten bei der Infanterie 28 402, bei der Festungsartillerie 3630 Mann.

***) Nach einem Parlamentsbericht wurden von 170 Einheiten mit 93 130 Mann 80 Bataillone, 6 Artillerie- und 3½ Pionierkompagnien mit 45 586 Mann nach Südafrika, 9 Bataillone nach St. Helena, Malta und Ägypten geschickt. Während der Jahre 1899 bis 1902 traten 74 217 Mann zum stehenden Heere über. Bei einer Stärke der Miliz von 92 741 (1901) bis 103 647 Mann (1899) eine recht anerkennenswerte Leistung.

Frieden stellten sie Ersatzmannschaften für das Heer, während besondere Freiwilligenkompagnien den einzelnen Truppenteilen angeschlossen wurden. Auch bei einem zukünftigen Kriege werden Milizbataillone außer Landes verwendet werden müssen, um durch Ablösung aktiver Bataillone im Besatzungsdienst diese für die Feldarmee verfügbar zu machen. Bislang hing diese Verwendung der Miliz im Auslande wesentlich von ihrem guten Willen ab; jetzt ist ein Gesetzentwurf in der Beratung, einen Teil gesetzmäßig auch außer Landes zu verwenden, wenn die Miliz durch besonderen Aufruf zum aktiven Dienst einbeordert wird. Bedenken liegen nur in der anerkannt geringen körperlichen Entwickelung der Milizmannschaften; doch da jeder Regimentsbezirk zwei Milizbataillone zählt, dürfte es nicht schwer fallen, für Besatzungs- und Etappenzwecke ein Feldbataillon von etwa 600 Gewehren in jedem Regimentsbezirk aufzustellen. Bei der Bedeutung, welche die Miliz bei der veränderten Heerespolitik gewonnen hat, ist die Frage von entscheidender Bedeutung, inwieweit die Miliz geeignet ist, ihrer Aufgabe zu genügen. Unter dem Vorsitz des Earl of Norfolk trat im April 1903 ein Ausschuß zusammen, der die Ergebnisse seiner Erhebungen nach wenig mehr als Jahresfrist in vier starken Bänden mit etwa 1400 Seiten veröffentlichte. Der Wert der Hilfsstreitkräfte wird anerkannt, indessen werden auch die Mängel nicht verschwiegen.

Theoretisch auf dem Grundsatz der allgemeinen Militärpflicht aufgebaut, ist die Miliz tatsächlich doch nur eine Truppe von Freiwilligen, die sich auf sechs Jahre anwerben lassen und die Erlaubnis erhalten können, weitere vier Jahre u. s. f. bis zur Beendigung des 45. Lebensjahres zu dienen. Die ursprüngliche Art der Aushebung, bei der alle waffenfähigen Männer zwischen 18 und 30 Jahren Lose ziehen müssen, von denen die höchsten Nummern bis zur Erreichung der für das Kontingent nötigen Anzahl zur Dienstleistung eingezogen werden, ist nicht ernst zu nehmen, da diese allgemeine Wehrpflicht durch die Möglichkeit der Stellvertretung schon gesetzlich so gut wie aufgehoben ist. Außerdem kann eine jede Gemeinde statt der durch das Los zu bestimmenden Leute auch Freiwillige als Teile ihres Kontingentes anbieten, muß aber für jeden daran fehlenden Mann ein Strafgeld von 200 Mark zahlen. Ebenso hat man nicht gewagt, die gesetzmäßige Dauer der Rekrutenzeit von sechs Monaten durchzuführen, man begnügt sich bei der Infanterie mit 63 Tagen und 27 tägiger Teilnahme an den Übungen im Bataillon. Nach den Erfahrungen des Burenkrieges hat man den Grundsatz aufgestellt, daß die Miliz in Zukunft stets zu der höchsten Dauer ihrer pflichtmäßigen Ausbildung heranzuziehen ist. Diese Bestimmung ist aber anscheinend lediglich auf dem Papier geblieben; denn die Übungen, die im Mai 1904 stattgefunden haben, sind wieder nur auf 27 Tage angesetzt gewesen, von welcher Zeit drei Wochen zum Schießen und zu Felddienstübungen im Kompagnieverbande, der Rest zu Übungen im Bataillons- und womöglich Brigadeverbande verwendet wurden. Dabei ist die Miliz, sowohl was den Bestand der Mannschaften

wie den der Offiziere betrifft, durchaus unvollständig. Bei einer Sollstärke von 131 582 sind im Jahre 1904 nur 99 026 Mann vorhanden gewesen. An den vorgeschriebenen Übungen nahmen nach einer Mitteilung der United Service Gazette im Jahre 1904 nur 72 858 Mann teil. Von den Nichtanwesenden fehlten etwa 24 000 Mann mit Erlaubnis, 33 106 Mann ohne Erlaubnis. Der höchste Prozentsatz kam hierbei auf die Irländer, von denen fast 50 v. H. fehlten, dann kamen die Schotten mit etwa 25 v. H., während von den Engländern nur etwa 16 v. H. fehlten. Noch ungünstiger steht es mit den Offizieren. So fehlten allein dem IV. Bataillon des „West-Yorkshire-Regiments" drei Hauptleute und fünf Subalternoffiziere, dem III. Bataillon des „York and Lancaster-Regiments" fünf Hauptleute und sechs Subalternoffiziere und dem III. Bataillon des „Durham light Infantry-Regiments" gar zwei Hauptleute und elf Subalternoffiziere. Nichts anderes bleibt nach Ansicht des Kriegsministers übrig, als die Zahl der Einheiten zu verringern und in Zusammenhang mit der Iststärke der Offiziere und Mannschaften zu bringen.

„Die Ausbildung des Milizoffiziers reicht nicht aus, um ihn zur Führung von Truppen zu befähigen. Es zwingt sich uns der Schluß auf, daß die Miliz in ihrer gegenwärtigen Verfassung unfähig ist, zur Verteidigung des Vaterlandes ins Feld zu rücken. Wir sind aber der Meinung, daß ihre Mängel außerhalb der Einwirkung (control) ihrer Offiziere und Mannschaften zu suchen sind. Ähnliches gilt von den Freiwilligen. Die meisten ihrer Offiziere besitzen weder theoretische Kenntnisse noch soviel praktische Schulung in der Handhabung der Truppe, daß sie als berufene Lehrer ihrer Leute im Frieden oder gar als Führer im Kriege gelten könnten. Aus diesen Gründen und dann auch wegen der beschränkten Ausbildung und der Mängel ihrer Organisation und Ausrüstung ist der Ausschuß der Meinung, daß die Volunteers nicht imstande sind, gegen ein reguläres Heer ins Feld zu ziehen." Der Ausschuß prüft dann, auf welche Weise Miliz und Volunteers in ihrer Kriegstüchtigkeit gestärkt werden könnten.

Für die Miliz wird vorgeschlagen: Verlängerung der Dienstleistungen, und zwar namentlich der Rekrutenzeit. Als Mindestdauer dieser werden 6 Monate angegeben (jetzt 7 Wochen Exerzieren und 2 Wochen Schießausbildung); dann bei einer Verpflichtung auf 8 Jahre (früher 6) im zweiten, dritten und vierten Jahre je eine sechswöchige Übung (jetzt vierwöchige). Es wird ausdrücklich gesagt, daß dieses die geringste Forderung der Regierung darstellen müsse: bei weiterer Ausdehnung der Dienstleistungen würden sonst die Reihen der Miliz, die sich aus angeworbenen Freiwilligen zusammensetzt, allzusehr gelichtet werden. Ferner verlangt der Ausschuß die Bildung von Brigaden und Divisionen mit ständigen Stäben schon im Frieden.

Was die Dienstzeit der Volunteers anbetrifft, so weist der Bericht darauf hin, daß in dieser Frage die Arbeitgeber die entscheidende Rolle spielten: angesichts des scharfen Wettbewerbes in allen Erwerbszweigen könnten sie ihre Leute nur eine be-

stimmte — nach den Gegenden verschiedene — Zeit entbehren. Grundsatz müsse sein, daß der Volunteer bei den Übungen nichts aus eigener Tasche zuzulegen habe und daß er nur für den Krieg ausgebildet werde.

„Allen Volunteereinheiten sollte ermöglicht werden, jährlich 14 Tage im Lager mit allen Gebührnissen zu üben. Länger ist dies nicht durchführbar." Schießstände und Exerzierplätze müßten von Staats wegen beschafft werden. Für Mobilmachungsausrüstung und Transportwesen sei vorzusorgen; taktische Schulen müßten gegründet, die zur Erlangung der reglementsmäßigen Vergütung (capitation grant) erforderliche Zeit verlängert werden, und zwar für beide Waffen um mindestens zehn Tage (jetzt bei der Infanterie 19, bei der Artillerie 34 Tage).*)

Aber aus den weiteren Ausführungen des Ausschusses geht hervor, daß er bei diesen Vorschlägen nur mit halbem Herzen bei der Sache ist, weil er eine Aufbesserung der Miliz und Volunteers bei dem gegenwärtigen Rekrutierungssystem im Grunde doch für aussichtslos hält. Es heißt im Bericht:

„Die Grundsätze, die nach dem verhängnisvollen Versagen älterer Methoden von den großen europäischen Festlandstaaten angewandt wurden, sind die folgenden: 1. daß möglichst jeder körperlich brauchbare Untertan in den Waffen geübt werden soll; 2. daß dies nur in einem längeren ständigen Verweilen unter der Fahne erreicht werden kann; 3. daß die Ausbildung in den Händen besonders erzogener und in vollkommenster Weise durchgebildeter Offiziere liegen muß. Wir leben der Überzeugung, daß unter Anwendung dieser Grundsätze im vereinigten Königreich ein Heer aufgestellt werden kann, das es in bezug auf Stärke und militärische Tüchtigkeit mit einem Einbruchsheere aufzunehmen vermag."

Als Grundzüge für die Schaffung eines solchen Landesverteidigungsheeres (neben dem eigentlichen stehenden Heere) gibt der Ausschuß an: einjährige aktive Dienstpflicht

*) Die auf Grund dieser Erhebungen herausgegebene neue Volunteersvorschrift enthält folgende bemerkenswerte Bestimmungen:

Unter „Dienstbedingungen" heißt es: „Eine besondere Kategorie (section) ist aus denjenigen Mannschaften zu bilden, die willens sind, im Kriegsfall außerhalb ihres Truppenverbandes zu Zwecken der Küstenverteidigung im vereinten Königreich Dienst zu tun. Jeder Mann empfängt alsdann eine Vergütung von 5 £ und bezieht während der Dauer seiner Dienstleistung den Sold seines Ranges wie in der regulären Armee; im Falle von Tod, Verwundung oder Beschädigung im Dienst wird ihm oder seinen Hinterbliebenen Pension gezahlt." Der Gedanke ist im Laufe des Krieges aufgekommen; ob sich jedoch gerade viele im voraus verpflichten werden, bleibe dahingestellt.

In betreff der Lagerübungen sagt die Vorschrift: „Grundsätzlich soll jeder ausgebildete Freiwillige, um die ausgeworfene Vergütung zu verdienen, im Jahre eine Lagerübung von einer Woche durchmachen. Die Übung kann in einem provisorischen Lager, oder im Lager eines anderen Volunteer-Bataillons, oder bei einem regulären Truppenteil während dessen Ausbildungszeit abgeleistet werden. Freiwillige, die im Vorjahr geübt haben, können bei Krankheit oder in sonstigen dringlichen Fällen von der Übung entbunden werden; von denen, die nicht im Vorjahr übten, darf der Befehlshaber bis höchstens 10 v. H. dispensieren." Von 245 359 Mann nahmen 1894 im ganzen 175 000 Mann an den Lagerübungen teil.

mit ein oder zwei Übungen von einigen Wochen in späteren Jahren und Ausbildung durch Berufsoffiziere. In anderen Ländern gelangen — nach Abzug der Untauglichen und Unabkömmlichen — etwa 50 v. H. der ins militärpflichtige Alter tretenden männlichen Jugend wirklich zum Dienen. Das würde in England, da die männliche Jugend eines Jahrganges etwa 380 000 Köpfe beträgt, 190 000 Rekruten alljährlich ausmachen. Zieht man die Rekruten des regulären Heeres und der Flotte ab, so bleibt die Ziffer immer noch hoch genug, um in den drei jüngsten für die Landesverteidigung bestimmten Jahrgängen 350 000 Mann zur Verfügung zu haben: eine Zahl, die vom Ausschuß für ungefähr ausreichend gehalten wird. Der große Vorrat an über 24 Jahre alten ausgebildeten Leuten wird dann eine unerschöpfliche Reserve in Zeiten ernster Not abgeben. Eine Berechnung der Kosten dieses Verfahrens hat ergeben, daß es billiger ist als das gegenwärtige System. Nach allem gelangt der Ausschuß zu dem Schlusse: „Eine Armee der Landesverteidigung, die imstande ist, das Land in Abwesenheit des ganzen aktiven Heeres oder doch seines größten Teiles gegen Einbruchsversuche zu schützen, kann nur auf dem Grundsatze aufgebaut und erhalten werden, daß pflichtmäßig jeder Bürger von entsprechendem Alter und körperlicher Brauchbarkeit für die Zwecke der Landesverteidigung auszubilden ist und im Fall des Bedarfes daran teilzunehmen hat."

Das entscheidende Wort „allgemeine Wehrpflicht" war damit ausgesprochen, ohne daß sich, wie in früheren Jahren, die öffentliche Meinung scharf dagegen erklärte. Nach den Erfahrungen des südafrikanischen Krieges ist die Stimmung für die allgemeine Wehrpflicht günstiger geworden, indessen in einer Form, die ein Mittelding darstellt zwischen den schweizer Milizen und den englischen Freiwilligen. So schreibt Lord Roberts in einem Aufsatze des „Nineteenth Century and after": „Gezwungener Heerdienst ist nach meiner Ansicht der Nation ebenso zuwider wie mit den Eigentümlichkeiten unserer Armee unvereinbar, die immerwährend und auch im Frieden einen großen Teil ihrer Regimenter in die Fremde entsenden muß. Ferner behaupte ich, daß auf einen Menschen, der seinem Vaterlande freiwillig dient, im Gefecht mehr Verlaß ist, als auf einen, der zum Waffendienst gezwungen wird. Allein wir brauchen eine große Heeresreserve, und wenn die Bürger eines so großen und blühenden Landes wie das unserige in Friedenszeit ohne Gefahr für die Sicherheit des Reiches vom Zwange des Waffendienstes befreit bleiben sollen, so sind zwei Dinge wesentlich: erstens müssen gute Berufssoldaten für das stehende Heer gewonnen werden, in erster Linie durch günstige Sold- und Pensionsverhältnisse; besonders müssen die Soldaten nach Vollendung ihrer Dienstzeit bei der Fahne eine sichere Brotstelle vor sich sehen. Diese Bedingung ist von höchster Wichtigkeit.

Zweitens müssen alle Klassen der Bevölkerung, die zur Friedenszeit nicht dienen wollen, sich doch einer mäßigen Ausbildung unterwerfen, die sie befähigt, in Zeiten der Gefahr, wenn ihr Land sie aufruft, doch einigermaßen nützlich zu werden. Ich

behaupte, daß es die Pflicht und Schuldigkeit des Staates ist, dafür zu sorgen, daß jeder körperlich taugliche Mann, gleichgültig, welcher Stufe der Gesellschaft er angehört, in seiner Jugend eine gewisse militärische Ausbildung erhält (soweit, daß er geradeaus schießen und einfache Befehle ausführen lernt). Eine solche Ausbildung würde eine große Wohltat für die Nation selbst sein und das Durchschnittsmaß der Gesundheit und körperlichen Leistungsfähigkeit heben; auch ist sonst keine Möglichkeit ersichtlich, um die für einen Krieg notwendige, große Reserve an Offizieren (mehrere Tausend) zu bekommen, — ganz gleich, nach welchem System die Armee reorganisiert wird."

Vorbereitet ist der Boden durch die unter dem Vorsitz des Herzogs von Wellington eifrig für diesen Gedanken agitierende „National Service League". Für die weitere Ausgestaltung der englischen Wehrkraft scheinen ihre Bestrebungen von besonderer Bedeutung. Nur durch ihre Hilfe wird es möglich sein, der Regierung den nötigen Rückhalt in der öffentlichen Meinung zu schaffen, die gesetzliche Aushebung der Miliz durch das Loos durchzuführen. „Die Liga," heißt es in einer Programmschrift, „hält die Verteidigung des Vaterlandes für eine Pflicht und zugleich ein Vorrecht jedes einzelnen wehrfähigen Bürgers und stellt daher den Grundsatz einer allgemeinen Ausbildung mit den Waffen zu Lande oder zu Wasser auf. Für eine solche Ausbildung gelten ihr die folgenden Gesichtspunkte:

a) durch Ausbildung eines jeden Wehrfähigen im Volke das Gefühl für die Pflichten und die Verantwortlichkeit des Bürgers zu verbreiten;
b) der körperlichen und moralischen Entartung des Volkes, die das Leben in großen Städten mit sich bringt, entgegenzuarbeiten;
c) durch die nicht zu kostspielige Schaffung einer ausgebildeten Bevölkerung eine starke und elastische Reserve für Heer und Flotte ins Leben zu rufen und durch Gewöhnung der Knaben an militärische Übungen die Rekrutierung des stehenden Heeres zu fördern;
d) die Möglichkeit feindlicher Einfälle auf britischen Boden zu vermindern und dem Gefühl von Unsicherheit im Lande — der Quelle von Besorgnissen und Panik — entgegenzuarbeiten.

Abgesehen von diesen Hauptgesichtspunkten darf angenommen werden, daß eine allgemeine militärische Ausbildung des Volkes der Organisierung des Eintretens von Mutterland und Kolonie füreinander förderlich sein und die Brauchbarkeit der Volunteers in Zeiten nationaler Gefahr heben wird, während die Gewöhnung an militärische Zucht der Nation die größten Vorteile in dem von ihr zu führenden Kampfe sichern dürfte.

Die Vorschläge der Liga halten sich in allgemeinen Bahnen und regen an:

a) daß eine gesunde, auf wissenschaftlichen Grundsätzen beruhende körperliche Ausbildung zu einem obligatorischen Lehrfach in allen Schulen gemacht und,

wenn irgend möglich, bis zur Zeit völliger Dienstbrauchbarkeit fortgesetzt werden soll;

b) daß jeder wehrfähige Bürger bei Erreichung des militärbrauchbaren Alters zwangsweise als Milizsoldat, etwa nach schweizerischem Muster, ausgebildet werden soll; und da England eine Seemacht ist, müßte es eine Miliz für die Flotte wie für das Heer geben."

Gerade auch in letzter Beziehung berührt die Liga den wunden Punkt der englischen Flotte, die Frage der Bemannung. Denn während zur Zeit der Segelschiffe jeder Seemann ohne Bedenken an Bord eines Kriegsschiffes gebracht werden konnte und nur noch das sehr einfache Geschützexerzieren zu lernen hatte, ist es jetzt anders. An die Stelle des „able seaman" tritt jetzt der Heizer, der Techniker. Die Ausbildung am Geschütz ist ferner wesentlich schwieriger geworden. Die frühere Hauptstärke der englischen Flotte, die darin bestand, daß sie in der Handelsflotte eine nahezu unerschöpfliche Reserve für einen ausgebildeten Mannschaftsersatz besaß, ist jetzt nicht mehr vorhanden, umsomehr, da auf der Handelsflotte das eigentlich englische Element zurücktritt und durch Norweger, Deutsche, Dänen und Holländer ersetzt wird.

Weit einschneidender für die ganze Ausgestaltung des Heeres erwies sich die Reform des verzopften „War Office", einer übermäßig zentralisierten Vereinigung von Kriegsministerium und Generalstab, bei der sehr zum Schaden der Schlagfertigkeit des Heeres die eigentliche Generalstabstätigkeit gegenüber den Verwaltungsgeschäften, die weder besondere Vorschulung noch Befähigung verlangten, in den Hintergrund trat. Die wenigen im War Office beschäftigten Offiziere waren in einer solchen Weise mit Bureauarbeiten überlastet, daß jede Schulung im Generalstabsdienst ausgeschlossen war; auch hier handelt es sich um die Durchführung der Trennung zwischen Generalstab und Kriegsministerium. Eng verknüpft war damit die Frage des Oberbefehls, ob die Armee ihre Spitze in einem Vertreter des Parlaments oder in einem Offizier erblicken sollte. Beide Fragen mußten gemeinsam entschieden werden. Die Stellung des englischen Herrschers zur Armee ist das Ergebnis der langen Kämpfe zwischen Parlament und Staatsgewalt, in denen die Volksvertretung schließlich siegte und die Wehrkraft des Landes zu einem Parlamentsheere machte. Der König ist zwar noch immer das ideelle Haupt der Armee, er ist Chef mehrerer Regimenter, aber er ist nicht der oberste Kriegsherr, der Feldherr, der in großen nationalen Krisen die Streitkräfte des Landes führt, der einheitlich die Schulung der Armee für diese Aufgabe überwacht. Parlament und Königtum stehen sich in England derart gegenüber, daß eine solche Stellung des Herrschers unmöglich wäre. Seit dem Tage von Dettingen hat denn auch kein englischer König ein Heer vor dem Feinde geführt. Die Forderung des Parlaments, Einfluß auf die Verwaltung, Gliederung und Verwendung des Heeres zu haben, schuf die Stellung des „Secretary of State for War", während die Vertretung der Armeeinteressen, die Ausbildung, Bekleidung und Be-

waffnung dem Oberkommandierenden (Commander in chief) zufiel. Er war die höchste, nichtparlamentarische Spitze des Heeres, welche von einem Kabinettswechsel nicht getroffen wurde. Nicht ohne Grund riet der Herzog von Wellington der Königin Victoria, zur Vertretung der Rechte der Krone stets ein Mitglied des Königlichen Hauses an die Spitze des Heeres zu stellen. Der Commander in chief hat, obwohl alle Verantwortlichkeit auf ihm lastet, keine Exekutivgewalt, er ist nur der Berater des Kriegsministers, auch war nicht geplant, ihm bei einem Kriege den Oberbefehl zu geben. Seine Stellung war eine seltsame Verquickung zwischen Oberbefehlshaber und Kriegsminister, seine Verwendung im Felde hätte geradezu die Unterhaltung des mobilen Heeres stören müssen. Im Kriege wurde sofort ein Oberbefehlshaber ernannt, der unter Umgehung des Commander in chief unmittelbar an den Zivilkriegsminister zu berichten hatte. Während in der Theorie beide Verwaltungsgebiete gegeneinander abgegrenzt waren, ergaben sich aus den widerstreitenden Interessen beider Behörden Reibungen, die um so schwerer zu überwinden waren, als es dem Kriegsminister, der die wahren Bedürfnisse des Heeres nicht kannte, an jeder militärischen Vorbildung fehlte.

Unter dem Herzog von Cambridge, der von 1856 bis 1895 an der Spitze des Heeres stand, kam der Zwiespalt zwischen dem Kriegsminister und dem Oberkommandierenden nicht zum Ausdruck. Große organisatorische Änderungen sind vom Herzog von Cambridge nicht ausgegangen, er vertrat das konservative Element gegenüber der vom Festlande herübergetragenen, das Alte stürzenden Bestrebung nach einer Heeresreform. Anders seine Nachfolger. Lord Wolseley, dann Lord Roberts waren erprobte Führer, denen Monarch und öffentliche Meinung die höchsten militärischen Leistungen zutrauten, gerade diese beiden aber, die befähigt und geeignet waren, eigene Wege zu wandeln, mußten in Widerspruch mit dem Zivilkriegsminister geraten. Wohl die schärfsten, wenn auch nicht unbegründete Angriffe auf die Stellung der Zivilkriegsminister hat Lord Wolseley erhoben. „Was wir aber immer noch erleben: ein Mann, der kein Soldat ist und nichts vom Kriege weiß, wird nur aus politischen Rücksichten zum Kriegsminister gewählt. Ebensogut könnte ich zum leitenden Arzt eines Krankenhauses gemacht werden. Die meisten dieser Minister wissen über Krieg und Soldaten weniger, als Soldaten über Mystizismus und Theologie."*)

Die unzureichende militärische Vorbereitung des Landes zur Zeit des Krimkrieges war nach Lord Wolseley durch den Einfluß der politischen Parteien auf die Armee und durch die Vertretung ihrer Interessen durch einen Zivilkriegsminister verursacht. „Niemals ist ein Volk so schlecht gerüstet in einen großen Krieg gestürzt worden, wie das englische in den Krimkrieg. Mr. Bright und die Fabrikanten seiner Schule dachten schon lange, das sicherste Mittel, um England aus den europäischen

*) The story of a soldier's Life, I, S. 92.

Händeln zu halten, sei, daß es keine kriegsbrauchbare Armee habe. Und noch immer bleibt es beim alten. Ein Mann, der nicht Soldat ist und vom Kriegswesen nichts versteht, wird aus rein politischen Gründen zum Kriegsminister gemacht. Früher oder später muß dies niederträchtige, alberne Verfahren das Land in ernste Ungelegenheiten, wo nicht ins Unglück führen. ... Die Generale und Generalstäbler, die in der Krim die englische Armee befehligten, waren größtenteils geschniegelte Pflastertreter und wußten von der Feldherrnkunst so viel und so wenig wie von der Differentialrechnung. Das einzig Richtige, um derlei Mißständen vorzubeugen, wäre, daß gelegentlich einige der verantwortlichen Minister aufgehängt würden; hoffentlich finden sie im Jenseits wenigstens die verdiente Strafe."

Aber war es denn anders unter Lord Wolseleys Regime vor dem Ausbruch des Burenkrieges? Vernichtend lautet daher auch sein Urteil für die Gegenwart: „Wir sind in keiner Weise für den Krieg bereit und besitzen kein Ministerium, das diese Wahrheit zuzugestehen wagt, wiewohl sie allen einsichtigen Militärs bei uns und sicherlich auch jenen des Auslandes geläufig ist. Aber diese Wahrheit wird dem Volke sorgfältig verschwiegen. Die Männer, die während des Friedens die Möglichkeit eines Krieges in Erwägung ziehen, sind bei den maßgebenden Politikern schlecht angeschrieben. Im Schoße des Friedens, des Überflusses und des Gedeihens ist es für leichtlebige Leute nicht angenehm, sich immer wieder sagen zu lassen, daß nur ein starkes Heer dauernd den Frieden aufrecht erhalten kann. Dieser Mangel an Vorbereitungen ist nicht den militärischen Autoritäten zur Last zu legen, sondern den am Ruder befindlichen Politikern. Ohne Zweifel würde es Geld kosten, die bewaffnete nationale Macht in einer ernsthaften Kriegsbereitschaft zu halten, aber es würde erheblich weniger kosten als die Unordnung bei irgendwo ausbrechenden Feindseligkeiten. Wenn der Krieg plötzlich da ist, wie dies zuletzt in Südafrika der Fall war, dann entdeckt die Nation plötzlich, daß nichts da ist, keine Kanonen, keine Munition, keine Sättel, kein Zaumzeug, keine Fahrzeuge usw., nichts von alldem, was eine Armee für ihre Kriegsbereitschaft braucht. Wenn die Dinge bei Beginn des Krieges schlecht gehen — und bei der augenblicklichen Art zu handeln, werden sie immer bei einem ernsten Kriege schlecht gehen —, so versucht der Politiker den Unwillen des getäuschten Volkes auf die militärischen Autoritäten zu lenken, und die, welche allein zu tadeln sein würden, können sich meist ohne persönlichen Schaden aus der Affäre ziehen, nachdem sie den Strom der Mißgunst auf die Soldaten abgelenkt haben, die wohl im Amt, aber nicht in der Macht sind."

Als Wolseley 1870 schnell und ohne große Kosten in Kanada am Red-River einen bedenklichen Aufstand niederwarf, da führte er dieses darauf zurück, daß die ganze Unternehmung ohne Mitwirkung des Kriegsministers geplant und ausgeführt sei. Nur für Lord Cardwell, an dessen Seite er berufen war, an der großen Armeereform mitzuwirken, hat Wolseley Worte der Anerkennung: „Er war der einzige

Kriegsminister, der etwas von militärischer Verwaltung verstand, und der eine feste Anschauung hatte, wie eine Armee für schnelle Mobilmachung im Frieden organisiert sein müsse."

Tatsächlich war der Organisation nach der Zivilkriegsminister das Haupt der Armee, der Oberkommandierende nur ein Puffer, ein Verbindungsglied zwischen diesem und dem Secretary of the State. Gewiß, diese Stellung war eines hervorragenden Soldaten unwürdig; das Heilmittel lag aber nicht in einer Änderung der Stellung des Oberkommandierenden, sondern nur in der des Kriegsministers. Die einfachste militärische Lösung dieses Dualismus, dem Oberbefehlshaber der Armee einen Kriegsminister und einen Chef des Generalstabes zu unterstellen, war bei der parlamentarischen Regierung des Landes unmöglich. Deshalb drängte die Frage zur Entscheidung, ob der Secretary of the State oder der Oberkommandierende noch weiter bestehen sollte. Zwischen beiden Stellen mußte gewählt werden; entweder mußte der Kriegsminister die seit der Reform von 1888 eingeschränkte Alleingewalt erhalten, oder dem Oberkommandierenden mußte ein Platz in dem beständig mit den Parteien wechselnden Kabinett gewährt werden; damit wurde der Kriegsminister nur ein Sprachrohr des Oberkommandierenden im Parlament. Da die Entscheidung durch das Parlament fiel, so war nicht schwer vorauszusehen, in welchem Sinn sie fallen würde.

Schon im Jahre 1891 hatte eine unter Lord Hartington zusammengetretene Kommission die Abschaffung des Commander in chief empfohlen, unter dem Vorgeben, daß dieser zu sehr in Anspruch genommen sei, um wirklich ein Berater des Kriegsministers zu sein. Ein Teil seiner Aufgabe sollte einem neu zu bildenden Generalstab zufallen. Aus Rücksicht auf die Person des Herzogs von Cambridge machte hier die Reformbewegung zunächst halt; erst mit seinem Rücktritt vom Oberbefehl, im Jahre 1895, kam sie von neuem in Fluß; ihre Lösung wurde dann durch Ausbruch des südafrikanischen Krieges aufgeschoben. Gerade dieser Krieg zeigte das Unhaltbare der ganzen Organisation, doch lag, rein militärisch betrachtet, die Schwäche des Systems nicht in dem Oberkommandierenden, sondern in der übergroßen Befugnis des Kriegsministers, in dem Fehlen einer Zentralstelle, welche das von den einzelnen Behörden gesammelte Material sichtete und verarbeitete.

So hatte in richtiger Auffassung der Lage bereits am 8. Juni 1899 der Oberkommandierende, Lord Wolseley, die Absendung von Verstärkungen nach Südafrika empfohlen, aber bei dem Widerstande des Kriegsministers mit dieser Auffassung nicht durchdringen können. Obwohl der Krieg schon im Sommer kaum noch zu vermeiden war, schob der Kriegsminister alle vorbereitenden Maßregeln bis zum 8. September hinaus unter dem Vorwande, die Buren nicht reizen zu wollen, und obwohl bereits seit dem 1. Oktober bekannt war, daß die Buren entschlossen seien, zu kämpfen, wurde dennoch die Mobilmachung erst am 7. Oktober befohlen. Dieser Gegensatz zwischen den beiden Spitzen des Heeres zieht sich durch die ganze Vorbereitung und

durch den ganzen Krieg hindurch; er ist Veranlassung, daß Buller und schließlich auch Lord Roberts ohne einen wirklichen Feldzugsplan nach dem Kriegsschauplatz abgingen. Das Nachrichtenbureau des War Office hatte eine Menge wertvollen Materials gesammelt, aber nichts geschah, um es zu verarbeiten und den leitenden Stellen zugänglich zu machen.*)

Auf diesen Dualismus ist es jedenfalls zurückzuführen, daß für die Absendung von Truppen über die Stärke eines Armeekorps hinaus nichts vorbereitet war, daß auch zur Zeit noch nichts geschehen ist, um Milizen und Freiwillige so auszustatten, daß sie in kurzer Zeit ins Feld rücken können. Dieser Mangel an Vorbereitung ist charakteristisch; so war es, als Wellesley 1808 in Portugal landete, so war es, als die englische Armee 1854 sich auf der Balkanhalbinsel für den Zug gegen Sewastopol sammelte.

Da jeder Kriegsminister vor seiner Partei mit einem niedrigen Budget zu glänzen wünschte, wurde die Erneuerung des lagernden Kriegsmaterials versäumt. Als Sir John Ardagh für die topographische Aufnahme von Südafrika 18000 £ auf 10 Jahre forderte, wurden ihm nur 100 zugebilligt, der Antrag von Sir W. Nicholson während des Krieges um Gewährung von 1000 £, um Überblick über die Kolonialstreitkräfte zu gewinnen und die Grundzüge für ihre Verwendung festzulegen, wurde aus finanziellen Gründen abgelehnt. Unter gleichem Vorwande wurden 300 £, um ein offizielles Buch über die Eisenbahnausnützung in Südafrika zu veröffentlichen nicht gezahlt.

Man muß Lord Wolseley die Anerkennung zollen, daß er energisch den Kampf gegen die Richtung aufnahm, die darauf ausging, die Stellung des Kriegsministers zu stärken. Mit allen Mitteln bekämpfte er die Vorschläge der Hartington-Kommission 1891, die Stellung des Oberkommandierenden abzuschaffen und dem Kriegsminister eine Anzahl beratender Behörden beizugeben. Die Stellung dieser Behörden wurde indessen gestärkt, als der Oberkommandierende noch beibehalten wurde, der nun nichts weiter war, als ein Puffer zwischen Kriegsminister und Armee. „Ich weiß nicht," sagte der ehemalige Generaladjutant der Armee, „wen der Kriegsminister um Rat fragt, ich weiß nur, daß alle Vorschläge des Oberkommandierenden überstimmt werden. Ich kann nicht angeben, auf wen dies zurückzuführen ist, ob der Kriegsminister das Kabinett befragt, seinen Sekretär oder irgend einen anderen."**)

In diesen bitteren Worten lag die beste Kritik des Zustandes vor und während des

*) Es lag dies zum Teil an der geringen Zahl von Offizieren, welche im eigentlichen Generalstabsdienst beschäftigt waren. Das Nachrichtenbureau verfügte nur über 19 Offiziere, so zählte Sektion I, 2 (D) des Nachrichtenbureaus vier Offiziere, die zu bearbeiten hatten: Rußland, Indien, Afghanistan, Birma, Siam, Aden, Japan, China, Zentralasien, Persien, Maskat und Sokotra. Zwei Offiziere bearbeiteten Deutschland, die Vereinigten Staaten von Nordamerika, Niederlande, Dänemark, Schweden, Norwegen.

**) War Commission 4771 General Kelly Kenny.

südafrikanischen Krieges, jenes unheilvollen Zwiespalts, bei dem auf der einen Seite das Streben, alles für die Schlagfertigkeit des Heeres zu tun, auf der anderen Seite die Ablehnung dieser Vorschläge aus finanziellen Gründen in die Erscheinung trat. Die Armee hatte darunter zu leiden. So hatte die parlamentarische Partei es leicht, gestützt auf die durch sensationelle Zeitungsberichte über die Unfähigkeit der englischen Generale erregte öffentliche Meinung, gegen die Stellung des Oberkommandierenden Sturm zu laufen. Hierbei ging man von dem Grundsatz aus, daß Kommissionen, die aus den erfahrensten Männern zusammengesetzt seien, als Berater besseres leisten könnten, als einzelne Persönlichkeiten. Der Theorie nach mußte dies auch der Fall sein, in Wirklichkeit ist es jedoch nicht so, da kraftvolle Entschlüsse bei kommissarischer Beratung stets abgeschwächt werden. Durchgreifende Reformen können nur von einzelnen entworfen und durchgeführt werden, nicht durch ein Kollegium. Dieses kann wohl das Bestehende erhalten, aber nicht Falsches durch Neues ersetzen. Als Muster nahm man sich den Admiralty Board, übersah aber, daß es sich hier um ein Erhalten des Bestehenden handelte, daß, während die Armee fortwährend Kämpfe zu bestehen gehabt hatte, die Flotte seit dem Krimkriege vor keine einzige Aufgabe gestellt worden war, die eine volle Kraftentwicklung unter einheitlicher Leitung verlangt hätte, ferner, daß bei der Flotte das personelle Element hinter dem materiellen zurücktritt und daß dieses auch eher eine kommissarische Behandlung verträgt. Die große Flottenreform im Anfange des 19. Jahrhunderts war nicht durch eine Kommission, sondern durch den Admiral Jervis durchgeführt worden. So hat sich denn seit dem Krimkrieg der Admiralty Board, dessen oberste Spitze ein Nichtfachmann und Parlamentarier ist, bewährt; ob eine solche Einrichtung sich auch für das Landheer bewähren wird, das muß die Zukunft lehren.

Ein unter Lord Esher 1903 zusammengetretener Ausschuß hatte Vorschläge über die Neugestaltung des War Office zu machen, die Beratungen stützten sich auf die Vorarbeiten von Lord Cardwell und Lord Hartington. Durch drei Orders in Council wurden 1905 diese Vorschläge in die Praxis übersetzt. Die Stelle des Oberkommandierenden wurde abgeschafft, mit seinen Befugnissen der Kriegsminister betraut.

Wir finden in dem Bericht folgende Begründung: „Infolge der weiten Ausdehnung des britischen Reiches ist der Posten eines Oberbefehlshabers eine Anomalie. Selbst in Deutschland, einem homogenen Reiche, ist die Befehlsexekutive in Friedenszeiten vollständig dezentralisiert. Es ist daher eine gebieterische Pflicht, diesen Posten abzuschaffen. Der Theorie nach war der Oberbefehlshaber der inspizierende Offizier, aber seine ihn völlig in Anspruch nehmenden administrativen Obliegenheiten verhinderten die Erfüllung dieser Pflicht. Es empfiehlt sich daher die auf fünf Jahre erfolgende Ernennung eines Generalinspekteurs, der außerhalb des War Office steht, dem Heeresrat verantwortlich ist, und an ihn lediglich über Tatsachen ohne politische

Erörterungen zu berichten, insbesondere einen Jahresbericht hinsichtlich des jeweiligen nächsten Heeresbudgetvoranschlages zu erstatten hat. Dem Generalinspekteur sind fünf Inspekteure der Kavallerie, der Feldartillerie, der Festungsartillerie, der Ingenieure und der berittenen Infanterie zur Seite zu stellen."

Die Verwaltung des Heeres wurde auf zwei Behörden verteilt, das „Defence Committee" und den „Army Council"; beide sind einander gleichgestellt. Ein allerdings erst in der Zukunft sich geltend machender Vorteil scheint der zu sein, daß das Defence Committee sich nach und nach zu einer Reichsbehörde auswachsen muß, indem die Vertreter der einzelnen Kolonien zeitweise oder dauernd ihm ihre Vertreter angliedern.

Das Defence Committee, dem das Nachrichtenbureau angegliedert ist, steht unter dem Vorsitze des jeweiligen Premierministers. Es ist durchaus gerechtfertigt, daß der Premierminister, der dem Lande und der Krone gegenüber die Verantwortung dafür trägt, daß das Land auf alle Wechselfälle vorbereitet ist, in diesem Komitee eine Stimme hat. Der Ausschuß soll, als Bindeglied zwischen der Land- und Seemacht Englands, deren Zusammenwirken ermöglichen. Er soll alle Fragen der Reichsverteidigung, der Flotte und der Landstreitkräfte Englands, Indiens und der Kolonien in Erwägung ziehen und bearbeiten. Er soll Nachrichten von der Admiralität, dem Kriegsamt, dem Indischen und dem Kolonialamt und anderen Departements des Staates erhalten, vergleichen und alle Dokumente vorbereiten, deren der Premierminister oder das Verteidigungskomitee etwa bedarf. Das Departement soll ferner dem Komitee seinen Rat in allen Fragen der Verteidigung geben, wo mehrere Staatsdepartements in Betracht kommen; es soll ferner für den Gebrauch gegenwärtiger und künftiger Ministerien ein entsprechendes Aktenmaterial anlegen. Der neue Generalstab wird aus einem permanenten Sekretär bestehen, der auf Wunsch alle fünf Jahre abgelöst werden kann. Unter diesem werden zwei Marineoffiziere, die das Kriegsamt entsendet, zwei indische Offiziere, die vom Vizekönig von Indien ernannt werden, und ein oder mehrere Vertreter der Kolonien arbeiten. Diese Offiziere sollen nicht hohen Ranges sein und alle zwei Jahre abgelöst werden. Deutlich sieht man, wie gerade in dieser Körperschaft der Einfluß des Parlaments durch den Premierminister und durch seinen auf fünf Jahre bestimmten Sekretär gesichert ist. Die militärische Vertretung erscheint bei dem großen Stoff durchaus unzureichend. In zwei Jahren können sich diese Offiziere nicht mit dem ganzen Arbeitsgebiet vertraut machen. Es wird ihnen nur möglich sein, zu den laufenden ihnen vorgelegten Fragen Stellung zu nehmen.

Der Army Council ist dem Admiralty Board nachgebildet. An seiner Spitze steht der Kriegsminister; ihm unterstellt sind vier militärische und zwei Zivilmitglieder. Ihre Aufgaben sind im großen durch eine Order in Council festgelegt:

1. Der Kriegsminister ist Seiner Majestät und dem Parlament für die ganze

Tätigkeit des Heeresrates verantwortlich. Alle Dienstgeschäfte, die der Kriegsminister sich nicht selbst vorbehält, werden auf die folgenden Mitglieder verteilt:

a) das erste militärische Mitglied des Heeresrates (Chef des Generalstabes), das zweite Mitglied (Generaladjutant), das dritte Mitglied (Generalquartiermeister) und das vierte Mitglied (Feldzeugmeister). Sie sind dem Kriegsminister verantwortlich in Fragen der Organisation, der Truppenverteilung, des Personals, der Überwachung und der Erhaltung des Heeres, soweit sie ihnen oder jedem einzelnen von ihnen von Zeit zu Zeit durch den Kriegsminister bezeichnet werden;

b) das Finanzmitglied des Heeresrates. Es ist dem Kriegsminister für die Finanzlage des Heeres verantwortlich; dann auch für andere Dienstangelegenheiten des Heeresrates, die ihm von Zeit zu Zeit durch den Kriegsminister überwiesen werden;

c) das Zivilmitglied des Heeresrates. Es ist dem Kriegsminister für noch unerledigte Gesetzesvorlagen verantwortlich; ferner kann auch ihm von Zeit zu Zeit durch den Kriegsminister anderer Arbeitsstoff überwiesen werden.

2. Der Sekretär des Kriegsministers arbeitet als Sekretär des Heeresrates und leitet die innere Ökonomie des Kriegsministeriums. Er bereitet alle amtlichen Mitteilungen des Heeresrates vor und erledigt auch andere Dienstgeschäfte, die ihm der Kriegsminister von Zeit zu Zeit zuteilt.

Im einzelnen ist bestimmt, daß der Generalstab die Militärpolitik, den Generalstabsdienst, das Nachrichtenwesen, die Mobilmachung, Operationen, Truppenausbildung und Ausgabe von Druckvorschriften bearbeitet. An der Spitze des Departements steht Generalleutnant Sir Neville Lyttleton. Er ist 59 Jahre alt, hat in Indien und Ägypten tüchtiges geleistet, focht unter Bullers Befehlen in Natal und übernahm nach Lord Kitcheners Abberufung den Oberbefehl der Truppen in Südafrika. Eine boshafte englische Kritik kennzeichnete seine Stellung: „he will study war, but never see the army." Von diesem eigentlichen Generalstab, dessen Angehörige ganz von allen Verwaltungsgeschäften freigemacht sind, sind nun die drei kriegsministeriellen Departements getrennt.

Der Generaladjutant, Generalmajor Douglas, im südafrikanischen Kriege Stabschef Methuens, bearbeitet den Friedensdienst der Armee, Ersatz, Löhnung, Disziplin.

Der Quartiermeistergeneral, Generalmajor Plumer, der im südafrikanischen Kriege eine 600 Mann starke Kolonne irregulärer Truppen führte, bearbeitet Verpflegung, Bekleidung, Remontierung und Transportwesen.

Dem Feldzeugmeister (Master general of the Ordnance) sind Bewaffnung und Befestigungen zugewiesen. General Sir John Murray hat diesen Posten schon im indischen Heere innegehabt.

Das 1. Zivilmitglied, jetzt der Earl of Donoughmore, ist erst 30 Jahre alt, hat niemals gedient und ist ohne jede militärische Erfahrung. Er hat die parlamentarische Vertretung des Heeres. Dem zweiten Zivilmitglied, Bromley Davenport, 42 Jahre alt, Major außer Dienst und im Besitz der Distinguished Service Order, fällt die Rechnungslegung und Feststellung des Etats zu.

Es ist unzweifelhaft, daß der von seiner Partei abhängige Kriegsminister einen bestimmenden Einfluß auf die Zusammensetzung des Army Council ausüben wird. Diesem wird ebenfalls der auf Vorschlag des Kriegsministers von der Krone ernannte Inspector General of the Forces unterstellt; zur Zeit ist dieses der Herzog von Connaught, ein Umstand, der gewissermaßen ein Zugeständnis an die Armee für die Aufhebung des Oberkommandierenden bedeutet.

Der Generalinspekteur der Streitkräfte hat, auf Befehl und unter Leitung des Heeresrates, im allgemeinen Besichtigungen abzuhalten und darüber an den Heeresrat zu berichten, im besonderen alle von der Regierung des Mutterlandes abhängigen Truppenteile in bezug auf Ausbildung, Tüchtigkeit, Bewaffnung und Ausrüstung zu besichtigen und darüber an den Heeresrat zu berichten. Ob aber dieser von seinen Berichten Notiz nimmt, steht dahin. Der Generalinspekteur ist Vorsitzender einer Kommission, die aus den kommandierenden Generalen besteht und die Vorschläge für die Stellenbesetzung und Beförderung von Offizieren vom Hauptmann aufwärts machen kann. Ferner ist es Sache des Generalinspekteurs, die Befestigungen und sonstigen Verteidigungsmittel auf ihren Wert zu prüfen und im allgemeinen die Kriegsbereitschaft und Kriegstüchtigkeit des Heeres festzustellen. Ihm unterstellt sind die Truppeninspekteure. Diese wurden nur für die Spezialwaffen geschaffen. In dem erwähnten Bericht findet sich dafür die eigenartige Begründung: „Wir schlagen die Schaffung des Postens eines besonderen Infanterieinspekteurs nicht vor, weil dieser auch in Deutschland nicht für notwendig erachtet wurde." Die Truppeninspekteure haben sich durch häufige Besichtigungen zu vergewissern, daß die Ausbildung der Truppen in dem vereinten Königreich gleichmäßig und im Einklang mit den Vorschriften erfolgt. Mängel der letzteren haben sie zur Kenntnis des Generalinspekteurs zu bringen. Ihr Hauptaugenmerk richten sie darauf, ob sich Offiziere, Mannschaften und Pferde in kriegstüchtigem Zustand befinden, wie Rekruten und Remonten beschaffen sind, wie es um die Ausbildung und Führung der Truppen, um die Zweckmäßigkeit und Vollzähligkeit der Ausrüstung, um die Mobilisierungsvorkehrungen und die gesamte Kriegsbereitschaft der Truppen steht. Vorschläge zur Verbesserung der Ausrüstung und Hebung der Kriegstüchtigkeit haben sie entgegenzunehmen und zu fördern.

Der Generalinspekteur hat alljährlich dem Heeresrat einen Entwurf der in Aussicht genommenen Inspizierungen (der eigenen wie der der Inspekteure) einzureichen.

Der Kavallerieinspekteur besichtigt die Kavallerietruppenteile und ihre Depots, die Kavallerieschule zu Netheravon, die Reitanstalt zu Canterbury, die berittenen Kompagnien der Ingenieure und des Trains sowie das Reiten der Kadetten der Militärschule zu Sandhurst. Er nimmt von den Leistungen im Schießen und Signalisieren nicht minder Kenntnis wie von dem eigentlichen Kavalleriefelddienst.

Dem Inspekteur der reitenden und der Feldartillerie ist die Berichterstattung über die Truppenteile dieser Waffen (einschl. der Milizfeldartillerie von Lancashire) und über die ihnen angeschlossenen schweren Batterien, die Munitionskolonnen, die Artillerieübungslager und das Reiten der Zöglinge der Militärakademie Woolwich übertragen. In seine Berichte über die Truppenteile sind die Leistungen im Einschießen der Batterien, Signaldienst und Schießen mit Gewehren aufzunehmen.

Der Inspekteur der Festungsartillerie besichtigt alle regulären und nichtregulären Truppenteile dieser Waffe in ihren verschiedenen Dienstzweigen. Von etwaigen Abmachungen der Truppenbefehlshaber zur Abhaltung von Manövern im Verein mit der Flotte ist ihm Kenntnis zu geben; er hat diesen Manövern und wichtigen Schießübungen nach Möglichkeit beizuwohnen. Er hat ferner über die Waffenlieferungen, die Eigenschaften von Geschützlafetten und Material, die zweckmäßige Verteilung der artilleristischen Aufsicht Bericht zu erstatten und bei seinen Besichtigungen die Kriegsvorbereitungen in den befestigten Seehäfen bei Tag und Nacht zu prüfen, das Material und Personal der Festungsartillerie im vereinten Königreich möglichst alljährlich, die Festungen Gibraltar und Malta sowie die Küstenverteidigungswerke in Kanada, Bermuda und Westindien möglichst jedes zweite Jahr zu besichtigen und die Maßnahmen für die Ausbildung und die Übungslager der Miliz- und freiwilligen Festungsartillerie zu überwachen.

Dem Inspekteur der Ingenieure fällt die Fachbesichtigung aller Feld-, Festungs- und Seemineutruppen zu, die der Miliz und Freiwilligen einbegriffen; in Verbindung mit dem Festungsartillerieinspekteur hat er sich von dem guten Zustand der Küstenverteidigungs-, Elektrizitäts- und Torpedoanlagen zu überzeugen. Die der Feldarmee zugeteilten Vermessungssektionen werden seiner Aufsicht unterstellt, desgleichen die Ingenieurdepots, die Militäringenieurschule und die Seeminenschulen hinsichtlich der Fachausbildung der Offiziere und Unteroffiziere.

Der Inspekteur der Zeughäuser (Inspector of Equipment and Ordnance Stores) hat über den Zustand sämtlicher Gebäude des Army Ordnance Department (Waffendepartements), das dort lagernde Material und den Dienstbetrieb daselbst Bericht zu erstatten, die gesamte Kriegsausrüstung und die Kriegsvorräte zu mustern, sowie auch die nichtmilitärischen Anstalten des Departements zu besichtigen.

Die großen Vorteile der Reorganisation liegen in der Trennung von Generalstab und Kriegsministerium und in der Möglichkeit, einen wirklichen Generalstab zu schaffen, ihr Nachteil liegt in dem Umstand, daß zu viel beratende Behörden und zu wenig

handelnde Stellen geschaffen sind, die durch Erfahrung und Persönlichkeit Einfluß auf die Schulung der Armee gewinnen könnten.

Die Tätigkeit des Heeresrates ist rein administrativ. Weder auf die Kommandoverhältnisse noch auf die Besichtigung der Truppen steht ihm irgendwelcher Einfluß zu. Die Neuerung wird jedoch für den Minister den Vorteil haben, daß er nicht mehr mit dem ihm an Erfahrung und Alter überlegenen Oberbefehlshaber zu verhandeln haben, sondern, von einem ständigen Stab militärischer Berater umgeben, eher imstande sein wird, seine ausschlaggebende Stimme mit den Ansichten des Verteidigungsausschusses in Einklang zu bringen.

Die Armee würde unzweifelhaft vorziehen, diese Stelle nicht durch einen Zivilkriegsminister, sondern durch einen Offizier besetzt zu sehen.

Balck,
Major und Bataillonskommandeur im Infanterie-Regiment
von Courbière (2. Posenschen) Nr. 19.



Vortruppen.

Zu den Gebieten der Kriegführung, auf denen in neuerer Zeit ein erheblicher Umschwung der Anschauungen zu verzeichnen ist, gehören die Entsendungen oder Abzweigungen einzelner Teile der als Schlachteneinheiten geltenden größeren Truppenkörper.

Nachdem der die Zeit der Lineartaktik beherrschende Kampf in geschlossener Schlachtordnung verlassen war, war eine entschiedene Neigung zur Zersplitterung der neu auftretenden Verbände aller Waffengattungen in eine größere Zahl vereinzelter Teile festzustellen. Auch kleine gemischte Verbände fühlten sich bei der ehemals bedeutend geringeren Wirkung der Feuerwaffen zu einer längeren selbständigen Kampfestätigkeit befähigt. Die ausgedehnte Benutzung wechselnden Geländes führte naturgemäß zu örtlich getrennten Zusammenstößen. Was früher auf das Gebiet des kleinen Krieges beschränkt war, dehnte sich mehr und mehr auf den großen Krieg aus. Dazu traten noch Verschiedenheiten in der Beschaffenheit der Truppenteile, mit der Zeit auch in der Bewaffnung. Dies alles hatte eine nicht gleichmäßige Verwendung der einzelnen Truppenkörper zur Folge.

So kamen mannigfaltige Umstände zusammen, die dem einheitlichen Handeln in großen Zügen entgegen waren und den sogenannten Detachementskrieg in den Vordergrund treten ließen. Diese Begünstigung des Detachementskrieges erhielt in der langen Friedenszeit nach den Befreiungskriegen eine wesentliche Förderung durch die Art der Truppenübungen. Auch bei den Herbstmanövern traten sich in der Regel nur schwächere Detachements gegenüber. Die wenigen kriegerischen Ereignisse in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts waren nicht geeignet, andere Anschauungen zum Durchbruch zu bringen. Erst die von Moltkeschen Gedanken getragene Kriegführung führte den Umschwung herbei. Die auf den Plan tretenden großen Massen bedingten eine entsprechende großzügige Kriegführung. Der Detachementskrieg war nicht mehr am Platze. Trotzdem hat er noch lange die Gemüter beherrscht, ja er hat auch jetzt noch seine Herrschaft nicht verloren, wie es mit allem zu sein pflegt, was lange Jahre hindurch zur Gewohnheit und von einem Geschlecht auf das andere vererbt wurde. Wohl hat sich mehr und mehr die Erkenntnis Bahn gebrochen, daß jetzt nur das einheitlich geschlossene Zusammenwirken aller Teile durch

Leitung von oberster Stelle zur Niederwerfung des Gegners führen kann. Wohl wird mit immer größerer Klarheit der Gedanke erfaßt, daß bei der nunmehr unter Umständen bis zur plötzlichen Vernichtung gesteigerten Wirkung der Feuerwaffen mehr denn je vermieden werden muß, abgezweigte Teile einer Niederlage durch überlegene feindliche Kräfte auszusetzen. Aber alle Reste der früheren Anschauungen sind natürlich noch nicht geschwunden, und die Berechtigung, mit ihnen von Grund aus aufzuräumen, wird selbstverständlich nicht durchweg anerkannt. Umsoweniger, wenn die gültigen Vorschriften, die auf den früheren Anschauungen fußen müssen und in weiser Berechtigung nur allmählich vorwärts schreiten dürfen, gern ergriffene Handhaben bieten, um sich an das bisher Übliche mit nicht mehr zeitgemäßer Festigkeit anzuklammern. Die Anforderungen, die an die Kriegführung gestellt werden, sind in der Gegenwart so wesentlich andere als in der jüngsten Vergangenheit, daß man sich ernstlich klar darüber werden muß, was von den Resten aus jener Zeit noch beibehalten werden darf.

Wenn ich zu diesen Resten auch das rechne, was man bisher unter Avantgarde verstanden hat, so bin ich gewiß, auf Widerspruch zu stoßen. Auch die Avantgarde zählt meines Erachtens zu den Entsendungen und Abzweigungen, für die Moltke fordert, daß man sich überlegen solle, wie wenig abzuzweigen sei, da jede Abzweigung die Kraft und Einheitlichkeit des Handelns störe. Ich will versuchen, diese schon an anderen Orten von mir vertretene Ansicht an dieser Stelle eingehender zu begründen.

Die Avantgarde in ihrer bisher üblichen Zusammensetzung ist recht eigentlich eine Schöpfung der auf die Lineartaktik folgenden Zeit. Sie gehört zu den bezeichnendsten Erscheinungen des Detachementskrieges.

Die Heere des achtzehnten Jahrhunderts bedurften einer besonderen Sicherung ihres Aufmarsches nicht, da sie waffenweise in Schlachtordnung marschierten. Sie entsandten im wesentlichen nur einige leichte Truppen, um vor Überraschungen geschützt zu sein. Die aus allen Waffengattungen bestehenden Marschkolonnen der späteren Zeit dagegen fühlten das Bedürfnis, den Aufmarsch zu den massierten Kolonnen des Gefechtsverhältnisses unter einer Deckung zu vollziehen, die einem besonderen gefechtsfähigen Körper übertragen werden mußte. Solange der schwerfällige Aufmarsch nicht beendet war, hielt man sich für wehrlos; da er bei größeren Heereskörpern lange dauerte, auf längere Zeit. So wurde neben der Aufklärung die Deckung des aufmarschierenden Gros zur Hauptbestimmung der Avantgarde. Es war natürlich, daß die Avantgarde zu diesem Zweck eine entsprechende Stärke haben, daß sie aus allen Waffengattungen zusammengesetzt sein mußte, um in der Lage zu sein, ein längeres Gefecht zu führen. Sie erlangte dadurch, vornehmlich bei unseren Heeren in den Befreiungskriegen, eine hohe Bedeutung. Sie erhielt besonders befähigte Truppen und Führer, denen in bezug auf Aufklärung und geschickte Ver-

wendung im Gelände größere und schwierigere Aufgaben zufielen, als der schwerfälligeren Masse, die noch immer im Banne der Schlachtordnung des achtzehnten Jahrhunderts stand.

Das wird sehr klar, wenn man liest, was Decker im Jahre 1822 in dem damals sehr geschätzten Werke „Der kleine Krieg im Geiste der neueren Kriegführung" von dem Führer der Avantgarde eines Korps von 30 000 bis 40 000 Mann — also eines Armeekorps — fordert. Er geht davon aus, daß diese Avantgarde

7 bis 9 Bataillone,
6 = 12 Eskadrons,
2 = 3 Batterien und
1 Pionierdetachement

stark sei. „Der Führer einer solchen Avantgarde ist ein Korpskommandant im kleinen, oft mehrere Stunden Weges dem Gros voraus, ohne unmittelbare Unterstützung, ohne augenblickliche Verhaltungsbefehle, auf sich, die Bravour der Truppen und die Eingebungen seines eigenen Geistes angewiesen. Niemand soufflíert ihm seine Rolle, er erfindet, handelt oder unterläßt, alles auf eigene Verantwortlichkeit."

Man sieht, welche Einwirkung die Verhältnisse des kleinen Krieges, die in dem angeführten Buche besprochen werden, auf die allgemeinen Anschauungen gewonnen hatten. Sie wurden ohne weiteres auch auf große Truppenkörper angewandt. Die Forderungen des kleinen Krieges wurden allmählich maßgebend für das, was von allen Truppen zu verlangen war, wenn ihre Ausbildung die Ansprüche der neueren Kriegführung erfüllen sollte. Diese Forderungen waren ungemein wertvoll für die individuelle Ausbildung, für das Verhalten im Feuergefecht und bei der Aufklärung. Der großen Bedeutung einer einheitlichen Verwendung stärkerer Truppenkörper wurden sie jedoch nicht gerecht. Ja, sie widersprachen ihr oft geradezu.

Augenscheinlich haben Decker bei der Schilderung des Avantgardenführers die Leistungen eines Katzler bei der schlesischen Armee in den Befreiungskriegen vorgeschwebt. Diese Leistungen sind noch lange Zeit vorbildlich geblieben. Viel später noch behielt die Avantgarde die errungene Bedeutung bei. Bis zu unseren letzten Kriegen sind noch Fälle zu verzeichnen, in denen Führer und Truppen besonders für sie ausgesucht wurden. So war im Jahre 1866 die Avantgarde der 2. Garde-Infanterie-Division aus dem Garde-Schützen-Bataillon und zwei Füsilier-Bataillonen verschiedener Regimenter zusammengesetzt. Im Kriege 1870 bestand die Avantgarde der 1. Garde-Infanterie-Division aus dem Garde-Jäger-Bataillon, dem Garde-Füsilier-Regiment, dem Garde-Husaren-Regiment und einer leichten Batterie. Alle diese Truppen erachtete man damals noch für besonders befähigt, den Kampf in erster und vorderster Linie zu führen, nicht zur Freude der anderen Truppenteile, die mit Recht glaubten, auf dieselbe Höhe der Ausbildung gelangt zu sein. Denn die Verhältnisse hatten inzwischen eine durchgreifende Veränderung erfahren. Die Be-

waffnung und Ausbildung der gesamten Infanterie war dieselbe geworden wie die der Jäger- und Füsilier-Bataillone. Die Kavallerie hatte zwar noch nicht durchweg den Karabiner, aber auch die sogenannte schwere Kavallerie wollte und konnte in der Aufklärung dasselbe leisten wie die leichte, und die Artillerie vermochte einen wesentlichen Unterschied zwischen leichten und schweren Batterien nicht anzuerkennen. Früher zutreffend gewesene Vorstellungen wirken eben noch lange nach, bis in die Gegenwart hinein. Diese kennt die erwähnten Unterschiede zwischen den Truppen — vereinzelte Ausnahmen abgerechnet — gar nicht mehr. Die Notwendigkeit einer zusammengesetzten Avantgarde, deren Hauptzweck es sein soll, den Aufmarsch zu decken, kann daher in dem früheren Sinne nicht mehr anerkannt werden.

Nach den im Jahre 1899 erschienenen Zusätzen zum Reglement und zur Felddienst-Ordnung vollzieht sich der Aufmarsch in der Art, daß durch strahlenförmiges Auseinanderziehen der Unterabteilungen die Gefechtsbereitschaft allmählich und unmittelbar erreicht wird. Der Deckung dieses Aufmarsches durch einen für diesen Zweck besonders bestimmten Truppenkörper bedarf es nicht mehr. Jeder einzelne Teil des ganzen sorgt für sich und seine Sicherung selbst. Auf diese Weise erlangt man den Vorteil, daß der oberste Führer seine Unterabteilungen, ohne die Verbände zerreißen zu müssen, von vornherein nach seinem Willen verwendet, daß seine Entschließungen nicht abhängig gemacht werden von der Art und Weise, wie der selbständige Avantgardenführer die Lage auffaßt und das Gefecht einleitet, daß schließlich die Avantgarde nicht auf überlegene feindliche Kräfte stößt, die sie bei der jetzigen Bewaffnung unter Umständen in kurzer Zeit aufreiben können, ehe die nötige Unterstützung herangeführt werden kann.

Hiermit sind in kurzem die hauptsächlichsten Nachteile berührt, die den bisherigen Avantgarden eigen sind, und auf die später noch näher eingegangen werden soll.

Gewiß hat man sich in letzter Zeit bemüht, diese Nachteile abzuschwächen. Die Avantgarden werden nicht mehr so stark gemacht wie früher; es wird ihnen in der Regel keine Artillerie zugeteilt, und der oberste Führer befindet sich vielfach beim Avantgardenführer, um seine Auffassung geltend zu machen. . Das geschieht freilich unter der Nachwirkung früherer Auffassungen nicht überall. Wenn es aber überhaupt geschieht, so fragt man sich folgerichtig, ob der Begriff der Avantgarde nicht ein völlig anderer geworden ist, und nicht einfachere Maßregeln genügen würden, um die notwendige Sicherung vor Überraschungen zu erzielen, in der heutzutage die einzige Aufgabe einer Avantgarde liegt.

Es wird von Nutzen sein, als Grundlage für die weiteren Ausführungen ein Beispiel aus der Kriegsgeschichte zu benutzen, bei dem die Nachteile der Avantgarde

für die jetzige Kriegführung in besonders einschneidender Weise hervortreten: das **Gefecht von Nachod** am 27. Juni 1866.*)

Am 26. Juni hatte das **preußische V. Armeekorps** Reinerz erreicht.**) Es teilte sich in Avantgarde, Gros und Reserven.

Das Gros bildete die 10. Infanterie-Division: zwei Infanterie-Brigaden zu 6 Bataillonen, eine Artillerie-Abteilung, 2 Pionier-Kompagnien und eine aus dem Kavallerie-Regiment der Division und einem anderen zusammengesetzte Kavallerie-Brigade mit einer reitenden Batterie.

Die Avantgarde stand unter dem Befehl des Kommandeurs der 9. Infanterie-Division, von der ihr eine Infanterie-Brigade zu 5½ Bataillonen, 1 Jäger-Bataillon, 1 Kavallerie-Regiment, 2 Batterien und 1 Pionier-Kompagnie zugeteilt waren.

Zu den Reserven unter dem Befehl des anderen Infanterie-Brigadekommandeurs der 9. Infanterie-Division gehörten die nicht bei der Avantgarde verwendeten Truppen dieser Division, 1 Infanterie-Regiment,***) 2 Batterien, die Reserve-Artillerie (4 Fuß- und 2 reitende Batterien) und 1 Pionier-Kompagnie.

Die Avantgarde teilte sich wieder in Vorhut und Gros. Die Vorhut, bestehend aus 2 Infanterie-Bataillonen, 2 Jäger-Kompagnien, 2 Eskadrons und 1 Batterie, befehligte der Kommandeur des Regiments, zu dem die beiden Bataillone gehörten. Das Gros der Avantgarde stand unter dem Befehl des Kommandeurs der ihr zugeteilten Infanterie-Brigade und bestand aus dem dritten Bataillon des zur Vorhut bestimmten Regiments, dem zweiten Regiment der in der Avantgarde verwendeten Infanterie-Brigade,†) 2 Jäger-Kompagnien, dem Rest des Kavallerie-Regiments, 1 Batterie und 1 Pionier-Kompagnie. Die Bataillone waren nach der Bestimmung des kommandierenden Generals des V. Armeekorps in Halbbataillone geteilt.

Während die Hauptmasse des Korps am 26. Juni bei Reinerz blieb, rückte die bis über Lewin hinaus vorgeschobene Avantgarde am Nachmittage mit den vordersten Abteilungen noch bis zur Grenze an die Mettau.

In Nachod stand eine der an die Grenze vorgeschobenen österreichischen Abteilungen in der Stärke von ½ Kompagnie, ½ Eskadron und 2 Geschützen. Als sich der zur Erkundung vorgerittene Kommandeur der Avantgarde des V. Armeekorps an der abgebrochenen Mettau-Brücke zeigte, wurde er von den österreichischen Geschützen aus Nachod beschossen. Ein Zug der Vorhutbatterie wurde darauf herangeholt. Nach

*) Nach: „Der Feldzug von 1866 in Deutschland", redigiert von der Kriegsgeschichtlichen Abteilung des Großen Generalstabs,
„Österreichs Kämpfe im Jahre 1866", bearbeitet durch das k. k. Generalstabsbureau für Kriegsgeschichte,
Geschichte des Krieges von 1866 in Deutschland von O. v. Lettow-Vorbeck.

**) Siehe Skizze 2.

***) Die zweite Brigade dieser Division bestand nur aus einem Infanterie-Regiment und einem Jäger-Bataillon.

†) Nach Abzug eines zur Bagage abkommandierten Halbbataillons.

einigen Schüssen dieses Zuges räumte die österreichische Abteilung Nachod und die preußische Vorhut besetzte diesen Ort. Das Gros der Avantgarde folgte der Vorhut bis in die Gegend von Schlaney.

Am 27. Juni sollte nach den Weisungen des Oberkommandos das V. Armeekorps Nachod erreichen. Es setzte sich um 5 Uhr früh dorthin in Bewegung.

Der Avantgardenführer glaubte in dem tiefgelegenen Nachod nicht bleiben zu können, sondern die den Austritt aus dem Gebirge und das Vorgelände beherrschende Hochfläche bei Wysokow und Wenzelsberg erreichen zu müssen. Die Avantgarde trat daher um 6 Uhr früh den Vormarsch an und gelangte um 8 Uhr, vom Feinde unbehelligt, mit der Vorhut bis an die Straßengabelung Nachod—Skalitz—Neustadt. Der um diese Zeit bei der Avantgarde eingetroffene, dem Armeekorps vorausgeeilte kommandierende General befahl ihr, da das dem Korps für den 27. Juni bestimmte Marschziel Nachod erreicht war, auf der Hochfläche zu biwakieren und Vorposten gegen Skalitz und Neustadt auszusetzen.

Da veränderte die Meldung von dem Anrücken stärkerer österreichischer Abteilungen auf der Straße von Neustadt her die Lage in erheblicher Weise.

Die Vorhut der preußischen Avantgarde erhielt 8³⁰ vorm. den Befehl, die Hochfläche bei Wenzelsberg zu ersteigen. Das Gros der Avantgarde sollte von Altstadt über die Höhe südlich dieses Orts die Hochfläche gewinnen.

Die gemeldeten österreichischen Truppen gehörten dem 6. Armeekorps an, das in den ersten Morgenstunden des 27. Juni aus der Richtung von Opotschno den Vormarsch auf Nachod und Skalitz angetreten hatte. Es war zusammengesetzt aus den Brigaden Jonac, Hertwek, Rosenzweig und Waldstätten,*) einem Kavallerie-Regiment zu 5 Eskadrons, das der Hauptsache nach der Brigade Jonac zugeteilt war, und der Korpsgeschützreserve von 6 Batterien (einschließlich 1 Raketenbatterie.) Zugeteilt war dem Korps die schon an die Grenze bei Skalitz vorgeschobene erste Reserve-Kavallerie-Division, bestehend aus zwei Brigaden zu drei Regimentern und einer reitenden Batterie.

Der Vormarsch des Armeekorps, dem der Befehl zugrunde lag, „am 27. Juni nach Skalitz zu marschieren und eine Avantgarde gegen Nachod vorzupoussieren", war in nachstehender Weise angeordnet worden. Aus der Aufstellung vom 26. Juni, in der sich die Brigaden nördlich Opotschno nebeneinander befunden hatten,**) während die Korpsgeschützreserve südlich Opotschno lag, rückten in nördlicher Richtung vor:

Brigade Hertwek von Dobruska über Neustadt, Wrchowin auf Wysokow, wo sie die Front nach Osten nehmen sollte;

---

*) Jede zu 6 Infanterie-Bataillonen — die Bataillone zu 6 Kompagnien — einem Jäger-Bataillon und einer Batterie zu 8 Geschützen.

**) In der Reihenfolge vom rechten Flügel: Jonac, Hertwek, Rosenzweig, Waldstätten.

Brigade Jonac aus der Gegend nordöstlich Dobruska über Neustadt, Wrchowin, Schonow, Prowodow auf Kleny;

Brigade Rosenzweig von Bohuslawitz über Lhota, Spitta auf Skalitz, wo sie nördlich des Orts am rechten Aupa-Ufer eine Aufstellung mit der Front nach Osten zu nehmen hatte;

Brigade Waldstätten von Rohenic über Slawetin und Spitta auf Skalitz, wo sie ebenfalls eine Aufstellung, Front nach Osten, nehmen sollte.

Die **Geschützreserve** folgte der Brigade Waldstätten.

Der Aufbruch sollte um 3 Uhr früh erfolgen, verzögerte sich aber teilweise nicht unerheblich, so daß die Brigaden nicht, wie sonst möglich gewesen wäre, zu gleicher Zeit auf dem Schlachtfelde erschienen, und die ersten Abteilungen erst gegen 8^{30} vorm. mit den preußischen Vortruppen zusammentrafen.

Es war die Brigade Hertwek, die im Vormarsch auf der Straße von Neustadt auf Wrchowin die Meldung von der Anwesenheit feindlicher Abteilungen an der Neustädter Straße in Höhe von Bracez — mit der Front nach Süden — erhalten hatte. Sie wollte durch Abbiegen über Schonow diese, quer über die Neustädter Chaussee gedachte, Aufstellung in der rechten Flanke fassen. Diese Bewegung führte zum Zusammenstoß mit der Vorhut der preußischen Avantgarde.

Bei dieser war das auf Vorposten befindliche Halbbataillon noch nicht wieder eingetroffen. Ein Halbbataillon und 1½ Jäger-Kompagnien wurden zur Deckung gegen Skalitz nach Wysokow — Ostausgang — entsandt. Es blieben danach noch 4½ Kompagnien, 3 Eskadrons und 1 Batterie, die, dem 8^{30} vorm. erteilten Befehle nach, die Hochfläche nordöstlich Wenzelsberg betraten. Die halbe Jäger-Kompagnie besetzte das Wäldchen nördlich Wenzelsberg, die beiden Halbbataillone entwickelten sich zwischen diesem und einer östlich Wenzelsberg gelegenen Baumpflanzung, die Batterie ging zwischen ihnen in Stellung.

Von der Brigade Hertwek war während der Flankenbewegung nach Schonow ein Bataillon an der Neustädter Straße gegen die vermeintliche feindliche Front vorgegangen. Zur Deckung des Aufmarsches der Brigade nordöstlich Schonow war das Jäger-Bataillon mit zwei Geschützen bis gegen den Südausgang von Wenzelsberg vorgeschoben worden. Nach vollzogenem Aufmarsch ging die Brigade, von dem Rest der Batterie (6 Geschützen) auf dem rechten Flügel begleitet, auf Wenzelsberg vor: das eine Regiment mit 2 Bataillonen im ersten, 1 Bataillon im zweiten Treffen; das andere Regiment, von dem das Bataillon an der Neustädter Straße entsandt worden war, mit 2 Bataillonen im dritten Treffen. Im ersten Treffen waren die Bataillone in Divisionen (2 Kompagnien) mit Entwicklungsabstand auseinandergezogen (Divisions-Massenlinie), in den beiden anderen Treffen befanden sie sich in Bataillonsmassen.

In der Höhe des vorgeschobenen Jäger-Bataillons angelangt, gerieten die vordersten österreichischen Abteilungen in das wirksame Feuer der preußischen Vorhut. Nach schwacher Erwiderung des Feuers ging die österreichische Brigade kurze Zeit darauf zum Massenangriff vor. Das Bataillon an der Neustädter Straße griff wirksam von der Flanke her ein, wurde aber seinerseits von den beiden zuerst von Bracez her erscheinenden Halbbataillonen des Gros der preußischen Avantgarde in der Flanke gefaßt.

Die Wirkung des Zündnadelgewehrs gegen die anstürmenden österreichischen Massen war so verheerend, daß die Brigade Hertwek trotz der großen von ihr entwickelten Überlegenheit unter starken Verlusten den Rückzug antreten und mit der Hauptmasse südwestlich Schonow gesammelt werden mußte. Dorthin hatte sich schon vorher ihre bis südlich Wenzelsberg herangeführte Batterie vor dem preußischen Artillerie- und Infanteriefeuer zurückziehen müssen. Nur einzelnen Teilen der Brigade gelang es, sich in der Gegend von Wenzelsberg zu behaupten.

Um 10 Uhr vormittags war der Angriff der Brigade Hertwek auf die schwache preußische Vorhut, die erst in späterer Zeit durch Teile des Gros der Avantgarde unterstützt worden war, abgewiesen. Von letzterem war die durch das Kavallerie-Regiment gedeckte Batterie an dem Wäldchen nördlich Wenzelsberg in Stellung gegangen, während zwei Halbbataillone die Stellung der halben Jäger-Kompagnie in diesem Wäldchen verstärkten. Den vorher erwähnten über Bracez vorgegangenen beiden Halbbataillonen waren demnächst noch zwei andere gefolgt. Bei der Verfolgung der zurückgedrängten österreichischen Abteilungen drangen alle vier Halbbataillone in die Waldungen westlich der Neustädter Straße an der Unterförsterei (U. F.), südlich Wenzelsberg ein. Sie besetzten diese Waldstücke sowie das Gehöft Sochors und behaupteten diese Stellung auch gegen erneute Angriffe von wieder vorgeführten Teilen der Brigade Hertwek. Bis auf das noch nicht wieder eingetroffene Vorposten-Halbbataillon, ein in Altstadt zurückgelassenes Halbbataillon und zwei in einer Aufnahmestellung auf dem linken Mettau-Ufer zurückgebliebene Jäger-Kompagnien, waren nunmehr alle Kräfte der Avantgarde ins Gefecht getreten. Im ganzen hatten 5½ Bataillone, 5 Eskadrons und 2 Batterien in der Aufstellung: Ostausgang von Wysokow—Wäldchen nördlich Wenzelsberg—Unterförsterei—Sochors in einer Ausdehnung von etwa 3000 m Verwendung gefunden. Gegen diese Aufstellung richtete sich jetzt der Angriff neuauftretender starker österreichischer Kräfte.

Die Brigaden Jonac und Rosenzweig waren auf dem Gefechtsfelde in der Gegend von Domkow eingetroffen, erstere um 9 Uhr vorm., letztere um weniges später. Zunächst ging die Brigade Jonac, deren Batterie die südwestlich Schonow stehende Batterie der Brigade Hertwek verstärkte, von Schonow her sowohl über Wenzelsberg wie gegen die Unterförsterei vor, ohne vorderhand Erfolge gegen die Preußen zu er-

ringen, von denen ein lebhaftes Feuer gegen die vordringenden österreichischen Massen gerichtet wurde.

Wirksamer war das Eingreifen der Brigade Rosenzweig, die von Domkow über Prowodow in der Richtung auf das Wäldchen nördlich Wenzelsberg vorging, ihre Batterie südwestlich dieses Wäldchens auffahren ließ und, von Westen und Nordwesten in das Waldstück eindringend, die schwachen preußischen Abteilungen vertrieb. Die Besetzung des Wäldchens durch die Österreicher machte dann durch ihre flankierende Einwirkung auch die weitere Stellung der preußischen Avantgarde unhaltbar. Mit der Zeit wurden deren Abteilungen nach und nach sämtlich zum Rückzug nach der Neustädter Straße gezwungen. An dieser nahmen sie von der Branka=Schlucht bis in die Höhe von Bracez von neuem Aufstellung. Kurz vorher hatten auch die beiden Batterien der Avantgarde, die, durch die reitende Batterie der vom Gros des Armeekorps herangeeilten Kavallerie=Brigade verstärkt, das überlegene österreichische Geschützfeuer ausgehalten hatten, wegen des Vordringens österreichischer Kavallerie gegen die Branka=Schlucht zurückgenommen werden müssen. Auf dem rechten Flügel der neuen Aufstellung der Avantgarde waren jetzt auch die noch fehlenden Halbbataillone — Vorposten und Besatzung von Altstadt — eingetroffen, während die beiden Jäger=Kompagnien von ihrer Aufnahmestellung an der Mettau zur Deckung der linken Flanke Verwendung gefunden zu haben scheinen.

Die preußische Avantgarde befand sich gegen Mittag in ihrer Stellung am äußersten Rande der Hochfläche, weit überlegenen feindlichen Kräften gegenüber in sehr bedenklicher Lage. Angefeuert durch den heldenhaften kommandierenden General, harrte sie jedoch trotz allem standhaft aus. Ein Vorbrechen der Österreicher aus dem Ostrande des Wäldchens nördlich Wenzelsberg scheiterte an dem Feuer der an der Neustädter Chaussee stehenden preußischen Halbbataillone. Ebenso verhinderte die preußische zusammengesetzte Kavallerie=Brigade, die den Befehl erhalten hatte, unter allen Umständen den Heraustritt des Gros des Armeekorps aus dem Engwege zu ermöglichen, das Vorgehen einer Brigade der dem österreichischen 6. Armeekorps unterstellten Kavallerie=Division südlich Wysokow.

Endlich erschien gegen Mittag der Anfang der Hauptmasse des preußischen V. Armeekorps, von Altstadt kommend, am Rande der heiß umstrittenen Hochfläche. Die Truppen waren um 5 Uhr früh von Reinerz aufgebrochen, hatten bei Gellenau einen Ruhehalt gemacht und insgesamt 20 km zurücklegen müssen, um die vorgeschobene Avantgarde zu erreichen. Erst nach und nach trafen die vordersten Abteilungen ein. Durch den Übergang über die neu hergestellte Mettaubrücke und durch verfahrene Munitions= und Medizinwagen war wiederholt Aufenthalt entstanden, ein Umstand, der sich besonders beim Vorziehen der Artillerie fühlbar machte. Aber die zuerst eingetroffenen Halbbataillone gewährten doch der stark bedrängten Avantgarde sofort die dringend nötige Unterstützung. Sie drangen in das Wäldchen

nördlich Wenzelsberg ein, wohin sich die österreichischen Abteilungen nach dem erfolglosen Angriff gegen die Stellung an der Neustädter Chaussee wieder zurückgezogen hatten, und vertrieben den Feind von dort ebenso wie aus der Gegend östlich Wenzelsberg. Dann wurde auch Wysokow stärker besetzt.

Zwar gelang es den Batterien der 10. Division nicht, sich zwischen Wysokow und dem Wäldchen gegen das wirksame Feuer der inzwischen östlich Kleny geschlossen in Stellung gegangenen österreichischen Geschützreserve zu behaupten. Auch der Aufmarsch des Gros des V. Armeekorps litt nicht unbedeutend unter dem feindlichen Geschützfeuer. Trotzdem war, dank dem tatkräftigen Eingreifen der Führer und dem tapferen Verhalten der Truppen, bis 1 Uhr die Hochfläche von Wenzelsberg von dem auf Skalitz zurückweichenden Gegner geräumt und von den Preußen besetzt.

Die errungene Stellung wurde auch gegen die Angriffe der letzten, nunmehr in das Gefecht geführten österreichischen Brigade Waldstätten, die sich gegen das vielgenannte Wäldchen wandte und, von einem Teil der auf Starkotz vorgezogenen Geschützreserve unterstützt, umfassend gegen Wysokow vorging, dauernd behauptet. Die Österreicher mußten auch hier am Nachmittag den Rückzug auf Skalitz antreten, währenddessen dann endlich auch die preußische Artillerie zur Wirkung gelangte. Sie hatte zeitweise einen schweren Stand gegen das überlegene österreichische Geschützfeuer gehabt. Erst zum Schluß war die Reserveartillerie auf dem Gefechtsfelde eingetroffen. Eine wesentliche Störung des feindlichen Rückzuges war aber auch mit ihrer Hilfe nicht zu erzielen.

Um 4 Uhr nachmittags war der Abzug aller Teile des österreichischen Korps auf Skalitz vollzogen. Dort nahm das Korps geschlossen Aufstellung.

Das preußische V. Armeekorps, das sein Marschziel Nachod erkämpft und behauptet hatte, begnügte sich nach dem von starken Anstrengungen und Verlusten begleiteten schweren Kampfe mit den errungenen Erfolgen und biwakierte auf dem Schlachtfelde: die 10. Division in vorderer Linie östlich Wysokow, die 9. Division, welcher der größte Teil der stark mitgenommenen Avantgarde angehörte, weiter rückwärts nördlich Altstadt.

Daß die Art und Weise der Bildung und Verwendung der Avantgarde des preußischen V. Armeekorps im Gefecht bei Nachod erhebliche Nachteile im Gefolge gehabt hat, liegt auf der Hand. Nur verschiedenen besonders günstigen Umständen ist es zu verdanken, daß die preußischen Waffen an diesem Tage trotz der bedrängten Lage der Avantgarde siegreich waren.

Nachteilig war zunächst das allerdings in diesem Falle ausnehmend weite Vorschieben der Avantgarde über die Hauptmasse des Armeekorps hinaus gewesen. Von der ursprünglich schon etwas über 8 km von dem Armeekorps entfernten Aufstellung vorwärts Lewin rückte die Avantgarde am Nachmittage des 26. Juni bis zur Grenze

an die Mettau vor. Aus dem preußischen Generalstabswerk ist nicht ersichtlich, ob diesem Vorgehen ein bestimmter Befehl des kommandierenden Generals zugrunde gelegen hat. Es scheint nicht so. Auch Lettow nimmt einen selbständigen Entschluß des Avantgardenführers an. Vielleicht war ihm eine Weisung erteilt worden, wonach es wünschenswert wäre, noch am 26. Juni die Grenze zu erreichen, in der Annahme, es würde dies durch vorgeschobene schwache Abteilungen geschehen. Der unternehmende Führer setzte aber die ganze Avantgarde nach der Grenze in Bewegung.

Zu einem solchen Loslösen von den Hauptkräften und selbständigen Handeln liegt bei einer Avantgarde immer die Neigung vor, sobald sie durch Stärke und Zusammensetzung dazu befähigt und durch ihre Unterstellung unter einen besonderen Führer dessen Unternehmungslust angeregt ist.

Als die vordersten Abteilungen der Avantgarde die Mettau erreicht hatten, zeigte es sich, daß die Brücke über diesen Fluß abgebrochen war und der Feind Nachod schwach besetzt hielt. Die Folge war, daß der Avantgardenführer den Entschluß faßte, die feindliche Abteilung, der er sich überlegen fühlte, aus Nachod zu vertreiben. Das entsprach gewiß der Sachlage, aber es führte die Avantgarde wieder weiter vom Armeekorps fort. Sie war jetzt 17 km von diesem entfernt. Nachod wurde vom Feinde geräumt und von der Vorhut in der Stärke von 2½ Bataillonen, 2 Eskadrons und 1 Batterie besetzt, während das noch 4 Bataillone, 3 Eskadrons, 1 Batterie und 1 Pionier-Kompagnie starke Gros der Avantgarde hinter der Grenze und der Mettau, etwa 4 km weiter zurück, bei Schlaney blieb.

Wenn auch die Lage bei Nachod besser war als hinter der Mettau mit abgebrochener Brücke, so lag doch auch dieser Ort noch tief und im Engwege. Die für die Avantgarde geeignete, den Austritt aus dem Engwege beherrschende Aufstellung befand sich auf der Hochfläche bei Wysokow und Wenzelsberg. Diese Aufstellung zu erreichen, war der erste Entschluß des Avantgardenführers am frühen Morgen des 27. Juni. Jetzt hatte er den zweifellos günstigsten Punkt für die Avantgarde erreicht, aber diese war vom Armeekorps etwa 20 km, einen Tagemarsch, entfernt. Sie konnte von ihm, auch wenn es eine Stunde früher als die Avantgarde aufbrach, bei den Schwierigkeiten des Gebirgsmarsches und der herrschenden Hitze nicht vor Ablauf von 5 bis 6 Stunden unterstützt werden. So entstand, hervorgerufen durch das an sich gewiß anzuerkennende Vorwärtsstreben eines selbständigen Avantgardenführers ein Verhältnis, das einer einheitlichen und geschlossenen Kriegshandlung des gesamten Armeekorps durchaus entgegen war. Handelte der Feind nach anderen Grundsätzen, als es in der Tat geschah, so konnten unter Umständen schwerwiegende Nachteile entstehen.

Die Vorbedingungen eines erfolgverheißenden Handelns bei den Österreichern waren gegeben. Das 6. Armeekorps befand sich am 26. Juni von der für den Ausgang des Kampfes am 27. Juni entscheidenden Hochfläche südlich Wysokow durchschnittlich nur etwa 10 km entfernt. Seine vier Brigaden marschierten nebeneinander

in einer Gesamtfrontbreite von etwa 8 **km**, gefolgt von der Geschützreserve, auf das entscheidende Ziel los und waren früher aufgebrochen als die über 20 **km** von dem Ziel entfernte Masse des Gegners. Das Korps mußte also aller Voraussicht nach mit gewaltiger Übermacht auf die vorgeschobene preußische Avantgarde stoßen, diese in den Engweg auf das anmarschierende V. Armeekorps werfen und dessen Lage zu einer höchst ungünstigen gestalten. Der Vorteil der preußischen Avantgarde, daß sie schon am 27. Juni früh den für die Entwicklung ihres Armeekorps günstigsten Punkt erreicht hatte, würde sich auf diese Weise in das gerade Gegenteil verkehrt haben.

Der im Kriege maßgebende Erfolg hat das Verfahren des V. Armeekorps gerechtfertigt. Der unvergeßliche Ruhm, den es an diesem Tage errungen hat, kann durch nichts geschmälert werden. Ebenso bleibt die Bedeutung des Gefechts bei Nachod für den Verlauf des Feldzuges unverringert bestehen. Bei nachträglichen Betrachtungen aber muß auch die Möglichkeit anderer Folgen der eingeschlagenen Handlungsweise in Betracht gezogen werden.

Man sehe einmal von dem Vorschieben der Avantgarde ab und denke sich das V. Armeekorps am 27. Juni im Vormarsch von Reinerz in einer geschlossenen Masse, die bestehenden Verbände hintereinander, nur Kavallerie und schwache Infanterie-Abteilungen der vorderen Division zur Sicherung vorgeschoben. In diesem Falle wäre bei einem zweifelsohne möglichen, entsprechend früheren Aufbruch der Anfang des Armeekorps schon in den Morgenstunden des 27. Juni bis an die Mettau gelangt.

Das österreichische Armeekorps würde nach den bestehenden Absichten um diese Zeit voraussichtlich mit einer Brigade die Gegend von Wysokow, mit den übrigen Teilen Kleny und Skalitz erreicht haben. Nachod wäre schwach besetzt gewesen.

An das vereinigte V. Armeekorps wäre nunmehr die Aufgabe herangetreten, zur Gewinnung des Marschziels Nachod die österreichische Besatzung dieses Orts sowie die der Hochfläche bei Wysokow zu vertreiben. Das hätte geschehen können durch Entwicklung stärkerer Artillerie, die durch schwache Infanterie-Abteilungen an der Mettau zu decken war. Während das Artilleriefeuer die Besatzung von Nachod, auch für den Fall ihrer Verstärkung, im Schach hielt, konnten geschlossene Verbände sowohl gegen Nachod vordringen, als nördlich über Baby und Pilhof ausholen. Da Nachod schwerlich von den Österreichern gehalten worden wäre, konnte demnächst auch ein Ausbiegen südlich auf dem linken Mettau-Ufer über Bracez in Aussicht genommen werden, wenn das Verhalten des Feindes, dessen rückwärtige Kräfte zur Unterstützung der vordersten Brigade herangerückt sein würden, dies erforderlich gemacht hätte.

Über den Verlauf und Ausgang eines solchen Kampfes lassen sich nachträglich keine weiteren Vermutungen anstellen. Es kann jedenfalls nicht von der Hand gewiesen werden, daß auch ein Verfahren wie das hier angedeutete zum Ziele hätte führen können — ohne Zweifel nicht unter so günstigen Bedingungen, als wenn das Armeekorps die Hochfläche von Wysokow vor den Österreichern gewonnen hätte, immerhin

aber mit besseren Aussichten, als wenn diese Hochfläche nur durch einen schwächeren Teil des Armeekorps besetzt werden konnte.

Immer wird in der großen Kriegführung der Grundsatz festzuhalten sein, daß man, wenn zur Erreichung eines Ziels nicht alle Kräfte rechtzeitig herangeführt werden können, am besten tut, von dem geplanten Unternehmen zunächst abzustehen. Man wird sich lieber auf andre Weise Vorteile über den Feind zu sichern suchen, als dadurch, daß man geringe Teilkräfte zu dem beabsichtigten Zweck verwendet. Das letztere kann zwar gelegentlich glücken, besonders wenn man eine bedeutende Überlegenheit in der Ausbildung und Bewaffnung für sich hat; die Verhältnisse können sogar ein solches Verfahren notwendig machen. Zur Regel kann es jedoch niemals werden. Man würde sonst den halben Maßregeln das Wort reden, die nach den aus der Kriegsgeschichte geschöpften Erfahrungen auf das bestimmteste verurteilt werden müssen.

Tatsächlich ist ja freilich die von der Kriegsgeschichte allgemein als vorteilhaft anerkannte Lage des 6. österreichischen Armeekorps am 27. Juni 1866 in keiner Weise ausgenutzt worden. Weder wurden die angesetzten frühen Aufbruchsstunden innegehalten, noch erschienen die Brigaden, von denen sich übrigens die beiden des rechten Flügels kreuzen mußten, so pünktlich auf dem Gefechtsfelde, daß ihre völlig einheitliche Verwendung möglich war. Es hätte zur Erringung des Erfolges zweifelsohne erheblich mehr geschehen können. Immerhin aber sind bei allen nachher zu berührenden Mißerfolgen der Österreicher wesentlich überlegene Kräfte gegen die preußische Avantgarde in Tätigkeit getreten. Diese geriet daher, trotz heldenmütigsten Ausharrens und ausgiebigster Anwendung der in hohem Grade überlegenen Feuerwaffe, in eine äußerst schwierige Lage.

Die Gefahr, in der die preußische Avantgarde schwebte, erfuhr noch eine Steigerung durch die Teilung in Vorhut und Gros, die statt des einen zwei selbständige Truppenkörper geschaffen hatte. Von diesen rückte die Vorhut sofort auf die Hochfläche und besetzte trotz ihrer schwachen Kräfte Wysokow, das Wäldchen nördlich Wenzelsberg und den Hang östlich dieses Orts bis zu dem auf Bracez führenden tief eingeschnittenen Wasserriß. Ihre Frontausdehnung betrug 2400 m. Auch in dieser ausgedehnten Besetzung tritt ein den Avantgarden anhaftender Nachteil zutage, nämlich die Versuchung, sich an die Lösung von Aufgaben heranzuwagen, die für die vorhandenen Kräfte zu schwer sind.

Das Gros der Avantgarde befand sich 4 km von der Vorhut entfernt. Es wurde über Altstadt und von dort über die schwer zu ersteigenden Höhen südlich dieses Orts vorgeführt. Die natürliche Folge der großen Entfernung und des schwierigen Weges war das verspätete Eintreffen der Unterstützungen bei der Vorhut. Dieser Übelstand hätte sich noch in bedeutend höherem Grade fühlbar gemacht, wenn nicht infolge des Befehls zum Biwakieren die Vorhut östlich Wysokow gehalten und sich daher der Abstand zwischen ihr und dem Gros der Avantgarde schon verringert hätte.

Die Vorhut allein mußte daher mit den schwachen bei Wenzelsberg stehenden Kräften, $4^1/_2$ Kompagnien und einer Batterie (die Kavallerie kam für diesen Kampf nicht in Betracht), den sofort erfolgenden Angriff der ganzen österreichischen Brigade Hertwek aushalten. Daß die schwache preußische Abteilung dazu imstande war, zeugte von der vorzüglichen Beschaffenheit und Ausbildung unserer Führer und Truppen. Aber es wurde doch nur möglich infolge der ganz bedeutenden Überlegenheit des Zündnadelgewehrs und der von den Österreichern angenommenen Stoßtaktik, nach der auf das Feuergefecht kein Wert gelegt wurde und die massierten Divisionen (Doppelkompagnien) und Bataillone geschlossen zum Bajonettangriff schritten. Auf diese Weise mußte auch die große zahlenmäßige Überlegenheit der Österreicher an dem Feuer der wenigen Kompagnien zerschellen. Dazu kam noch, daß die ersten Halbbataillone des Gros der preußischen Avantgarde von Bracez her gerade in dem Augenblick eintrafen, als ein österreichisches Bataillon die linke Flanke der Vorhut an dem Wasserriß ernstlich bedrohte, und daß diese Halbbataillone sich nunmehr mit Erfolg gegen die Flanke jenes österreichischen Bataillons wenden konnten.

Die schwierige Lage der Vorhut und ihre ausgedehnte Aufstellung hatte wieder zur Folge, daß die Infanterieabteilungen des Gros der Avantgarde ohne Rücksicht auf die Erhaltung der Verbände dort eingesetzt wurden, wo sie gerade eintrafen und nötig waren: ein Teil bei der Unterförsterei und bei Sochors, ein anderer in dem Wäldchen nördlich Wenzelsberg. Ein dritter schließlich blieb weiter zurück an der Neustädter Chaussee südwestlich Altstadt.

Die Verbände der Regimenter waren völlig zerrissen, Teile der Regimenter 37 und 58 sowie der 5. Jäger fast überall durcheinander gemischt. Die höheren Führer verfügten an der Stelle, wo sie sich gerade befanden, meist über nur wenige Abteilungen ihres eigenen Befehlsverbandes, ein Übelstand, der sich später beim Eingreifen des Gros des Armeekorps wiederholte. Auch das war wiederum eine Folge des Avantgardenverhältnisses. Es ist geradezu bewundernswert, daß die preußische Avantgarde unter diesen erschwerenden Umständen, in einer dünnen Linie von 3 km Ausdehnung, so lange dem überlegenen österreichischen Angriff, der nun erst durch das fast gleichzeitige Vorgehen der Brigaden Jonac und Rosenzweig seine ganze Kraft entfaltete, Widerstand leisten konnte. Die Gründe, welche das ermöglichten, sind dieselben, die bei dem ersten Kampf der Vorhut angeführt wurden.

Trotzdem drängte das umfassende Vorgehen starker Kräfte der Brigade Rosenzweig gegen das Wäldchen nördlich Wenzelsberg den rechten Flügel und mit ihm schließlich die Gesamtheit der preußischen Avantgarde bis an die Neustädter Chaussee, an den letzten Rand der umstrittenen Hochfläche zurück. Es braucht kaum noch angeführt zu werden, daß die Österreicher, wenn ihre Kräfte von Anfang an planvoll und in breiterer Front umfassend eingesetzt worden wären, trotz des so sehr überlegenen preußischen Gewehrs schon früh entscheidende Erfolge gegen die ausgedehnte Stellung

der an Zahl so viel schwächeren preußischen Avantgarde hätten erringen können, umsomehr, als auch die schwache Artillerie dieser Avantgarde nur durch besondere Ausdauer der überlegenen österreichischen Artillerie standzuhalten vermochte.

Trotz aller Gunst der Verhältnisse hatte sich gegen Mittag die Lage der Preußen in hohem Grade bedenklich gestaltet. Die nachträglich bekannt gewordenen Schilderungen von Augenzeugen stellen dies unbedingt fest. Es kann und braucht hier nicht untersucht zu werden, ob die Angabe auf Wahrheit beruht, daß der Avantgardenführer die Unmöglichkeit ausgesprochen habe, sich noch weiter zu halten, und nur das feste Eingreifen des alten Steinmetz zu noch weiterem Ausharren geführt habe. Jedenfalls stand es auf des Messers Schneide, daß die preußische Avantgarde auch von dem letzten besetzten Rande der Hochfläche zurückgedrängt und dadurch der Heraustritt des Armeekorps aus dem Engwege in Frage gestellt wurde. Dabei mag dahingestellt bleiben, ob der Befehl des österreichischen kommandierenden Generals an die Brigade Rosenzweig, die Verfolgung nicht zu weit auszudehnen, oder die Form der letzten, wieder mit den Massen der Stoßtaktik unternommenen Angriffe die preußische Avantgarde davor bewahrt hat, endgültig von der Hochfläche hinunter geworfen zu werden. Das noch gerade im letzten Augenblick erfolgende Eintreffen des Anfanges der 10. Division und ihr sofortiges tatkräftiges Eingreifen ist nicht zum wenigsten zu den glücklichen Ereignissen zu rechnen, die an diesem denkwürdigen Tage der über alles Lob erhabenen hervorragenden kriegerischen Tüchtigkeit des V. Armeekorps zu Hilfe kamen. Andererseits ist nicht zu verkennen, daß durch die zwar den Umständen entsprechende, aber wenig einheitliche Art des Einsatzes der allmählich anlangenden Teile des Gros das V. Armeekorps, besonders dessen Artillerie gegenüber der geschlossen auftretenden österreichischen Geschützreserve, in eine schwierige Lage geriet, die sich erst am Nachmittage zu einer günstigen gestaltete. Eine weitere Ausbeutung des schließlich errungenen Erfolges war damit ausgeschlossen.

So wird das Gefecht von Nachod zu einem sprechenden Beispiel der Nachteile, die das Vorschieben selbständiger Avantgarden mit sich zu führen imstande ist.

Gewiß ist anzuerkennen, daß in diesem Falle besonders scharf zugespitzte Verhältnisse vorlagen. Aber wenn auch bei dem behandelten Beispiele die Nachteile in besonders heller Beleuchtung erscheinen, vorhanden werden sie immer, auch bei weniger schroffen Fällen sein. Die Kriegsgeschichte gibt für diese Behauptung genug Belege, auf die einzugehen hier zu weit führen würde. Es sei nur an die Schlacht bei Colombey am 14. August 1870 erinnert. Trotz aller Anerkennung für das selbständige Eingreifen der Avantgarde des VII. Armeekorps, die das Vorgehen der beiden Avantgarden des I. Armeekorps nach sich zog, fällt das Generalstabswerk das Urteil, daß die ersten Angriffe der verhältnismäßig schwachen Spitzen wiederholt zu Gefechtskrisen geführt hätten, die Lage der Avantgarde des VII. Armeekorps eine sehr gefährdete gewesen, und der Gang des Gefechts durch die Art seiner Einleitung im allgemeinen

ungünstig beeinflußt worden sei. Zieht man noch größere Verhältnisse in Betracht, so kann die nach Weißenburg vorgeschobene Division Douay als Avantgarde der Armee Mac Mahons betrachtet werden. Die großen Verluste dieser Division in dem Treffen am 4. August waren ohne jeden Nutzen für die Armee des Marschalls, wohl aber sehr fühlbar bei der Entscheidung von Wörth. Die Lage der Division gegenüber den nebeneinander vorrückenden Armeekorps der deutschen Dritten Armee gestaltete sich zu einer sehr bedenklichen und hätte leicht noch verhängnisvoller werden können. Auch das Urteil der in diesen Heften (I 1905) enthaltenen eingehenden Abhandlung über Heeresavantgarden ist diesen nicht günstig.

Aber es handelt sich bei den vorliegenden Ausführungen nicht um so große Verhältnisse. In den kleineren, die hier in Betracht zu ziehen sind, liefern auch die Friedensübungen noch jetzt fortwährend Beweise für das Gesagte.

Ein mir vor kurzem zugegangener Rückblick über ein Korpsmanöver aus dem Jahre 1904 führte u. a. an, die aus einem Infanterie-Regiment usw. bestehende Avantgarde einer Division habe sich so nahe an einem vom Feinde besetzten Dorfe entwickelt, daß der später hinzugekommene Divisionskommandeur sie etwas zurückgenommen habe. Wenn das nur im Kriege ausführbar wäre! Ich bin auch einmal als Adjutant in einer Schlacht des Krieges 1870 abgesandt worden, um kämpfenden Truppen den Befehl zu überbringen, das Gefecht abzubrechen und weiter rückwärts Aufstellung zu nehmen. Ich erhielt von dem betreffenden Führer sofort die Antwort: „Das geht nicht!“ und überbrachte diese, überzeugt von ihrer Richtigkeit, meinem Auftraggeber.

Unsere Führer sind mit Recht dazu erzogen, daß sie vorwärts drängen und vor selbständigem Handeln nicht zurückschrecken. An die Spitze von Abteilungen gestellt, die zu selbständiger Tätigkeit befähigt sind, werden sie stets danach trachten, sich mit dieser Abteilung in möglichst günstige Lagen zu versetzen. Es ist menschlich und natürlich, daß für ihr Handeln der nächstliegende Vorteil maßgebend ist und die Bedenken der Gesamtlage, die nur der höhere Führer übersehen kann, oft nicht hinreichend gewürdigt werden. Wie das Verhalten der Avantgarde des V. Armeekorps am 26. und 27. Juni 1866 in grellstem Lichte zeigt, ist es sehr schwer, die Grenze des Vorwärtsdringens zu finden, und ein Schritt zieht mit zwingender Gewalt den anderen nach sich.

Je mehr selbständige Teilführer auftreten, desto mehr droht die Einheitlichkeit des Handelns zu schwinden, auf der in der Gegenwart mehr denn je der Erfolg begründet ist. Und diese Einheitlichkeit ist nur zu erzielen durch frühzeitig beginnende und dauernd aufrecht erhaltene Einwirkung der obersten Führer auf die einzelnen Teile, die ihnen unterstellt sind, denn gerade die Einleitung der Kampfestätigkeit bestimmt deren Verlauf. Wenn geschlossene Verbände der einzelnen Waffengattungen grundsätzlich unter ihren gewohnten Führern vereinigt bleiben, wird die Tätigkeit der zusammengesetzten Heeresmaschine sich leicht und einfach gestalten, ihr planmäßiges

Ineinandergreifen nicht gestört, und für den Erfolg eine feste Grundlage geschaffen werden. Häufiger als früher werden überdies, wie man aus den neuesten kriegerischen Ereignissen schließen kann, in der Zukunft Lagen eintreten, in denen die Festigkeit der Truppe auf die Probe gestellt wird. Diese wird erheblich leichter in festgefügten Verbänden unter den gewohnten Führern bestanden werden, als bei zufälliger Zusammensetzung und Zersplitterung, wie sie bei dem vorgeführten Beispiele in die Erscheinung traten.

Aus allen diesen Gründen scheint mir eine zusammengesetzte Avantgarde unter einem besonderen Führer heutzutage nicht mehr am Platze zu sein.

Wir sind zwar in dieser Beziehung erheblich gegen früher fortgeschritten. Ein Armeekorps marschiert nicht mehr in Avantgarde, Gros und Reserve geteilt, sondern in Divisionen, in den gewohnten Kampfverbänden. Auch heißt es in der Nr. 147 der Felddienst-Ordnung, daß die Avantgarde sich „in größeren Verbänden nach der Stärke des vordersten Heeresteils“ richten solle. Da aber unmittelbar im Anschluß an diese sehr zweckmäßige Bestimmung ein Anhalt für die Zusammensetzung der Avantgarde einer Infanterie-Division gegeben wird, scheinen mit den größeren Verbänden nur solche von der Stärke wenigstens zweier Divisionen, also eines Armeekorps, gemeint zu sein. Ich möchte die angeführte Bestimmung entschieden auch auf die Division ausgedehnt wissen, so daß auch bei dieser die Avantgarde sich nach der Stärke der vordersten Brigade richtet.

Für die Division ist nach dem Wortlaut der Bestimmungen die bisherige Avantgarde, wenn auch in abgeschwächter Form, beibehalten, ebenso die Zuteilung von Kavallerie und Artillerie, obwohl die Art der Verwendung dieser Waffengattungen sich seit der Entstehung der Avantgarde völlig verändert hat.

Die Kavallerie hat in ganz anderer Art als früher die Aufgabe der Aufklärung übernommen. Sie erreicht diese dadurch, daß sie möglichst weit vorgeschoben wird und dementsprechend Patrouillen, sei es nach vorn, sei es nach den Seiten, unter Umständen auch nach rückwärts abzweigt. Während sich aber früher die Kavallerie in eine große Anzahl einzelner Teile und Patrouillen auflöste, ist jetzt das Bestreben vorhanden, so viel Kräfte geschlossen zu halten, wie die Aufklärungszwecke irgend zulassen, damit durch Niederwerfung der feindlichen Kavallerie deren Aufklärungsmaßnahmen vereitelt werden können und näherer Einblick in die Verhältnisse beim Gegner gewonnen wird. Diese Umstände bedingen eine Loslösung der Kavallerie von der Avantgarde und ihr möglichstes Zusammenhalten in geschlossenen Verbänden. Die „selbständige Kavallerie“ wird daher die Regel sein müssen.

Noch notwendiger ist das Zusammenhalten der Waffenverbände für die Artillerie. Einzelne Batterien, ja Abteilungen, die sich dem aussetzen, daß der Gegner ihnen mit geschlossenen größeren Verbänden entgegentritt, laufen heutzutage im Gegensatz zu früher entschieden Gefahr, in kurzer Zeit vernichtet oder doch kampfunfähig zu werden.

Deshalb erstrebt die Artillerie, um die für den Ausgang des Kampfes in den meisten Fällen entscheidende Feuerüberlegenheit zu erringen, von Anfang an das planmäßige, geschlossene und einheitliche Auftreten der größeren Verbände.

Schließlich gelten diese Grundsätze, was immer am wenigsten von der Allgemeinheit anerkannt wird, ebenso für den Kampf der Infanterie. Auch diese wird die Feuerüberlegenheit nur durch planvolles Einsetzen in sich geschlossener Verbände erzielen können. Es ist von besonderer Wichtigkeit, daß die Führer der größeren Kampfeinheiten, mindestens der Divisionen, dies von vornherein anstreben. Eine nicht mit den Absichten des obersten Führers übereinstimmende Einleitung des Gefechts durch vorgeschobene Abteilungen kann den weiteren Verlauf des Infanteriekampfes in sehr ungünstige Bahnen lenken.

Falls dies für übertrieben gehalten wird, möchte ich darauf hinweisen, daß schon Fehler einer stärkeren Infanteriespitze beim Zusammenstoß mit dem Feinde die nachfolgende Kompagnie vor große Schwierigkeiten stellen können. Dem Kompagnieführer bleibt oft nur die unangenehme Entscheidung übrig, ob er seine Kräfte in die von der Spitze eingenommene ungünstige Stellung nachrücken lassen oder die Spitze ihrem Schicksal preisgeben soll. Das letztere kostet einen schweren Entschluß und hat außerdem meist noch den Nachteil, daß die Sektion das Feuer der hinter ihr entwickelten Kompagnie behindert. Zurücknehmen aber kann man die betreffende Sektion auch nur in den seltensten Fällen, ohne sie erheblichen Verlusten auszusetzen. Das Zurückziehen aus dem Gefecht ist jetzt noch schwerer als früher. Ich habe daher schon als Regimentskommandeur darauf hingewiesen, daß starke Spitzen ungünstig auf das Gefecht einwirken können und es besser ist, nur Patrouillen vorzuschieben, die einerseits leichter ausweichen oder sich im Gelände verbergen können, anderseits nicht in der Lage sind, ein Gefecht einzuleiten.

Diese Verfolgung des Gedankens bis in die kleinsten Teile scheint nicht ohne Bedeutung und dürfte für das Verhalten größerer Abteilungen maßgebend sein. Je größer die als Avantgarde vorgeschobene Infanterieabteilung ist, die sich wieder in verschiedene voneinander durch entsprechende Abstände entfernte Teile teilt, desto mehr liegt die Gefahr vor, daß das Einsetzen der Infanterie im Gefecht einzeln und tropfenweise erfolgt. Dies ist das Gegenteil von dem, was jetzt zu erstreben ist, wenn man die Feuerüberlegenheit erzielen will. Nur wenn der Feind ebenso handelt, wird ein solches Verfahren ohne erhebliche Nachteile einzuschlagen sein. Das Gelingen ist auch dann nicht gewährleistet. Tritt der Feind von vornherein geschlossener und mit starken Kräften auf, dann steht bei der erwähnten Handlungsweise der Erfolg jedenfalls auf dem Spiel.

Was aber am meisten gegen die Beibehaltung der bisherigen Avantgarde spricht, ist der Umstand, daß bei den jetzigen Verhältnissen ihre ursprüngliche Bestimmung, den Aufmarsch des Gros zu decken, völlig in den Hintergrund tritt.

Mein Aufsatz über „Marsch und Gefecht" im II. Heft 1905 dieser Zeitschrift beleuchtet die Notwendigkeit einer gegen früher veränderten Art des Aufmarsches zum Gefecht auf Grund der in dieser Beziehung erlassenen Zusätze zu den gültigen Dienstvorschriften. Mit dem ehemals üblichen Aufmarsch in massierten Formationen als unumgänglicher Vorbereitung zum Gefecht fällt meines Erachtens folgerichtig auch die Notwendigkeit fort, diesen Aufmarsch durch eine besonders zu diesem Zweck bestimmte Abteilung zu decken. Es bedarf des Vorschiebens einzelner Teile aus den Marschkolonnen nur insoweit, daß diese nicht vom Feinde überrascht werden können oder unvorbereitet in das Gefecht treten. Dazu genügen ganz schwache Abteilungen, unter Umständen Patrouillen. Die 1894 eingeführten Meldereiter waren für diesen Zweck gut verwendbar. Sie werden jetzt durch einzelne zugeteilte Kavalleristen oder Infanteriepatrouillen zu ersetzen sein. Auf diese Weise kann der Marsch größerer Truppenkörper ohne Zerreißen der Verbände erfolgen. Das Armeekorps marschiert in Divisionen, die Division in Brigaden. Die Anordnung des Marsches entspricht der jedesmaligen Kriegslage. Das bezieht sich sowohl darauf, ob die Verbände hinter- oder nebeneinander marschieren, wie auf die Art und Weise, wie die Verbände der verschiedenen Waffengattungen untereinander zu ordnen sind.

Aufklärung und Sicherung richten sich ebenfalls nach der jedesmaligen Lage. Die Aufklärung geschieht in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle durch die vorauszusendende Kavallerie, die zu diesem Zweck möglichst zusammenzuhalten ist. Die Sicherung erfolgt nach dem Grundsatze, nur so viel Kräfte zu diesem Zweck von der Hauptmasse abzulösen, wie der Schutz vor Überraschungen erfordert. Im allgemeinen bedarf jeder Truppenkörper auf dem Marsche nur der Abzweigung einer schwachen Abteilung des dem Feinde zunächst befindlichen Infanterieverbandes, an dessen Spitze sich der Führer des gesamten Truppenkörpers befindet, um frühzeitig selbst zu sehen und seine Anordnungen treffen zu können. Es ist nicht nötig, daß diese vorgeschobene Abteilung sich wieder in verschiedene besondere Körper gliedert. Wenn sie einen schwächeren Teil vorschiebt und dieser wieder Patrouillen, so wird die Tiefe erreicht sein, welche den nachfolgenden größeren Körper vor Überraschungen schützt. Eine größere Tiefe erhöht unnötig die Marschlängen und erschwert das Infanteriegefecht.

Eine Unterstützung der vorausmarschierenden Infanterieabteilung durch schwache Kavallerie-Abteilungen, die weiter vorgeschoben werden können und in der Lage sind, einige Patrouillen zu entsenden, ist erwünscht, falls die vorausgesandte Kavallerie dem Führer für diese Zwecke nicht genügen sollte. Ebenso wird sich oft die Zuteilung von Pionieren zur Beseitigung von Wegeschwierigkeiten und zur Vornahme sonstiger technischer Arbeiten empfehlen. In dieser Hinsicht ist indessen hauptsächlich Wert darauf zu legen, daß die Ausbildung der Infanterie im Feldpionierdienst so

gefördert wird, daß die Pioniere, wenn auch nicht entbehrlich werden, so doch eine ausgiebige Unterstützung erfahren.

Es wird beim Vormarsch einer Infanterie-Division gegen den Feind in den meisten Fällen genügen, wenn die vorderste Infanterie-Brigade zur Sicherung die kleinste taktische Einheit — ein Bataillon — abzweigt und dieses wieder eine Kompagnie vorschiebt, die sich durch vorgesandte Patrouillen sichert. Von einem solchen Bataillon, an dessen Spitze sich die höheren Führer befinden, sind die Nachteile einer selbständigen Avantgarde nicht zu erwarten.

Die Sicherung kann, je nach der Lage, auch nach anderen Seiten als nach vorn notwendig werden. Die Bestimmungen darüber müssen von der obersten Führung des größeren Truppenkörpers ausgehen, weil diese am besten in der Lage ist, die Erfordernisse richtig abzuwägen und zu bemessen. In der Mehrzahl der Fälle wird sich das Nötige durch Anweisung der vorausgesandten Hauptmasse der Kavallerie sowie durch die Anordnung des Marsches — z. B. in Parallelkolonnen — und Aufträge an einzelne Verbände erledigen lassen. Dieses Verfahren ist besser als die Abzweigung einzelner besonders zusammengesetzter Abteilungen — „Seitendeckungen" —, die selten in der Lage sind, die ihnen zugewiesene Aufgabe, die Sicherung sämtlicher Teile des größeren Truppenkörpers, zu erfüllen, wohl aber den Zusammenhang und die einheitliche Verwendung des Ganzen stören oder in Frage stellen.

So lassen sich die Maßnahmen zur Sicherung eines marschierenden Truppenkörpers, die ursprünglich, wie Griesheim in seinen „Vorlesungen über die Taktik" sagt, in einem diesen Truppenkörper auf allen Seiten umgebenden Rechteck von einzelnen Abtielungen und Patrouillen bestanden und eine ungeheure Zersplitterung der Kräfte, sowohl auf dem Marsche wie im Gefecht zur Folge hatten, auf ein sehr geringes Maß beschränken. Besonders wenn man sich von den auf den geschichtlichen Entwicklungsgang der Dinge zurückzuführenden Vorurteilen freimacht und nur das wirklich Notwendige in den Vordergrund stellt. Eine unbehinderte geschlossene Vorführung der Verbände zum Kampfe wird nur auf diese Weise ermöglicht werden.

Die vorstehend ausgeführten Anschauungen sind sehr wohl mit den Bestimmungen der Felddienstordnung in Einklang zu bringen, deren Umarbeitung vom Jahre 1900 den neueren Auffassungen in allen wesentlichen Punkten Rechnung trägt.

In Nr. 139 ist als Aufgabe der Marschsicherung nicht die Deckung des Aufmarsches bezeichnet, sondern: „die Zeit zur Gefechtsentwicklung zu gewähren und leichtere Störungen zu beseitigen, damit der Marsch des Ganzen im Fluß erhalten werde." Zu diesem Zweck wird bei der jetzigen Art der Gefechtsentwicklung ohne Zweifel eine schwache vorgeschobene Infanterieabteilung genügen. Es würde auch ausreichen, wenn der in Nr. 150 aufgestellte Grundsatz für die Entfernung des Vortrupps vom Haupttrupp auf allen Sicherungen ausgedehnt und der Schutz gegen Überraschung durch Gewehrfeuer allgemein als Zweck der Sicherungen hingestellt

würde. Bei dem vorher erwähnten Vorschieben eines Bataillons der vordersten Brigade würde von den vorgetriebenen Patrouillen der vorausgesandten Kompagnie bis zum Anfang der geschlossenen Marschkolonne der Brigade eine Tiefe von etwa 1000 m erzielt werden. Eine solche Tiefe genügt für den angeführten Zweck durchaus. Ebenso könnte der für die Kavallerie in Nr. 153 ausgesprochene Grundsatz, daß „die Gliederung und die Mittel zur Aufklärung und Sicherung nach der vorliegenden Aufgabe zu wählen seien und eine zu weit gehende Gliederung in kleine Abteilungen sich nicht empfehle", allgemeine Anwendung finden. Das Bedürfnis für solche Grundsätze findet sich nicht bei der Kavallerie allein.

Daß die taktischen Verbände gewahrt werden sollen, ist in Nr. 147 und 150 ausgesprochen. Die Ausführung dieser Forderung würde wesentlich erleichtert werden, wenn die aus alter Zeit übernommene Bestimmung der Stärke der Avantgarde auf 1/6 bis 1/3 der Infanterie und mit ihr noch einige andere einschränkende Bestimmungen aus der Zeit des Detachementskrieges fallen gelassen würden.

Ob der Name „Avantgarde" für die beim Vormarsch vorzuschiebenden Sicherungen beibehalten werden soll, steht dahin. Das, was man früher unter diesem Namen verstand, deckt sich mit den heutigen Auffassungen nicht mehr. Auch entspricht der Name nicht dem schon im Generalstabswerk über den Krieg 1870 und anschließend daran auch anderwärts allgemein hervorgetretenen Bestreben nach der Entfernung entbehrlicher Fremdworte. Die Bezeichnung „Vorhut" würde diesem Bestreben folgen und auch irrtümliche Anschauungen aus früherer Zeit fernhalten. Mit dem Namen aber würde, was wichtiger ist, sich der Begriff ändern. Aus der selbständigen, abgezweigten Abteilung wird der einfache auf das Nötigste beschränkte Sicherungsteil im Rahmen des zugehörigen Truppenkörpers, und in Abhängigkeit von dessen oberster Leitung. Die Möglichkeit, schädlichen Einfluß auf die Gefechtseinleitungen auszuüben, fällt für die Vorhut fort, und die Geschlossenheit der Verbände wird nicht gestört. Der Unterschied, auch der jetzt noch üblichen Avantgarde gegenüber, ist ein großer, vor allem ein grundsätzlicher, der als solcher für die Art der Kriegführung von Bedeutung ist.

Daß besondere Umstände auch bei der Zusammensetzung der Vortruppen von der allgemeinen Regel abweichende Maßregeln — stärkere Infanterieverbände, Zuteilung von Artillerie — bedingen können, ist selbstverständlich zuzugeben. Die vorliegenden Auseinandersetzungen sollten nur darauf hinführen, daß manches aus früheren Überlieferungen haften geblieben ist und den neueren Anschauungen entsprechend verändert werden muß. Das Beispiel des Gefechts bei Nachod zeigt, daß auch der in erster Linie für die Notwendigkeit einer starken Avantgarde sprechende Fall, der Vormarsch durch einen Engweg im Gebirge, nicht ohne weiteres eine solche Maßregel verlangt. Auch eine starke Avantgarde wird ihren Zweck, die Deckung des Heraustritts der Hauptmasse aus dem Engwege, verfehlen, wenn sie auf geschlossen vorgehende, einheitlich

handelnde, überlegene feindliche Kräfte stößt. Eine weitgehende Aufklärung wird dagegen auch in einem solchen Falle den Führer in den Stand setzen, mit zusammengehaltenen Kräften erfolgverheißende Entschlüsse durchzuführen und durch einheitlich geleitete Umgehungen oder Vormärsche in Parallelkolonnen seinen Zweck zu erreichen.

Wenn die Forderung gestellt wurde, daß bei der Bildung von Avantgarden weitere Entsendungen zusammengesetzter Truppenkörper und deren Loslösung vom Ganzen zu vermeiden und der Hauptwert auf die einheitliche Verwendung geschlossener Verbände zu legen sei, so gilt dies in noch höherem Maße von den als Arrieregarden bezeichneten Abteilungen.

Rückgängige Bewegungen, die sich unter der unmittelbaren Einwirkung des Feindes vollziehen, werden in erster Linie durch die Artillerie zu decken sein, und zwar durch starke, wenn nicht gar die gesamte Artillerie des in Betracht kommenden größeren Truppenkörpers. Schwächere Artillerie-Abteilungen werden sich gerade in solchen Lagen ganz besonders der schnellen Vernichtung durch den Feind aussetzen und ihren Zweck verfehlen. Auch bei der Infanterie werden schwache Abteilungen, die standhalten wollen, bald erdrückt, umfaßt oder umgangen werden. Ebenso können nur stärkere Kavalleriemassen von ausschlaggebender Bedeutung für die Deckung eines Rückzuges sein. Diese erfordert daher in besonders hohem Maße das planvolle Einsetzen stärkerer Verbände, je nach den Umständen. Gewiß wird in bedrängter Lage das Opfer eines Teils zum Wohl des Ganzen gefordert werden müssen, zwecklose Opfer kleinerer Abteilungen aber sind sicher zu vermeiden.

Handelt es sich dagegen nur um einen einfachen Rückmarsch, der zunächst nicht vom Feinde behelligt wird, so werden, wie beim Vormarsch, die Kavallerie und schwache Sicherungen als „Nachhut" ausreichen, um Überraschungen zu verhüten.

Man wird daher auch bei der Deckung eines Rückzuges besser davon Abstand nehmen, sie einem besonderen, zu diesem Zweck gebildeten und zusammengesetzten Truppenkörper anzuvertrauen und diesem damit eine Aufgabe zuzuweisen, die meist nicht zu lösen ist. Zweckmäßiger wird es sein, wenn der Führer sich durch aufklärende und gefechtsbereite Kavallerie vor Überraschungen schützt und die nötigen der Lage entsprechenden Anordnungen an die Verbände der verschiedenen Waffengattungen erläßt.

Besondere Seitendeckungen zur Sicherung der Flanke auszuscheiden, wird nur in seltenen Fällen als notwendig erkannt werden können. Die Sicherung in den Flanken ist recht eigentlich Aufgabe der Kavalleriepatrouillen. Überrumpelungen muß die Aufmerksamkeit der marschierenden Truppe vermeiden, die leicht bei dem Vorhandensein besonderer Flankendeckungen eingeschläfert wird, ohne daß durch die Abzweigungen unbedingte Sicherung zu erzielen ist. Außerdem ist die Infanterie keineswegs mehr in der Flanke wehrlos. Sie ist völlig darauf vorbereitet und eingeübt, sich schnell nach der Flanke zu entwickeln. Wo das nicht der Fall sein sollte, muß und kann es jedenfalls durch die Ausbildung erzielt werden. Selbst bei der

Artillerie ist äußerstenfalls eine schnelle Entwicklung zur Feuerbereitschaft nach der Flanke möglich. In der Regel ist diese Waffe aber schon durch die Anordnung des Marsches der schleunigen Unterstützung durch Infanterie sicher. In besonderen Fällen — schwieriges, unübersichtliches Gelände, Nebel und dergleichen — können Infanteriepatrouillen zur Sicherung des Marsches in der Flanke am Platze sein.

So führt alles darauf hin, die Sicherung auf dem Marsche nicht besonderen selbständigen Abteilungen zu übertragen, sondern sie durch die Aufklärung, die Marschanordnungen und die Aufmerksamkeit aller Teile des marschierenden Truppenkörpers zu erzielen.

Eng verbunden mit den Maßregeln für die Sicherung auf dem Marsche sind die zum Schutz der ruhenden Truppe zu treffenden, die wir mit dem Namen Vorposten bezeichnen.

Von den für die Avantgarde erstrebten Veränderungen werden daher auch die Vorposten betroffen. Nicht zum Nachteil der Sache. Noch schwieriger als die Sicherung des Marsches gestaltet sich bei einem größeren Truppenkörper die Sicherung der Ruhe durch eine einzig und allein mit dieser Aufgabe betraute besondere Abteilung. Deren Kräfte reichen zu diesem Zweck meist nicht aus oder werden in der Sorge, möglichst viel zu decken, übermäßig ausgedehnt. Große Anstrengungen der Truppe und doch unzureichende Sicherung sind fast immer die unausbleiblichen Folgen. Auch der Schutz eines ruhenden Truppenkörpers wird sich einfacher vollziehen, wenn nur schwache Abteilungen der einzelnen Verbände abgezweigt und diese Abzweigungen der jedesmaligen Kriegslage und Unterbringung angepaßt werden, während der aufklärenden Kavallerie eine größere Bedeutung zugewiesen wird.

Unsere Bestimmungen über Vorposten fußen zum Teil noch auf den Verhältnissen des Detachementskrieges. In ihrer Ausführung tritt trotz des klaren und ausdrücklich hervorgehobenen Hinweises in Nr. 178 der F. O., daß für die Vorposten „bei der Verschiedenartigkeit der Verhältnisse, der Zwecke und des Geländes sich für alle Fälle passende Vorschriften nicht geben lassen“ nicht selten eine entschiedene Neigung zur Schematisierung und, wiederum unter der Nachwirkung veralteter Anschauungen, zur Zersplitterung der Kräfte in eine große Anzahl verschiedener Abteilungen und Posten hervor.

Knüpfen wir auch in dieser Beziehung an das Beispiel von Nachod an.

Daß die am 26. Juni bis Nachod vorgeschobene Avantgarde die bei Reinerz befindliche Hauptmasse des V. Armeekorps nicht ausreichend decken konnte, ist klar. Die weite Entfernung hob die Deckung, selbst auf der Hauptmarschstraße, auf. Die Avantgarde konnte bei überraschendem feindlichen Angriff in ein nachteiliges Gefecht verwickelt und geschlagen sein, ehe das Armeekorps überhaupt ausreichende Nachricht von ihr erhielt. Aber auch in der ursprünglichen Aufstellung der Avantgarde bei

Lewin konnte eine Deckung des Armeekorps nur bei einem Vorgehen des Feindes auf der Hauptstraße in Betracht kommen. Gegen einen Vormarsch der Österreicher über Gießhübel, mit dem ohne Zweifel gerechnet werden mußte, schützte die Aufstellung der Avantgarde bei Lewin in keiner Weise. In der Richtung auf Gießhübel mußte daher für eine besondere Sicherung gesorgt werden.

Die von der am 26. Juni nachmittags nach Nachod vorgeschobenen Vorhut ergriffenen Sicherheitsmaßregeln konnten sich mithin nur auf die Deckung des Gros der Avantgarde bei Schlaney beziehen. Sie waren recht ausgedehnter Art. Es befanden sich: zwei Jäger-Kompagnien in vorderster Linie bei Nachod, ein Halbbataillon dahinter, ein Halbbataillon auf den anstoßenden Höhen nördlich, ein anderes südlich Nachod, das letzte zwischen Nachod und der Mettau-Brücke, die von einem Bataillon aus dem Gros der Avantgarde besetzt wurde.

Über die Kavallerie und Artillerie ist in dem Generalstabswerk nichts gesagt. Es ist zweifelhaft, ob diese Waffen in Nachod untergebracht waren oder in dem Raum zwischen dem Ort und der Mettau biwakiert haben. Nach den damaligen Anschauungen ist das letztere anzunehmen. Schwächere Kavallerie-Abteilungen werden vielleicht über Nachod hinaus vorgeschoben worden sein. Fast die gesamte Infanterie der Vorhut war demnach zur Deckung in dem Gelände verteilt.

Trotzdem wurde auch hier nur eine Sicherung der Hauptstraße erzielt. Diese aber erscheint schon durch die Besetzung der Mettau-Übergänge aus dem Gros der Avantgarde völlig genügend gesichert. Eine feindliche Umgehung über Bracez—Bilowec sowie nördlich Nachod über Baby entzog sich völlig der unmittelbaren Einwirkung der Sicherungsabteilungen der Vorhut. Sie fiel in den Bereich der unabhängig von diesen anzuordnenden weiteren Aufklärung.

Vom bloßen Standpunkt der Sicherung der Avantgarde bei Schlaney wäre eine solche daher sehr viel einfacher und vollständiger gewesen, wenn man von dem Vorschieben der Vorhut auf Nachod abgesehen, nach diesem Punkt nur Kavallerie vorgesandt und von Schlaney aus durch wenige schwache Infanterie-Abteilungen die Mettau-Übergänge sowie Bilowec und die Höhen südlich dieses Orts besetzt hätte.

Oder, wenn an dem Vorgehen bis Nachod festgehalten werden soll:

Vorschieben der gesamten Avantgarde über die Mettau und Unterbringung in Nachod sowie den nächstgelegenen Ortschaften in Ortsbiwaks oder Alarmquartieren, je nach der Auffassung der Kriegslage.

Vorschieben eines Teils der Kavallerie nach Altstadt mit Posten in Richtung Kramolna, Wysokow und an der Straße nach Neustadt.

Belegen von Nachod, einschließlich Schloß und Pilhof, mit einem Infanterie-Regiment und dem Rest der Kavallerie. Deckung dieser Unterbringung durch vorgeschobene Kompagnien auf den Straßen nach Altstadt und Kramolna sowie Sicherung der Mettau-Übergänge südlich Nachod durch schwache Infanterieposten.

Unterbringung des anderen Infanterie-Regiments in Bilowec und Baby, in ersterem Ort auch die der Batterien. Von den genannten Ortschaften Vorschieben je einer Kompagnie auf den Wegen nördlich Baby und südlich Bilowec.

Auf diese vorgeschlagene Weise wäre Unterbringung und Sicherung auf Grund der Kriegslage vereinigt, für die eigentliche Sicherung wären 4 bis 5 Infanterie-Kompagnien verwendet worden, während tatsächlich etwa 3 Bataillone, also fast die Hälfte des Bestandes an Infanterie der Avantgarde, sich im unmittelbaren Sicherungsdienst befunden haben.

Es dürfte in diesem Falle der Beweis geliefert sein, daß das Vorschieben einer besonderen Avantgarde — hier der Vorhut — für die Sicherung nicht günstig ist.

Über die Sicherungsmaßnahmen des V. Armeekorps am 27. Juni nach beendetem Kampfe liegen genauere Mitteilungen nicht vor, doch läßt sich aus den kurzen Angaben im Generalstabswerk erkennen, daß sie der Lage entsprechend viel einfacher waren, als am Abend vorher. Auf dem rechten Flügel standen Postierungen von Kramolna bis Wysokow, dessen Westausgang von einem Bataillon besetzt wurde. Auf dem linken Flügel sicherte ein weiteres Bataillon von Wysokow bis zur Neustädter Chaussee.

Die Vorposten waren aus der Gefechtslage heraus naturgemäß entstanden. Die Straßenzüge bei Kramolna, bei Wysokow und die Neustädter Chaussee bildeten für einen feindlichen Angriff die wichtigsten Anmarschwege. Es genügte, sie etwa durch je ein Bataillon bei Kramolna, bei Wysokow (Westausgang), sowie an dem Punkt, wo die Wege nach Wenzelsberg und Bracez von der Neustädter Chaussee abzweigen, zu besetzen, und Kavallerie über Wysokow hinaus vorzuschieben, um den östlich Wysokow und bei Altstadt biwakierenden Massen die erforderliche Sicherheit zu gewähren.

Auch ein mir aus dem früher erwähnten Rückblick bekannt gewordenes Korpsmanöver gegen einen markierten Feind aus dem Jahre 1904 kann zur Veranschaulichung der eben behandelten Anschauungen herangezogen werden.

Nach der dem kommandierenden General gestellten Aufgabe war das Armeekorps auf der am rechten Rheinufer entlang führenden Straße Altenkirchen—Siegburg am Nachmittage vor dem Übungstage bis an den Übergang über die Sieg gelangt und hatte an der Straße von dort bis 12 km rückwärts Unterkunft bezogen. Nachdem die vorausgesandte Kavallerie-Brigade von feindlicher Kavallerie zurückgedrängt worden war, hatte die aus einem Infanterie-Regiment bestehende Avantgarde der vorderen Division den Siegübergang besetzt und Sicherungen nach Norden vorgeschoben, von woher der Feind zu erwarten war.

In der Flanke der Aufstellung am Siegübergang liegt 10 km westlich, etwas links rückwärts, der Rheinübergang bei Bonn. Als nun am Vorabend des Übungstages die Nachricht von dem Uferwechsel anscheinend stärkerer feindlicher Kräfte bei

Bonn einging, erwies sich die Deckung des Armeekorps durch die vorgeschobene Avantgarde als gänzlich unzureichend. Es mußte ein Infanterie-Regiment der hinteren Division etwa 4 km links hinausgeschoben werden.

Das war allerdings die Folge einer erheblichen Veränderung der Lage, die nicht von vornherein vorauszusehen war. Der Umstand hat nur Erwähnung gefunden, um zu zeigen, daß die Sicherung durch eine nach vorn vorgeschobene Abteilung nicht ausreicht, daß vielmehr rechtzeitige Aufklärung und Anpassung der Sicherungsverhältnisse an die Lage und Unterbringung die Hauptsache ist.

Auf das Vorschieben von Kavallerie muß auch bei der Sicherung ruhender Truppen entschiedener Wert gelegt werden. Die Felddienstordnung betont besonders, daß gute Aufklärung die beste Sicherung sei. Von einem Zurückziehen der vorn befindlichen Kavallerie hinter die Infanterie wird daher, wenn der Zustand der Ruhe eintritt, nur Gebrauch gemacht werden dürfen, sofern der Zustand der Kavallerie dies unbedingt erfordert. Die Bestimmung dieses Zurückziehens stammt aus einer Zeit, in der die Kavallerie infolge des Mangels einer Schußwaffe im Zustand der Ruhe so gut wie wehrlos war. Schließlich ermüdet das fortwährende Vor- und Zurücknehmen mehr als ein etwas stärkerer Bereitschaftsgrad in vorderer Linie. Die Felddienstordnung erwähnt ausdrücklich in Nr. 189 die Notwendigkeit, einen Teil der Kavallerie auch während der Nacht am Feinde zu lassen. Diese Bestimmung könnte meines Erachtens unbeschadet auf die gesamte Kavallerie ausgedehnt werden, die zur Aufklärung vorgesandt wird, falls nicht besondere Umstände, wie ausnehmend schlechte Witterungsverhältnisse, insurgiertes Land, starke Verluste usw. Einschränkungen gebieten.

Schließlich dürfte es den Verhältnissen der Gegenwart entsprechen, wenn die für die Kavallerie-Divisionen und selbständige Kavallerie getroffenen Bestimmungen der Felddienstordnung in Nr. 245: Ausschluß zusammenhängender Vorposten und selbständige Sicherung jeder Ortschaft, jedes Biwaks, Nr. 247: Schutz gegen überraschenden Angriff durch weitreichende Aufklärung, Nr. 251: Sicherung der einzelnen Gruppen lediglich durch Vorposteneskadrons mit Postierungen in sinngemäßer Weise allgemein auf die Vorposten überhaupt ausgedehnt würden.

Zum Schluß müssen auch noch, als in den Gedankengang dieser Ausführungen gehörend, die besonders auf französischer Seite beliebten vorgeschobenen Stellungen bei der Verteidigung Erwähnung finden, denn die Besetzung vor der Hauptstellung befindlicher Punkte schließt sich vielfach an vorgeschobene Avantgarden an. Besonders im Festungskriege und bei befestigten Stellungen spielen derartige Besetzungen eine große Rolle. Sie entstehen aus der Abneigung, einen durch vorgeschobene Abteilungen besetzten Punkt ohne weiteres wieder aufzugeben, oder aus der Ansicht, daß auf besonders günstige Stellen im Gelände nicht Verzicht geleistet werden könne. Auch soll durch

derartige vorgeschobene Stellungen der Gegner frühzeitig zum Aufmarsch und zu längerem Aufenthalt gezwungen werden. Es herrscht der Glaube, daß auf diese Weise namhafte Vorteile für die Verteidigung erzielt werden können.

Aber ebenso wie beim Angriff und vielleicht in noch höherem Grade als dort, ist es heutzutage in der Verteidigung bedenklich, einzelne Teile der überlegenen Feuerwirkung des Gegners auszusetzen. Der Natur der Sache nach wird es nur in den seltensten Fällen gelingen, den von einen überlegenen Feinde angegriffenen vorgeschobenen Truppen von der Hauptstellung aus Hilfe zu bringen oder gleichzeitig von Vor- und Hauptstellung aus gegen den der ersteren gegenüber entwickelten Angreifer wirksam aufzutreten. In der Mehrzahl der Fälle muß, falls der Angreifer keine Fehler macht, der Kampf in der vorgeschobenen Stellung damit enden, daß diese entweder ihren Zweck, den feindlichen Angriff aufzuhalten, sehr mangelhaft erfüllt, oder die Besatzung unter starken Verlusten auf die Hauptstellung zurückgehen muß. Bei dem ungleichen Kampf wird die Einbuße an Kraft naturgemäß beim Verteidiger viel größer sein als beim Angreifer. Selten werden jedenfalls die Verhältnisse so liegen, daß der schließlich doch unausbleibliche Rückzug aus der vorgeschobenen Stellung sich nicht unter dem überlegenen Feuer des Angreifers zu einem sehr verlustreichen gestaltet und damit von Anfang des Kampfes an ungünstige Eindrücke hervorgerufen werden. Der Vorteil, daß der Angreifer sich gegen die vorgeschobene Stellung hat entwickeln müssen und etwas später zu dem entscheidenden Kampf um die Hauptstellung gelangt, erscheint dem gegenüber recht gering.

Bei dem Kampf um permanente Befestigungen kann allerdings die Besetzung vorgeschobener befestigter Punkte von Nutzen und Bedeutung sein. Die Möglichkeit, das Gelände infolge eingehenderer längerer Kenntnis seiner Eigentümlichkeiten besonders geschickt auszunutzen, bedeutet hier für den Verteidiger einen erheblichen Vorteil; die Widerstandsfähigkeit der Werke durch starke Eindeckung oder Panzerung ist größer, die Notwendigkeit, den Widerstand unter allen Umständen zu verlängern, von wesentlich größerer Bedeutung als im Feldkriege. Das Vorschieben von detachierten Forts vor den ursprünglichen Festungsgürtel trug diesem Umstande Rechnung. Aber mehr und mehr entwickelte sich aus den detachierten Forts eine neue zusammenhängende Befestigungslinie, deren Bedeutung durch das jetzt stetig wachsende Bestreben, die Kernumwallung fallen zu lassen, sehr erhöht wird. Auch im Festungskriege wird es sich daher mehr um die Verteidigung mehrerer befestigter Linien hintereinander handeln, als um die Ausnutzung vorgeschobener befestigter Punkte.

Bei den Kämpfen der das befestigte Paris einschließenden Heere im Jahre 1870 hat die vorgeschobene Besetzung des Dorfes le Bourget eine besondere Bedeutung erlangt. Sie entstand aus dem Wunsche des Oberkommandos der Maas-Armee, jene vor der Stellung der 2. Garde-Infanterie-Division hinter dem angestauten Abschnitt des Moreebaches liegende Ortschaft in die Vorpostenstellung hineinzuziehen,

damit die Franzosen nicht ihrerseits in dem brückenkopfartig am Mollettebach gelegenen Dorfe festen Fuß fassen könnten.

Als dann gegen Ende Oktober die schwachen preußischen Vorposten vor einem überraschenden und überlegenen französischen Angriff le Bourget räumen mußten, und auch eine Beschießung durch die preußische Artillerie bei der Bauart des Dorfes und den damaligen unzulänglichen Mitteln keinen Erfolg gehabt hatte, verlangte das Oberkommando entschieden die Wiedereroberung des Orts, obgleich von dem Gardekorps darauf hingewiesen wurde, „daß das vorgeschobene le Bourget unter dem Feuer der Werke von St. Denis doch schwerlich dauernd behauptet werden könne und daher von ferneren Unternehmungen gegen das Dorf Abstand zu nehmen sei“. Der Angriff am 30. Oktober erforderte das Einsetzen der ganzen 2. Garde-Infanterie-Division und kostete nicht unbedeutende Opfer. Nachdem er gelungen war, mußte le Bourget, obwohl*) „eine bis aufs äußerste durchgeführte Behauptung des Orts nicht in der Absicht der obersten Heeresleitung lag“, eine stärkere Besatzung erhalten. Diese wurde bei dem Ausfall am 21. Dezember von den Franzosen heftig angegriffen und mit der Zeit bis auf 15 Kompagnien verstärkt, die wiederum etwa 400 Mann verloren.

Die 2. Garde-Division hatte le Bourget behauptet, mußte aber auf ein erneutes Vorgehen der Franzosen gegen diesen Ort gefaßt sein. Sein Besitz war auf beiden Seiten zur Ehrensache geworden, und die Franzosen gingen nunmehr, um ihn wieder zu erlangen, mit Laufgräben vor. Erst starker Frost und die Beschießung der französischen Angriffsarbeiten durch die inzwischen gegen die vorgeschobene französische Stellung auf dem Mont Avron mit Erfolg verwandte deutsche Belagerungsartillerie machte weiteren Angriffen auf le Bourget ein Ende.

Man kann sich bei nachträglicher ruhiger Betrachtung dieser Tatsachen der Ansicht nicht verschließen, daß die vorgeschobene Stellung bei le Bourget der Anstrengungen und Opfer, die sie herbeigeführt hat, nicht wert war. Die Einschließungsstellung der 2. Garde-Division hinter dem Abschnitte des Moreebaches war so stark und beherrschte ein Vorbrechen aus le Bourget in so hohem Maße, daß die Deutschen ruhig auf den Besitz dieses Punktes Verzicht leisten konnten, selbst auf die Gefahr hin, daß der Gegner sich eines geringen Vorteils zu erfreuen gehabt hätte. Aller Wahrscheinlichkeit nach aber würden die Franzosen überhaupt von der Besetzung von le Bourget Abstand genommen haben, wenn sie nicht durch die Besitznahme dieses weit vor der feindlichen Stellung vorgeschobenen Punktes zu ihren Unternehmungen aufgefordert worden wären.

Die vorher erwähnte Besetzung des vorgeschobenen Mont Avron durch die Franzosen hat diesen ebenfalls keine Vorteile gebracht. Nach kurzer Zeit mußte die

*) Generalstabswerk II. S. 772 Anm.

Stellung unter starken Verlusten geräumt werden, als die deutschen Batterien eine umfassende Beschießung der vorgelagerten Bergkuppe unternommen hatten.

Daß die Ungunst vorgeschobener Stellungen im Feldkriege bei den erheblich weniger nachhaltig zu gestaltenden Verstärkungsanlagen wächst, liegt auf der Hand. Wenn die Kriegsgeschichte trotzdem nicht selten erbitterte Kämpfe um derartige Stellungen verzeichnet, so dürfte in den meisten Fällen nachzuweisen sein, daß bei einem anderweitigen Verfahren des Angreifers diese Kämpfe hätten vermieden oder doch auf ein erheblich geringeres Maß beschränkt werden können.

In der Schlacht von St. Privat ist sowohl bei Ste. Marie wie bei St. Hubert um vorgeschobene Stellungen gekämpft worden, an ersterem Punkt mit schnellerem, durchschlagenderem und leichterem Erfolge, an letzterem in schwerem, hartnäckigem und verlustreichem Kampfe ohne wesentlichen Einfluß auf die Hauptentscheidung. Das der französischen Hauptstellung des rechten Flügels weit vorgelegene Dorf Ste. Marie wurde erst bei dem Herannahen der deutschen Truppen, wahrscheinlich nur von einem französischen Infanterie-Regiment, besetzt. Ein ausreichender Grund zu dieser Besetzung ist tatsächlich nicht einzusehen. Es liegt hier augenscheinlich ein deutlicher Fall der Vorliebe der Franzosen für vorgeschobene Stellungen vor. Man glaubte jedenfalls, den Gegner durch diese Besetzung zu frühzeitiger Entwicklung veranlassen und seinen Vormarsch aufhalten zu können. Diese Voraussetzung traf denn auch zu. Fragt man sich aber, ob die Franzosen nennenswerte Vorteile aus dieser Besetzung erzielt haben, so muß man diese Frage verneinen. Der Kampf um Ste. Marie war leicht und ging schnell von statten. Nach kurzer Zeit mußte die mit erheblicher Überlegenheit angegriffene französische Besatzung sich auf die Hauptstellung zurückziehen. Ihre Verluste werden nicht unbedeutend gewesen sein. Die Unterstützung aus der französischen Hauptstellung war kaum nennenswert. Die Besetzung von Ste. Marie hatte allerdings das Gardekorps und einen Teil des XII. Armeekorps zum Aufmarsch veranlaßt, aber dieser Aufmarsch kam dem Vorgehen gegen die Hauptstellung, das sich aus dem Aufmarsch entwickelte, nur zugute. In meinem Aufsatz über „Marsch und Gefecht" in Heft II 1905 dieser Zeitschrift habe ich auszuführen versucht, wie durch eine frühzeitige Entfaltung in mehrere Marschkolonnen die Überwindung der Vorstellung bei Ste. Marie sich voraussichtlich noch leichter und schneller hätte bewerkstelligen lassen können. Noch weniger hätte bei einem solchem Verfahren, wie man es jetzt wohl einschlagen würde, die vorgeschobene Stellung dem deutschen Aufmarsch geschadet oder ihn aufgehalten. Sie hätte geradezu zur Beschleunigung der Entwicklung gegen die Hauptstellung beigetragen und diese in günstigstem Sinne beeinflußt.

Anders lagen die Verhältnisse bei St. Hubert. Die Besatzung dieses Gehöfts befand sich in unmittelbarer Nähe vor der starken französischen Hauptstellung beim Point du jour und bei Moscou-Ferme. Die Einnahme dieses vorgeschobenen Punktes

bildete zwar eine Etappe gegen die Hauptstellung, das konzentrische Vordringen stärkerer Kräfte gegen das besetzte Gehöft mußte aber größtenteils im wirksamen Flankenfeuer der französischen Hauptstellung erfolgen. Die schließlich nach starken Verlusten bei St. Hubert auf engem Raum vereinigten 43 Kompagnien, welche teilweise hier Schutz und Deckung gegen das verheerende feindliche Feuer suchten, konnten trotzdem keine weiteren Erfolge gegen die starken Stellungen beim Point du jour und Moscou-Ferme erzielen.

Es kann wohl auch hier gesagt werden, daß man besser getan hätte, diesem vorgeschobenen Punkte nicht so große Bedeutung beizulegen und so starke Kräfte gegen ihn zu verwenden. Entweder genügte es, dem linken französischen Flügel gegenüber die Waldränder des Bois des Genivaux und des Bois de Vaux festzuhalten. Dann kam die Besetzung des vorgeschobenen Punktes nicht mehr in Betracht. Oder das VIII. und VII. Korps gingen nach genügender Artillerievorbereitung einheitlich von den Waldrändern gegen die französische Stellung von Moscou-Ferme bis zu den Steinbrüchen südlich des Point du jour vor, unter Umfassung durch das VII. Korps vom Bois de Vaux aus. Dann fiel die vorgeschobene Stellung bei St. Hubert, von allen Seiten umfaßt und umgangen, von selbst. Nur das vereinzelte Vorgehen stärkerer Kräfte allein gegen die vorgeschobene Stellung hat dieser die errungene Bedeutung gegeben und Opfer verursacht, die entweder vermieden oder mit größerer Aussicht auf Erfolg gegen die Hauptstellung hätten eingesetzt werden können. Eine entscheidende Bedeutung hat, wie schon erwähnt, die Einnahme von St. Hubert nicht gewinnen können.

Für die Franzosen allerdings hat sich in diesem Falle die vorgeschobene Stellung als wertvoll erwiesen. Die Verluste des St. Hubert besetzt haltenden Regiments, die vermutlich recht schwer gewesen sind, können unter diesen Umständen nicht in Betracht kommen. Ob es aber notwendig war, daß die Deutschen dem Feinde jene Vorteile zufallen ließen, darf mit Recht bezweifelt werden. Nur wenn man dem Gegner den Gefallen tut, derartige Stellungen als Kampfobjekte anzuerkennen, werden sie Bedeutung erlangen. Sonst dürften sie dem Verteidiger in den meisten Fällen zum Schaden gereichen. Zu betonen ist noch, daß die mit Vorliebe für vorgeschobene Stellungen benutzten Ortschaften und Gehöfte bei der Granatwirkung der jetzigen Artillerie ein sehr bedenklicher und wenig haltbarer Aufenthalt für Truppen sein werden.

Nirgends ist man anderseits so wenig berechtigt zu verallgemeinern wie auf dem Gebiet der Kriegführung. Gewiß werden Fälle denkbar sein, wo es von Vorteil scheint, gewisse Punkte vor einer Verteidigungsstellung zu besetzen. So habe ich bei der ebenfalls in diesen Heften (IV. 1904) erschienenen Behandlung eines Korpsmanövers den Fall einer vorgeschobenen Stellung angeführt, deren Besetzung der Geländegestaltung wegen nicht umgangen werden konnte. Aber es wird in jedem Falle eingehender Überlegung bedürfen, ob die von einer solchen Besetzung erwarteten Vorteile mit den um-

ausbleiblichen Nachteilen in Einklang stehen. Die jetzigen Kampfmittel und die Art ihrer Anwendung sind solchen Stellungen, wie die obigen Ausführungen darlegen möchten, an sich entschieden nicht günstig.

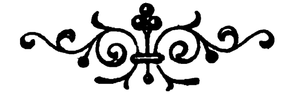
Jedenfalls wird man gut tun, auch bei diesen Entsendungen, so wenig Truppen wie möglich dem Hauptzweck zu entziehen und besonders starken Verlusten auszusetzen. Schwache Abteilungen leisten für solche Zwecke in der Regel dasselbe, wie stärkere, entziehen sich aber leichter den bedenklichen Lagen, denen die Besatzungen vorgeschobener Punkte ausnahmslos ausgesetzt sind.

Wie bei den zur Sicherung des Marsches und der Ruhe vorgeschobenen Abteilungen drängt sich überall der zu Anfang dieses Aufsatzes hervorgehobene Moltkesche Grundsatz auf, die Abzweigungen und Entsendungen der größeren Truppenkörper so schwach wie möglich zu halten, um geschlossene Verbände zu bewahren und diese in planmäßigem, geschlossenem Zusammenwirken zur Erringung des Erfolges einheitlich zu verwenden.

Ein solches Verfahren entspricht dem Wesen der jetzigen Kriegführung, die große Schläge führen und alle halben, schwächlichen Maßregeln vermeiden muß, wenn die schwierigen, ihr gestellten Aufgaben gelöst und Erfolge errungen werden sollen. Die Selbständigkeit und Selbsttätigkeit der Unterführer hat dadurch keine Einbuße erlitten. Im Gegenteil, es werden in dieser Beziehung bedeutend größere Ansprüche gestellt als früher. Aber die Handlungen der Unterführer müssen sich zurzeit in erheblich höherem Maße der Gesamthandlung anpassen, um deren Erfolg nicht in Frage zu stellen.

Es ist Pflicht, sich darüber klar zu werden, daß alle im Kriege zu treffenden Maßregeln diesen großen Gesichtspunkten unterzuordnen und anzupassen sind, und daß die noch vorhandenen Reste aus den Anschauungen des Detachementskrieges dem Geiste der modernen Kriegführung Platz machen müssen.

Frhr. v. Falkenhausen,
General der Infanterie z. D.





Moltke und die Flotte.

Moltkes Bedeutung wächst, je weiter Zeit und Forschung vorschreiten. Das zeigt sich besonders bei einem Überblick über seine Beziehungen zur Marine.

Deutschlands Macht und Ansehen vor allem, daher Einigkeit der beteiligten Staaten und Gesetzkörper in allen Küstenbefestigungs- oder Marineangelegenheiten und Vergrößerung der Flotte! Diese Forderungen erhob der Feldmarschall bei jeder Gelegenheit, sobald er dienstlich oder in seiner Eigenschaft als Mitglied des Reichstags zu Worte kam; sie ziehen sich durch alle seine schriftlichen und mündlichen Äußerungen von der Übernahme der Geschäfte als Chef des Generalstabes der Armee im Herbst 1857 ab bis in die Mitte der achtziger Jahre. Und diesen Worten ist Gewicht beizulegen, nicht nur weil sie dem Gedankengange eines Moltke, des siegreichen Feldherrn in drei Feldzügen, entspringen; sie werden von einem Manne erhoben, der, wiewohl er sich selbst als Laien bezeichnete, doch mehr als der Durchschnitt der Offiziere der Landarmee von der Bedeutung einer starken Flotte für einen großen Festlandsstaat durchdrungen war, ihre Aufgaben kannte und sogar die Zeit fand, sich auch mit den Einzelheiten der Flottenzusammensetzung und der Küstenbefestigung auf das gründlichste zu beschäftigen.

Aufgewachsen in dem Inselstaate Dänemark, dessen Hauptstärke seit Jahrhunderten in seiner Flotte bestand, widmete sich, in preußische Dienste übergetreten, Moltke als Leutnant bereits in eingehender Weise der geschichtlichen Entwicklung der Seemächte, zunächst, 1823, in einer Prüfungsarbeit für das Examen zur Kriegsschule (Kriegsakademie) bezüglich der Staaten der skandinavischen Halbinsel.*)

Moltke hatte hier augenscheinlich zum ersten Male Gelegenheit, über das Zusammenwirken von Armee und Flotte nachzudenken. Nur der Flotte konnte bei der Lage Skandinaviens naturgemäß die Hauptrolle im Kriegsfalle zukommen; so weist er denn auch auf ihre Wichtigkeit bei allen Zusammenstößen Schwedens mit seinen gefährlichsten Gegnern, Rußland und Dänemark, an der Hand geschichtlicher Beispiele hin; ebenso betont er — ob überhaupt mit Recht, sei dahingestellt — den Vorteil, daß, besonders im Falle eines Krieges mit Dänemark, dank den Seen und Kanälen, die

*) Eine übersichtliche Darstellung des physischen Charakters der skandinavischen Halbinsel.

Schärenflotte von einer Seite des Reiches auf die andere gebracht werden könne. Wenn auch zweifellos, angesichts der Vergrößerung der Kriegsschiffe, eine Benutzung jener Kanalverbindung zu Flottenzwecken heutzutage ausgeschlossen ist, so fordern die Ausführungen des jungen Moltke unsere Aufmerksamkeit trotz demheraus. Er steht hier einer Meeresverbindung mit Anerkennung gegenüber, die in dem Projekt des Nordostseekanals 40 Jahre später sein Interesse erneut für Jahrzehnte in Anspruch nehmen sollte.

1830 studiert er die Entwicklung der holländischen Seemacht, der selbst auf der anderen Hemisphäre die alte spanische Flagge weichen mußte.*)

Im Herbst 1834 bietet ihm eine Reise nach Kopenhagen willkommenen Anlaß, sich eingehend über die dänischen Seestreitkräfte zu unterrichten**) und auf diese Weise die in der ersten Jugend gewonnenen Eindrücke zu vertiefen. Von Dänemarks größtem König, Christian IV., der zuerst seine Flotte zu europäischer Berühmtheit erhob und sie selbst zum Kampfe führte, kommt Moltke auf die Gegenwart. Er ahnte nicht, daß der Gedanke einer feindlichen Landung auf Seeland, der damals vielfach in dänischen Marinekreisen erwogen wurde, von ihm 30 Jahre darauf praktisch beinahe durchgeführt worden wäre.

Noch fesselnder und lehrreicher mußte 1835 für Moltke das Studium der englischen Marine***) werden, war doch die Überlegenheit Großbritanniens zur See seit Jahrhunderten unbestritten: „Die Schiffahrtsakte, welche Cromwell erließ, verbot, die Produkte von Afrika, Amerika, Asien, Rußland und der Türkei anders als auf englischen Schiffen in großbritannische Häfen einzuführen. Die Völker des Kontinents durften nur die Früchte ihres eigenen Handels bringen, indes die britischen Segler die Erzeugnisse jedes Himmelsstriches in alle Weltteile führten.

Von diesem Zeitpunkte an entwickelte sich der englische Handel mit stets wachsender Schnelligkeit. Britannien erklärte sich Beherrscherin der Meere, und lange Zeit mußten die Fahrzeuge aller Nationen Flagge und Topsegel streichen beim Anblick eines englischen Kriegsschiffes.

Wenngleich England so demütigenden Ehrenbezeugungen zur Zeit entsagt, so hat es sich doch das Wesen der Macht vorbehalten. Seine Flagge weht auf allen der Schiffahrt wichtigsten Plätzen; die Häfen, welche die einzigen Ruhepunkte in den Weltmeeren bilden, die Felsen, welche die Meerengen beherrschen oder die Mündungen der Flüsse beobachten, sind britische Festungen, und nach und nach hat England seine Gewalt in anderen Weltteilen über 80 Millionen Seelen und ein Ländergebiet aus-

*) Holland und Belgien in gegenseitiger Beziehung seit ihrer Trennung unter Philipp II. bis zu ihrer Wiedervereinigung unter Wilhelm I.

**) Nachrichten über die dänische Land- und Seemacht.

***) Skizze der großbritannischen Militärverfassung, entworfen nach den **Voyages dans la grande Brétagne par Charles Dupin.**

gedehnt, das größer als Europa ist. Der König von England stellt Kaperbriefe aus und ermächtigt seine Untertanen, Prisen zu machen — 1803 — er nimmt das Vorrecht in Anspruch, ganze Küsten und Meere in Blockade zu erklären, neutrale und selbst verbündete Fahrzeuge zu visitieren.

Soviel Anmaßung kann nur in einer ganz entschiedenen Überlegenheit ihren Ursprung und ihre Dauer gründen, und bisher ist aller Widerstand der übrigen seefahrenden Nationen gescheitert."

Voller Bewunderung ist Moltke für die moralische Stärke der englischen Marine, die ihr Übergewicht über jede andere behauptet und die sich auf die Strenge der Disziplin und Tüchtigkeit der Führer gründet.

„Wie Karthago straft die englische Regierung die Unfähigkeit mit dem Tode. Obwohl das Kriegsrecht über den Admiral Byng entschied, daß er es weder an gutem Willen noch an persönlichem Mut habe fehlen lassen, so wurde er nichtsdestoweniger verurteilt und hingerichtet. Admiral Calder begegnet einer spanisch-französischen Eskadre, er greift die Avantgarde an und nimmt zwei Schiffe, wird aber trotzdem vor Gericht gestellt, weil ein erneuerter Angriff entscheidendere Erfolge hätte haben können."

Der Aufenthalt in der Türkei von 1835 bis 1839 bot Moltke Gelegenheit, die Küstenbefestigungen der Dardanellen und des Bosporus sowie die Häfen der kleinasiatischen Küste (Smyrna usw.) und des Schwarzen Meeres kennen zu lernen, auch machte er hierbei Beobachtungen über die Windrichtungen sowie die Strömungen in der Europa von Asien trennenden Wasserstraße, ebenso stellte er Untersuchungen über die vorteilhaftesten Stellen für Truppenausschiffungen an Ort und Stelle an.*)

Energisch bekämpft er, bei einer Betrachtung der Verteidigungsfähigkeit der Küstenwerke gegen Landangriff und gegen Flotten, die durch einige glückliche Unternehmungen der Engländer damals ziemlich allgemein verbreitete Ansicht, als könnten Landbatterien sich gegen an Zahl überlegene Artillerie von Kriegsschiffen nicht verteidigen; ferner stellt Moltke fest, daß das von alters her so verrufene Schwarze Meer weder stürmischer noch so oft mit Nebel bedeckt sei wie unsere Ostsee, und Untiefen oder Klippen wie jene habe es gar nicht; die große Gefahr bestehe hauptsächlich in dem Mangel an geschützten Reeden und gesicherten Häfen. Der Bosporus selbst sei zwar ein vortrefflicher Hafen, der Eingang aber überaus schwer zu finden, und höchst gefährlich sei es, wenn man ihn verfehle.

Überall findet Moltke Spuren der Herrschaft der Genuesen, die früher Herren aller Hafenplätze an der kleinasiatischen Küste und an so vielen anderen Punkten des

---

*) Bericht über den jetzigen Zustand der Dardanellen 1836.
Versuch einer Darstellung der politisch-militärischen Lage des Osmanischen Reiches 1836.
Bericht über die Verteidigungsfähigkeit des Bosporus 1837.
Denkwürdigkeiten 8.

Osmanischen Reiches waren, und deren Anlagen sich durch Solidität und Brauchbarkeit auszeichnen.

Die in der Türkei erworbenen Kenntnisse setzten Moltke in den Stand, bei der Anfang der vierziger Jahre in Angriff genommenen Darstellung des russisch-türkischen Krieges 1828/29*) die Rolle der Flotte einer gerechten Würdigung zu unterziehen, nicht minder erlaubten sie ihm, den Ereignissen des Feldzuges 1853/55 mit größerem Verständnis zu folgen und seinen Blick für die vielseitigen Aufgaben der Marine im Kriegsfall (Krim—Sewastopol) zu schärfen. Wie einerseits 1828/29 die Operationen für die Russen einen günstigen Fortgang haben mußten, solange sie die Herrschaft im Schwarzen Meere ausnutzten, so konnten auf der anderen Seite im Feldzug 1853/55 die Aussichten Rußlands ohne die Herrschaft im Schwarzen Meere nur geringe sein: „Wenn der russische Kaiser nicht Herr des Schwarzen Meeres ist, wird er so leicht nicht über den Balkan gehen.**)

Zwischen beiden Feldzügen gaben die Ereignisse in Deutschland Moltke wenig erfreulichen Stoff, sich mit einer deutschen Flotte zu beschäftigen. Noch 1841 hatte er geklagt: „Deutschland hat den negativen Vorzug, keine Seemacht zu sein“,***) aber durch die Beschiffung der Donau und durch die österreichischen Häfen des Adriatischen Meeres sei ihm wenigstens der nächste Handelsweg nach dem Orient geöffnet; in seinem Kummer darüber, daß es Deutschland an einer Flotte fehlte, ging er so weit, den Anschluß Dänemarks zu fordern, wodurch das letztere ein Landheer, Deutschland aber eine Flotte erhalte.†)

Der schleswig-holsteinische Feldzug 1848 brachte endlich den Stein ins Rollen und veranlaßte die Gründung einer deutschen Flotte. Moltke sollte aber Recht behalten mit dem Worte, das er sieben Jahre früher ausgesprochen hatte: „Es liegt im Naturelle des deutschen Volkes, daß es sich zu allen Dingen Zeit nimmt.“††) Nach wenigen Jahren bereits verfiel die eben entstandene Flotte dem Hammer und alles war wieder beim alten. Preußen besaß zwar in Danzig einen Kriegshafen und erwarb 1854 von Oldenburg den Jadebusen, indes, als im Herbste des Jahres 1857 Moltke an die Spitze des Generalstabes trat, war der Bestand der preußischen Marine nur ein sehr dürftiger zu nennen.

Moltke war sich darüber klar, daß, wie Preußen die Einigung der deutschen Staaten im inneren durchsetzen und an der Spitze Deutschlands jede Einmischung fremder Mächte zu Lande abwehren müsse, es auch bei der Vertretung deutscher Interessen zur See die Führung zu übernehmen habe; dazu aber bedurfte es einer starken Flotte. Er war sich freilich der Schwierigkeiten, die diesen Bestrebungen ent-

*) Der russisch-türkische Feldzug in der europäischen Türkei 1828/29.

**) Denkwürdigkeiten 4, 25. 1. 54.

***) Denkwürdigkeiten 2, Seite 284. Deutschland und Palästina.

†) Allgemeine Zeitung 1841. Deutschland und seine germanischen Nachbarn.

††) Denkwürdigkeiten 4, 3. 8. 48.

gegenstanden, seit Jahrzehnten voll bewußt: „Preußen will man nicht an die Spitze stellen und ohne Preußen kann man nichts zustande bringen!"*) hatte er 1848 ausgerufen. Dies Wort hatte seine Gültigkeit voll behalten.

Zunächst trat Moltke noch nicht in nähere Berührung mit der preußischen Marine, er mußte indes bei der Vorbereitung möglicher Kriegsfälle das Verhalten der fremden Flotten in Erwägung ziehen. Vor allem kamen hierfür Dänemark und Frankreich in Betracht.

Die erste dienstliche Äußerung Moltkes in Marinefragen brachte das Frühjahr 1858,**) wo er sich dahin aussprach, daß feindliche Landungen für unsere Verhältnisse wenig zu fürchten seien, da sie bald auf zahlreiche und kampfbereite Streitmittel stoßen würden; er glaubte vielmehr, daß die feindlichen Flotten unsere Häfen blockieren und den Handel zu zerstören suchen würden, und verlangte Anschaffung einer eigenen Flotte. Keineswegs aber sah er deren Aufgabe als eine rein defensive an, auch für sie gilt wie für die Landarmee sein Wort, daß „der letzte Zweck des Krieges niemals durch die Defensive erreicht werden kann".***)

Den offensiven Gedanken ließ Moltke auch nicht fallen, als er im Herbst 1858†) Stellung zu dem Bau eines großen Marineetablissements auf Rügen nehmen sollte, der vor Besitzergreifung von Schleswig-Holstein auch in fachmännischen Kreisen bei den kleinen Verhältnissen in Preußen für nötig gehalten wurde. Moltke hatte gewisse Bedenken gegen diesen Vorschlag wegen der insularen Lage Rügens, bei der man Gefahr lief, ohne eine genügende Verbindung mit dem Hinterland das Schicksal Sewastopols herauszufordern: „Bei Sewastopol hat die ganze Wehrkraft eines großen Militärstaates nicht ausgereicht, um solche maritime Anlage schließlich zu behaupten. Sewastopol konnte aber von Toulon und Southampton rascher als von Petersburg erreicht werden, da ein Eisenbahnnetz in Rußland nicht vorhanden war. Sonst wäre wohl der Ausgang ein anderer gewesen."

Moltke verlangte daher eine gesicherte Eisenbahnverbindung mit dem Festlande. Außerdem müßten natürlich die nautischen Bedingungen erfüllt werden; ferner müsse der Hafen eine Zeitlang sich selbst überlassen werden können und nicht etwa dazu zwingen, ein Armeekorps zurückzulassen und dadurch die Landarmee zu schwächen. Letztere Forderung erhebt Moltke später immer wieder; soweit Küstenschutz nicht in das Gebiet der großen Operationen fällt, wird auch das aktive Landheer nicht dazu zu verwenden sein. Vorteilhaft erscheint ihm, daß von Rügen aus eine etwaige Offensive der Landarmee durch maritime Operationen unterstützt werden kann.

Im Frühjahr 1859, als die Gefahr eines Krieges mit Frankreich drohte, be-

*) Denkwürdigkeiten 4, 3. 8. 48.

**) 2. 3. 58. Gutachten über eine gepanzerte Küstenbahn des russischen Obersten Lebedeff.

***) Moltke in Bemerkungen zu Blumes Strategie.

†) 12. 10. 58. An den Kriegsminister Grafen Waldersee.

zeichnet General v. Moltke es als Aufgabe einer Schlachtflotte, unseren Handel in entfernten Meeren zu schützen, die Blockade unserer Küsten zu sprengen und der feindlichen Flotte im Gefecht entgegenzutreten, während eine Kanonenbootflottille die örtliche Verteidigung der Küsten im engeren Sinne übernehmen soll und hierdurch in Wechselwirkung mit dem Heere und den Festungen tritt.*) Die Kanonenbootflottille soll aber auch bei Truppentransporten mitwirken, denn die wahrscheinlichste Offensivoperation würde wohl eine Landung auf Seeland sein. Moltke verlangt hierzu die Umwandlung der vorhandenen 42 Ruderfahrzeuge in Dampfer, deren Armierung mit weittragenden Geschützen und Vermehrung der Schiffszahl.

Das Vertrauen der Prinzregenten berief den General am 18. Juli 1859 an die Spitze einer zunächst rein preußischen Kommission, die die Verteidigung der norddeutschen Küsten beraten sollte.**)

Der Regent konnte wohl keinen geeigneteren Mann zu dieser Aufgabe berufen als den General v. Moltke, denn private und dienstliche Studien und Reisen befähigten diesen zu einem Urteil über die Seestreitkräfte aller in Frage kommenden europäischen Staaten: aus eigener Anschauung kannte er die Flotten Dänemarks, Englands und Rußlands (durch Reisen in den 50er Jahren), persönlich hatte er die Häfen Dänemarks (1834 und 1844), Schleswig-Holsteins, der Türkei, Kleinasiens (Schwarzes Meer), Italiens (Neapel, Genua, Civita Vecchia, Livorno 1840, 1846), Spaniens (Gibraltar, Cadix 1846), Englands (1855 bis 1856), Frankreichs und Rußlands (Dover, Portsmouth, Havre, Kronstadt) (1856), kennen und ihren Wert beurteilen gelernt; geschichtliche Kenntnisse unterstützten ihn darin. Weit entfernt, sich auf Grund seiner Vorbildung in Marinefragen für maßgebend zu halten, scheute sich Moltke nicht, in Fragen, die nur der Fachmann beurteilen konnte, sich an die zuständigen Behörden zu wenden; denn darüber war er sich klar, daß, wenn auch seit dem Krimfeldzug nur wenige Jahre vergangen waren, doch die Schiffsbaukunst, die Technik der Feuerwaffen und die Befestigungskunst in einer derartigen Umwälzung sich befanden, daß es für den Laien unmöglich war, in allen nautischen Fragen mit der Zeit mitzugehen.

Am 1. November d. Js. trat die Kommission in Berlin zusammen. Moltke las eine Denkschrift***) vor, die er auf Grund seiner Frühjahrs- und Sommerstudien verfaßt hatte:

---

*) Memoire über das Verhältnis der Kriegsflotte zur Landesverteidigung, 2. April 1859.

**) Die Prinzen Adalbert und Friedrich Karl sollten den Sitzungen beiwohnen. Mitglieder der Kommission waren: Vizeadmiral Schröder, Chef der Marineverwaltung; Generale v. der Goltz, Kommandant von Stettin; v. Voigts-Rhetz, Direktor des allgemeinen Kriegsdepartements; Völker, Inspekteur der 7. Festungsinspektion.

***) Memoire über eine zweckmäßige Befestigung der norddeutschen und preußischen Küsten und Häfen, Oktober 1859.

Preußen steht im Begriff, eine Kriegsmarine zu gründen, die ganz Deutschland zugute kommen wird, denn die Zerstörung des Handels trifft nicht die Handelsstädte der Küstenstaaten allein, sondern auch das Binnenland, Hannover, Oldenburg so gut wie Bayern, Württemberg. Die Flotte bildet einen wesentlichen Teil der Vertretung Deutschlands nach außen, die so vielfach gefordert wird; sie sichert das Ansehen aller deutschen Flaggen bis in ferne Meere.

Eine solche Flotte kann nur eine rein preußische sein, eine Marine aus 8 Kontingenten ist eine Unmöglichkeit.

Sollten die alten Hansastädte, die früher die Meere beherrschten, dauernd von dem guten Willen ihrer Nachbarn abhängig bleiben?

Soll nun Preußen die überaus große Anstrengung für eine Kriegsflotte allein machen, während alle Staaten an deren Vorteil teilnehmen? Hier wäre ein Feld praktischer Betätigung für den so allgemein laut gewordenen Wunsch nach deutscher Einigung gegeben.

Für die Seeplätze schlägt Moltke leichte Umwallung und starke das Fahrwasser beherrschende Außenwerke vor. Die Befestigung der Küste soll auf das Notwendigste beschränkt werden. Besser erscheint ihm die Anlage von wenigen starken Werken als die einer großen Anzahl schwacher Batterien längs der Küste. Erneut tritt die Forderung von Flottillen*) als sehr wesentlich für die Küstenverteidigung auf. Ausbau des Bahnnetzes und artilleristische Neubeschaffungen erscheinen unerläßlich. Die Küstenflotte allein kann nur eine defensive Bedeutung haben, erst in Verbindung mit den Schlachtschiffen erhält sie eine offensive!

Die Kommission konnte sich den Ansichten Moltkes in fünf Sitzungen nur anschließen; noch aber fehlte die Zustimmung der zunächst beteiligten Küstenstaaten, deren Vertreter, mit Ausnahme Hannovers, — l'Egypte moins le Nil — am 17. Januar 1860 in Berlin zusammentraten. Moltke eröffnete die Sitzungen mit dem Hinweis darauf, daß das Interesse der Sache weniger eine Verständigung der Herren Kommissare der deutschen Nachbarstaaten mit Preußen als unter sich erheische. Der hergestellte Entwurf sei, soweit er sich nicht auf preußisches Gebiet beziehe, als die vermittelnde Vorlage eines dritten zu betrachten, die alle Interessen gleichmäßig zu berücksichtigen und die Einigung herbeizuführen suche. Änderungen, wenn von sämtlichen Nachbarstaaten gewünscht, selbst ein Neuentwurf, wenn er den Ansichten aller entspräche, würden angenommen, weil es Preußen nicht sowohl darauf ankomme, wie, sondern daß die nichtpreußische Küste verteidigt werde, und weil diese Verteidigung das preußische System zwar ergänze, aber nicht alteriere.

„Die Küstenfrage ist eine ganz Deutschland berührende.“ In diesem Sinne berichtete Moltke am 20. Januar 1860 dem Prinzregenten und gab der Hoffnung Ausdruck, daß in der Vertretung Deutschlands nach außen die Sonderinteressen sich

*) 3 Kanonenbootflottillen, davon 2 für die Ost-, 1 für die Nordsee.

nicht so fühlbar machen, daß vielmehr die kleineren Staaten Preußen auf diesem Gebiete allen Einfluß überlassen würden. „Mit einer preußischen Flotte erst erlangt Deutschland eine seiner würdige Stellung den benachbarten Seemächten gegenüber."

Die Kommission hatte sich über System und Örtlichkeiten geeinigt. Nun kam es auf die Einigung der beteiligten Regierungen zu einem Antrag beim Bunde an, daß ihnen Geld bewilligt würde. Die Konferenzen hatten zunächst wenigstens den äußeren Erfolg, daß im Mai-Juli eine Bereisung der ganzen norddeutschen Küste von Memel bis Emden unter der Führung Moltkes und Beteiligung aller Küstenstaaten erfolgte.

Moltke hatte wenig Vertrauen zu der Bereitwilligkeit des Bundes, Geld zu bewilligen, geschweige denn selbst eine Flotte aufzustellen, nachdem dieser Versuch 1848 in so betrübender Weise gescheitert war. Allerdings wäre, schrieb Moltke am 10. März 1859 an Roon, die Beteiligung des Bundes an den Mitteln zur Abwehr zum mindesten gerechtfertigt, notwendig jedenfalls, daß der Bund die Maßregeln treffe, die nur von ihm ausgehen könnten; dies sei nur im preußischen Interesse, denn dadurch werde unser eigenes Verteidigungssystem ergänzt. Preußen verzichtet auf jegliche Beihilfe, übernimmt die Sicherung seiner preußischen sowie auch 70 Meilen der in Pommern zum deutschen Bund gehörenden Küste und stellt endlich eine Kriegsflotte auf. Zu weiteren Leistungen könne es nicht herangezogen werden.

Erneut betont Moltke, daß strikte Abwehr zwar die Küste sichere, aber keineswegs den Handel Deutschlands und ebenso nicht Deutschlands Ansehen nach außen vertrete, wenn auch nur Dänemark gegenüber. „Das vermag nur eine Kriegsflotte." Moltke läßt es dahingestellt, ob man Preußen „im wahren und unzweifelhaften Interesse Deutschlands" Mittel zur Verfügung stellen werde, seiner Flotte eine Entwicklung zu geben, die jener Aufgabe entspreche. „Die Bundesstaaten, welche so eifersüchtig auf ihre volle Unabhängigkeit nach innen sind, werden einsehen, daß sie für ihre Unabhängigkeit nach außen mäßige Opfer nicht von der Hand weisen dürfen." Natürlich müsse ein preußischer Marineoffizier den Oberbefehl über die Nordseeflottille erhalten.

Im Frühjahr 1860*) war es nach Moltkes Ansicht nicht unwahrscheinlich, daß sich die Eroberungspolitik Napoleons III. gegen England und Preußen wenden würde: „Die französische Flotte ist die gewaltige Drohung, welche England ruhig halten soll, während Frankreich den einmal besessenen und nie verschmerzten Rhein zurückfordert." Frankreich werde, wenn es sich überhaupt zu einem maritimen Angriff gegen uns entschließe, diesen nicht nach der Ostsee, sondern nach der Elbe richten, 60 000 Mann im günstigsten Falle landen, Hamburg und Lübeck nehmen und im Verein mit den Dänen auf Berlin marschieren, bald aber eine Katastrophe erleben.

*) Militärische Korrespondenz 1870, Nr. 3; ähnlich Nr. 5 (1863).

Gefährlicher erschien Moltke eine Landung der Franzosen für England*). „Die Invasion eines feindlichen Heeres ist für jedes Land ein großes Unglück, aber verderblicher für England als irgend wo sonst. Bei dem unermeßlichen Verkehr Großbritanniens besteht dort das ausgedehnteste Kreditsystem, und dieses bedarf vor allem vollständiger Sicherheit. Eine bloße Erschütterung würde in der ganzen Welt gefühlt werden. Am furchtbarsten würde die Erschütterung im Inneren sein, wo Millionen von Arbeitern ihre Existenz nur in einem ununterbrochenen Fortbetrieb der Fabriken und des Handels gesichert sehen. Die bloße Landung an der englischen Küste würde die Bank von England bestimmen, ihre Zahlungen einzustellen."

Moltke ist der Ansicht, daß auch die Anlage von Befestigungen, wie Plymouth, Portsmouth, Chatham, Pembroke, Woolwich, Portland, Medway, Sheerneß, Dover, Themse, Cork, die damals geplant wurden, England nichts helfen würden. Nur ein Landheer von 300 000 Mann könne ihnen nützen, da man glaube, mit der Flotte allein das Land nicht mehr schützen zu können. Ein Landheer habe England nicht, wohl aber Preußen, darum solle jenes sich lieber mit Preußen verbinden. „Die preußischen Bajonette am Rhein werden London wirksamer schützen als die Wälle von Portsmouth und Chatham!"

Im Februar 1861 trat auf Moltkes Anregung die preußische Küstenkommission**) noch einmal zusammen und schlug dem Könige***) für die 3 Kanonenbootflottillen 110 Fahrzeuge sowie 18 Werke an der Ostsee, 10 an der Nordsee, einschl. der nichtpreußischen, vor. Wiederum wurde betont, daß die Flotte einschl. der Küstenflottille nur eine rein preußische sein könne. „Die deutsche Seemacht im Norden ist vielleicht der einzige Gegenstand, in dem Preußen die Leitung in Deutschland augenblicklich besitzt. Wer aber die Seemacht in Händen hat, vertritt Deutschland allein faktisch zur See." Im Notfall solle Preußen die gesamte Flottillenangelegenheit allein in die Hand nehmen; die eine Million Mehrkosten werde sich auf andere Weise einbringen lassen.†)

Inzwischen war vom Bunde für die Erledigung des Küstenschutzes eine Spezialkommission aus Vertretern sämtlicher Bundesstaaten für den April 1862 nach Hamburg einberufen, und General v. Moltke auf Vorschlag Roons als Vertreter Preußens dorthin geschickt worden. Offenbar ging Moltke mit wenig Freude an diese Tätigkeit, denn er sah voraus, daß infolge der Eifersucht, hauptsächlich Hannovers, auf Preußen ein zufriedenstellendes Resultat wohl nicht zu erreichen wäre. Zunächst wurde auf Moltkes Vorschlag eine nochmalige Küstenreise unternommen und im Mai erst wieder

*) Englische Befestigungsanlagen 1860.

**) Die Prinzen Adalbert und Friedrich Karl, Generale v. der Goltz (für Voigts-Rhetz) und Völker.

***) 14. 3. 61.

†) Im ganzen waren zwei Millionen für Kanonenboote in Anschlag gebracht, wovon demnach auf Preußen eine und auf die anderen Staaten eine fiel.

konferiert. Am 17. d. Mts. bereits klagt Moltke an Roon: „Preußens Vertreter allein macht positive Vorschläge, während die leichte Aufgabe der Kritik den übrigen zufällt. Die divergentesten Vorschläge müssen widerlegt, die abweichenden Meinungen stets aufs neue in eine Bahn gelenkt werden“, und am 8. Juli schreibt Moltke: „Aus einer militärischen ist dort eine politische Frage gemacht, das Interesse der Gesamtheit den Parteizwecken untergeordnet worden. Indes wird sich auch dabei bewähren, daß ohne Preußen in Deutschland nichts zustande kommen kann.“

„Nicht was wir vom Bunde fordern, sondern was wir in der Wirklichkeit leisten, begründet unsere Stellung zu den übrigen deutschen Staaten. Die Marine bietet ein Feld, auf dem ihre politische Eifersucht die tatsächliche Führerschaft Preußens nicht mehr hindern kann, seitdem fester Fuß an der Nordsee gefaßt ist. Die Fortentwicklung der Flotte ist populär, die endliche Schlichtung des dänischen Streites fordert sie dringend.“

Allerdings „hat es gute Wege, bis der Bund in die Schuhe Preußens tritt“. Moltke wollte daher dem Bunde nur da einen gewissen Einfluß lassen, wo wenig zu verderben war, umsomehr als er hoffte, daß Preußen mit den anderen Uferstaaten auch gegen den Willen Hannovers einig werden würde. Vor allem die neu zu errichtende Kanonenbootflottille wollte er, wie er schon wiederholt verlangt hatte, möglichst frei von Bundesleistung und Aufsicht wissen, sie sollte lediglich unter preußischer Aufsicht zum Ausbau und zur Tätigkeit gelangen.

Die Kanonenboote müßten allerdings vor allem „seefähig sein“; sie müßten größere Schnelligkeit erhalten, um den größeren Schiffen folgen oder sich ihnen in offener See entziehen zu können, ferner um ihnen größere Offensivwirksamkeit zu verleihen, sowohl durch den Stoß wie durch das Feuer. Sie sollten nicht nur in Verbindung mit der Landbefestigung die Seegats und Strommündungen sperren, sondern auch eine Blockade des Feindes sprengen und das Einlaufen befreundeter Fahrzeuge sichern. Je geringer die Zahl der Kanonenboote, um so wichtiger sei das Zusammenwirken aller zu gemeinsamem Zweck. Offensive Bedeutung sollen auch die Forts in den Strommündungen haben: „Wir wollen nicht bloß den Angriff auf unsere Handelsstädte abwehren, sondern auch die Blockade unseres Handels sprengen.“*)

Zur vollständigen Küstenverteidigung, das betonte Moltke auch in Hamburg, mußte endlich noch eine aus wirklichen Rangschiffen (Panzern) gebildete Kriegsflotte hinzutreten. Denn nicht die Befestigung unserer Küste, sondern die Anwesenheit der Flotte wird den Feind abhalten, die Absicht einer Landung auch wirklich auszuführen.

Das Resultat der Verhandlung entsprach den Erwartungen Moltkes, die Kommissare stimmten gegen alle preußischen Vorschläge, insbesondere gegen eine gemeinsame Flotte unter Preußens Führung.**) Die Kommandofrage aber war, wie

*) 14. 5. 62.

**) Vgl. Denkwürdigkeiten 1, Selbstbiographie.

Moltke mit Recht hervorhebt, die Hauptsache, nicht nur im Kriege — denn da ergebe sich ihre Regelung von selbst — sondern schon im Frieden.*) Beschlossen wurde, die ganze Küstenverteidigung dem Bunde zu übertragen.

Moltke verlor den Mut nicht.

Preußens Interesse war es, und nach allen Opfern sein Recht, die militärisch wichtige, seit Jahren verschleppte Küstenverteidigungsfrage baldigst vom Bunde gelöst zu sehen. Sofort mußte Hand ans Werk gelegt werden, wenn in zwei bis drei Jahren die Küsten geschützt sein sollten.**)

Der Ausbruch des Krieges mit Dänemark verhinderte vorläufig eine energische Verfolgung des ersehnten Zieles.

Preußen war so gut wie ohne Flotte, denn an Schlachtschiffen standen ihm bei Beginn des Feldzuges eine gedeckte und eine Glattdeckskorvette, am 21. Mai noch eine gedeckte Korvette zur Verfügung: 3 Hochseekriegsdampfer gegenüber 18 dänischen, unter denen 1 Linienschiff und 4 Fregatten.***) „Unsere Flottille zählt 2 bis 3 Korvetten, 4 große und 14 kleinere Dampfkanonenboote".†)

Dänemark war somit Herr der Ostsee, und Preußen als gleichsam nicht maritimem Staat blieb nur das Verfahren von 1848/49 übrig, durch völlige Erschöpfung des insularen Dänemark, durch Besetzung und rücksichtslose Ausnutzung seines ganzen festländischen Besitzes den Krieg zum Austrag zu bringen. „Solange unsere Marine nicht eine Landung auf Seeland ermöglicht, um den Frieden in Kopenhagen selbst zu diktieren, bleibt nur die Okkupation der jütischen Halbinsel."††)

Moltke verlor aber im Verlauf des Feldzuges die Mitwirkung der Flotte nicht aus dem Auge und bemühte sich immer wieder, auf die Ausnutzung der vorhandenen geringen maritimen Mittel anregend hinzuwirken; für dies Bestreben fand er beim Prinzen Adalbert volles Verständnis und lebhafte Unterstützung.

Wenn weder die Okkupation Jütlands noch der Angriff auf Düppel das Kopenhagener Kabinett zum Nachgeben zwingt, so würden, schreibt Moltke am 16. März dem Könige, weitere Zwangsmittel nur unter Mitwirkung maritimer Streitkräfte durchzuführen sein, zunächst gegen Fünen;†††) am 21. März erwartet er einen endgültigen Erfolg gegen Düppel nur von der Mitwirkung der Flotte.*†)

Moltke versprach sich allerdings von einer Landung auf Fünen mehr als von dem Vorgehen auf Düppel und Alsen. Sie hätte ohne große Opfer die Insel in den Besitz der Verbündeten gebracht, den Fall von Fredericia herbeigeführt und die

*) 23. 6. 62.
**) 16. 8. 63.
***) Batsch „Nautische Rückblicke", S. 256/257. Vgl. preuß. Generalstabswerk 1864, Anl. 16.
†) Militärische Korrespondenz 1864, S. 106.
††) Militärische Korrespondenz 1864, Nr. 1.
†††) Desgl., Nr. 47, 52.
*†) Desgl., Nr. 51.

Düppelstellung wertlos gemacht. Der Plan scheiterte schließlich an dem Widerspruch des Wiener Kabinetts, der Gedanke wurde aber nicht aufgegeben. Außerdem erwog Moltke eine Landung auf Seeland, mit der er sich, wie wir wissen, zuerst 1834 beschäftigt hatte. Allerdings mußte Dänemarks Herrschaft zur See vorher vernichtet werden, was der preußischen Flotte nur in Verbindung mit der aus der Nordsee erwarteten österreichischen möglich gewesen wäre. Noch im Oktober, als die seit dem 1. August eingeleiteten Friedensverhandlungen kein Ende erreichen wollten, beabsichtigte Moltke, mit dem 2. preußischen Korps von Pommern nach Seeland überzusetzen. Allerdings mußte man sich darüber klar sein, daß die Lage dieses Korps sehr gefährdet sein würde, wenn eine englische Flotte in der Ostsee erschien, was bei einer Intervention Englands wahrscheinlich war.

Moltke ließ sich indes hierdurch nicht abschrecken. Der Friede hinderte zwar die Ausführung seines Plans, in der Tat aber ließen „die getroffenen Vorbereitungen erkennen, daß es bei kräftigem Wollen nicht schwer sein könne, auch einem Inselstaate gegenüber die letzten Folgerungen des Krieges zu ziehen".*)

Die Erfahrungen des Feldzuges mußten für Preußen einen neuen Ansporn bilden, alle Kräfte in Bewegung zu setzen, um durch Vergrößerung der Flotte die Herrschaft zur See dauernd wenigstens in der Ostsee zu gewinnen. Indes hieß es, Geduld haben. Zunächst wurde durch den Gasteiner Vertrag im August 1865 von Preußen und Österreich ein Antrag beim Bunde auf Herstellung einer deutschen Flotte verabredet; Kiel sollte Bundeshafen werden, Preußen den Bau der Befestigungen und des Marineetablissements dort übernehmen und den beabsichtigten Nordostseekanal durch holsteinsches Gebiet führen dürfen.

Über Kriegshafen und Kanalfrage hatte Moltke bereits am 1. Mai 1865 dem Kriegsminister v. Roon seine Auffassung klargelegt, nachdem ihm am 1. März der Handelsminister Graf Itzenplitz einen Entwurf für den Kanal zur Kenntnis übersandt und mitgeteilt hatte, daß die Entscheidungen über die Richtungslinie sowie über die Beteiligung des Staates noch ausstehe.

Im Marineministerium war als Hauptkriegshafen an der Ostseeküste noch immer Rügen in Aussicht genommen, doch sollte eine Nebenstation in den Elbherzogtümern angelegt werden. Moltke neigte mehr dazu, hierfür Sonderburg als Kiel zu wählen; gegen letzteres hatte er Bedenken, da die fortifikatorische Sicherung die Mittel derart in Anspruch nehmen würde, daß wir statt einer Flotte, die wir brauchten, eine Festung bekämen, wie wir sie nicht wünschen könnten.

Aus denselben Gründen glaubte er auch, daß der Hafen auf Rügen sobald nicht zustande kommen werde: „für jetzt handelt es sich nur darum, eine Flotte, die früher als jenes große Etablissement hergestellt sein kann, in einer der schleswig-holsteinischen

*) Preußisches Generalstabswerk 1864, S. 773.

Buchten unterzubringen und dort auch für zukünftige Zeiten eine Station zu gründen". Nur das Notwendigste sollte geschehen, denn „die Flotte kann niemals die Bestimmung haben, sich im Hafen einschließen und blockieren zu lassen. Sie wird früher auslaufen als der Gegner, und dann bleiben nur einzelne Baulichkeiten und Vorräte zurück, für deren möglichste Sicherung selbst eine ausgedehnte Anwendung des Hohlbaus immer noch wohlfeiler sein wird als Anlage weit vorgeschobener Werke".*)

Für eine auf das Notwendigste beschränkte Anlage, welche die unter allen Umständen notwendige Vergrößerung der Marine unabweislich macht,*) schlägt Moltke aus strategischen, taktischen und pekuniären Gründen den Alsensund mit Sonderburg vor.

Bei der schließlichen Wahl eines Kriegshafens müsse auch der Kanal in Betracht kommen, soweit dessen Zustandekommen nach Aufhebung des Sundzolles überhaupt Aussicht habe. Wünschenswert wäre allerdings die Verbindung unmittelbar aus dem Hafen mit der Nordsee. Wenn aber die Führung des Kanals bloß an Mehrkosten 10 Millionen Taler koste, so sei dies eine Summe, für welche allein schon sich eine besondere Nordseeflottille herstellen ließe. „Zehn Millionen Taler! Dafür kann man eine Flottille von sieben großen Panzerschiffen in Heppens (Jade) für die Nordsee allein anschaffen."*) Die Ostseeflotte solle sich zunächst in ihrem Meere behaupten. Dafür hält Moltke den Alsensund für den besten Stützpunkt. Fachmänner sollen entscheiden, ob er auch den örtlichen Anforderungen entspricht.

Dem Könige gegenüber hob Moltke in derselben Angelegenheit am 30. Mai hervor, daß auch Seeoffiziere sich für Sonderburg ausgesprochen hätten, und daß zur Blockade eines dort gelegenen Hafens zwei Flotten nötig seien, die nur auf einem Umweg von zehn Meilen miteinander verkehren könnten. Bei der Wahl von Kiel sei die Gefahr, daß die bei Anschaffung einer Flotte bereitgestellten Geldmittel durch Anlage der Flottenstation verschlungen würden, daß wir statt der Schiffe, die uns fehlten, eine Festung erhielten, zu den vielen, die schon vorhanden seien.

Moltke beantragte schließlich, den Sonderburger Hafen und die Kanalfrage nur durch Seeoffiziere und Bautechniker prüfen zu lassen.

Er wollte eben in erster Linie die Flotte vermehrt wissen, erst in zweiter für deren Unterkommen und Sicherung sorgen. Ihm lag daran, die Hauptwaffe zu vergrößern; alle Nebenwaffen, wie Befestigungsanlagen, Etablissements mußten zurücktreten. Gab der Staat viel Geld aus, so sollte das meiste der Flotte zugute kommen. Dieser Auffassung ist Moltke in allen Marinefragen treu geblieben, ihr entsprach es auch, wenn er, wie noch weiter ausgeführt werden wird, den Bau des Nordostseekanals, trotz seines großen Interesses für ihn, zurücktreten ließ gegen eine Vermehrung der Flotte. Der Hieb ist stets die beste Parade! Mit Befestigungen konnte man dem Feinde

*) Juli 1865 an das Marineministerium.

nicht entgegengehen, dazu brauchte Preußen-Deutschland eine starke mächtige Flotte! Was nutzte der Kanal, wenn die wenigen vorhandenen Schiffe ihn nicht benutzen konnten, weil sie in der Ostsee dauernd nötig waren. Erst hieß es, die Flotte vergrößern, um sich, wenn auch getrennt durch Schleswig-Holstein, in Nord- und Ostsee behaupten zu können. War man genügend stark an Schiffen, dann erst konnte an die Meeresverbindung von seiten des Staates gedacht werden. Etwas anderes war es, wenn Privatkapital sich des Projektes annahm und der Staat sich nur beteiligte. Dann konnten Schiff- und Kanalbau nebeneinander hergehen. Dies etwa war der Gedankengang Moltkes, wie wir ihm in den nächsten 20 Jahren immer wieder begegnen werden.

Übrigens zeigt sich schon im Juli 1865*) Moltkes genaue Kenntnis der verschiedenen Kanalprojekte und der der Ausführung erwachsenden größeren oder kleineren Schwierigkeiten. Diese auf Grund der angestellten Vermessungsberichte zu beurteilen, fiel dem Generalstabschef um so leichter, als er sich bereits in der Türkei mit der Durchstechung des Trajanswalls für einen Kanalbau beschäftigt hatte.**)

Die Marineverwaltung war in der Kriegshafenfrage für die Wahl von Kiel. Weit entfernt, auf seiner Ansicht zu bestehen, beugte sich Moltke der fachmännischen Autorität, wie die im November 1865 unter seinem Vorsitz beginnenden Konferenzen der Immediatkommission***) zur Anlage eines Kriegshafens erkennen lassen. Für die Verhandlungen hatte er eine besondere Denkschrift†) ausgearbeitet, in der er die Roon Anfang Mai entwickelten Ansichten über die Vorzüge des Alsener Sundes für ein Marineetablissement noch eingehender auseinandersetzte und begründete; nach den Vorlagen von 1865 an den Landtag und nach früheren Anträgen betrügen die Kosten, um Preußen zu einer Seemacht zweiten Ranges zu erheben:

Kiel, Befestigung usw.	2 350 000	Taler
Marineetablissement	3 800 000	"
Heppens (Wilhelmshaven)		
Befestigungen, Fortbau des Hafens . . .	8 285 000	"
Jasmunder Bodden, Marineetablissement . .	13 000 000	"
Befestigungen (nicht unter)	7 000 000	"
Demnach sollten aufgewendet werden:		
für Hafenbau und Befestigung	34 435 000	"
für die Flotte	34 583 500	"
im ganzen . .	69 028 000	Taler.

*) 3. Juli 1865 an Podbielski.

**) Denkwürdigkeiten 2, S. 315 ff.

***) A. K. O. vom 14. 10. 1865. Mitglieder: Generale v. Hindersin und v. Canstein, Kontreadmiral Jachmann, Oberst v. Mertens.

†) Denkschrift über ein Marineetablissement im Alsener Sund.

Von rund 70 Millionen solle also nur die Hälfte für die Flotte, die andere für die Unterbringung verwendet werden. Ein Kriegshafen in Sonderburg stelle sich jedenfalls billiger als einer in Kiel. Es bedürfe einer weiteren Entwicklung der politischen Verhältnisse in den Herzogtümern, bevor man sich entscheiden werde, unseren Haupthafen dorthin zu verlegen. Allein für die nächsten Jahre würden wir unseren Bedarf an Kriegsschiffen wohl jedenfalls durch Ankauf im Ausland zu beschaffen suchen und bedürften solange eines Zufluchts- und Reparaturhafens.

Moltke weist auf die Erfahrungen bei Charlestown und Hollnis im amerikanischen Sezessionskriege hin, aus denen zu schließen sei, daß man Panzerschiffe nicht abhalten könne, namentlich bei Nacht, in den Kieler Hafen einzulaufen und das Marineetablissement in Brand zu schießen. Sonderburg erscheine als Konstruktionshafen geeigneter. Das schließe aber ein Flottenlager im Kieler Hafen nicht aus. Die politischen Verhältnisse würden es sogar notwendig machen, unsere Schiffe für die nächste Zeit dort zu belassen.

„Bei der Marine sind es überhaupt nicht die Schiffe, welche des fortifikatorischen Schutzes bedürfen. Die Flotte hat nicht die Bestimmung, sich im Hafen blockieren zu lassen. Sie ist offensiver Natur, sucht ihren Feind in hoher See auf und schützt sich selbst;" allerdings könnten ungünstige Verhältnisse oder unglückliche Ereignisse sie nötigen, Sicherheit am Lande zu suchen. Aber bei rechtzeitigem Auslaufen könnten unsere Schiffe auch von Kiel aus im Kriegsfalle ihre Stellungen auf hoher See gewinnen, sich auf Sonderburg basieren, und im Unglücksfall dorthin zurückkehren. „Die Kieler Bucht würde noch höhere Bedeutung erlangen, wenn jemals der projektierte Kanal zwischen Nord- und Ostsee dort einmündete."

Moltke hält dies Projekt an sich kaum für rentabel: „für rein militärische Zwecke ist bis jetzt noch niemals auch nur eine Eisenbahn, geschweige denn eine Kommunikation gebaut worden, die auf 20 000 000 Taler berechnet ist und die ohne Zinsgarantie des Staates gewiß nicht zustande kommt". Der Kanalplan S. Magareten—Eckernförde erscheine noch am leichtesten ausführbar, wünschenswert freilich sei die Ausmündung auf Kiel, sie würde aber den Bau um mehrere Millionen verteuern. Diese Ausmündung aber vorausgesetzt, so sei doch kein Grund, den Haupthafen auch nach Kiel zu verlegen und dort eine große Festung zu bauen, da die Strandbatterien bei Friedrichsort und Möltenort allein schon genügten, der Flotte die Benutzung des östlichen Ausgangs des Kanals zu sichern. Bei Ausbruch eines Krieges könne die in Sonderburg ausgerüstete Flotte ihre Station in der Kieler Bucht mit aller Sicherheit einnehmen.

Laufe der Kanal bei Eckernförde aus, so werde diese Mündung wohl nicht schwieriger von Sonderburg als von Kiel zu erreichen sein. Alle politischen und strategischen Gründe könnten nicht rechtfertigen, der Marine einen Hafen aufzunötigen,

den sie nicht brauchen könne. Anderseits aber sei der Vorteil, Land- und Seestreitkräfte in den Herzogtümern, an einem Punkt, gesichert versammeln zu können, so groß, daß kleine Übelstände dagegen nicht ins Gewicht fallen dürften, und bloße Unbequemlichkeiten hinzunehmen sein.

Von diesem Standpunkt aus müsse die Beurteilung erfolgen.

In den Sitzungen der Kriegshafenkommission verteidigte Moltke noch einmal seine Meinung und schloß mit den Worten: „Vorerst wird es darauf ankommen, unserer Flotte baldigst eine solche Entwicklung zu geben, daß sie wenigstens den skandinavischen Flotten gewachsen ist, um ihnen gegenüber die Ostsee zu beherrschen. Diese Entwicklung kann sie auf längere Zeit hinaus nur in einem der schon vorhandenen Häfen der Herzogtümer nehmen."

Gegen Moltke wandte sich Admiral Jachmann hauptsächlich vom maritimen Standpunkt aus und gab zu bedenken, daß es unvorteilhaft sei, ein so großes Marineetablissement an ein so beengtes Fahrwasser zu legen und in eine Festung hineinzuzwängen, die ihrerseits wieder durch das Etablissement belästigt würde. Ferner sei von der Sonderburger Reede eine Entwicklung und ein Vorgehen der Flotte zur Offensive sehr erschwert, während man in Kiel die Ostsee und den großen Belt grade vor sich habe. Die technischen Verhältnisse der Sonderburger Reede seien außerdem sehr ungünstig.

Moltke erwiderte unter Festhaltung seiner Ansichten über die Wichtigkeit Sonderburgs: „Was dagegen der Kontreadmiral Jachmann über die maritime Seite der Frage gesagt hat, kann ich nicht widerlegen; ich schließe mich auch dem an, was über die allgemeinen Verhältnisse ausgesprochen ist. Unzweifelhaft verdienen bei Abwägung dieser Frage die Interessen der Flotte die größte Berücksichtigung. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Kiel bei weitem der vorzüglichere Hafen ist, einer der schönsten, die es gibt.

Ich glaube auch, daß eine Flottenstation besser geschützt durch eine Festung als in einer Festung liegt, wo sie vielfach in Abhängigkeit von den Fortifikationsbehörden und überhaupt von der Landarmee bleibt, während die Flotte notwendig eine selbständige Institution nicht unter, sondern neben der Armee werden muß."

„Sollte der Kanal zustande kommen und nach Kiel geführt werden, so würde unsere Flotte dort, da wir den Schutz eines Teiles der Nordseeküste bereits vertragsmäßig übernommen und faktisch die ganze Elb- und Wesermündung zu sichern haben werden, recht eigentlich vor der Mitte der ganzen zu verteidigenden Seefront stationiert sein. Endlich muß ich einräumen, daß der freien und ungehinderten Entwicklung der Marine ein Opfer selbst auf Kosten der Landverteidigung gebracht werden muß, welches jedoch möglichst zu beschränken sein wird."

Die Kommission entschied sich denn auch einstimmig für Kiel.

In betreff des Kanals betonte Admiral Jachmann, der außerdem Vorsitzender

einer Separatkommission für den Kanal war, daß die Handelsschiffahrt in sehr geringem Maße Nutzen von ihm haben und daß im Winter die Benutzbarkeit des Eises wegen kaum zu erwarten sein werde. Die hohen Kosten entsprächen außerdem nicht dem Vorteil im Kriegsfall, der an sich ja zweifellos sei. Jachmann wollte daher lieber das Geld für die Flotte verwenden.

General v. Moltke schloß sich dem auch an und fuhr fort: „Ich bin aber auch der Meinung, daß, wenn der Kanal vielleicht aus anderen Rücksichten zustande kommen sollte, er nur nach Kiel geführt werden darf,*) wenn die Flotte irgendwelchen Nutzen davon haben soll." Die Kommission dachte ebenso und war einstimmig der Ansicht, daß es für das Flottenetablissement von untergeordneter Bedeutung sei, wo der Kanal in die Kieler Bucht münde. Man entschied sich für Anlage der Marinebauten in Ellerbeck. Der Schlußbericht vom 21. November 1865 an den König betont die Notwendigkeit, für die kleine erst entstehende Marine die Etablissements nicht zu zersplittern. Kiel soll also gleichzeitig Flottenstation, Reparatur- und Konstruktionshafen werden. Der Hafen auf Rügen wird einer Zeit vorbehalten, in der vielleicht Preußen in seiner Verbindung mit Deutschland eine Flotte ersten Ranges aufstellen wird.

Der König entschied sich für Anlage des Etablissements zwischen Friedrichsort und Holtenau; Ellerbeck lag ihm zu nahe an Kiel; er fürchtete, das Etablissement könne dort zerstört werden, sobald die Stadt genommen sei.

Der Krieg von 1866 brachte die preußische Marine nicht zur Tätigkeit, hatte aber für sie die wichtige Folge, daß Preußen nun Alleinherrscher in Schleswig-Holstein wurde. Aus der preußischen Marine wurde eine norddeutsche und so wenigstens äußerlich ein Schritt weiter zur Schaffung einer deutschen Flotte getan.

Im April 1867 gehörte Moltke einer neuen Kommission**) für ein Marineetablissement bei Friedrichsort an.***) Auch beschäftigte er sich erneut mit der Küstenverteidigung†) und versuchte dabei, aus den Erfahrungen des amerikanischen Sezessionskrieges Folgerungen zu ziehen. Hier waren die gezogenen Geschütze im Seekriege zuerst praktisch verwertet worden; dabei hatten sich nach Moltkes Ansicht für den Kampf zwischen Strandbatterien und Schiffen ganz neue Gesichtspunkte ergeben: einmal, daß Flotten sich Küstenwerken gegenüber im Nachteil befänden und ferner, daß keine auch noch so starke Strandbatterie das bloße Vorüberfahren einer Flotte unbedingt hindern könne, falls nicht ein materielles Hindernis das Fahrwasser sperre.

---

*) Ähnlich 5. 12. 67. Befestigung des Kieler Hafens ist notwendig, dann ist auch der projektierte Kanal gesichert, der nicht bei Eckernförde, sondern bei Holtenau münden muß.

**) Außerdem: der Kronprinz, Prinz Adalbert, Generale v. Wasserschleben, v. Rieben (Direktor im Marineministerium), v. Podbielski, v. Mertens, Oberst Kloß.

***) Schließlich ist das Etablissement in Ellerbeck gebaut worden.

†) Denkschrift über Küstenverteidigung.

Wie wir uns erinnern, hatte Moltke das Verhältnis der Stärke der Landbatterien im Verhältnis zur Flotte bereits in Konstantinopel beschäftigt.

Seit dem Februar 1867 gehörte er dem Reichstage des norddeutschen Bundes an und ließ es sich hier und später im deutschen Reichstag angelegen sein, die Vorlagen der Regierung, insbesondere die zur Verstärkung und Vergrößerung der Armee und Flotte bestimmten, nach bester Überzeugung zu unterstützen.

1867 bewilligte der Reichstag eine 10 Millionen-Anleihe zu rascherer Entwicklung der Kriegsflotte und des Küstenschutzes. 1868 war es dem Eingreifen Moltkes wesentlich zu danken, wenn der Etat — 66 Millionen für die Armee, 1½ für Küstenverteidigung und 8½ für die Marine — bewilligt wurde. „Meine Herren“, sagte er am 15. Juni, „unsere Nachbarn wissen alle recht gut — auch die, welche so tun, als ob sie es nicht wüßten — daß wir sie nicht angreifen wollen, aber sie sollen auch wissen, daß wir uns nicht angreifen lassen wollen. Dazu brauchen wir Armee und Flotte“.*)

Zwei Tage später trat Moltke im Reichstag für die Führung des projektierten Kanals, wenn er zustande käme, nicht von Flensburg, was unausführbar sei, sondern vom Kieler Hafen aus nach der unteren Elbe, ein. Gleichzeitig gab er seinem Bedauern Ausdruck, daß man so lange nach Häfen gesucht habe, die so kostspielig seien, daß für die Flotte, die sie schützen solle, nichts übrig bleibe.

Mehrfach beschäftigte Moltke in den Jahren 1867 bis 1870 die vielfach befürchtete Möglichkeit einer französischen Landung und eines Vormarsches starker Kräfte auf Berlin. Wenngleich er es für sehr wahrscheinlich hielt, daß die Franzosen eine so mächtige Waffe, wie sie sie in der Flotte besaßen, nicht ungenutzt lassen würden und im ersten Stadium des Krieges mit geringen Kräften in der Nordsee landen und uns erhebliche Nachteile zufügen könnten, so hielt er doch ein Unternehmen in größerem Stile wie in früheren Jahren für so gut wie ausgeschlossen. Selbst wenn die französische Flotte, unbehelligt von der englischen und preußischen, stärkere Kräfte landen würde, so könnten diese nicht vor Ablauf von drei Wochen nach Verlassen der französischen Küste vor Berlin eintreffen. Die preußischen Küstenkorps wären dann jedenfalls noch in ihren Bezirken. Frankreich würde nicht 100 000 Mann auf das Abenteuer einer Landung ausschicken, wo ihm nur 300 000 Mann für einen Angriffskrieg zur Verfügung stünden. „Ich glaube nicht, daß wir das zu fürchten oder vielmehr zu hoffen haben.“ „Der größte Fehler wäre jedenfalls, wenn wir uns verleiten ließen, einen bedeutenden Teil unserer Armee zum Küstenschutz zurückzulassen und uns dadurch bei der Hauptentscheidung zu schwächen.“**)

Die Ereignisse des Jahres 1870 gaben Molte recht. Die Erfolge der deutschen

*) Denkwürdigkeiten 7, S. 50. 21.

**) Denkschrift über Küstenverteidigung, ohne Datum, anscheinend 1867. Militärische Korrespondenz 1870/71, Nr. 16, 18.

Landarmee ließen bei den Franzosen trotz der großen Überlegenheit ihrer Flotte den Gedanken an eine Offensive zur See überhaupt nicht aufkommen. 33 Panzer, 100 hölzerne Schlachtdampfer und 96 Transportschiffe konnten sie den norddeutschen Seestreitkräften — 12 größeren Kriegsschiffen, 21 Kanonenbooten, davon 3 Korvetten, 1 Kanonenboot auf auswärtigen Stationen*) — gegenüberstellen. Unmöglich durften die Deutschen sich auf offener See mit den Franzosen messen. Sie mußten sich darauf beschränken, ihre Kriegs- und Handelshäfen sowie die Flußmündungen zu schützen. Um so erfreulicher war der Sieg des Meteor bei Havana.

Der Feldzug hatte das Ideal Moltkes erfüllt: mit der Einigung Deutschlands gab es eine deutsche Flotte. Indes dem stolzen Namen entsprach nur in bescheidener Weise die Anzahl der Schiffe. Moltke hatte vor dem Feldzuge, wie erwähnt wurde, den Ankauf von Schiffen im Auslande wiederholt als natürlich hingestellt, um dem Mangel abzuhelfen. 1868 empfahl er,**) wie schon früher, ein Bündnis mit Dänemark, da wir dadurch neue Streitmittel zur See und freie Verfügung über unsere eigenen Kräfte gewönnen. Auch nach dem Feldzuge 1870/71 ist für Moltke in allen mit der Marine zusammenhängenden Fragen der Hauptgesichtspunkt: Vermehrung der Flotte! Mit prophetischem Blick sah er die Zukunft Deutschlands voraus; der Einigung aller deutschen Stämme im Reiche mußte die Entwicklung zur Weltmacht folgen. „Bauen wir unser Haus stark und fest, denn es kann Stürmen zu trotzen haben!"***) Diese Mahnung galt nicht nur dem Ausbau des Reichs auf dem Festlande, sondern auch der Gestaltung unserer Seemacht.

So ist es auch zu verstehen, daß Moltke am 23. Juni 1873 im deutschen Reichstage vorschlug,†) statt eines Kanals eine zweite Flotte zu bauen. Wenn der Staat 50 bis 60 Millionen Taler aufwenden wollte, so sah Moltke vom militärischen Standpunkte aus weniger ein Bedürfnis für den Kanalbau vorliegen als für die Vergrößerung der Flotte. Den Wert des Kanals zu unterschätzen, lag ihm ganz fern. Dieser blieb aber ein Kampfmittel zweiten Ranges. Fiel seine militärische Bedeutung somit für Moltke als ausschlaggebend fort, so mußte die volkswirtschaftliche entscheiden, und diese war seines Erachtens gering. Er selbst schreibt 10 Jahre später: „Im Reichstag habe ich mich aus volkswirtschaftlichen Gründen ablehnend gegen das Projekt verhalten, den Kanal aus Reichs- oder Staatsmitteln zu erbauen; und von anderer Seite wird es niemals geschehen, ohne dem Reich oder dem Staat eine äquivalente Belastung aufzuerlegen."††)

Moltke war trotzdem, wie aus verschiedenen Äußerungen hervorgeht, der schließ-

*) Preußisches Generalstabswerk 1, S. 25.
**) 28. 4. 68.
***) Denkwürdigkeiten 7, S. 20.
†) Denkwürdigkeiten 7, S. 28.
††) Creisau 16. 11. 83 an den Grafen Waldersee.

lichen Ausführung des Baues durch Privatunternehmer, eventuell mit staatlicher Unterstützung, im Grunde nicht abgeneigt, nur zweifelte er, wie gesagt, daran, ob sich der Kanal bei den großen Kosten rentieren würde. Konnten diese verringert werden und war die Rentabilität nachweisbar, so wäre er der letzte gewesen, der Ausführung Hindernisse in den Weg zu legen. Schon am 25. Januar 1870 schrieb er*) über ein Projekt Hoyer—Flensburg: zwar glaube er nicht, daß ein Kanal durch die Halbinsel sich im gewöhnlichen Sinne des Wortes rentieren könne. Wenn der Staat mit seinen Mitteln hinzutrete, so werde er dabei auch die staatlichen Zwecke ins Auge fassen, vor allem die Interessen der Marine, die die Richtung S. Margareten—Kiel wünschen ließen. Wenn man aber nachzuweisen vermöge, daß bei der Richtung Hoyer—Flensburg Millionen erspart würden, so könne das Projekt sehr wohl in Betracht treten.

„Der Ermittlung einer solchen Konkurrenzlinie werde ich sicherlich nicht durch unbegründete oder übertriebene Angaben entgegentreten, sondern sie, soweit ich kann, fördern, und wenn Material gebraucht wird, alles, was ich habe, mitteilen."

Auch 1878/79 steht Moltke einem Projekt des Herrn Dahlström in Hamburg, der eine Aktiengesellschaft unter Beteiligung Preußens oder des Deutschen Reiches bilden wollte,**) die Ausmündung des Kanals im Kieler Hafen vorausgesetzt, an sich sympathisch gegenüber: am 2. November 1878 hält er die Verwirklichung des Planes dann für möglich, wenn die mit den Schiffahrtsverhältnissen bekannten Kapitalisten der aufgestellten Rentabilitätsrechnung zustimmen. Am 26. Oktober 1879 hält der Feldmarschall den Kanalbau aus Privatmitteln für ausführbar, wenn das Baukapital wesentlich herabgesetzt und die Rentabilität nachgewiesen werden könne. „Ich bin weit entfernt, den Nutzen, auch den militärischen, in Abrede zu stellen." Dahlströms fortgesetzten Bemühungen wünscht Moltke Erfolg.

Im Frühjahr 1880 bezeichnet Graf Moltke***) einen Dockhafen für große Kriegsschiffe an der unteren Elbe als äußerst vorteilhaft für unsere Marine; nicht minder günstig würde ein für Kriegsfahrzeuge passierbarer Kanal von diesem nach dem Kieler Hafen sein. „Die Ausführung des einen wie des anderen Unternehmens kann vom militärischen Standpunkt nur als durchaus wünschenswert bezeichnet werden." Moltke bezweifelt allerdings, daß die Reichsregierung die daran geknüpften ziemlich unbestimmten finanziellen Bedingungen übernehmen würde. Die Konzession zu den Vorarbeiten und Plänen würde sie aber erteilen können, da nur auf Grund wirklicher Kostenanschläge sich der Aufwand an Mitteln übersehen lasse. „Ich kann meinerseits nur wünschen, daß neben dem unbestreitbaren militärischen Vorteil des Projekts noch die merkantilen sich günstig genug gestalten werden, um solide Unternehmer zu bestimmen, die dafür erforderlichen, jedenfalls sehr bedeutenden Geldmittel beizubringen."

*) An Manteuffel.
**) Beseke, Der Nordostseekanal S. 8. 9.
***) An das Allgemeine Kriegsdepartement.

Im Frühjahr 1881 hält Moltke*) einen großen Dockhafen bei Glückstadt und einen für Kriegsschiffe benutzbaren Kanal von der unteren Elbe nach der Kieler Bucht für die Freiheit der Bewegung unserer Flotte und sonach auch für die Landesverteidigung im allgemeinen von hohem und unbestrittenem Wert; die Ausführung dieser Projekte aus Mitteln des Reichs sei gerade nach erfolgter Einigung Deutschlands zweifellos erwünscht, es hätten sich aber bis jetzt weder die Regierung, noch Private dazu bereit erklärt.

Einer Bewerbung auswärtiger Kapitalisten um die Ausführung beider Unternehmen mit Beihilfe des Staates stand Moltke damals nicht ablehnend gegenüber, vorausgesetzt, daß die Interessen des Handels und der Schiffahrt unabhängig von fremder Einwirkung gestellt würden. „In militärischer Beziehung stehen dem Bau aus fremden Mitteln Bedenken nicht entgegen, da die Benutzung des Hafens wie des Kanals uns auch im Kriegsfall gesichert bleibt."

Im Sommer 1881 begannen nun auf Anregung des Ministers der öffentlichen Arbeiten kommissarische Beratungen über den Nordostseekanal, an denen als Vertreter der Militär- und Marineverwaltung Oberstleutnant Vogel v. Falckenstein teilnahm. Diesem gab der Feldmarschall eine Instruktion mit, die ein weiterer Beweis dafür sein dürfte, daß Moltke dem Projekte vom militärischen Standpunkte aus wohlwollend gegenüberstand, wenn er auch vom volkswirtschaftlichen Bedenken hatte. Immer aber ging er von der Voraussetzung aus, daß der Staat nur einen Teil der Kosten tragen wolle und dürfe.

Die Erörterung bei den Verhandlungen sollte sich auf die wirtschaftliche, militärische und maritime Bedeutung des Kanals und die danach zu bemessende Beteiligung des Staates an dem Unternehmen beziehen. In der Instruktion Moltkes heißt es: „Der militärische Nutzen eines Kanals von der unteren Elbe nach der Kieler Bucht, welcher die größeren Kriegsschiffe zu tragen vermag, ist augenfällig. Ein solcher Kanal bildet nicht nur die kürzeste, sondern auch eine völlig gesicherte Verbindung zwischen Nord- und Ostsee und gestattet unserer Marine mit ihren gesamten Kräften in dem einen wie in dem anderen Meere aufzutreten, während die Umschiffung der Nordspitze Jütlands verhindert werden kann, wenn dort eine feindliche Flotte auch nur einem unserer beiden Geschwader überlegen ist. Daß der Kanal nördlich des Platzes Kiel einen bedeutenden Terrainabschnitt bilden wird, kommt der lokalen Verteidigung zugute, wie denn überhaupt die projektierte Anlage vom rein militärischen Standpunkte aus nur befürwortet werden kann."

Für die jedenfalls sehr bedeutenden Kosten dürften die bereits vor 10 Jahren angefertigten Vorarbeiten des Geheimen Oberbaurats Wiebe einen wertvollen Anhalt bieten. „Schwieriger wird es sein, die Rentabilität des Unternehmens und den Nutzen

*) An den Minister der öffentlichen Arbeiten und des Handels.

zu ermitteln, den es der Schiffahrt, dem Handel und Verkehr zu gewähren vermag, um den Anteil zu bemessen, mit welchem der Staat die Ausführung zu ermöglichen haben wird."

Es ist zu beachten, daß Moltke, so warm er auch für den Kanal sich ausspricht, immer nur dessen Nutzen betont, niemals das Bedürfnis. Diesen Standpunkt vertrat auch Falckenstein in den Kommissionssitzungen. Ein Bedürfnis lag eben nach Moltkes Ansicht nur für Vergrößerung der Flotte vor. Nutzen hatte aber von der Ausführung des Projekts vor allem die Marine, erst an zweiter Stelle die Landesverteidigung. Deshalb schreibt der Feldmarschall auch am 23. 2. 82*): „Der Kanal ist im Kriegsfall in erster Linie für die Flotte bestimmt, so daß sich alle militärischen Einrichtungen den Bedürfnissen derselben unterzuordnen haben werden." Aus diesem Grunde hält Moltke es auch für empfehlenswert, irgend entbehrliche Forderungen für fortifikatorische Bauten zurückzustellen, um nicht das ganze Projekt zu gefährden.**)

Die bisherige Darstellung dürfte gezeigt haben, daß Graf Moltke keineswegs ein prinzipieller Gegner des Kanalprojekts war, daß er vielmehr unter gewissen Bedingungen für die Ausführung einer Nordostseeverbindung sich warm interessiert hatte.

Im Jahre 1883 traten Ereignisse ein, die Moltke veranlaßten, seine bisherige bedingte Befürwortung eines Kanalbaues aufzugeben.

Im Frühjahr war ein Wechsel in der Leitung der Admiralität eingetreten.***) Im Herbst forderte der Kriegsminister†) den Feldmarschall zu einem Gutachten über das Kanalprojekt auf, unter Beifügung einer Denkschrift der Admiralität. Beide Gutachten sollten für eine Besprechung des Reichskanzlers mit den beteiligten Ministern die sachliche Unterlage bilden; geplant war jetzt die Ausführung des Kanals aus Reichsmitteln.

Es ist wohl begreiflich, daß Moltke dieser Absicht von Anfang an wenig sympathisch gegenüberstand, nachdem er seit 20 Jahren der Überzeugung von der voraussichtlichen geringen Rentabilität des Projektes wiederholt Ausdruck gegeben und vor seiner Ausführung nur auf Staatskosten gewarnt hatte. Eine Verwirklichung des Planes mit Privatkapital hätte das Hauptrisiko den Kapitalisten überlassen. Der Staat sollte nach Moltkes immer wieder betonter Ansicht so viele Millionen lieber für Kriegsschiffe verwenden.

Ganz unabhängig von dieser rein volkswirtschaftlichen Auffassung war, wie gesagt, des Feldmarschalls Ansicht von dem Nutzen des Kanals in militärischer Beziehung; hier mußte die vornehmste Frage sein: Nützt er der Flotte? Diese

*) An das Allgemeine Kriegsdepartement.
**) 1. 2. 82.
***) General v. Caprivi war an Stelle des Generals v. Stosch getreten.
†) General v. Kameke.

Frage konnte unbedingt bejaht werden, und aus diesem Grunde befürwortete Moltke das Projekt, wenn es auf die von ihm allein für berechtigt angesehene Art, aus Privatmitteln mit staatlicher Beihilfe, ausgeführt würde.

Wäre der Nutzen des Kanals derart gewesen, daß ohne seine Ausführung die Entwicklung der Marine und die Verteidigungskraft Deutschlands gefährdet worden wäre, hätte also ein zwingendes und dringendes Bedürfnis vorgelegen, so würde Moltke unbedingt auch für Ausführung des Projektes allein auf Staatskosten eingetreten sein. Dann hätte das Wort des Prinzregenten vom Jahre 1859 an die Spitze der Vorlage gestellt werden müssen: „In einer Monarchie wie die unsrige darf der militärische Gesichtspunkt durch den finanziellen und staatswirtschaftlichen nicht geschmälert werden, denn die europäische Stellung des Staates, von der wieder so vieles andere abhängt, beruht darauf."*)

Ein Bedürfnis für den Kanal lag aber nach Moltkes Auffassung damals nicht vor.

Nun ging am 7. 11. 83 eine Äußerung der Admiralität, „die erste eingehende Kundgebung der Stellung der Marine",**) dahin, daß auf seiten der Marine selbst keine hinreichenden Motive vorlägen, um eine Ausgabe von 140 bis 150 Millionen Mark für den Kanal begründen zu können; werde der Kanal aber von anderer Seite gebaut, so sei das der Marine sehr willkommen. Die Interessen der Marine am Kanal seien eben sekundäre; sie würden, ähnlich wie Moltke 1873 eine zweite Flotte für das viele Geld vorgeschlagen habe, auf andere Weise mit geringerem Aufwand und mit sicherem Erfolge besser gewahrt.

Angesichts dieser Auffassung der obersten Marinebehörde fiel für Moltke das Hauptmotiv für die Befürwortung des Kanals, der Nutzen für die Flotte, fort. Damit hatte der Wert des Kanals für die Landesverteidigung, der so wie so ein sekundärer war, auch aufgehört, umsomehr, als Moltke die Bedenken, die er wegen der Verteidigung des Kanals bisher im Interesse seiner Ausführung zum Nutzen der Flotte zurückgestellt hatte, nicht geringe waren: die Zurücklassung von mobilen Truppen.

Moltke ist demnach sich selbst und der Auffassung, die er seit 20 Jahren vertreten hatte, treu geblieben,***) wenn er sich nunmehr gegen den Kanal erklärte: „Wenn nun aber jetzt der Chef der Admiralität aus Gründen, die mir einleuchtend erscheinen, einen sehr geringen oder vielmehr gar keinen Wert auf diese Seeverbindung legt, so vermag auch ich, vom Standpunkte der Landesverteidigung, nicht für deren Ausführung zu stimmen."†)

Moltke erfüllte nur seine Pflicht, wenn er der Auffassung der Marineleitung

*) 24. 11. 59 an den Kriegsminister v. Bonin.

**) Graf Waldersee an den Kriegsminister v. Bronsart I. 16. 1. 86.

***) Vgl. dagegen Fürst Bismarck „Gedanken und Erinnerungen" 2, S. 29/31.

†) 20. 11. 83 an das Allgemeine Kriegsdepartement.

nachgab, sie mußte für seine dienstliche Entscheidung maßgebend sein. Wenn er dann die Einladung zur Grundsteinlegung des Kanals im Jahre 1886 ablehnte, mit dem Hinweis darauf, daß er sich bekanntlich von Anfang an gegen das Projekt ausgesprochen habe, so war auch das ganz richtig, denn gegen eine staatliche Ausführung hatte er sich immer ausgesprochen und um die handelte es sich jetzt. Irgendwie den scheinbar wiederholten Umschwung seiner Auffassung zu rechtfertigen, lag nicht in Moltkes Natur; bei den Verhandlungen im Reichstage ergriff er nicht das Wort.

Es ist anzunehmen, daß der Feldmarschall von dem Werte des Nordostseekanals für Marine- und Landesverteidigung in den letzten Jahren seines Lebens wieder mehr überzeugt worden ist, wenn auch schriftliche Äußerungen darüber nicht bekannt sind. Ihm lag als Präses der Landesverteidigungskommission im Jahre 1889 ein Marinegutachten vor, das gewiß nicht ohne Eindruck auf den Feldherrn geblieben sein und ihn von dem Nutzen des Kanals erneut überzeugt haben wird: von seiner Wichtigkeit für die Flotte, die im Anfange eines Feldzuges je nach der Kriegslage in der Ost- oder Nordsee vereinigt werden, im Verlaufe der Operationen aber überraschend in einem der beiden Meere auftreten kann.

Gewiß aber würde es mehr nach Moltkes Sinne gewesen sein, wenn zunächst Millionen für die Vergrößerung der Marine ausgegeben worden wären und dann erst der Kanal zur Ausführung kam. Angesichts der Erfolge der Landarmee hätte sich Moltke ja über seinen Mißerfolg in den Bestrebungen für die Flottenvermehrung mit dem Worte trösten können: In magnis voluisse sat est. Bei aller kühlen Beobachtung der Dinge war aber dieser seltene Mann eine zu tiefan gelegte Natur; er empfand schmerzlich die Enttäuschungen, die ihm neben unerhörten Erfolgen das Leben brachte.

Sein Herz schlug warm für die Entwicklung der Flotte bis an sein Lebensende. Die Wichtigkeit, die er dem Zusammenwirken von Armee und Marine beilegte, erweist sich auch in der Heranziehung von Marineoffizieren zu verschiedenen Generalstabsreisen (1873, 1874, 1881), denen die Küstenverteidigung und die Befestigung von Kiel als Grundlage diente. In warmen Worten brachte Moltke auf der letzten Generalstabsreise (1881), die er überhaupt leitete, in Kiel ein Hoch auf die Marine aus, wobei er in kurzen Worten den Unterschied in der Tätigkeit der See- und Landstreitkräfte charakterisierte: „Sie, meine Herren Kameraden von der Marine, haben den hohen Beruf und die Aufgabe, Deutschlands Ehre in der weiten Welt zu vertreten und sein Ansehen zu wahren. Kehren Sie in die Heimat zurück, so ist es billig, daß Ihrer ein sicheres und behagliches Nest wartet, in dem Sie sich zu neuen Taten rüsten können. Dies Ihnen zu bereiten, sind die Offiziere des Großen Generalstabes hier anwesend. Wir von der Landarmee sehen nicht viel von der weiten Welt, unsere Grenzen sind uns gezogen. Manchmal zwar betreten auch wir benachbarte Länder . . ." *)

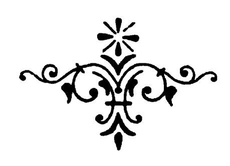
*) Denkwürdigkeiten 5, S. 290/1.

Wenn man von Moltke als Erzieher des deutschen Volkes sprechen darf, so ist es gewiß hier berechtigt, wo wir seine Tätigkeit für die Hebung der deutschen Seemacht verfolgen konnten. Wo immer auch der Feldmarschall in Beziehungen zur Marine trat und für ihre Entwicklung eintreten konnte, ließ er stets die nebensächlichen Fragen zurücktreten gegen den Hauptgesichtspunkt: Vergrößerung der Flotte. Vom Jahre 1857 an gelten seine Bemühungen dem einen Ziele: Beseitigung von Preußen-Deutschlands Ohnmacht zur See! Denn seine Stärke zur See ist Existenzbedingung. Und als er in drei Feldzügen erprobt hat, daß man zur Hauptentscheidung nie stark genug sein kann, da erscheint ihm die Verdopplung der Flotte erst recht wichtig, und mahnend erschallt sein Ruf: eine zweite Flotte!

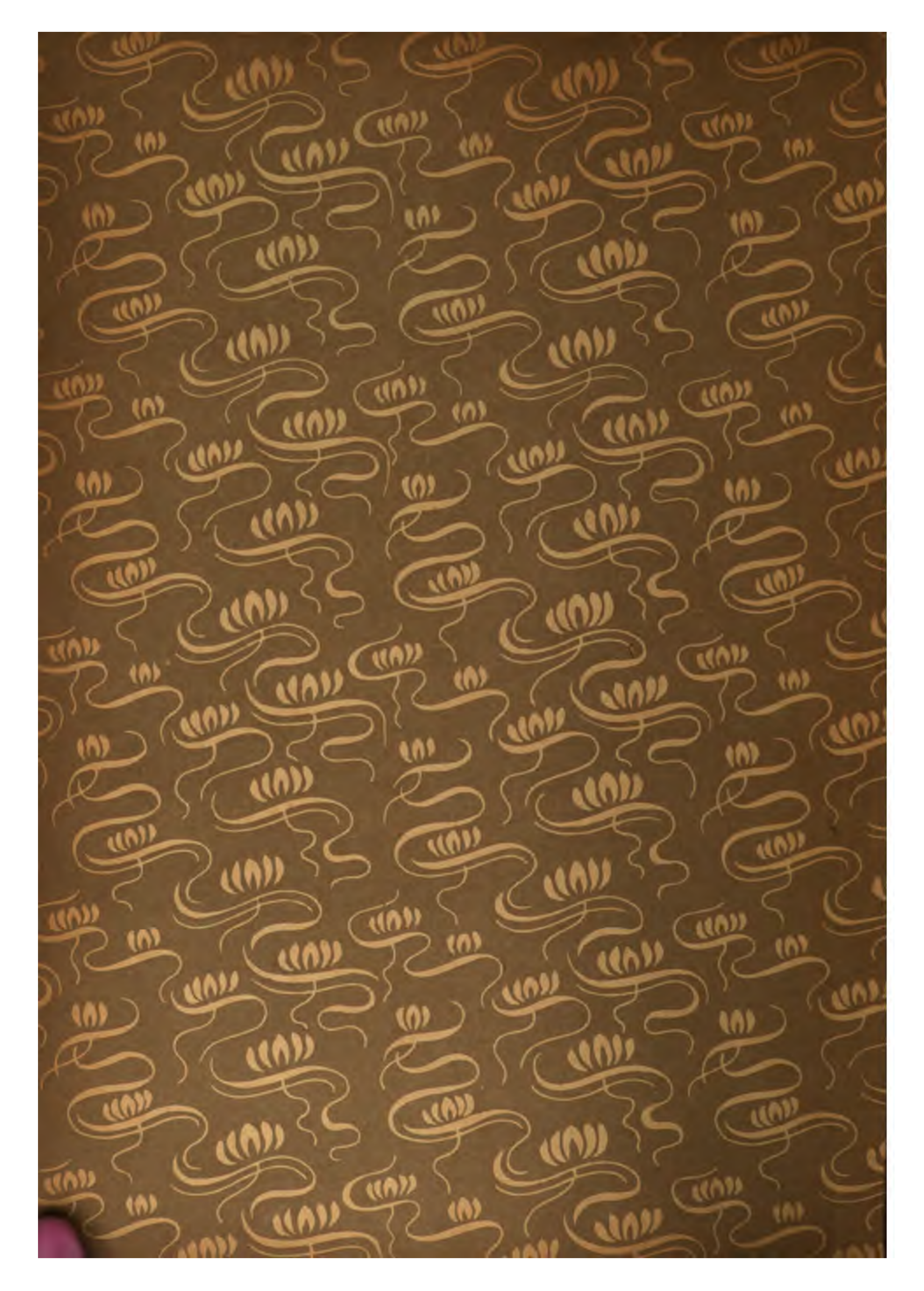
Die mächtige Entwicklung unseres Handels und unserer Industrie, ihre Erfolge auf dem Weltmarkt, die Vermehrung unseres Kolonialbesitzes und die Sicherung der Ruhe in ihm stellen an die Flotte immer wieder die höchsten Anforderungen. Mehr als je in der Vergangenheit wird die Unterstützung der Marine fern von Deutschland in unseren Besitzungen in Ostasien, Afrika und im Stillen Ozean verlangt. Prophetischen Blickes hat Moltke diese Entwicklung Deutschlands zur Weltmacht und die mit der Weltpolitik verbundenen gesteigerten Anforderungen an die Flotte vorausgesehen.

Binnen kurzem wird des Feldmarschalls Standbild enthüllt werden in der Nähe der Stätte seines amtlichen Wirkens, des Generalstabsgebäudes, und gegenüber dem neuen Palaste des deutschen Reichstages, dem er seine Kräfte außerhalb seines engeren Dienstbereichs, zum Nutzen des Reiches widmete. Wenn auch Moltkes Bild dauernder als Erz und Stein in dem Herzen der deutschen Armee und des deutschen Volkes eingegraben ist, so wird doch die Stätte, auf der es sich erhebt, in ganz besonderer Weise dazu beitragen, die Vielseitigkeit seines Wirkens hervortreten zu lassen, und nicht ungehört wird seine Mahnung, Deutschlands Stellung als Weltmacht zu wahren, aus der Vergangenheit herüberschallen in die Gegenwart und Zukunft.

v. Schmerfeld,
Hauptmann, zugeteilt dem Großen Generalstabe.



Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW12, Kochstr. 68—71.



Skizze 1.